

ity Libraries



491 288





LELAND · STANFORD · JUNIOR · VNIVERSITY



Friedrich Nietzsche

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1882;
Unterschrift aus dem Jahre 1885.

1870

1870

1870

1870

Übersetzungsrecht vorbehalten.

1901

WASSEL 1901



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY



93
NG 77280

21446040 102443

FRAGILE

DO NOT PHOTOCOPY

This material is fragile and
must be handled with care.

5245



Friedrich von ...

Hier das Photographie ...
Anzeige aus dem ...

Das Leben
Friedrich Nietzsche's

Von

Elisabeth Förster-Nietzsche

Zweiter Band
Zweite Abtheilung

IN THE LIBRARY

Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1904.

•

Übersetzungsrecht vorbehalten.

170010

◆

WASSEL GEOMETRIE

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite III
-------------------	--------------

II. Abtheilung: Der einsame Wanderer.

XIX.	Capitel.	Neue Wege	547
XX.	"	Die Entstehung der „Morgenröthe“	560
XXI.	"	Die ewige Wiederkunft	575
XXII.	"	Die Entstehung der „Fröhlichen Wissenschaft“	586
XXIII.	"	Bittere Erfahrungen	597
XXIV.	"	Die Entstehung von „Also sprach Zarathustra“. I. Theil	421
XXV.	"	Die Entstehung von „Also sprach Zarathustra“. II. und III. Theil	452
XXVI.	"	Zwischenzeiten	476
XXVII.	"	Zarathustra-Gedanken, Studien und Stimmungen	510
XXVIII.	"	Der vierte Theil des „Zarathustra“	557
XXIX.	"	Weib, Liebe und Ehe	555
XXX.	"	„Jenseits von Gut und Böse“	588
XXXI.	"	Rückblicke	636
XXXII.	"	„Der Wille zur Macht“	679
XXXIII.	"	„Der Wille zur Macht“ (Fortsetzung)	767
XXXIV.	"	Im Verkehr und mit sich allein	816
XXXV.	"	Das letzte Arbeitsjahr	845
XXXVI.	"	Rückblick auf Gesundheit und Krankheit	898
XXXVII.	"	Krankheit und Tod	925

Diese neue Ausgabe des Bandes II (2. Halbband, Schlußband der Biographie) ist fast völlig unverändert geblieben. Nur die auf S. 481 ff. abgedruckten Briefe haben eine Abänderung erfahren, weil seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe ein neuer Brief aufgefunden wurde, der eine Anzahl für Friedrich Nietzsche charakteristischer Stellen enthält. Um diesen Brief aufnehmen zu können, mußten mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum einzelne minderbezeichnende Teile der Briefe fortbleiben.

Vorwort.

Es sind acht Jahre vergangen, seit die erste Abtheilung des vorliegenden Bandes erschienen ist, und dieser lange Zwischenraum fordert wohl eine Entschuldigung. In der That sollte damals der Schluß der Biographie schon im folgenden Jahre erscheinen. Die Fortsetzung dazu war bereits begonnen, aber schwere Schicksale unterbrachen die Arbeit auf mehrere Jahre. Den Winter 1896/97 hatte ich zwei liebe Kranke, Mutter und Bruder zu pflegen; Ostern 1897 starb unsere liebe Mutter und bald darauf siedelte ich mit meinem theuren kranken Bruder nach Weimar über. Die nächsten Jahre waren ganz allein seiner Pflege gewidmet, und erst längere Zeit nach seinem Tode (25. August 1900), der meine Gesundheit sehr erschüttert hatte, konnte ich wieder an die Fortsetzung der biographischen Arbeit denken. Mitten darin oder eigentlich schon gegen das Ende hin, sah ich ein, daß es unmöglich war, die Biographie in die Welt zu schicken, ohne einen Versuch zu machen, die Gesamtanschauung Friedrich Nietzsche's darzustellen. Dadurch wurde wiederum die Arbeit auf lange Zeit unterbrochen, denn ich gewahrte, daß ich zu diesem Versuch einer Darstellung seiner Gesamtanschauung seine sämtlichen eigenhändigen Manuskripte, mindestens die vom Jahre 1880 an, selbst durchstudieren mußte, was bei meinen überaus kurzfristigen Augen eine sehr mühevolle und anstrengende Arbeit war. Die Manuskripte haben oft in ihren ersten Niederschriften eine viel persönlichere Form als später und geben deshalb dem Biographen deutlichere Aufschlüsse als die endgültigen Veröffentlichungen.

Bis zum XXVI. Capitel habe ich trotzdem die Citate fast durchweg nach dem Wortlaute der Veröffentlichungen gebracht, später aber die zweiten und dritten Niederschriften vor der Veröffentlichung zuweilen bevorzugt, sodaß es mir ganz unmöglich wäre, genau anzugeben, wo jetzt die endgültigen Formen dieser Citate in den Bänden stehen. Das werden mir die Herren Gelehrten vielleicht übel vermerken, aber gewiß nur solche, die von den Schwierigkeiten bei der Bearbeitung der Manuskripte im Nietzsche-Archiv keine Ahnung haben. Seit 10 Jahren wird nun an dem gesammelten Manuskript-Material gearbeitet (nicht immer mit dem glücklichsten Erfolg), aber jedenfalls dauert es mindestens noch einmal 10 Jahre, ehe diese Manuskripte, die noch immer nicht erschöpfte Goldschächte sind, vollständig bearbeitet und die Varianten zu den Veröffentlichungen 2c. 2c. geordnet sein werden. —

Mit welchen Schwierigkeiten dieser Schlußband verknüpft war, kann sich Niemand vorstellen! Ich mußte den Inhalt der Gesamtausgabe, von mehr als tausend gedruckten und ungedruckten Briefen und von hundert Manuskriptheften, Mappen und Notizbüchern ungefähr im Kopf haben. Wie oft sagte ich mir, daß es eine Arbeit sei, die meine Kräfte weit überstieg — und doch half es nichts: sie mußte beendet werden, ich mußte mich durchkämpfen. Aber bei der Darstellung von der Gesamtanschauung Friedrich Nietzsches, die ich als einen Auszug des „Willens zur Macht“ S. 696—759 und S. 767—815 gebe, schien es mir richtiger ihn ganz allein mit seinen eigenen Worten sprechen zu lassen, wie sie bereits veröffentlicht sind, oder noch veröffentlicht werden. Ich selbst habe nur die Anordnung dazu gethan, auf Grund der gewissenhaftesten Manuskriptstudien, brieflichen Mittheilungen und tausend persönlichen Erinnerungen, die mir den Fingerzeig gaben, wie der Autor seine Hauptansichten aufgefaßt haben wollte. Für diese Zusammenstellung und für den gesammten Inhalt der Biographie trage ich allein die Verantwortung, mit Ausnahme aller jener mit Namen und Anführungsstrichen bezeichneten Stellen.

Ich hoffe, daß man mir noch einmal, lange Zeit nach meinem Tode, wenn das Archiv eine öffentliche Institution geworden sein wird, die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß ich

nicht durch Zuneigung verblindet, sondern auf Grund der gewissenhaftesten Untersuchungen und beweisender Dokumente diese Lebensgeschichte verfaßt habe.

Eine weitere Hauptschwierigkeit war für mich, den Charakter meines Bruders zu schildern, denn ich mußte mich mit allem Urtheilen sehr zurückhalten, um nicht als befangen und unglaublich würdig zu erscheinen. So habe ich nur erzählt und citirt, meinem Geschmack nach etwas zu ausführlich, aber ich war ja genöthigt alle Aktenstücke beizufügen und Manches an verschiedenen Stellen sogar zu wiederholen, weil es unter anderen Gesichtspunkten, eine neue Beleuchtung erhielt. Die Wahrheit über Nietzsche scheint noch so unbekannt zu sein, daß man nur mit dem ausführlichsten Beweismaterial überzeugen kann. Wer könnte aber auch diesen Charakter so schildern, wie er wirklich gewesen ist? Nur ein Genie fände die richtigen Worte.

Im „Jenseits von Gut und Böse“ giebt es eine Charakterzeichnung einer räthselhaften Persönlichkeit: „Das Genie des Herzens, wie es jener große Verborgene hat, der Versucher-Gott und geborene Rattenfänger der Gewissen, dessen Stimme bis in die Unterwelt jeder Seele hinabzusteigen weiß, welcher nicht ein Wort sagt, nicht einen Blick blickt, in dem nicht eine Rücksicht und Falle der Lockung läge, zu dessen Meisterschaft es gehört, daß er zu scheinen versteht — und nicht das, was er ist, sondern was denen, die ihm folgen, ein Zwang mehr ist, um sich immer näher an ihn zu drängen, um ihm immer innerlicher und gründlicher zu folgen: — das Genie des Herzens, das alles Laute und Selbstgefällige verstummen macht und horchen lehrt, das die rauhen Seelen glättet und ihnen ein neues Verlangen zu kosten giebt, — still zu liegen wie ein Spiegel, daß sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele —; das Genie des Herzens, das die tölpische und überraschte Hand zögern und zierlicher greifen lehrt; das den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süßer Geistigkeit unter trübem, dicken Eise erräth und eine Wünschelruthe für jedes Korn Goldes ist, welches lange im Kerker vielen Schlammes und Sandes begraben lag; das Genie des Herzens, von dessen Berührung jeder reicher fortgeht, nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gute beglückt und bedrückt, sondern reicher an sich selber, sich neuer als zuvor,

aufgebrochen, von einem Chauwinde angeweht und ausgehorcht, unsicherer vielleicht, zärtlicher, zerbrechlicher, zerbrochener, aber voll Hoffnungen, die noch keinen Namen haben, voll neuen Willens und Strömens, voll neuen Unwillens und Zurückströmens — — aber was thue ich, meine Freunde? Von wem rede ich zu Euch? Vergaß ich mich soweit, daß ich Euch nicht einmal seinen Namen nannte?“

Mein Bruder nennt diesen großen Verborgenen: Dionysos, — aber glaubt es mir, meine Freunde, das ist nur ein Pseudonym, in Wahrheit heißt er: Friedrich Nietzsche.

Weimar d. 15. Oktober 1904.

Am sechzigsten Geburtstage meines theuren Bruders.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

II. Abtheilung.

Der einsame Wanderer.

„Meine Seele selber ist diese Flamme:
unerfättlich nach neuen Fernen
lodert aufwärts, aufwärts ihre stille Gluth.
Was floh Zarathustra vor Thier und Menschen?
Was entlief er jäh allem festen Lande?
Sechs Einsamkeiten kennt er schon —
aber das Meer selbst war nicht genug ihm einsam,
die Insel ließ ihn steigen, auf dem Berg wurde er zur Flamme,
nach einer siebenten Einsamkeit
wirft er suchend jetzt die Angel über sein Haupt.

Verschlag'ne Schiffer! Trümmer alter Sterne!
Ihr Meere der Zukunft! Unausgeforschte Himmel!
nach allem Einsamen werfe ich jetzt die Angel:
gebt Antwort auf die Ungeduld der Flamme,
fangt mir, dem Fischer auf hohen Bergen,
meine siebente, letzte Einsamkeit! — —“

NIX. Capitel.

Neue Wege.

1879. Winter. Ich bin nicht mehr, das
ist ein Winter, es ist ein Winter,
nicht mehr, es ist ein Winter, es
ist ein Winter, es ist ein Winter.

Der Winter in Naumburg 1879 ist dem manchem Bruder immer als der bedeutendste Tiefpunkt seiner Gesundheit bezeichnet worden. Deshalb hat er auch dieser guten Stadt wegen ihrer lieblichen Lage und ihren herrlichen Spaziergängen mit denen sich so schöne Erinnerungen seiner Jugend verbinden doch ein recht unfreundliches Andenken bewahrt. Als früher einmal von einer Zusammenkunft die Rede war schrieb er: Aber nicht in Naumburg. Ihr wißt es bekommt mir schlecht und der Ort hat Nichts in meinem Herzen was für ihn spricht. Ich bin dort nicht geboren und niemals heimisch geworden. Was ihm in jenem Winter so besonders schick war ein Genosse seiner Gedanken und schüchtern auftauchenden Hoffnungen der ihn auf dem neuen Weg seiner Entwicklung auf welchem er nur zögernd und „zitternd“ gieng befürcht und ermutigt hätte. Denn wie er sehr richtig an einen jughaften jungen Freund schreibt:

„Es ist seltsam zu beobachten: wer vom herkömmlichen Allertweltsweg frühzeitig abweicht: um seinen rechten Weg zu gehn, hat immer das halbe oder ganze Gefühl eines Exilierten und von den Menschen Verurtheilten und Entschenen: diese Art schlechten Gewissens ist das Leiden der selbständig Guten. Das Heilmittel ist — was meinen Sie? — ein großer Erfolg bei eben Denen, welchen man aus dem Wege gegangen ist.“ —

Über gerade der Erfolg fehlte, und fehlte von Jahr zu Jahr immer mehr. Der einzige Lichtblick im ganzen Winter war das im vorigen Capitel erwähnte Erscheinen des „Wanderers und sein Schatten“, der ihm wenigstens einige Briefe der alten Freunde brachte, die mit der alten Wärme und Innigkeit geschrieben waren und über das Gefühl der inneren Differenz mit Zartheit hinweg zu kommen suchten.

Unsere liebe Mutter war trotz ihrer großen Liebe und Fürsorge nicht gerade ermuthigend für ihren Sohn. Es war ihr so unangenehm, daß er sich mit Ideen beschäftigte, die ihm nur Feinde machen konnten, und so rieth sie ihm immer auf das Herzlichste: „Ach, bleib' doch bei Deinen Griechen!“ Die Beschäftigung mit ihnen hielt sie für etwas Harmloses. Rührend ist es mir nun, daß mein Bruder in der That dieser Aufforderung gewissermaßen nachkam, indem er seine früheren griechischen Studien ordnete und die im Jahr 1873 begonnene Schrift „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ daraufhin prüfte, ob sie sich vielleicht auf Grund weiterer vorhandener Aufzeichnungen ohne zu große Mühe vollenden ließe. Da ich diesen Winter, wie schon im vorigen Capitel erzählt ist, in der Schweiz zurückgehalten war und mich nicht los machen konnte, so sieng mein Bruder an, unserer Mutter, die eine sehr hübsche Handschrift hatte, zu dictiren, und zwar gerade, um ihr Freude zu machen, ein Vorwort zu jenem Werk über die griechischen Philosophen. Zur weiteren Vollendung dieses Werkes ist er aber nicht gekommen; er empfand dieses Zurückgreifen auf ältere Arbeiten, dieses Stillstehen auf seiner Bahn als einen geistigen Rückgang, als eine Schwäche und entschuldigte sich später immer damit, daß er damals wirklich geglaubt habe, dem Tode nahe zu sein und es deshalb für richtig gehalten hätte, die Reste seiner Litteratur auf eine posthume Veröffentlichung anzusehen.

Obgleich nun mein Bruder immer von diesem Winter in Naumburg eine ungemein traurige Schilderung entwarf, so darf man nicht etwa annehmen, daß er seine Leiden äußerlich gezeigt und morose im Bett oder auf dem Sopha gelegen hätte. Unsere Mutter machte stets eine vollständig andere Schilderung von jenem winterlichen Aufenthalt und Zusammensein in Naumburg. Sie behauptete, daß er, außer an den Kopf-

schmerztagen, immer ganz heiter und gefaßt gewesen wäre. Was ihn aber innerlich so besonders quälte, und wovon natürlich nur er allein wußte, war eine unproductive und entmuthigte Stimmung. Er schob sie hauptsächlich auf die klimatischen Verhältnisse Naumburgs, den Grad der Luftfeuchtigkeit *ic.*, von welchen Eigenschaften er annahm, daß sie einen deprimirenden Einfluß auf ihn und ähnlich Geartete ausübten, und schreibt deshalb einem Freunde: „Das Klima dieser Städte ist ein Widerspruch mit unsern productiven Fähigkeiten und diese beständige Qual macht uns krank“. Es scheint mir, daß erst jetzt eine Wissenschaft zur Geltung kommt, welche die Beschaffenheit der Luft, des Bodens und des gesammten Klimas als ungemein wichtig, ja als die Hauptursache für das Wohlbefinden eines Menschen, für den Leib sowohl, als für den Geist bezeichnet. Mein Bruder hat sich schon damals sehr eifrig mit solchen Untersuchungen beschäftigt:

„Mit der Frage der Ernährung ist nächstverwandt die Frage nach Ort und Klima. Es steht Niemandem frei, überall zu leben; und wer große Aufgaben zu lösen hat, die seine ganze Kraft herausfordern, hat hier sogar eine sehr enge Wahl. Der klimatische Einfluß auf den Stoffwechsel, seine Hemmung, seine Beschleunigung, geht so weit, daß ein Fehlgriff in Ort und Klima Jemanden nicht nur seiner Aufgabe entfremden, sondern ihm dieselbe überhaupt vorenthalten kann: er bekommt sie nie zu Gesicht. Der animalische Vigor ist nie groß genug bei ihm geworden, daß jene in's Geistigste überströmende Freiheit erreicht wird, wo Jemand erkennt: das kann ich allein . . . Eine zur schlechten Gewohnheit gewordne noch so kleine Eingeweide-Trägheit genügt vollständig, um aus einem Genie etwas Mittelmäßiges, etwas „Deutsches“ zu machen; das deutsche Klima allein ist ausreichend, um starke und selbst heroisch angelegte Eingeweide zu entmuthigen. Das Tempo des Stoffwechsels steht in einem genauem Verhältniß zur Beweglichkeit oder Lahmheit der Füße des Geistes; der „Geist“ selbst ist ja nur eine Art dieses Stoffwechsels. Man stelle sich die Orte zusammen, wo es geistreiche Menschen giebt und gab, wo Witz, Raffinement, Bosheit zum Glück gehörten, wo das Genie fast nothwendig sich heimisch machte: sie haben alle eine ausgezeichnet trockne Luft. Paris,

die Provence, Florenz, Jerusalem, Athen — diese Namen beweisen Etwas: das Genie ist bedingt durch trockne Luft, durch reinen Himmel, — das heißt durch rapiden Stoffwechsel, durch die Möglichkeit, große, selbst ungeheure Mengen Kraft sich immer wieder zuzuführen. Ich habe einen Fall vor Augen, wo ein bedeutend und frei angelegter Geist, bloß durch Mangel an Instinkt-Feinheit im Klimatischen, eng, verkrochen, Specialist und Sauertopf wurde. Und ich selber hätte zuletzt dieser Fall werden können, gesetzt, daß mich nicht die Krankheit zur Vernunft, zum Nachdenken über die Vernunft in der Realität gezwungen hätte. Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Übung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese und bei einer kurzen Reise schon, etwa von Turin nach Mailand, den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit physiologisch bei mir nachrechne, denke ich mit Schrecken an die unheimliche Thatsache, daß mein Leben bis auf die letzten zehn Jahre, die lebensgefährlichen Jahre, sich immer nur in falschen und mir geradezu verbotenen Orten abgespielt hat. Naumburg, Schulpforta, Bonn, Leipzig, Basel — eben so viele Unglücks-Orte für meine Physiologie.“

Anfang Februar 1880 kam Dr. Paul Rée auf einige Wochen nach Naumburg, um meinem Bruder Gesellschaft zu leisten; aber selbst dieser Freund, der ihm in der damaligen Zeit sehr angenehm war, vermochte ihn dort nicht länger zurückzuhalten. Am 12. Februar machte er sich nach dem Süden auf, blieb einige Tage in Bozen, fand es aber dort noch sehr rauh, sodaß er nach Riva weiterreiste. Von diesem so ungemein anziehenden Ort und seiner Umgebung war er sogleich sehr eingenommen, entsprach er doch durchaus jenen Vorstellungen, die er schon Jahre zuvor in sich getragen hatte. Im letzten Winter, als wir zusammen in Basel waren, 1877/78, hatte ich ihm nämlich die reizende Stifetersche Erzählung „Zwei Schwestern“, die in der Nähe des Gardasees spielt, vorgelesen. Schon damals faßten wir den Plan, dort einmal eine Zeit zu verleben. Nun schrieb er mir, daß er Alles so gefunden habe, wie wir es uns in jenem Winter geträumt hatten, und daß er auch sogleich eine solche Kahnfahrt auf dem Gardasee unternehmen wolle, wie sie Stifter so bezaubernd geschildert habe. Ich kann mir nicht versagen, diese Schilderung

zu bringen, nur muß man sich jetzt dabei vorstellen, daß Nietsche es ist, der im Tachen liegt, und von Bucht zu Bucht gleitet und die Gegend mit den Augen Stifter's bewundert.

„Für Freunde landschaftlicher Natur und Entwicklung ist eine solche langsame, von häufigem Anhalten unterbrochene Fahrt an den Ufern bei weitem vorzüglicher, als eine längs der Mitte des Sees, wo alles, was schön ist, nur in allgemeinen Bildern unentfaltet vorüberrückt. Wir fuhren stets an den Gestaden. Bald war es ein großer, unermesslich scheinender Fels, den wir umschifften und der wie ein Stück Alpe in das seichte Fahrwasser des Sees geworfen schien. An seinem Körper spielten die grauen Lichter und die violetten Schatten, und an seinem Fuße plauderten oder flüsterten die Wellchen, die unbemerkt und unablässig an seinem Korne wuschen. — Ein andermal war es wieder eine blendende Sandbank, die gegen das Dunkelblau des Wassers hinausgieng. Hinter ihr klomm das reine Grün empor, das wieder oben in Felsen übergieng, die dann bläulich in die noch blauere, fast funkelnde Luft hineindämmerten. Oft stach eine solche Zunge gleichlaufend mit dem Ufer weit in den See hinaus, und jenseits derselben lag das ruhigste, dunkelblaueste Wasser wie ein geborgenes Band an dem Gürtel des Gestades dahin. Wenn wir dann in die Langbucht einfuhren, so entwickelte sich eine Hütte, ein Häuschen, ein Landsitz, wo wir früher nur einen mattgrauen oder schwachweißen Punkt gesehen hatten. — Wenn wir manchmal eine Wand sahen und meinten, sie sei weithin die glatteste, rissenloseste Mauer, so that sie sich, wenn wir an ihr entlang fuhren, auf einmal auf und trug in ihrer Faltung eine niedersteigende, von dichtem Buschwerk bewucherte Furche, in der das klarste, glasdurchsichtigste Alpenwasser niederströmte. Und wenn wir dann um die Sandhügel, die sich herauschoben, herumfuhren und in die Bucht einlenkten, die sich darstellte, so sahen wir, daß der Schauplatz sehr groß sei und an seinem Rande statt des grünen Wucherwerkes, welches wir erblickt hatten, riesengroße schöne Bäume trug und in mancher Ecke noch ein aus rohen Steinen oder Stämmen zusammengefügtes Fischerhäuschen barg.“

Bald hatte mein Bruder auch die Freude, seinen amanuensis und jungen Freund Peter Gast bei sich zu haben; sie wohnten

zusammen in der Villa Tempe. Wenn ihm nun auch seine Gesundheit gebot, viel allein zu sein, so hatte er doch jetzt Jemand, mit dem er von seinen Gedanken reden, ja, welchem er gelegentlich auch dictiren konnte. Es litt ihn aber nicht lange Zeit in Riva; denn die Schilderung, die Gast von Venedig machte, lockte ihn dorthin, noch dazu er sich die letzten Wochen in Riva weniger gut, als im Anfang befand. So reiste er denn am 12. März 1880 schon mit Gast nach Venedig, das er bis dahin noch nicht gekannt hatte, welches aber von nun an einer seiner Lieblingsaufenthalte werden sollte. Gerade diese Vorliebe für Venedig, die er stets bewahrt hat, scheint mir die Forderung der Trockenheit der Luft, die mein Bruder sonst für sein Wohlbefinden als unumgänglich nöthig empfand, nicht als die einzige Klimabeschaffenheit, die ihm wohlthat, zu beweisen. Gewiß werden wissenschaftliche Forschungen in dieser Richtung uns noch manches Neue lehren.

Mein Bruder schreibt am 15. März: „Vorgestern Abend kam ich in Venedig an, die letzte Woche in Riva war ich sehr leidend. Hier wohne ich gut, ruhig und habe einen warmen Ofen; der Marcusplatz ist in der Nähe. Gestern schön, aber kalt, doch konnte ich Nachmittags im freien Kaffee trinken, bei Musik, Alles war mit Fahnen geschmückt, und die Tauben von San Marco flogen friedlich umher.“ Diese erste Wohnung war nur provisorisch; er schreibt am 17. März: „Heute beziehe ich die neue Wohnung, so gelegen, daß ich einen langen schattigen Spaziergang, circa 20 Minuten, am Ufer habe und vom Fenster frei auf's Meer blicke (in der Stadt war mir's zu bedrückt). Mein Zimmer ist 22 Fuß hoch, 22 Fuß breit und 25 Fuß lang, mit schönem Marmor, eine Prachttreppe führt hin; dabei aber die sonderbarste Dürftigkeit.“ Der Aufenthalt in Venedig ergötzte ihn sehr. Am 2. April schreibt er: „Meine Lieben, es ist der erste Regentag in Venedig und ich spüre ihn etwas — aber im Ganzen thut mir der Ort viel wohler als Riva. Die Lebensweise ist sehr gut eingerichtet, ich werde vielleicht den Sommer hier bleiben. Gast liest mir vor, er kommt $\frac{1}{4}$ nach 2 Uhr und abends $\frac{1}{2}$ 8, jedes Mal auf 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunde. Die hohen Räume und die Stille kommen meinem Schlaf zu Gute, auch habe ich die Meerluft aus erster Hand, noch nicht durch Venedig verdorben.“ Aber in diesen Stunden, von denen mein Bruder

sagt, daß Gast ihm vorliest, wurde eigentlich mehr dictirt, und wenn mein Bruder sich verhältnißmäßig so günstig über seine Gesundheit ausspricht, so ist das nur ein Zeichen, daß die productive Stimmung, die schon in Riva erwacht war, ihn nun wiederum auf das Stärkste erfüllte. Diese Zeit in Venedig, von Mitte März bis Anfang Juni ist gewissermaßen als der Anfang seiner neuen Geistesrichtung zu bezeichnen. Die Dictate „Ombra di Venezia“ genannt, beweisen es. Mit ihnen beginnen die Aufzeichnungen zur „Morgenröthe“. Hier zeigt sich zum ersten Male die Lehre von den Trieben, die den Intellect sowohl wie die Moralität bedingen, die Theorie taucht auf, daß alle Wahrheit einen rein perspectivischen Grundcharakter besitzt, selbst die Lehre vom Willen zur Macht, als dem innersten Kern des gesammten Naturgesetzes, sehen wir schon in embryonaler Weise angedeutet. Auch poetisch fühlt er sich dort vielfach angeregt. Kein Wunder also, daß sich mit Venedig immer der Begriff von etwas Entzückendem für meinen Bruder verband, waren ihm ja doch dort zuerst jene grundlegenden Gedanken gekommen, deren Aufbau seine ganze Zeit bis zum Ausgang des Jahres 1888 in Anspruch nehmen sollte. Immer war es dieser Ort, der ihn mit seinem Zauber zu sich lockte.

„Die Tauben von San Marco seh' ich wieder:
 Still ist der Platz, Vormittag ruht darauf.
 In sanfter Kühle schick' ich müßig Lieder
 Gleich Taubenschwärmen in das Blau hinauf —
 Und locke sie zurück,
 Noch einen Keim zu hängen in's Gefieder
 — mein Glück! Mein Glück!

Du stilles Himmels-Dach, blau-licht, von Seide,
 Wie schwebst Du schirmend ob des bunten Bau's,
 Den ich — was sag ich? — liebe, fürchte, neide . . .
 Die Seele wahrlich tränk' ich gern ihm aus!
 Gäb' ich sie je zurück? —
 Nein, still davon, Du Augen-Wunderweide!
 — Mein Glück! Mein Glück!“

Indessen war die Absicht, den Sommer in Venedig zu bleiben, nicht ausführbar, da sich starke Hitze und auch die lästigen

Mosquitos einstellen. So machte er sich in der zweiten Hälfte des Monats Juni auf, um wieder nordwärts zu ziehen und einen waldigen, schattigen Ort zu suchen. Einer seiner Bekannten, oder wohl gar ein Arzt, hatte ihm gerathen, Marienbad zu gebrauchen. Da nun mein Bruder zu seinem eigenen Bedauern nur zu leicht geneigt war, solchen Rathschlägen zu folgen, so gieng er schließlich nach manchen vergeblichen Versuchen, etwas Anderes zu finden, dorthin. Es war gewiß für ihn eine ganz verkehrte Kur; jedenfalls fühlte er sich dort weniger gut, als in Venedig, und war sehr geneigt, späterhin allerhand Scherze über seine Thorheit zu machen, daß er sich dorthin begeben hatte. Er schildert in wenigen Worten seinem Venediger Genossen, P. Gast, den Marienbader Zustand am 18. Juli 1880:

„Mein lieber Freund, noch immer denke ich täglich einige Male an die angenehme Venediger Verwöhnung und an den noch angenehmeren Verwöhner und sage nur, daß man's eben nicht lange so gut haben darf und daß es ganz recht ist, jetzt wieder Eremit zu sein und zehn Stunden des Tages als solcher spazieren zu gehen, fatale Wässerchen zu trinken und ihre Wirkung abzuwarten. Dabei grabe ich mit Eifer in meinem moralischen Bergwerke und komme mir dabei mitunter ganz unterirdisch vor — es scheint mir jetzt so, als ob ich inzwischen den leitenden Gang und Ausweg gefunden hätte; indessen will so etwas hundertmal geglaubt und verworfen sein.“

Er wohnte übrigens nicht in Marienbad selbst, sondern in der Nähe in einem alleinstehenden Haus, das ein Zielpunkt für Spaziergänger war, und Eremitage genannt wurde. Der Ort war sehr malerisch und hatte etwas Düsteres, Geheimnißvolles; übrigens durchaus nicht mit Unrecht, denn es passirten schließlich dort recht unangenehme Geschichten. Mein Bruder schreibt am 19. Juli: „Jetzt haben wir im Hause Trübsal; der Besitzer ist plötzlich in's Gefängniß geschafft worden, Gensdarmen kamen und gruben eine Druckmaschine für falsche Banknoten aus, Haus-suchung und viel Jammer hinterdrein. Die arme Frau ist seit 3 Tagen in der vollsten und tiefsten Verzweiflung.“ Er versuchte, die Arme und ihre Kinder zu unterstützen und ihren Jammer zu erleichtern; aber er war doch froh, daß seine Kur zu Ende gieng, denn das mit Schutzleuten umgebene und be-

wachte Haus war gewiß kein angenehmer Sommeraufenthalt. Man fahndete nämlich noch nach einer zweiten Druckmaschine für gefälschte Banknoten, oder dazu gehörigen Formen und Typen, deren Versteck der Schuldige nicht angeben wollte.

Eigentlich wollte mein Bruder nun nach dem Thüringer Wald gehen, schließlich wurde es aber doch Naumburg. Jedenfalls war der Herbst die Jahreszeit, in welcher ihm selbst Naumburg gut bekam. Die Vorarbeiten an der „Morgenröthe“ schritten rüstig vorwärts. Nicht etwa daß mein Bruder davon gesprochen hätte, aber während unsrer gemeinschaftlichen Spaziergänge hatte er einen so stillvergnügten Ausdruck, den ich von anderen productiven Zeiten her so wohl an ihm kannte. Die große Bewunderung, die ich für einige seiner neuen Gedanken aussprach, machte ihm ersichtlich Freude. Ich war ja eigentlich meiner ganzen Entwicklung nach (nicht meinen Jahren nach) viel zu jung und unerfahren, um die ungeheuren Consequenzen seiner Probleme zu ahnen, aber mein Instinct lehrte mich, daß sich hier ganz neue Horizonte aufthaten, und daß mein Bruder einem Ziele zustrebte, dessen Größe noch nicht zu erkennen war. Zuweilen beschrieb er es andeutungsweise, daß ein Unbewußtes in ihm ihn vorwärts triebe, oft gegen seinen eigenen Willen, und jedenfalls oft gegen alles Das, woran sein verehrendes Herz so unendlich gern festhalten wollte. Rührend schildert er diesen Zustand und seine Sehnsucht nach Sympathie der Umgebung in der letzten Woche seines Aufenthaltes in Marienbad in einem Briefe an Peter Gast:

. . . „Ich für meinen Theil leide abscheulich, wenn ich der Sympathie entbehre; und durch nichts kann es mir z. B. ausgeglichen werden, daß ich in den letzten Jahren der Sympathie Wagner's verlustig gegangen bin. Wie oft träume ich von ihm und immer im Stile unsres damaligen vertraulichen Zusammenseins! Es ist nie zwischen uns ein böses Wort gesprochen worden, auch in meinen Träumen nicht, aber sehr viele er-muthigende und heitere, und mit niemandem habe ich vielleicht so viel zusammen gelacht. Das ist nun vorbei — und was nützt es, in manchen Stücken gegen ihn Recht zu haben! Als ob damit diese verlorne Sympathie aus dem Gedächtniß gewischt werden könnte! — Und Ähnliches habe ich schon vorher erlebt,

und werde es vermuthlich wieder erleben. Es sind die härtesten Opfer, die mein Gang im Leben und Denken von mir verlangt hat — noch jetzt schwankt nach einer Stunde sympathischer Unterhaltung mit wildfremden Menschen meine ganze Philosophie, es scheint mir so thöricht, Recht haben zu wollen um den Preis von Liebe, und sein Werthvollstes nicht mittheilen zu können, um nicht die Sympathie aufzuheben. Hinc meae lacrimae. —“

Wenn mein Bruder seine Wandlungen „Überwindungen“ nennt, so sind das gewiß nicht schöne Worte, sondern im Gegentheil, es ist ein viel zu milder Ausdruck für das, was er dabei erlitten hat. Er hat seine ganze Tapferkeit nöthig gehabt, um nicht von seinem Wege abzuirren und sich zu Zugeständnissen verführen zu lassen, die ihm sein liebeverlangendes Herz wünschenswerth erscheinen ließ, ihn aber niemals sein Ziel hätten erreichen lassen. In dem Jahr 1886 blickt er auf jene Zeit der Loslösung von 1876—81 aus dem gewohnten und lieben Kreis seiner besten Freunde zurück und schreibt:

„Nachdem ich endlich ruhiger geworden war, obschon durchaus nicht billiger und versöhnlicher, löste ich mich langsam und ohne Unart aus meiner bisherigen „Gesellschaft“ und gieng auf die Wanderschaft, — krank, lange Jahre krank. Eine große, immer größere Loslösung — denn philosophische Menschen treiben das Einzelne gern in's Allgemeine — eine willkürliche „Entfremdung“ war in jener Zeit meine einzige Labfal: ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und verehrtesten Dinge und Menschen um und sah mir ihre Kehrseite an, ich that das Umgekehrte mit Allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am besten geübt hat. Es war ein böses Spiel: ich war oft krank daran — aber mein Entschluß blieb stehen: ich „zerbrach mein verehrendes Herz“ selber und sah mir noch seine zerbrochenen Stücke und deren Kehrseiten an, — nicht ohne vielerlei neue Lust und Neugierde: denn man ist in dem Grade grausam als man der Liebe fähig ist. Endlich kam ich, Schritt vor Schritt, zu der letzten Forderung meiner inwendigen Härte: ich setzte mir die beste Miene zu meinem bösen Spiele auf, lachte allen „Pessimismus“ bei mir aus und wehrte mich boshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit und Ein-

samkeit einen Antheil haben könnten: „vorwärts, sagte ich mir, eines Tags wirst du gesund sein; heute genügt es, sich gesund zu stellen! Der Wille zur Gesundheit ist schon das allerbeste Heilmittel!

„Darauf machte ich zum ersten Mal meine Augen auf — und sah alsbald viele Dinge und viele Farben der Dinge, wie sie ängstliche Eckensteher und um sich besorgte Geister, die immer zu Hause geblieben sind, niemals zu sehen bekommen. Eine Art Vogel-freiheit, eine Art Vogel-Umblick, eine Art Mischung von Neugierde und Verachtung, wie sie Jeder hat, der unbetheiligt ein ungeheures Vielerlei überseht — das war endlich der erreichte neue Zustand, mit dem ich es lange aushielt. Ein „freier Geist“ und nichts mehr: so fühlte, so nannte ich mich damals; und ich war wirklich das Gegenstück derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn, — mich giengen lauter Dinge an, die mich nicht mehr — ‚bekümmerten‘.“

Aber keiner der alten Freunde machte ihm Muth zu dem „neuen Zustand“! Der Einzige, der es immer mit frohem, aufrichtigen Herzen that und in schönen, tiefempfundenen Briefen ausdrückte, war Peter Gast. Man darf nie vergessen, daß mein Bruder nichts weniger als selbstbewußt war, wenigstens nicht in den Zeiten, wo kein neues Buch seiner Vollendung harnte, oder eben herausgekommen war. In jenen Zwischenzeiten war ihm Ermuthigung unbedingt nöthig, und da sie ihm viel zu wenig zu Theil wurde, mußte er die Kraft zu seinem neuen Wege nur aus sich selbst schöpfen. Er schreibt in sein Notizbuch:

„Es ist sehr schwer, ein frohes Selbstbewußtsein aufrecht zu erhalten, wenn man auf eigenen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir werth sind, da müssen wir den Andern glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurtheilen können, eben weil wir auf unbekanntem Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen den frohen, ermuthigenden Zuruf. Die Einsamen werden sonst düster und verlieren die Hälfte ihrer Tüchtigkeit, und ihre Werke mit ihnen.“

Unsere damaligen, herbstlichen Spaziergänge sind mir noch in der schönsten Erinnerung, weil mein Bruder so beredt und heiter war, und unsere gemeinsamen Expeditionen in die Um-

gend Naumburgs so fröhlich wie in alten Zeiten ausfielen. Als er sich nun im October wieder nach Italien begeben wollte, war ich außerordentlich betrübt, daß ich seine wundervoll anregende Unterhaltung entbehren mußte. Er versprach mir darauf, Aufzeichnungen für mich niederzuschreiben, damit ich an seinen Gedankengängen auch in der ferne Antheil nehmen könnte. Zwei kleine Hefte mit den im Format passenden Briefumschlägen legte ich ihm zu diesem Zweck in seine große Briefftasche, die sonst nur noch Legitimationspapiere enthielt. Diese kleinen Hefte waren später nicht mehr aufzufinden, sodaß mein Bruder behauptete, sie an mich abgesandt zu haben. Sie waren aber mit der Briefftasche in einem alten Kock stecken geblieben, den er seiner Wirthin in Genua mit anderen Sachen zur Aufbewahrung übergeben hatte. Niemand hatte wieder danach gefragt und nur durch Zufall entdeckte ein junger Gelehrter 1898, dem die ehemalige Wirthin von Nießsche erzählt hatte, den Inhalt der Briefftasche. Die Aufzeichnungen jener Hefte geben nun ein besonders deutliches Bild der inneren Vorgänge jener Zeit, sodaß es sehr zu beklagen ist, daß ich sie damals nicht erhalten habe. Auch die vorhergehende Bemerkung entstammte jenen kleinen Notizheften.

Am ergreifendsten darin ist mir der Gedankengang eines unausgeführten Buches, in welchem er seine eigenen innersten Erlebnisse und Umwandlungen vor und nach der Entstehung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ und die darauf folgende Weiterentwicklung schildert.

„Passio nova oder Von der Leidenschaft der Redlichkeit.

„Plan.

1. Cap. Wir glauben, es sei der Gegensatz einer Leidenschaft: aber es thut wohl, und deshalb beginnen wir den Kampf gegen die Leidenschaft zu Gunsten der Vernunft und Gerechtigkeit. Wir Arglosen!

2. Cap. Wir entdecken plötzlich, daß es alle Merkmale der Leidenschaft selber trägt. Wir leiden bei dieser Erkenntniß, wir trachten nach dem ungetrübten, morgenstillen Lichte des Weisen. Aber wir errathen: auch dieses Licht ist leidenschaftliche Bewegung, aber sublimirt für Grobe unerkennbar.

3. Cap. Wir suchen uns der Knechtschaft zu entziehen, wir beugen uns anderen Leidenschaften (Kunst). Wir suchen sie durch Zerlegung zu tödten, durch Ableitung ihres Ursprungs. Wir entdecken dabei, wie überhaupt Leidenschaften entstehen, wie sie veredelt werden und wirken.

4. Cap. Die Rückwirkung von außen beginnt: alles, was wir selber dagegen eingewendet haben, um uns los zu machen, alle unsere Irthümer kehren von außen her auf uns los, als Zerfall mit Freunden u. s. w. Es ist eine neue und unbekannte Leidenschaft. Ihre düstere Seligkeit! sie läßt uns tragen! sie wirkt Einsamkeit, sie enthüllt uns die Denker.“

Am 8. October verließ mein Bruder Naumburg und begab sich nach einer durch schlechtes Wetter und Unwohlsein mißglückten Reise über Frankfurt, Heidelberg, Locarno nach dem Lago Maggiore, wo er sich, eigentlich gegen seinen Willen, für einige Wochen niederließ, im Grunde nur, um die nachgesandten Bücherkoffer abzuwarten. Er schreibt am 14. October: „Das Wetter bringt mir überall Landregen und Scirocco. Ich bin erstaunt, wie wenig südlich dieser See ist, gar nicht zu vergleichen mit dem Gardasee.“ Seine sämtlichen Nachrichten von dort klingen unbefriedigend: „Es geht melancholisch-geduldig weiter, böse Tage und bessere eingestreut. Immer ist es mir zu kalt, mir graut vor dem Winter mehr denn je. Gestern bei starkem Weststurm und reinem Himmel war der See wirklich südlich, aber nicht der Wärme nach.“ Und einige Wochen später: „Immer noch Zustand der Erbärmlichkeit, doch habe ich vorgestern einen Spaziergang voll Ruhe gemacht, ohne Freude, aber ohne Schmerzen. Es ist kühl und nebelig.“ In einem der erwähnten kleinen Hefte macht er folgende Aufzeichnung, die so recht seine damalige Stimmung in Stresa bezeichnete: „Man wird älter, es ist mir schwer, mich von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen. Ich habe fehlerhafte Linien bei Sorrent gesehen. Die bleichsüchtige Schönheit des lago maggiore im Spätherbst, welche alle Linien vergeistigt und die Gegend halb zur Vision macht, entzückt mich nicht, aber redet traulich-traurig zu mir — ich kenne dergleichen nicht nur aus der Natur.“

XX. Capitel.

Die Entstehung der „Morgenröthe“.

Motto: „Aber in der einsamsten Wüste geschieht die zweite Verwandlung: zum Löwen wird hier der Geist, Freiheit will er sich erbeuten und Herr sein in seiner eignen Wüste.“

Zarathustra I.

Da uns die melancholischen Nachrichten aus Stresa beunruhigt hatten, fragte ich bei ihm an, ob nicht einer seiner Freunde vielleicht frei wäre, zu ihm zu kommen. Davon wollte er aber durchaus nichts wissen, und am 24. November schreibt er: „Meine Lieben, ich mache wieder den Versuch, ein Leben zu finden, das mit mir selber harmonisch ist, und glaube, es sei auch der Weg zur Gesundheit; mindestens habe ich auf allen andern Wegen bisher meine Gesundheit nur eingebüßt. Ich will mein eigener Arzt sein und dazu gehört bei mir, daß ich mir selber im tiefsten treu bin und auf nichts Fremdes mehr hinhöre. Ich kann nicht sagen, wie sehr die Einsamkeit mir wohl thut. Glaubt ja nicht, daß es meine Liebe zu Euch verringere! Helft mir vielmehr, meine Einsiedelei verborgen zu halten: nur so kann ich mich selber in jedem Sinne fördern (und zuletzt vielleicht auch Andern nützlich werden). Hier, die große bewohnte Meerstadt, an der jährlich über 10000 Schiffe anlanden — die giebt mir Ruhe und für-mich-sein. Dazu eine Dachstube mit ausgezeichnetem Bett: einfache gesunde Kost (alles habe ich vereinfacht), Meeresluft, unentbehrlich für meinen Kopf; Wege mit herrlicher Pflasterung, und für November eine allerliebste Wärme! (Viel Regen leider).“

Diese Dachstube, von der er so erfreut schreibt, hatte er erst nach viermaligem Wechsel gefunden, sie lag in der Salita delle Battistine 8 in der Nähe des öffentlichen Gartens Villetta di Negro. Er beschreibt den Weg zu seinem Dachstübchen am 5. December: „Ja gegangen wird viel! Auch gestiegen! Denn ich habe, um in mein Dachstübchen zu kommen, 104 Stufen zu steigen, und das Haus selber liegt sehr hoch, in einer steilen Palast-Straße, die wegen ihrer Steilheit und weil sie auf eine große Treppe ausläuft, sehr still ist und etwas Gras zwischen den Steinen hat.“

Das Genueser Leben machte ihn von Woche zu Woche mehr Vergnügen, besonders auch deshalb, weil er sich dabei dem Studium des Volkes hingeben konnte. Er hatte schon in den letzten Jahren in Basel immer darüber geklagt, wie wenig er eigentlich die Menschen kenne und nun gar die niederen Schichten des Volkes, und im Herbst 1880, als er in Naumburg war, fragte er immer unsre Mutter: „wie lebt nur eigentlich das Volk? ich möchte auch einmal so leben“, was unsre Mutter immer sehr ergötzlich fand. Sie behauptete, daß Alles, was das Volk aße und was es gern möchte, dem Geschmack unseres Fritz gerade entgegengesetzt wäre. Es aße Kartoffeln und fettes Fleisch und tränke den ganzen Tag schlechten Kaffee oder wohl gar Schnaps; „ach, das ist nur in Deutschland!“ entgegnete Fritz. Richtig war es nun, daß er die Lebensweise des Genueser Volks und dessen Lieblingsgerichte (natürlich Zwiebel und Knoblauch ausgenommen) sehr sympathisch fand. J. B. die verschiedenen Arten der Zubereitung des risotto, der maccaroni und die mancherlei südlichen Gemüse, die man in der damaligen Zeit noch wenig bei uns kannte, wie Tomaten, Finocchi, Artischocken und dergleichen. Auch lebte er manchmal tagelang hauptsächlich von getrockneten Südfrüchten und stellte sich mit diesen immer bereiten Früchten und einem Gericht, das er sich auf einer praktischen kleinen Spiritusmaschine kochte, ein kleines Diner zusammen. Er war ungemein stolz auf seine Haushaltungskünste, da er ja sonst nie im Leben Gelegenheit gehabt hatte, sie auszuüben. Er schreibt: „Gestern habe ich auf meiner Maschine ein Genueser Gericht unter Anleitung meiner Wirthin gekocht, und siehe, es war vortrefflich! Hauptbestandtheil: Artischocken und Eier.“ Seine Genueser Wirthin pflegt noch jetzt zu erzählen, wie freundlich er mit allen Haus-

genossen verkehrt, und wie gütig er an allen ihren kleinen Leiden und Freuden theilgenommen habe. Sie nannten ihn auch „il santo“ oder „il piccolo santo“, wobei sie gewiß an einen jener freundlichen Vermittler dachten, denen sie gewohnt waren, ihr Herz auszuschütten und nicht an jene starren, unerbittlichen, großen Heiligen, die mit Höllestrafen drohen. Meinem Bruder machte es viel Vergnügen, daß ihn die Leute als einen heiligen Fürsprecher betrachteten, er fügt aber in seinem Notizbuch hinzu: „Ich glaube, daß viele von uns, wenn sie mit ihren enthalt samen, mäßigen Sitten, ihrer Sanftmuth, ihrem Sinn für's Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt werden würden.“

Er selbst wußte auch noch manche rührende, kleine Geschichte von seinen Hausgenossen zu erzählen, von zarten Aufmerksamkeiten, die sie ihm erwiesen hatten, in dem Glauben, daß mein Bruder ein ganz armer Heiliger sei, z. B. schenkten sie ihm Kerzen für seine stillen Abende. Vielleicht machte den Leuten das sanfte und geduldige Ertragen seiner Leiden den größten Eindruck. Die Wirthin erzählt heute noch, daß er auf die Frage nach seinem Befinden immer gesagt habe: „sono contento, ich bin zufrieden.“ Seinem Herzen that dieses schlichte Vertrauen und die Zuneigung dieser einfachen Leute, ebenso wie die ganze Lebensweise, ungemein wohl. Er beschreibt in den oben erwähnten privaten Aufzeichnungen sein damaliges Ideal:

„Eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die Andern, dadurch daß er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen concurrirt und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlieh, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen Andere. Ein leichter Schlaf, ein freier ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang außer mit dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation — die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrliehen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglichst selbstbereitete oder der Bereitung leicht entbehrende.“

Die Lage Genua's, die ganze Art seines Aufbaues, seine stolze, kühne Vergangenheit, von der noch die herrlichen Paläste Zeugniß ablegen, Alles entzückte und interessirte ihn. Er schreibt:

„Ich habe mir diese Stadt, ihre Landhäuser und Lustgärten und den weiten Umkreis ihrer bewohnten Höhen und Hänge eine gute Weile angesehen; endlich muß ich sagen: ich sehe Gesichter aus vergangenen Geschlechtern — diese Gegend ist mit den Abbildern kühner und selbstherrlicher Menschen übersäet. Sie haben gelebt und haben fortleben wollen — das sagen sie mir mit ihren Häusern, gebaut und geschmückt für Jahrhunderte und nicht für die flüchtige Stunde: sie waren dem Leben gut, so böse sie oft gegen sich gewesen sein mögen. Ich sehe immer den Bauenden, wie er mit seinen Blicken auf allem fern und nah um ihn her Gebauten ruht und ebenso auf Stadt, Meer und Gebirgslinien, wie er mit diesem Blick Gewalt und Eroberung ausübt: alles dies will er seinem Plane einfügen und zuletzt zu seinem Eigenthume machen, dadurch, daß es ein Stück desselben wird. Diese ganze Gegend ist mit dieser prachtvollen unersättlichen Selbstsucht der Besitz- und Beuteluft überwachsen; und wie diese Menschen in der ferne keine Grenze anerkannten und in ihrem Durste nach Neuem eine neue Welt neben die alte hinstellten, so empörte sich auch in der Heimat immer noch Jeder gegen Jeden und erfand eine Weise, seine Überlegenheit auszudrücken und zwischen sich und seinen Nachbar seine persönliche Unendlichkeit dazwischen zu legen. Jeder eroberte sich seine Heimat noch einmal für sich, indem er sie mit seinen architektonischen Gedanken überwältigte und gleichsam zur Augenweide seines Hauses umschuf.“

Er begann allmählich Genua und seine gesammte Umgebung nicht nur zu bewundern, sondern wirklich zu lieben. Früh schon zog er in's freie hinaus mit einer kleinen Umhängetasche, in welcher er einige Bücher, Notizhefte, Brod und Südfrüchte mit sich trug. Er hatte köstliche stille Punkte mit weiten Ausblicken zum Ruhen und Denken gefunden: „wenn die Sonne scheint, gehe ich immer auf einen einsamen Felsen am Meere und liege dort unter meinem Sonnenschirm, still, wie eine Eidechse, vor mir Meer und reiner Himmel.“ Oft blieb er Nachmittags

dort liegen bis die Sonne sank und sich die tiefe abendliche Stille über die ganze Bucht von Genua ausbreitete. Wie genoß er dieses große Schweigen!

„Hier ist das Meer, hier können wir der Stadt vergessen. Zwar lärmten eben jetzt noch ihre Glocken das Ave Maria — es ist jener düstere und thörichte aber süße Lärm am Kreuzwege von Tag und Nacht — aber nur noch einen Augenblick! Jetzt schweigt alles! Das Meer liegt bleich und glänzend da, es kann nicht reden. Der Himmel spielt sein ewiges stummes Abendspiel mit rothen, gelben, grünen Farben, er kann nicht reden. Die kleinen Klippen und Felsenbänder, welche in's Meer hineinlaufen, wie um den Ort zu finden, wo es am einsamsten ist, sie können alle nicht reden. Diese ungeheure Stummheit, die uns plötzlich überfällt, ist schön und grausenhafte, das Herz schwillt dabei.“ —

Aus allen Aufzeichnungen jener Zeit klingt ein zuerst schüchtern und dann immer kräftiger empor wachsendes festes Vertrauen auf die Zukunft heraus, dazu eine glückliche abwartende Stimmung allem Kommenden gegenüber. Er ist von der Sehnsucht erfüllt, alle Gedanken, Worte, Handlungen mit der gleichsam unbewußt in ihm wachsenden Ideenwelt, mit seinem Werke in Verbindung zu bringen: „Dies ist die rechte idealische Selbstsucht: immer zu sorgen und zu wachen und die Seele still zu halten, daß unsere Fruchtbarkeit schön zu Ende gehe! So, in dieser mittelbaren Art, sorgen und wachen wir für den Nutzen Aller; und die Stimmung, in der wir leben, diese stolze und milde Stimmung, ist ein Öl, welches sich weit um uns her auch auf die unruhigen Seelen ausbreitet.“ Jene Wintermonate December, Januar, Februar 80/81 gehören zu den productivsten und deshalb glücklichsten Zeiten seines Lebens. Nicht etwa, daß seine Gesundheit schon vollständig wieder hergestellt gewesen wäre, aber die Migräneanfalle kamen seltener und ließen ihm dazwischen genug Zeit seine Gedanken zu Ende zu denken, auszuarbeiten und niederzuschreiben, sodaß das Schaffensglück alles Andere überwog. Er sieht seinen Weg und sein Ziel deutlicher vor Augen und mit ganz anderen Empfindungen als die Jahre zuvor, immer noch nicht ganz sicher, aber mit einem entzückten Schauder, daß er trotz aller Gefahren unbewußt

auf den rechten Weg gekommen sei. „Dieser Gang ist so gefährlich! Ich darf mich selber nicht anrufen, wie ein Nachtwandler, der auf den Dächern lustwandelt, ein heiliges Unrecht hat, nicht bei Namen genannt zu werden. ‚Was liegt an mir!‘ Dies ist die einzige tröstende Stimme, die ich hören will.“

So sieht er sich selbst und dem Weg, den seine Philosophie nimmt, mit einer Art von Erstaunen zu, und fragt sich: „Wohin will diese ganze Philosophie mit allen ihren Umwegen? Thut sie mehr, als einen stäten und starken Trieb gleichsam in Vernunft zu übersetzen, einen Trieb nach milder Sonne, heller und bewegter Luft, südlichen Pflanzen, Meeres-Athem, flüchtiger Fleisch-, Eier- und Früchtenahrung, heißem Wasser zum Getränke, tagelangen stillen Wanderungen, wenigem Sprechen, reinlichen und fast soldatischen Gewohnheiten, kurz nach allen Dingen, die gerade mir am besten schmecken, gerade mir am zuträglichsten sind? Eine Philosophie, welche im Grunde der Instinkt für eine persönliche Diät ist? Ein Instinkt, welcher nach meiner Luft, meiner Höhe, meiner Witterung, meiner Art Gesundheit durch den Umweg meines Kopfes sucht?“ — —

In diesen Monaten entstand die „Morgenröthe“, das erste jener Bücher, welche Nietzsche in seiner ganzen Eigenart und Vollkommenheit zeigen. Hatte schon „der Wanderer und sein Schatten“ im Jahre vorher Töne angeschlagen, die im „Menschlichen, Allzumenschlichen“ noch nicht erklingen waren, so bringt nun „die Morgenröthe“ zum ersten Male jene Accorde, die für Ewigkeiten bei dem Namen Nietzsche erklingen werden. Am 26. Januar schickte er an den treuen Jünger und Freund Peter Gast in Venedig ein violett gebundenes Buch mit der Bitte, das Druckmanuscript daraus abzuschreiben. Bald kam es wunderschön geschrieben von Venedig zurück, sodaß mein Bruder ganz entzückt über die „Schönheit und männliche Anmuth“ dieses Manuscriptes war. „Ich las und gieng einige Stunden spazieren, voller inniger Gedanken gegen Sie und die Natur. Es scheint mir ein gehaltvolles Buch, aber es ist schwer. In den Morgenstunden dieses herrlichen Februars habe ich noch einen Nachtrag gemacht —.“ Da sich nun Gast sehr bereit erklärt hatte, diesen Nachtrag auch abzuschreiben, so antwortet mein Bruder etwas zaghaft: „Lieber,

armer Freund, vergeben Sie mir! Das Manuscript des Nachtrags ist stärker geworden, als es billig ist, in Hinsicht auf Sie! Ich bitte Sie inständig, helfen Sie mir diesmal noch, und tragen Sie es mir nicht nach, daß ich etwas thue, was wie eine Unverschämtheit aussieht! Machen Sie meine Sache einmal zur Ihrigen — es mußte Mehreres in das Buch hinein, der Horizont desselben wollte rund werden, und ich war in der rechten Verfassung, bei diesem herrlichen Vorfrühling! So ist es geschehen, was im Hinblick auf Ihre Freundschaft vielleicht hätte unterlassen werden sollen! — . . .“

Am 13. März 1881 schickt er das Manuscript zur „Morgenröthe“ an den damaligen Verleger, E. Schmeitzner in Chemnitz, und schreibt:

„Werthester Herr, hier ist das Manuscript — es kostet mich einen bitteren Entschluß, es aus den Händen zu geben. — Es werden gegen 16—18 Druckbogen sein. Nach dem Titelblatt folgt ein Blatt mit der Aufschrift: Erstes Buch. — Es sind 5 Bücher. — Als Norm für die Raum-Eintheilung betrachte ich „Menschliches, Allzumenschliches“. Ja nicht eng zusammendrucken! Der Fehler des Buches ist so schon, daß die wesentlichsten Gedanken zu dicht sich folgen. Nun aber Eile! Eile! Eile! Ich will von Genua fort, sobald ich das Buch fertig habe und sitze bis dahin auf Kohlen. Helfen Sie! Treiben Sie Herrn Oschaz! Kann er mir nicht ein schriftliches Versprechen machen, daß bis spätestens Ende April (das Buch hier in meinen Händen ist — fertig und vollkommen? — Zu gleicher Zeit geht ein Bogen an Herrn Gast nach Venedig und ein Bogen an mich nach Genova (poste restante) ab. Die Blätter und Blättchen des Manuscripts sind roth numerirt. Vier- oder fünfmal ist auch die Rückseite beschrieben. Lieber Herr Schmeitzner, wir wollen Alle diesmal unsre Sache so gut als möglich machen. Der Inhalt meines Buches ist so wichtig! Es ist unsre Ehrensache, in nichts es fehlen zu lassen, daß es würdig und makellos zur Welt kommt. — Ich beschwöre Sie, um meines Namens willen, jegliche Reklame zu unterlassen. Und manches Andere versteht sich von selber, sobald Sie selber erst das Buch gelesen haben. Mit den wärmsten Wünschen (aber einigem Herzklopfen) zc.“

Er hielt den Druck der „Morgenröthe“ vor Allen, mit Ausnahme des Mithelfers Peter Gast, längere Zeit geheim. Endlich schreibt er mir am 10. April 1881: „Meine liebe liebe Lisbeth, einen so guten Brief muß ich mit etwas Gutem beantworten. Also: ein neues größeres Buch von mir! Mit dem Manuscript habe ich seit zwei Monaten nichts mehr zu thun. Der Druck wird ein gut Theil Zeit wegnehmen und ein Zusammensein mit Herrn Gast nöthig machen (doch nicht in Venedig!). Dies ist ein entscheidendes Buch, ich kann nicht ohne große Bewegung daran denken. —“ Er nennt die „Morgenröthe“ ein „jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig“, und schreibt im Herbst 1888 im „Ecce homo“ über den Inhalt und die Entstehung dieser Schrift:

„Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die Moral. Nicht daß es den geringsten Pulvergeruch an sich hätte: — man wird ganz andere und viel lieblichere Gerüche an ihm wahrnehmen, gesetzt, daß man einige Feinheit in den Mästern hat. Weder großes, noch auch kleines Geschütz: — ist die Wirkung des Buches negativ, so sind es seine Mittel um so weniger, diese Mittel, aus denen die Wirkung wie ein Schluß, nicht wie ein Kanonenschuß, folgt. Daß man von dem Buche Abschied nimmt mit einer scheuen Vorsicht vor allem, was bisher unter dem Namen Moral zu Ehren und selbst zur Anbetung gekommen ist, steht nicht im Widerspruch damit, daß im ganzen Buche kein negatives Wort vorkommt, kein Angriff, keine Bosheit, — daß es vielmehr in der Sonne liegt, rund, glücklich, einem Seegethier gleich, das zwischen Felsen sich sonnt. Zuletzt war ich's selber, dieses Seegethier: fast jeder Satz des Buches ist erdacht, erschlüpft in jenem Felsen-Wirrwarr nahe bei Genua, wo ich allein war und noch mit dem Meere Heintlichkeiten hatte. Noch jetzt wird mir, bei einer zufälligen Berührung dieses Buches, fast jeder Satz zum Gipfel, an dem ich irgend etwas Unvergleichliches wieder aus der Tiefe ziehe: seine ganze Haut zittert von zarten Schauern der Erinnerung. Die Kunst, die es voraus hat, ist keine kleine darin, Dinge, die leicht und ohne Geräusch vorbeihuschen, Augenblicke, die ich göttliche Eidechsen nenne, ein wenig fest zu machen, — nicht etwa mit der Grausamkeit jenes jungen Griechengottes, der das arme Eidechlein einfach anspießte: aber

immerhin doch mit etwas Spitzem, mit der Feder . . . „Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht gelehrt haben“ — diese indische Inschrift steht auf der Thür zu diesem Buche. Wo sucht sein Urheber jenen neuen Morgen, jenes bisher noch unentdeckte zarte Roth, mit dem wieder ein Tag — ah eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer Tage! — anhebt? In einer Umwerthung aller Werthe, in einem Loskommen von allen Moralwerthen, in einem Ja-sagen und Vertrauenshaben zu Alledem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Dies ja-sagende Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es giebt ihnen „die Seele“, das gute Gewissen, das hohe Recht und Vorrecht auf Dasein wieder zurück. Die Moral wird nicht angegriffen, sie kommt nur nicht mehr in Betracht . . . Dies Buch schließt mit einem „Oder?“ — es ist das einzige Buch, das mit einem „Oder?“ schließt.“ —

Mit diesen glückseligen Worten blickt er, was man nicht vergessen darf, auf die Entstehung der „Morgenröthe“ im Jahre 1888 zurück. Damals zur Zeit seiner Conception und Drucklegung beschlich ihn doch zuweilen eine unbehagliche Vorstellung von der Wirkung dieses Buches. Er schreibt deshalb im Scherz und Ernst an Peter Gast am 20. März 1881:

„Schädlich wenigstens wird das Buch nicht wirken — nur daß ich selber es zu büßen haben werde! Ich gebe ja nicht nur den hochmoralischen, sondern allen anständigen und braven Menschen einen Anlaß, sich ihrer Moralität und Bravheit auf meine Unkosten zu freuen. Ich will zusehen, wie ich davon komme; weiß ich doch besser als Alle es wissen können, daß Alles noch zu thun ist, und daß ich selber nur auf Tage und Stunden den Charakter habe, der nöthig ist, um hier überhaupt noch an ein „Thun“ zu denken. Ach, Freund, ich werde unklar, weil ich in diesen Nothdingen meines Selbst zu sehr umgetrieben bin und zu viel mit Einem Worte empfinde.“

In einem späteren Briefe hat er uns, dieses neue Buch nicht zu lesen, womit sich unsre Mutter, wie schon immer zuvor, ganz einverstanden erklärte, — ich dagegen durchaus nicht, was ihm nach einigem Hin- und Herschreiben schließlich doch nicht unlieb war. Er gab mir nun in dem nachfolgenden Briefe die

Anweisung, worauf ich hauptsächlich mein Augenmerk richten sollte:

„Ich werde Dich also schwerlich abhalten können, meine „Morgenröthe“ zu lesen: so dachte ich über ein Mittel nach, auch dies für Dich und mich zum Besten zu wenden. Lies das Buch also, wenn ich bitten darf, unter einem Gesichtspunkt, den ich allen anderen Lesern gerade widerrathen würde, aus einem ganz persönlichen Schwinkel (Schwestern haben zuletzt auch Privilegien). Suche alles heraus, was Dir verräth, was im Grunde Dein Bruder am meisten braucht, am meisten nöthig hat, was er will und was er nicht will. Lies dazu namentlich das fünfte Buch, wo vieles zwischen den Zeilen steht. Wohin alles bei mir noch strebt, ist nicht mit Einem Worte zu sagen — und hätte ich das Wort, ich würde es nicht sagen. Es kommt auf günstige aber ganz unberechenbare Umstände an. Meine guten Freunde (und Jedermann) wissen eigentlich nichts über mich und haben auch wohl noch nicht nachgedacht; ich selber war immer sehr schweigsam über alle meine Hauptsachen, ohne daß es doch so erschien.“

An Rohde schreibt er von Sils-Maria aus am 4. Juli 1881 bei Übersendung der „Morgenröthe“:

„Nun, alter lieber Getreuer, hier kommt alter ego, und Du kannst Dich nach Herzenslust mit mir unterhalten, mit mir zanken, grollen, glücklich sein und über alle Wolken hinausblicken. Es wäre schlimm, wenn es nicht gerade ein Buch für Dich wäre, — ich wüßte sonst gar nicht mehr, wie ich es auf Erden noch dazu bringe, Jemandem eine Freude zu machen. Du hast darin alle meine Ingredienzien; laß bei Seite, was Dir wehe thut, und nimm Alles zusammen, was Dir, gerade Dir Muth macht. Anders weiß ich auch nicht für Deinen reichen und edelherzigen Brief dankbar zu sein, — ich muß alle Viertelstunden, welche mir Kopf und Augen freigeben, im Dienste einer großen Aufgabe verwenden und ich träume in meiner Seele immer davon, eben so auch am besten meinen Freunden zu dienen. Behalte mich lieb!“

Rohde fand aber nicht das rechte Wort sich auszudrücken und schwieg deshalb. Überhaupt hatte sich mein Bruder nicht getäuscht, wenn er mit Besorgniß und Herzklopfen dieses Buch

in die Welt und zu den Freunden schickte, denn der Empfang, der ihm zu theil wurde, war sicherlich nicht ermutzigend. Niemand verstand es, sodaß er sich schließlich über die Aufnahme der „Morgenröthe“ im Freundeskreise etwas verlezt und pessimistisch zu Peter Gast am 14. August 1881 ausspricht:

„Zuletzt — wenn ich nicht meine Kraft aus mir selber nehmen könnte, wenn ich auf Zurufe Ermuthigungen Tröstungen von außen warten müßte, wo wäre ich! was wäre ich! Es gab wahrhaftig Augenblicke und ganze Zeiten meines Lebens (z. B. das Jahr 1878), wo ich einen kräftigenden Zuspruch, einen zustimmenden Händedruck wie das Labfal aller Labfale empfunden hätte — und gerade da ließen mich alle im Stich, auf welche ich glaubte mich verlassen zu können und die mir jene Wohlthat hätten erzeigen können. Jetzt erwarte ich's nicht mehr und empfinde nur ein gewisses trübes Erstaunen, wenn ich z. B. an die Briefe denke, die ich jetzt bekomme — alles ist so unbedeutend, keiner hat etwas durch mich erlebt, keiner sich einen Gedanken über mich gemacht — es ist achtbar und wohlwollend, was man mir sagt, aber ferne, ferne, ferne. Auch unser lieber Jacob Burckhardt schrieb so ein kleinlautes verzagtes Brieflein.“ Ich schalte dieses „Brieflein“ hier ein:

„Verehrtester Herr und Freund. Basel, 20. Juli 1881.

In Ihrem ungeheuer reichen Buche bin ich noch immer am Durchblättern und Naschen. Zwar Manches darin ist mir allerdings, wie Sie erriethen, wider den Strich, aber mein Strich braucht ja nicht der einzig wahre zu sein. Vorzüglich und insbesondere dankbar bin ich (wie schon bei Anlaß aller Ihrer früheren Sachen, zumal des Buches „Menschliches“) für die kühnen Perspektiven, aus welchen Sie das Wesen des Alterthums erblicken; von Einigen hatte ich auch Anfänge einer Ahnung, Sie aber sahen klar und dabei sehr viel mehr und weiter. Für den capitalen Abschnitt über die sog. klassische Erziehung werden Sie viele Mitempfindende haben. In den übrigen Partien des Buches sehe ich als alter Mann mit einigem Schwindel zu, wie Sie schwindelfrei auf den höchsten Gebirgsgraten sich herum-bewegen. Vermuthlich wird sich im Thale ganz allgemach eine Gemeinde sammeln und anwachsen, welche allermindestens sich an diesen Anblick des kühnen Gratenwandlers attaschirt. Für

Ihre Gesundheit meine besten, herzlichsten Wünsche! Ihr stets ergebener Jacob Burckhardt."

Der Mangel an Verständniß, den das Buch fand, raubte ihm eine Zeit lang die Lust hineinzublicken. Als es ihm aber sozusagen zufällig wieder im Herbst in die Hand kam, freute er sich doch darüber und schreibt an Gast:

"Heute las ich, zum ersten Male seit letztem Sommer, etwas in meiner „Morgenröthe“ und hatte Vergnügen dabei. In Betracht, daß diese Dinge sehr abstract sind, ist die Munterkeit des Geistes, mit der sie behandelt sind, ganz achtbar. Lesen Sie zur Vergleichung irgend ein Buch über Moral — ich habe immer noch meine Sprünge und Hopsasa's für mich. Daneben zog mich an, wie reich das Buch an unausgesprochenen Gedanken ist, wenigstens für mich: ich sehe hier und dort und an allen Enden verborgene Thüren, die weiter und oft sehr weit führen . . ."

Gerade aber die Erkenntniß, wieviel Unausgesprochenes sich in der Morgenröthe findet und daß noch Niemand eigentlich wissen konnte, wohin diese „Thüren“ führen, stimmten ihn milder gegen die nichtverstehenden Freunde. Er schreibt an den schweigenden Rohde aus der Fülle und Wärme seiner treuen Freundschaft am 21. October 1881 von Genua aus:

"Lieber alter Freund, da Du mir inzwischen nicht geschrieben hast, so nehme ich an, daß es irgendwelche Schwierigkeiten dabei für Dich giebt. Deshalb spreche ich heute die herzlich gemeinte Bitte und dies ohne alle für Dich peinlichen Hintergedanken aus: schreibe mir jetzt nicht! Es verändert sich damit gar nichts zwischen uns; aber unerträglich ist mir die Empfindung, anscheinend durch die Zusendung eines Buches auf einen Freund eine Art Zwang ausgeübt zu haben. Was liegt an einem Buche! Ich habe noch Wichtigeres zu thun — und ohne dies wüßte ich nicht, wozu leben. Denn es geht mir hart, ich leide viel."

Übrigens hat Rohde doch nach dieser liebevollen Bitte sogleich geschrieben, dieser Brief ist aber, wie ein späterer aus dem Jahre 1882, leider verloren gegangen.

Ich habe mit der Schilderung der Urtheile und der Aufnahme der „Morgenröthe“ bei den Freunden etwas vorgegriffen. Das Buch erschien im Juli 1881, die letzten Correcturen wurden

von meinem Bruder mit Peter Gast zusammen in Recoaro bei Vicenza gelesen. Er war nämlich Ende April von Genua fortgegangen, um in diesem landschaftlich so schönen Ort mit dem Freunde Gast zusammenzutreffen; aber dieser Aufenthalt mißglückte vollständig. Es kam ein Rückfall seiner Leiden, sodaß er fast jede Woche 2 Tage lang mit Kopfschmerzen zubringen mußte und sich auch dazwischen nicht so „leicht und beflügelt“ fühlte, wie er es allein als Gesundheit bezeichnete. Mein Bruder glaubte, daß für ihn, den Einsiedler, diese Gelegenheit, sich so viel auszusprechen, wonach er sich jedoch den ganzen Winter gesehnt hatte, zu angreifend sei. Da er seine Philosophie mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele erfaßte und jeder neue Gedanke für ihn ein neues Erlebnis war, das ihn im innersten Herzen erschütterte, so war jedes Reden darüber mit einer tiefen Gemüthsbewegung verbunden. Dazu kam recht ungünstiges Wetter: ein ungewöhnlich gewitterreicher Frühling, sodaß vielleicht auch ohne Gemüthsbewegung, allein die von Electricität angefüllte Atmosphäre hingereicht hätte, ein übles Befinden hervorzurufen. Mein Bruder war ganz unglücklich über die Wiederkehr seines Leidens, — hatte er sich doch der vollkommenen Wiederherstellung schon ganz nahe geglaubt, und so ergriff ihn zum ersten Male die Ungeduld. In keiner Zeit seines Lebens hat er soviel geklagt, und in solchen starken Ausdrücken, als gerade in jenem Frühling in Recoaro. Gegen den Schluß seines Aufenthaltes wurde das Befinden aber etwas besser, sodaß er doch noch etwas von den landschaftlichen Reizen Recoaro's genießen konnte. Er schreibt an Gast, der inzwischen nach Venedig zurückgekehrt war:

„Recoaro ist, als Landschaft, eine meiner schönsten Erfahrungen; ich bin seiner Schönheit recht nachgelaufen und habe viel Mühe und Eifer verwendet. Die Schönheit der Natur ist, wie jede andere, sehr eifersüchtig und will, daß man ihr allein diene.“

Anfang Juli 1881 verließ mein Bruder Recoaro, um es nie wieder aufzusuchen.

XXI. Capitel.

Die ewige Wiederkunft.

Motto: „Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Ja-sagens: seinen Willen will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene.“ Zarathustra I.

Recoaro war aber die letzte Geduldsprobe, die meinem Bruder sein Leiden auferlegte. Nach einer Reise, die durch alle möglichen Complicationen sich besonders ungünstig gestaltete, landete er endlich im Engadin. Aber St. Moritz, wo er zwei Jahre zuvor gewesen war, stieß ihn dieses Mal heftig zurück, und am Abend seiner Ankunft hätte er beinahe überhaupt das Engadin verlassen. „Zuletzt bin ich, dank einem ernstern und liebenswürdigen Schweizer, mit dem ich die Nacht durch reisste und der aus Neapel in seine Heimat zurückkehrte, in dem lieblichsten Winkel der Erde untergebracht worden: so still habe ich's nie gehabt, und alle fünfzig Bedingungen meines armen Lebens scheinen hier erfüllt zu sein. Ich nahm diesen Fund hin als ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Geschenk.“ Er nennt Sils-Maria ein „heroisches Idyll“ und fügt hinzu: „Das ist keine Schweiz, kein Recoaro, etwas ganz Anderes, jedenfalls etwas viel Südlicheres — ich müßte schon nach den Hochebenen von Mexiko am stillen Ocean gehen, um etwas Ähnliches zu finden (z. B. Oaxaca) und da allerdings mit tropischer Vegetation. Nun, dies Sils-Maria will ich mir zu erhalten suchen.“

Dieser Aufenthalt in Sils-Maria ist wohl als der bedeutungsvollste von allen Aufenthalten meines Bruders im Engadin zu bezeichnen! Wenn er es später nicht oft und stark genug be-

schreiben konnte, wie er in jenen Sommermonaten 1881 oft mit einem Jauchzen des Glückes durch diese herrliche Natur geschritten wäre, so bekommt man eine Vorstellung davon, daß, obgleich er in den Jahren seiner höchsten Entwicklung einsam und unverstanden war und fast todtgeschwiegen, oder von boshaften, unwissenden Kritikern mißhandelt wurde, er doch so viel Glück in den Zeiten seiner höchsten Erhebung genossen hat, daß alles Glück, das sonst vielleicht über ein langes Menschenleben ausgebreitet ist, dagegen gering erscheint. Diese ungeheuren Ausblicke auf eine Zukunft der Menschheit, wie er sie träumte und welche er durch seine Vorstellung zu formen hoffte, der Gedanke, ein Führer der Menschheit zu sein, der „seine Hand auf Jahrtausende legt“, das giebt Stunden der Entzückung, die nur dem Genie in seiner erhabensten Form vergönnt sind.

Von diesem Sommer an trug mein Bruder sich mit einem großen Geheimniß herum. Undeutend schreibt er am 14. August 1881 an P. Gast: „Nun, mein lieber guter Freund! Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehn habe — davon will ich nichts verlauten lassen, und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche zerspringen können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schauern und lachen — schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Thränen, sondern Thränen des Jauchzens; wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe . . .“

Welches war nun der Gedanke, dessen Vergegenwärtigung und Consequenzen ihn so tief erschütterten? — Es war der Gedanke der ewigen Wiederkunft: Alles kehrt wieder, ewig dreht sich das Rad des Seins. Dieses Leben — unser ewiges Leben. Aber ich will ihn selbst in den Aufzeichnungen jenes Sommers zu uns reden lassen:

„Wer du auch sein magst, geliebter Fremdling, dem ich hier zum ersten Mal begegne: nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns, und laß dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist, gleich einem Gestirn und der zu dir und zu jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist. —

„Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand, denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegungen sind gleich groß für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muß ihn erreicht haben, und nicht ein mal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so vertheilt wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebirgt und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrthum und jeden Sonnenblick wieder, den Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt giebt es immer eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke aufsteigt, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags. —

„Unsere ganze Welt ist die Asche unzähliger lebender Wesen: und wenn das Lebendige auch noch so wenig im Vergleich zum Ganzen ist, so ist alles schon einmal in Leben umgesetzt gewesen und so geht es fort. Nehmen wir eine ewige Dauer, folglich einen ewigen Wechsel der Stoffe an —

„Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Andersdenkende zu machen? Der religiöse

Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuß, er macht sich's leicht, — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei. —

„Der politische Wahn, über den ich ebenso lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem eine Verweltlichung, Glaube an die Welt und Ausdem-Sinn-Schlagen von „Jenseits“ und „Hinterwelt“. Sein Ziel ist das Wohlbefinden des flüchtigen Individuums: weshalb der Socialismus seine Frucht ist, das heißt die flüchtigen Einzelnen wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu warten, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden. Meine Lehre sagt: so leben, daß du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es jedenfalls! Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnung, folgen, Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl giebt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit! —

„Aber wenn alles nothwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?“ Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen anderen Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, daß Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen thun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du thun willst: „ist es so, daß ich es unzählige Male thun will?“, ist das größte Schwergewicht. —

„Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen, welche dies Leben als flüchtiges verachteten und nach einem unbestimmten anderen Leben hinblicken lehrten. —

„Nicht nach fernen, unbekanntem Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen ausschauen, sondern so leben, daß wir

nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! — Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran. —

„Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt, — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick des Bewußtseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit“, — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, sobald der Intellekt weg ist!

„Diese Lehre ist milde gegen die, welche nicht an sie glauben, sie hat keine Höllen und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in seinem Bewußtsein. —

„Woran gieng die alexandrinische Cultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntniß dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin unzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dies Leben mit dem schwersten Accent trifft, — nach meiner Lehre! —

„Dies Leben — dein ewiges Leben! —

„Hüten wir uns, eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muß langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit sie ein großer Baum werde, der alle noch kommende Menschheit überschatte. Was sind die paar Jahrtausende, in denen sich das Christenthum erhalten hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende, — lange, lange muß er klein und ohnmächtig sein! —

„Haupttendenzen: 1. die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise pflanzen! Was auch jeder Einzelne dafür erdenkt, das wird der Andere gelten lassen und eine neue große Toleranz dafür sich aneignen müssen: so sehr es oft wider seinen Geschmack geht, wenn der Einzelne wirklich die Freude am eigenen Leben mehrt!

„2. Eins sein in der Feindschaft gegen alles und alle, die den Werth des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe. Diesen die Fortpflanzung verwehren! Aber unsere Feindschaft muß selber ein Mittel zu unserer Freude werden! Also lachen, spotten, ohne Verbitterung vernichten! Dies ist unser Todkampf.

„Seid ihr nun vorbereitet? Ihr müßt jeden Grad von Skepsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben, — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl wehren! Ich will meinen Gedanken im voraus vertheidigen! Er soll die Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen sein, — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel! —

„Du fühlst, daß du Abschied nehmen mußt, bald vielleicht, — und die Abendröthe dieses Gefühles leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugniß: es bedeutet, daß du das Leben und dich selber liebst, und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat, — und daß du nach Verewigung desselben trachtest. — Non alia sed haec vita sempiterna! Wisse aber auch, daß die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt, und daß man im Hören der ersten Strophe vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein.“ —

Man hat angenommen, daß Nietzsche es vergessen habe, daß er in früheren Jahren diesen Gedanken der ewigen Wiederkehr schon gekannt und fast scherzhaft abgelehnt hatte. Das muß ich als einen Irrthum bezeichnen, denn als er im Frühjahr 1882 in Naumburg war, ließ er sich von mir (also bevor er das erste Wort über die ewige Wiederkunft drucken ließ) die zweite Unzeitgemäße Betrachtung vorlesen und begleitete diese Vorlesung mit allerhand kritischen Bemerkungen. Ich erinnere mich natürlich nicht mehr, ob er zu dem Passus über die ewige Wiederkunft und den Kreislauf der gesammten Natur (S. 298, Bd. I der Werke) etwas bemerkt hat, sicherlich ist ihm aber doch bei dieser Gelegenheit seine frühere Bemerkung in Erinnerung gekommen. Er würde sich aber gewiß nicht späterhin im Zarathustra und in seinen privaten Niederschriften als den ersten Lehrer der ewigen Wiederkunft bezeichnen haben, wenn er den an sich nüchternen Gedanken der Pythagoreer als gleichartig mit der eigenen Vorstellung empfunden hätte. Was ihn dabei so ergriff und entzückte, war nicht der Gedanke selbst, sondern was er ihm als das Ja und Amen zu seiner Philosophie der Weltverklärung und Weltvergöttlichung bedeutete, und welche Wirkung auf die

Menschheit er von ihm erwartete. Die ungeheure Tragweite dieses Gedankens, die ihm plötzlich wie ein leuchtendes Gestirn aufgieng, war es, die ihn so tief erschütterte und die er als etwas Neues, Überwältigendes empfand. Das sehen und fühlen wir aus allen seinen Aufzeichnungen! Den Zusammenhang dieses Gedankens mit dem Griechenthum hat er in einer geplanten Schrift über die Griechen ausdrücklich betont; er nahm sogar an, daß die ewige Wiederkunft Mysterienglaube der Griechen gewesen sei und verweist auf eine Stelle im Cratylus. —

Er glaubte zuerst, daß der Gedanke der ewigen Wiederkunft nicht die Beredsamkeit nöthig habe um zu wirken, sondern schlicht und fast trocken vorgetragen werden könnte. Die ersten Aufzeichnungen zu einer Gesamtdarstellung dieser Lehren schlossen sich deshalb eng seiner bisherigen Art der Niederschriften an.

Nach kurzer Zeit muß er aber gefühlt haben, daß eine solche Lehre, ein solcher Gedanke, der die Menschheit umformen soll, in neuen entzückenden Tönen zu ihr reden muß. Er suchte und fand eine neue Form feierlicher Rhythmen, die seine mit seinem Herzblut getränkten Gedanken zum Ausdruck brachten. Und mögen wir den Werth des Gedankens der ewigen Wiederkunft auch jetzt noch nicht begreifen und ermessen können — Eines können wir doch schon jetzt mit inniger Dankbarkeit erfassen: diesem Gedanken haben wir den Zarathustra zu verdanken, dessen Conception allein darauf beruht. Auch die mehr wissenschaftlichen Auseinandersetzungen jener Zeit, wie die in dem zwölften Band der Gesamtausgabe enthaltenen Gedankengänge, stellen sich nun nur als Selbstgespräche über die dem Zarathustra zu Grunde liegenden Hauptgedanken dar. In diesem Sinne erwähnt mein Bruder auch der Erlebnisse des August 1881 im „Ecce homo“:

„Ich erzähle nunmehr die Geschichte des Zarathustra. Die Grundconception des Werks, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann —, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: „6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit“. Ich gieng an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen

pyramidal aufgethürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke. — Rechne ich von diesem Tage ein paar Monate zurück, so finde ich, als Vorzeichen, eine plötzliche und im Tiefsten entscheidende Veränderung meines Geschmacks, vor Allem in der Musik. Man darf vielleicht den ganzen Zarathustra unter die Musik rechnen; — sicherlich war, eine Wiedergeburt in der Kunst zu hören, eine Vorausbedingung dazu. In einem kleinen Gebirgsbade hinter Vicenza, Recoaro, wo ich den Frühling des Jahres 1881 verbrachte, entdeckte ich, zusammen mit meinem Maëstro und Freunde Peter Gast, einem gleichfalls „Wiedergeborenen“, daß der Phönix Musik mit leichterem und leuchtenderem Gefieder, als er je gezeigt, an uns vorüberflog.“

Zwischen Anfang und Ende August 1881 liegt der Entschluß, diese Lehre in hymnischen, dithyrambischen Worten durch den Mund Zarathustra's verkünden zu lassen. Wir fanden in seinen Papieren ein Blatt, das er in jener Zeit geschrieben hat und welches uns deutlich einen ersten Plan von „Also sprach Zarathustra“ vor Augen führt.

„Mittag und Ewigkeit.“

„Fingerzeige zu einem neuen Leben.“

Darunter steht:

„Zarathustra, geboren am See Urmi, verließ im dreißigsten Jahre seine Heimat, gieng in die Provinz Aria und verfaßte in den zehn Jahren seiner Einsamkeit im Gebirge den Zend-Avesta.“

„Die Sonne der Erkenntniß steht wieder einmal im Mittag: und geringelt liegt die Schlange der Ewigkeit in ihrem Lichte — —: es ist eure Zeit, ihr Mittagsbrüder.“

Hierzu gehören folgende Bemerkungen:

„Zum Entwurf einer neuen Art zu leben.“

Erstes Buch: Im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. Chaos sive natura: „Von der Entmenschlichung der Natur“. Prometheus wird an den Kaukasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des *πάτος*, „der Macht“.

Zweites Buch: flüchtig-skeptisch-mephistophelisch. „Von der Einverleibung der Erfahrungen“. Erkenntniß = Irrthum, der organisch wird und organisirt.

Drittes Buch: Das Innigste und über den Himmeln Schwabendste, was je geschrieben ward: „Vom letzten Glück des Einsamen“, — das ist der, welcher aus dem „Zugehörigen“ zum „Selbsteignen“ des höchsten Grades geworden ist: das vollkommene ego: nur erst dies ego hat Liebe; auf der früheren Stufe, wo die höchste Einsamkeit und Selbstherrlichkeit nicht erreicht ist, giebt es etwas anderes als Liebe.

Viertes Buch dithyrambisch-umfassend: „Annulus aeternitatis“. Begierde, alles noch einmal und ewige Male zu erleben.“ —

„Die unablässige Verwandlung —: du mußt in einem kurzen Zeitraum durch viele Individuen hindurch. Das Mittel ist der unablässige Kampf.

Sils-Maria, 26. August 1881.“

Unter allen diesen hohen und wonnevollen Empfindungen verbesserte sich auch seine Gesundheit zusehends; er war wie ein Mensch, der auf einer gefährlichen Bahn vorwärts gegangen ist, halb im Dunkeln und im Ungewissen auf unsicherem Boden, der aber nun den rechten Weg erreicht hat, festen Grund unter den Füßen fühlt und vor sich ein Land voller Schönheit, Reichthum und Fruchtbarkeit sieht. Da er nun kurz vorher noch aus Recoaro so bedrückt geschrieben hatte, so muß wohl in unseren Briefen noch etwas von dieser Besorgniß für seine Stimmung durchgeklungen sein. Jedenfalls giebt er uns im August 1881 eine wirklich prachtvolle Schilderung seines gesammten körperlichen Zustandes, um uns zu zeigen, welche falsche Vorstellung wir von seiner Gesundheit und Stimmung haben.

August 1881.

„Nie gab es einen Menschen, auf den das Wort „niedergedrückt“ weniger gepaßt hätte. Meine Freunde, die mehr von meiner Lebensaufgabe und deren unaufhaltsamer Förderung erathen, meinen, ich sei wenn nicht der Glücklichste, so jedenfalls der Nuthigste der Menschen. Ich habe Schwereres auf mir als meine Gesundheit und werde damit fertig, auch dies zu tragen. Mein Aussehen ist übrigens vortrefflich, meine Musku-

latur in Folge meines beständigen Marschirens fast die eines Soldaten, Magen und Unterleib in Ordnung. Mein Nervensystem ist, in Anbetracht der ungeheuren Thätigkeit, die es zu leisten hat, prachtvoll und der Gegenstand meiner Verwunderung, sehr fein und sehr stark: selbst die langen schweren Leiden, ein unzweckmäßiger Beruf und die fehlerhafteste Behandlung haben ihm nicht wesentlich geschadet, ja im letzten Jahre ist es stärker geworden.“ —

„Wer im Geheimen zusehen könnte, wie ich die Rücksichten auf meine Genesung mit der Förderung meiner großen Aufgaben zu verknüpfen weiß, der würde mir keine geringe Ehre zollen. Ich lebe nicht nur sehr muthig, sondern im höchsten Maaße vernünftig und unterstützt von einem reichen medizinischen Wissen und unablässigen Beobachten und Forschen.“

Von da an hörten wir auf, uns um seine Gesundheit zu sorgen, und überließen ihn getrostes Muthes seiner eignen ärztlichen Behandlung, hatte er uns doch so innig darum gebeten:

„Seid mir ja nicht böse, wenn ich Eure Liebe und Theilnahme in diesem Punkte zurückzuweisen scheine. Aber ich will durchaus mein eigener Arzt nunmehr sein, und die Menschen sollen mir noch nachsagen, daß ich ein guter Arzt gewesen sei — und nicht nur für mich allein.“

Man begreift, daß während er nun gewissermaßen tausend Meilen über alle gegenwärtigen menschlichen Ziele hinausflog, es ihn seltsam berühren mußte, wenn Freunde und Bekannte in ihrer vorsichtigen, zaghaften, unsichern Weise brieflich über die „Morgenröthe“ Lob und Tadel spendeten. Für ihn hatten alle Worte dieses Buches bereits eine ganz andre Bedeutung und Vorbedeutung gewonnen. Ich glaube in jener Zeit hat Niemand den rechten Ton gefunden, sich über das Buch zu äußern. Selbst die große Freude, die Dr. Rée über das Buch aussprach, schien ihm nichts als ein Mißverständniß zu sein. Und als dieser nun gar, durch diese Freude veranlaßt, durch mich meinem Bruder mittheilen ließ, daß er ihn besuchen wollte, so bekam er bei dieser Ankündigung einen wahren Schreck. Er war sonst so dankbar, wenn ein Freund ihm seine Zeit opfern wollte; aber in jener Zeit wünschte er nichts, als allein gelassen zu werden. Er schreibt an mich ganz entrüstet: „Meine gute

Eisbeth, ich bringe es nicht über's Herz, Herrn Dr. Rée abzu-telegraphiren: obwohl ich Jedermann, der meinen Engadiner Arbeits-Sommer, d. h. die Förderung meiner Aufgabe, meines „Eins ist noth“, unterbricht, als meinen Feind betrachte. Ein Mensch mitten hinein in das von allen Seiten aufschießende Gewebe meiner Gedanken — das ist eine furchtbare Sache; und kann ich meine Einsamkeit nicht fürderhin sicher stellen, so verlasse ich Europa auf viele Jahre, ich schwöre es! Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren und habe schon viel zu viel verloren: wenn ich nicht mit meinen guten Stunden geizte, so habe ich ein schlechtes Gewissen. Du kannst nicht wissen, was ich noch von mir verlange.“

Aber wenige Tage darauf versuchte er schon wieder über den Schreck, daß man ihm seine Einsamkeit rauben wolle, hinwegzukommen, obgleich er ihm gar nicht gut bekommen war: „Meine liebe Schwester, der Schrecken darüber, daß meine Einsamkeit nicht heilig geachtet wird, hat mich vier Tage krank gemacht, es schien als ob alle guten Geister mich verlassen hätten und die ganze geistige Arbeit dieses Sommers verloren sei. Nun, ich werde mir die Sache schon zurecht legen, und jedenfalls soll Freund Rée um so besser behandelt werden. Schon jetzt habe ich Gesichtspunkte, nach denen mir eine Zusammenkunft — jetzt mit ihm — sehr richtig erscheint.“ Aber ich schrieb doch an Dr. Rée, diese Reise zu unterlassen.

In diesem Sich-Zurechtlegen seiner Erlebnisse und in dem fast ohne oder nach kurzer Revolte, Sich-Hineinfinden, selbst in ungünstige Lebenslagen, zeigte sich deutlich die Liebenswürdigkeit und Biegsamkeit seiner ganzen Natur. Wenn ihm Jemand eine Freude bereiten wollte und selbst nicht das Richtige traf, so versuchte er sich doch hineinzufinden, um dem Anderen nicht die Freude am Freudemachen zu verderben. Wenn es nun aber Jemand gelang, zur richtigen Zeit die richtige Art, ihm Freude zu bereiten, zu treffen, so gab es kaum einen dankbareren Menschen, als ihn. Selbst für Kleinigkeiten konnte er dann eine ganz unverhältnißmäßige Dankbarkeit ausdrücken. So hatte er z. B. Anfang Juli 1881 den Wunsch ausgesprochen, einige hübsch verzierte Notizbücher von einer bestimmten Größe zu haben, die bequem in die Tasche zu stecken wären. Darauf hatte ich sogleich

zwei in Arbeit genommen und die Holzdecken gezeichnet, getuschelt und allegorisch verziert. Auf dem einen vorderen Buchdeckel saß eine Eule mit einem sehr mißgünstigen Gesichtsausdruck, die ein aufgeschlagenes Buch in der Kralle hielt, worauf stand „Die neue Moral“; an beiden Seiten ringelten sich Drachen herunter, die bereit waren, sich auf den Namen Friedrich Nietzsche zu stürzen. Auf dem anderen Buchdeckel thronte auf einem Baumstamm einsam ein Adler, über welchem ein Stern leuchtete; verächtlich blickte der Adler herunter auf ein Gewimmel von Fledermäusen und Uhus, die um einige aufgeschlagene Bücher herumschwärmten. Während erfreut schreibt er nun am 21. September 1881 über diese kleinen Scherze: „Mein liebes Lama, es ist nicht leicht möglich, mir mit einem Geschenk mehr Vergnügen zu machen, als Du mir mit den Büchlein gemacht hast: so oft ich sie gebrauche, werde ich dankbar Deiner gedenken, ebenso oft als ich bisher mich geärgert habe, daß ich in diesem Punkt wie der erste beste Schulknabe fürlieb nehmen mußte. (Sonst schwimmt nämlich ein nur einigermaßen geachteter Autor oder Künstler in einem Luxus von Geschenken, die sein Handwerkszeug betreffen — und es ist der beste Beweis dafür, daß ich vollkommen ohne Anerkennung meinen Weg gehe (seit ich mir die „Parteien“ der —ianer vom Halse geschafft habe), wenn ich constatire, daß, nach zehn Jahren Thätigkeit, ich wie ein Anfänger mit dem geringsten Zeuge arbeite, das gar nichts mit meinen Gedanken zu thun hat. Es vermehrt meinen Stolz, daß ich diese schönen und sinnreich geschmückten Büchlein meiner Familie und nicht irgendwelchen ‚Verehren‘ verdanke. . .“ Die oben erwähnten Allegorien auf den Deckeln der Notizbücher machten ihm großes Vergnügen, ja, er nahm sie als einen Beweis, daß ich von den Aufgaben, die ihm seine Philosophie stellte, viel mehr verstünde, als ich in Worten auszudrücken vermöchte.

Dieser Sommer (1881) in Sils-Maria hatte ihm den Muth, den Frohsinn, das Zutrauen zu sich und seiner Gesundheit wiederzugeben, und aus den verschiedensten Zeugnissen sehen wir, daß er sich jetzt in der Mitte seines Lebens tief glücklich fühlt und seinen Weg vor Augen sieht, von dem ihn nichts mehr abwendig machen kann.

„In media vita. — Nein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr reicher, begehrenswerther und geheimnißvoller, — von jenem Tage an, wo der große Befreier über mich kam, jener Gedanke, daß das Leben ein Experiment des Erkennenden sein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniß, nicht eine Betrügerei! — Und die Erkenntniß selber: mag sie für Andere etwas Anderes sein, zum Beispiel ein Ruhebett oder der Weg zu einem Ruhebett, oder eine Unterhaltung, oder ein Müßiggang, — für mich ist sie eine Welt der Gefahren und Siege, in der auch die heroischen Gefühle ihre Tanz- und Tummelplätze haben. „Das Leben ein Mittel der Erkenntniß“ — mit diesem Grundsatz im Herzen kann man nicht nur tapfer, sondern sogar fröhlich leben und fröhlich lachen! Und wer verstünde überhaupt gut zu lachen und zu leben, der sich nicht vorerst auf Krieg und Sieg gut verstünde?“

XXII. Capitel.

Die Entstehung der „fröhlichen Wissenschaft“.

Motto: „So segne mich denn, du ruhiges Auge,
das ohne Neid auch ein allzu großes
Glück sehen kann.

Segne den Becher, welcher über-
fließen will, daß das Wasser golden
aus ihm fließe und überallhin den
Abglanz deiner Wonne trage.“

Sarathustra I.

Im Herbst 1881 gieng mein Bruder nicht nach Deutschland, sondern direct vom Engadin nach Genua. Die Reise dahin und die ersten dort verlebten Wochen waren für seine Gesundheit nicht gerade günstig, aber ein wahrhaft bezauberndes und ungewöhnliches Novemberwetter mit wochenlangem wolkenreinen Himmel brachte ihn bald wieder in die herrlichste productive Stimmung. Er schreibt mir: „Jetzt komme ich mir wie Einer vor, der gelernt hat, mit allen Winden zu fahren — und seine Straße! Heute bin ich ganz in meiner Genueser Kühnheit und weiß kaum, wohinaus ich noch alles fahren soll — es ist als ob das Dasein mir zu eng wäre, und als ob ich ein neues entdecken oder schaffen müßte. Ich brauche Raum, eine sehr große weite unbekannte unentdeckte Welt, es ekelt mich sonst.“ Und am 29. November: „Hier in Genua bin ich stolz und glücklich, ganz „principe Doria“! — oder Columbus? ich wandere, wie im Engadin, mit einem Jauchzen des Glücks über die Höhen und mit einem Blick in die Zukunft, wie ihn vor mir noch Niemand gewagt hat. Es hängt von Zuständen ab, die nicht bei mir stehen, sondern beim „Wesen der Dinge“, ob es mir gelingt, meine große Aufgabe zu lösen. Glaube mir: bei mir ist jetzt die Spitze alles moralischen Nachdenkens und Arbeitens in Europa und noch von manchem

Anderen. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen, wie auf jenem Bild des heiligen Johannes, das wir als Kinder so sehr liebten. Und manchmal kommt auch etwas Gutes von Außen zu mir: vorgestern hörte ich die Oper „Carmen“ von einem Franzosen Bizet und war erschüttert. Sie ist so stark, so leidenschaftlich, so anmuthig und so südlisch.“ Es ist merkwürdig, daß in das Glück dieses Winters 1881/82 zum ersten Mal die meinen Bruder so entzückenden Klänge von Carmen hineintönt. Auch an Peter Gast schreibt er darüber am 28. November: „Hurrah! Freund! Wieder etwas Gutes kennen gelernt; eine Oper von Georges Bizet (wer ist das?!): Carmen. Hörte sich an wie eine Novelle Mérimée's, geistreich, stark, hier und da erschütternd. Ein ächt französisches Talent der komischen Oper, gar nicht desorientirt durch Wagner, dagegen ein wahrer Schüler von H. Berlioz. So etwas habe ich für möglich gehalten! Es scheint, die Franzosen sind auf einem besseren Wege in der dramatischen Musik, und sie haben einen großen Vorsprung vor den Deutschen in Einem Hauptpunkte: die Leidenschaft ist bei ihnen keine so weithergeholte (wie z. B. alle Leidenschaften bei Wagner) . . .“ Einige Tage später fügt er hinzu: „Sehr spät bringt mein Gedächtniß (das mitunter verschüttet ist) heraus, daß es wirklich von Mérimée eine Novelle „Carmen“ giebt, und daß das Schema und die Gedanken und auch die tragische Consequenz dieses Künstlers noch in der Oper fortleben (das libretto ist nämlich bewundernswürdig gut). Ich bin nahe daran zu denken, Carmen sei die beste Oper, die es giebt; und so lange wir leben, wird sie auf allen Repertoiren Europa's sein.“ —

Das Wetter blieb bis in die letzten Tage des Novembers wunderbar klar und angenehm: „Dieser Monat ist hier sehr schön; ich sitze Abends in einem Weingarten mit Meer, Bergen und Villen unter mir, ja, ich nehme ein Meerbad in meiner Grotte der „Morgenröthe“. Auf das Beste von diesem herrlichen Wetter beeinflusst, schreibt er am 18. December an P. Gast: „Wünschen Sie mir Glück und helles Wetter! Ich nehme die Feder zur Hand, um das letzte Manuscript zu machen. Es gilt die Fortsetzung der „Morgenröthe“ (6.—10.

Buch). Es ist Zeit, sonst vergesse ich meine Erlebnisse (oder „Gedanken“)!“

Diese Fortsetzung der „Morgenröthe“ hat sich aber zu einem eigenen Buche ausgewachsen und ist die „fröhliche Wissenschaft“ geworden. Zu den Worten „letztes Buch“ muß ich eine Erklärung hinzufügen. Seit dem Aufleuchten des Ewigen-Wiederfunfts-Gedankens stand vor der Seele meines Bruders jenes große, poetische Werk, das er einmal zu schreiben gedachte, deshalb sollte nun mit dem Buch, an welchem er schrieb, ein Abschluß der Aphorismenlitteratur gemacht werden. Wenn er nun auch dem Aphorismus die höchste und feinste Ausbildung gegeben hat und es als seinen Ehrgeiz betrachtete, in einem Aphorismus soviel zusammenzufassen, wie Andere in langen Abhandlungen, so war doch immerhin dies Aphorismen-schreiben für ihn eine Tugend, die aus der Noth entstanden war. Hatte es doch nur der schlechte Zustand seiner Gesundheit verhindert, diesen Werken jene vollständige Abrundung zu geben, wie es der Gesamtplan, der ihm immer zuerst vorschwebte, forderte. Jetzt nun, da er die volle Wiederkehr seiner Gesundheit empfand, fühlte er auch die Kraft wieder, Werke auszuführen, die den umfassenden, ungeheuren Plänen seiner Vorstellung entsprachen. So sollte nun das Buch, an dem er damals schrieb und das er damals noch den 2. Theil der „Morgenröthe“ nannte, gewissermaßen nur eine Überleitung sein von der kühleren, skeptischeren Zeit zu dem Zarathustra, der die höchste Bejahung des Lebens verherrlichen sollte. Zu einem solchen Werk wollte er sich aber reichlich Zeit lassen, ja, selbst mit der Überleitung dazu wollte er nur ganz allmählich vorgehen. Er schreibt deshalb an Peter Gast im Januar 1882:

„Ein paar Worte über meine „Litteratur“. Ich bin seit einigen Tagen mit Buch VI, VII und VIII der „Morgenröthe“ fertig, und damit ist meine Arbeit für diesmal gethan, denn Buch IX und X will ich mir für den nächsten Winter vorbehalten — ich bin noch nicht reif genug für die elementaren Gedanken, die ich in diesen Schluß-Büchern darstellen will. Ein Gedanke ist darunter, der in der That „Jahrtausende“ braucht, um etwas zu werden. Woher nehme ich den Muth, ihn auszusprechen!“

Bis Ende Januar 1882 war das Manuscript zu der neuen Schrift ungefähr fertig; der ganze Januar, der wieder von leuchtender Schönheit war, hatte ihm den größten Theil des Werkes, vorzüglich aber das 4. Buch der „fröhlichen Wissenschaft“ eingegeben, das von einer wahrhaft leidenschaftlichen Glücksempfindung durchbraust ist. Er selbst schreibt darüber in seinen Erinnerungen *Ecce homo* im Herbst 1888:

„Die „Morgenröthe“ ist ein jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig. Dasselbe gilt noch einmal und im höchsten Grade von der *gaya scienza*: fast in jedem Satz derselben halten sich Tiefinn und Muthwillen zärtlich an der Hand. Ein Vers, welcher die Dankbarkeit für den wunderbarsten Monat Januar ausdrückt, den ich erlebt habe — das ganze Buch ist sein Geschenk —, verräth zur Genüge, aus welcher Tiefe heraus hier die „Wissenschaft“ fröhlich geworden ist:

Der du mit dem Flammenspeere
meiner Seele Eis zertheilt,
daß sie brausend nun zum Meere
ihrer höchsten Hoffnung eilt:
heller stets und stets gesunder,
frei im liebevollsten Muß: —
also preist sie deine Wunder,
schönster Januarius!

„Was hier „höchste Hoffnung“ heißt, wer kann darüber in Zweifel sein, der als Schluß des vierten Buches die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen sieht? — oder der die granitenen Sätze am Ende des dritten Buches liest, mit denen sich ein Schicksal für alle Zeiten zum ersten Mal in Formeln faßt? —“

Sicherlich ist das ganze Werk durchfluthet von neugewonnener Lebenslust und Lebenskraft und der innigsten Dankbarkeit dafür. Man muß nur wissen, was die Gesundheit meinem Bruder bedeutete: nicht eben nur Schmerzlosigkeit, sondern vor Allem die Möglichkeit, die ungeheuren Pläne, die seinem Geiste vorschwebten, ausführen zu können.

Er begann auch seine Beziehungen zu den alten Freunden, wie z. B. Fr. von Meysenbug, wieder anzuknüpfen. So schreibt

er ihr Anfang Februar 1882, fast um die gleiche Zeit, in welcher er ihr zwei Jahre zuvor ein letztes Abschiedswort geschrieben hatte, jetzt von seinem neuen Leben und seiner wiederhergestellten Gesundheit:

„Mein hochverehrtes Fräulein, eigentlich haben wir von einander schon einen letzten Abschied genommen — und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten, welche mich für so lange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir thätig gewesen: und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken, daß Sie den Glauben an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben: so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen — der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist groß und ich muß an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gelebt und gedacht haben: ich muß noch lange lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigern nähere. — Daß jetzt alle Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht — ich finde es vielmehr erstens nützlich und zweitens natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagner's Verhalten zu mir gehört unter diese Trivialität der Regel. Überdies ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben, daß er weder die Schwere noch die Nothwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann.“

Mein Bruder zürnte Wagner nicht im Geringsten, daß er keine Anknüpfung wieder gesucht hatte, tief im Herzen war er ihm dafür sogar dankbar; — hatte er doch dadurch seine Freiheit und vielleicht auch seine Gesundheit wiedergewonnen! Scherzhaft pflegte er damals zu sagen: „Sechs Jahre (1869—76) habe ich gebraucht, um meine Gesundheit durch meine leidenschaftliche Wagnererei gründlich zu ruiniren, sechs Jahre habe ich wiederum nöthig gehabt, um mich davon zu befreien und wieder gesund zu werden.“

Aber noch etwas Stärkeres als das Glück der wiedergewonnenen Gesundheit spricht aus der „Fröhlichen Wissenschaft“, es ist die Nähe von etwas Unvergleichlichem, Ungeheurem, dem Zarathustra,

was dem Buche das bezaubernd frühlingsartige, das Verheißungs-
volle giebt. In den ersten Niederschriften findet sich der Name
Zarathustra an mehreren Stellen, ist aber in der endgültigen
Veröffentlichung durch „der Weise,“ „der Philosoph“ und Anderes
ersetzt. Nur an einer einzigen Stelle am Schluß des vierten
Buches (mit welchem die erste Ausgabe vom Jahre 1882 ab-
schloß) erscheint der heilige Name; mit den gleichen Worten
beginnt dann ein Jahr später sein poetisches Hauptwerk „Also
sprach Zarathustra“.

Ausführlicher und besser als Alles, was ich sagen kann,
beschreibt mein Bruder selbst den Zustand und die Stimmung,
aus welcher die „fröhliche Wissenschaft“ entstanden ist, im
Jahre 1886, als er bei einer neuen Ausgabe dieses Buches ihr
noch eine Vorrede, das fünfte Buch und die Lieder des Prinzen
Vogelfrei anfügte:

„Diesem Buche thut vielleicht nicht nur Eine Vorrede noth;
und zuletzt bliebe immer noch der Zweifel bestehen, ob jemand,
ohne etwas Ähnliches erlebt zu haben, dem Erlebnisse dieses
Buches durch Vorreden näher gebracht werden kann. Es scheint
in der Sprache des Thauwindes geschrieben: es ist Übermuth,
Unruhe, Widerspruch, Aprilwetter darin, so daß man beständig
ebenso an die Nähe des Winters als an den Sieg über den
Winter gemahnt wird, der kommt, kommen muß, vielleicht schon
gekommen ist . . . Die Dankbarkeit strömt fortwährend aus, als
ob eben das Unerwartetste geschehn sei, die Dankbarkeit eines
Genesenden, — denn die Genesung war dieses Unerwartetste.
„fröhliche Wissenschaft“: das bedeutet die Saturnalien eines
Geistes, der einem furchtbaren langen Drucke geduldig wider-
standen hat, — geduldig, streng, kalt, ohne sich zu unterwerfen,
aber ohne Hoffnung —, und der jetzt mit einem Male von der
Hoffnung angefallen wird, von der Hoffnung auf Gesundheit,
von der Trunkenheit der Genesung. Was Wunders, daß
dabei viel Unvernünftiges und Nürrisches an's Licht kommt,
viel muthwillige Zärtlichkeit, selbst auf Probleme verschwendet,
die ein stachelichtes Fell haben und nicht danach angethan sind,
geliebkost und gelockt zu werden. Dies ganze Buch ist eben
nichts als eine Lustbarkeit nach langer Entbehrung und Ohn-
macht, das Frohlocken der wiederkehrenden Kraft, des neu er-

wachten Glaubens an ein Morgen und Übermorgen, des plötzlichen Gefühls und Vorgefühls von Zukunft, von nahen Abenteuern, von wieder offenen Meeren, von wieder erlaubten, wieder geglaubten Zielen. Und was lag nunmehr Alles hinter mir! Dieses Stück Wüste, Erschöpfung, Unglaube, Vereisung mitten in der Jugend, dieses eingeschaltete Greisenthum an unrechter Stelle, diese Tyrannei des Schmerzes überboten noch durch die Tyrannei des Stolzes, der die Folgerungen des Schmerzes ablehnte — und Folgerungen sind Tröstungen —, diese radikale Vereinsamung als Nothwehr gegen eine krankhaft hellseherisch gewordene Menschenverachtung, diese grundsätzliche Einschränkung auf das Bittere, Herbe, Wehethuende der Erkenntniß, wie sie der Ekel verordnete, der aus einer unvorsichtigen geistigen Diät und Verwöhnung — man heißt sie Romantik — allmählich gewachsen war —, oh wer mir das Alles nachfühlen könnte! Wer es aber könnte, würde mir sicher noch mehr zu Gute halten als etwas Thorheit, Ausgelassenheit, „fröhliche Wissenschaft“, — zum Beispiel die Handvoll Lieder, welche dem Buche dies Mal beigegeben sind — Lieder, in denen sich ein Dichter auf eine schwer verzeihliche Weise über alle Dichter lustig macht. —“

Anfang Februar, als er das Buch mit all den kleinen gereimten Scherzen, die er noch hinzugefügt hatte, so ziemlich vollständig fertig sah, war er auch mit Freuden bereit, den Besuch von Dr. Rée in Genua zu empfangen. Es war gerade der richtige Augenblick, sich nun ein wenig an Freundschaft zu delectiren, nachdem er das Werk sozusagen in Sicherheit gebracht hatte. Er hatte große Freude an Rée's Besuch und war stolz darauf, daß dieser von Genua ebenso entzückt war, wie er selbst, und es schöner als Neapel und Sorrent fand. Einige Spaziergänge, die er mit ihm gemacht hat, müssen, vom Wetter begünstigt, von unvergleichlicher Schönheit gewesen sein. Er erinnerte sich besonders eines Nachmittags auf dem campo santo, für welches er eine zärtliche Vorliebe hatte. Der Weg dahin mit dem Blick über weite Meere, die erhabene, feierliche Schönheit seiner Lage, Mazzini's Grab und manches holdselige bildnerische Werk, wie das der „Amorosissima“, gaben ihm Stimmungen, die noch manchmal in seinen Schriften wiederklingen.

Es machte ihm große Freude, Kée alle die lieblichen Orte zu zeigen, die mit der Entstehung der „Morgenröthe“ und der „fröhlichen Wissenschaft“ so eng verbunden waren. Er schreibt an Peter Gast am 5. Februar 1882:

„Wetter nach wie vor unbeschreiblich! Kée und ich waren gestern an jener Stelle der Küste, wo man mir in 100 Jahren (oder 500 oder 1000, wie Sie zuletzt annahmen!) ein Säulchen zu Ehren der „Morgenröthe“ aufstellen wird. Wir lagen fröhlich wie zwei Seeigel in der Sonne.“

Immerhin griff ihn auch der Besuch Kée's etwas an; wenn man so lange einsam lebt und mit so großen Dingen beschäftigt ist, so scheint jedes Wort aus der Tiefe mit einer gewissen Aufregung verbunden zu sein, noch dazu er seine Hauptsachen nur verschleiert erwähnen und sich nicht frei darüber aussprechen konnte. Er wußte, daß ihn Kée nur mißverstanden hätte.

Er sagte auch späterhin: „ein solcher Spaziergang mit Kée von wenigen Stunden griff mich mehr an, als wenn ich dreimal so lange Zeit allein spazieren gieng.“ Allmählich aber gewöhnte er sich an die Gegenwart Kée's, besuchte mit ihm das Theater und fuhr sogar mit ihm nach Monaco. „Meine Lieben, mit unserer Reise nach Monaco haben wir Glück gehabt — ich habe nicht gespielt und Kée hat wenigstens nicht verloren. Es ist in Bezug auf Lage, Natur, Kunst und Menschen das Paradies der Hölle. Das Beste war mir ein ruhiges Stündchen in einem prachtvollen Thee-Salon, wo uns ein gepudertes und buntes Geschöpf von Diener mit ausgezeichnetem Thee versah. Diese ganze Küste ist unglaublich theuer, als ob das Geld keinen Werth habe.“

Anfang März reiste Dr. Kée weiter. Mein Bruder revidirte nochmals seine Niederschriften, da er aber nicht wieder in eine productive Stimmung kommen konnte, so dürstete er nach Abwechslung und fragte Gast: „Können Sie mir nicht eine große Zerstreung erfinden? Ich möchte ein paar Jahre in Abenteuern verbringen, um meinen Gedanken Zeit, Stille und frische Erdkrume zu geben. —“ Schließlich verließ er Genua und begab sich auf Unrathen eines Arztes nach Messina. Von dort schreibt er sehr vergnüglich, nachdem er eine, allerdings höchst

unangenehme Reise zu Schiff überwunden hatte. Sie hatten Sturm gehabt, der meinen Bruder in einen solchen Zustand der Seekrankheit versetzte, daß der Kapitän um sein Leben besorgt wurde. Aber Messina machte bald Alles wieder gut; er schreibt mir: „Da scheine ich denn einen vorzüglichen Griff gethan zu haben! Sehr gute Stimmung! Nur verwöhnt man mich! Du kannst errathen, daß ich nicht um zu verschwenden nach Sicilien gegangen bin, aber die billigen Preise, die man mir macht, setzen mich doch in Erstaunen. Habt Ihr kalt? Die Kalabrischen Berge, mein Vis-à-vis, haben Schnee! —“

Unter dem glücklichen sicilianischen Himmel entstanden eine Fülle von Sprüchen und Liedern; sechs davon, welche er die „Idyllen von Messina“ nannte, wurden damals im Mai 1882 in der Internationalen Monatschrift von Schmeitzner veröffentlicht, doch unter anderen Titeln, als wir sie in der späteren Auflage der „fröhlichen Wissenschaft“ aus dem Jahr 1886 in den Liedern des Prinzen Vogelfrei finden. „Dichters Berufung“ hieß da: Vogel-Urtheil; Im Süden: Prinz Vogelfrei; Die fromme Beppa: Die kleine Heze; Der geheimnißvolle Nachen: Das nächtliche Geheimniß; Liebeserklärung: Vogel Albatros; Lied eines theokritischen Ziegenhirten: Lied des Ziegenhirten. (An meinen Nachbar Theokrit in Syrakusä.)

Wir waren ungemein erfreut, als er uns diese reizenden, scherzhaften Lieder im Manuscript zusandte. Er antwortete auf unsere erfreuten Briefe:

„Euer Vergnügen über meine Verse hat mir großes Vergnügen gemacht; Ihr wißt, Dichter sind unbändig eitel. Einige weise Reime in altdeutscher Manier haben bei Gast den größten Effect der Verwunderung hervorgebracht. Zulezt, wenn die Augen mich verhindern etwas zu lernen — ich bin bald so weit! so kann ich immer noch Verse schmieden. — Der letzte Anfall meines Leidens glich vollständig der Seekrankheit: als ich zum Dasein erwachte, lag ich in einem hübschen Bettchen an einem stillen Domplatz: vor meinem Fenster ein Paar Palmen. Hier will ich also den Sommer verleben, ich muß, nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre, den Versuch machen, am Meere auch im Sommer zu leben. Die Schattenverhältnisse bestimmen meine Wahl.“

Anfang Mai erschien Fritz aber plötzlich bei uns in Naumburg. Unser Erstaunen war unbeschreiblich; denn Alles, was er von Messina aus geschrieben hatte, klang so befriedigend, daß wir gar nicht mehr gehofft hatten, ihn im Sommer in Naumburg zu sehen. Sehr ergötzlich schilderte er den Anstoß zu dieser Reise nach dem Norden. Die Sonne war natürlich an dieser Küste Siciliens recht heiß geworden; als er nun an einem solchen sonnendurchglühten Tage zufällig mit einem Herrn bekannt wurde, der mit der größten Begeisterung vom Grunewald bei Berlin sprach, war mein Bruder, in seinem phantastischen Eingehen auf die Stimmung Anderer, zu der Vorstellung gekommen, der Grunewald sei das, was ihm immer vorgeschwebt habe: also ein Wald mit tiefschattigen, wohlherhaltenen, ebenen Wegen, und endlosen, einsamen Spaziergängen. Dazu in der Nähe die Großstadt, mit der Universität und ausgezeichneten Bibliotheken und vielleicht mit einigen Freunden, die ihm beim Lesen, Schreiben und Herausuchen von Notizen behülflich sein könnten. Gewiß hatte dieser Plan sehr viele Vortheile; aber das Schicksal war ihm nicht günstig gesinnt; denn als er sich zur Prüfung desselben nach Berlin begab, sah er bei dem ersten Besuch den Grunewald nur im strömenden Regen, das andere Mal allerdings bei schönem Wetter, aber mit einer strömenden Menschenmenge, den obligaten Frühstückspapieren und wüsten Gesängen. Beide Male machte ihm der so gerühmte Grunewald einen recht unsympathischen Eindruck. Immerhin glaube ich, daß er bei einem längeren Aufenthalt seine Schönheit mehr empfunden hätte. Übrigens soll die ganze Luftbeschaffenheit für die Nerven dort nicht günstig sein, was mir von mehreren Seiten bestätigt worden ist. Die Enttäuschung mit dem Grunewald machte ihm aber in seiner frohgemuthen Stimmung keinen Kummer. Auch bekam ihm der Aufenthalt in Naumburg gut, wie es denn überhaupt kein Zweifel war, daß er seine schwere Erkrankung vollständig überwunden hatte. Die Disposition zur Migräne war natürlich geblieben, aber die Schmerzen stellten sich nur höchst selten ein und niemals mehr mit der früheren Heftigkeit. Unsere kleine, grüne Veranda erschallte wieder von früh bis Abends, wie in seiner Studentenzeit von fröhlichem Lachen, das allerdings manchmal unterdrückt werden mußte. Es wurde nämlich auf eine etwas complicirte Weise

das Druckmanuscript der fröhlichen Wissenschaft hergestellt. Er wollte nicht, daß ich es schriebe, weil er behauptete, meine zierliche Mädchenhandschrift passe nicht zu dem Inhalt des Buches. So wurde denn ein alter Canzleischreiber erwählt, der das Manuscript herstellen sollte. Da er aber die Handschrift meines Bruders nicht gut lesen konnte, so mußte ich das Manuscript ihm dictiren, und mein Bruder hörte zu und verbesserte noch, was er verbesserungsbedürftig fand. Nun beunruhigte sich unsre liebe Mutter, daß diesem alten, guten Manne so bedenkliche Dinge dictirt wurden, worüber wir sie mit vollem Rechte trösteten, daß der ja gar nichts davon verstehen könnte. Während des Dictirens machten wir aber abwechselnd die Entdeckung, daß er doch etwas verstand: er schüttelte hier und da bedächtig überlegend sein Haupt. „Himmel, flüsterte mir Fritz zu, er fängt an, zu verstehen!“ In der That zeigte er ein gewisses Verständniß, aber ein so falsches, wobei er so komisches Zeug schrieb, daß Fritz und ich manchmal Thränen lachten. Bei der Neuauflage der „Fröhlichen Wissenschaft“ entdeckte ich übrigens, daß diese unterdrückte Heiterkeit für das Buch nicht immer günstig gewesen war. Einige Worte, hie und da sogar kurze Sätze aus dem Hest, aus welchem ich dictirte, waren einfach weggeblieben. Doch konnte es immer sein, daß mein Bruder diesen Weglassungen zugestimmt hatte, nur war es nicht mehr festzustellen, da das Druckmanuscript nach dem Druck von meinem Bruder vernichtet wurde.

Wer nun von allen diesen Scherzen hört, kann sich kaum vorstellen, wie tief in jener Zeit schon die Gedanken des Zarathustra meinen Bruder bewegten und mit welchem Ernst er die ganze Zukunft vor sich sah. Aber die innerliche, feierliche Freudigkeit, und die leidenschaftliche Bewegung, die seine Seele erfüllte, liebte er zu verhüllen, was ja ein scherzhaftes Wort am besten thut. Deshalb entsprach es so sehr seinen Gewohnheiten, der ernsthaftesten Sache ein heiteres Gewand umzuhängen; daher seine Begierde nach „Helle, Reinlichkeit, Heiterkeit, Schmuckheit und Nüchternheit“.

Für ihn gab es nichts Erlösenderes, als das wirklich glückliche Lachen: „Nur wer des tiefsten Leidens fähig ist, versteht das olympische Lachen.“

XXIII. Capitel.

Bittere Erfahrungen.

Motto: „Sie verstehen mich nicht: ich bin nicht
der Mund für diese Ohren.“

Zarathustra I.

Am 21. Juni 1882 schreibt mir mein Bruder aus Tautenburg in Thüringen, wohin er sich, anstatt in den Grunewald, begeben hatte: „Manuscript ganz fertig. Große und siegreiche Empfindung in Hinsicht auf sechs Jahre“ und schon Ende Juni begann der Druck der „fröhlichen Wissenschaft“. Er zog sich bis in den August hin, sodaß das Buch erst im September erschien. Damals enthielt es, außer dem Vorspiel „Scherz, List und Rache“ nur wie schon erwähnt vier Bücher und trug als Motto den Spruch von Emerson: „Dem Dichter und Weisen sind alle Dinge befreundet und geweiht, alle Erlebnisse nützlich, alle Tage heilig, alle Menschen göttlich“. Die Vorrede, das fünfte Buch „Wir Furchtlosen“ und der Anhang „Die Lieder des Prinzen Vogelfrei“ kamen erst im Jahre 1887 dazu, als bei E. W. Fritsch eine neue Ausgabe seiner Schriften erschien. Die Empfindungen, die ihn während des Druckes dieses Lieblingsbuches unter seinen Profaschriften bewegten, drücken sich am besten in dem nachfolgenden Brief von Mitte Juli 1882 an Rohde aus:

„Mein lieber alter Freund, es hilft nichts, ich muß Dich heute auf ein neues Buch von mir vorbereiten; höchstens noch vier Wochen hast Du davor Ruhe! Ein mildernder Umstand ist, daß es das letzte für eine lange Reihe von Jahren sein soll: — denn im Herbst gehe ich an die Universität Wien und fange neue Studentenjahre an, nachdem die alten mir, durch eine zu

einseitige Beschäftigung mit Philologie, etwas mißrathen sind. Jetzt giebt es einen eigenen Studienplan und hinter ihm ein eigenes geheimes Ziel, dem mein weiteres Leben geweiht ist — es ist mir zu schwer zu leben, wenn ich es nicht im größten Stile thue, im Vertrauen gesagt, mein alter Kamerad! Ohne ein Ziel, welches ich nicht für unaussprechlich wichtig hielte, würde ich mich nicht oben im Lichte und über den schwarzen Fluthen gehalten haben! Dies ist eigentlich meine einzige Entschuldigung für diese Art von Litteratur, wie ich sie seit 1876 mache: es ist mein Recept und meine selbstgebraute Arznei gegen den Lebens-Überdruß. Welche Jahre! Welche langwierigen Schmerzen! Welche innerlichen Störungen, Umwälzungen, Vereinsamungen! Wer hat denn so viel ausgestanden als ich? Leopardi gewiß nicht! Und wenn ich nun heute über dem Allen stehe, mit dem Frohmuth eines Siegers und beladen mit schweren neuen Plänen — und, wie ich mich kenne, mit der Aussicht auf neue schwerere und noch innerlichere Leiden und Tragödien und mit dem Muth dazu! so soll mir niemand darüber böse sein dürfen, wenn ich gut von meiner Arznei denke. *Mihi ipsi scripsi* — dabei bleibt es; und so soll Jeder nach seiner Art für sich sein Bestes thun — das ist meine Moral: — die einzige, die mir noch übrig geblieben ist. Wenn selbst meine leibliche Gesundheit zum Vorschein kommt, wem verdanke ich denn das? Ich war in allen Punkten mein eigener Arzt, und als einer, der nichts Getrenntes hat, habe ich Seele, Geist und Leib auf Ein Mal und mit denselben Mitteln behandeln müssen. Zugegeben, daß Andere an meinen Mitteln zu Grunde gehen könnten: dafür thue ich auch nichts eifriger als vor mir zu warnen. Namentlich dieses letzte Buch, welches den Titel führt „die fröhliche Wissenschaft“ wird Viele vor mir zurückschrecken, auch Dich vielleicht, lieber alter Freund Rohde! Es ist ein Bild von mir darin; und ich weiß bestimmt, daß es nicht das Bild ist, welches Du von mir im Herzen trägst.

Also: habe Geduld, und sei es auch nur darum, weil Du einsehen mußt, daß es bei mir heißt „aut mori aut ita vivere“.

Von ganzem Herzen Dein Nietzsche.“

Ich muß aber gleich hinzufügen, daß aus dem großen Studienplan, oder, wie er sich ausdrückte, aus den neuen Studenten-

jahren, weder in Wien, noch in Paris etwas geworden ist. Ein geringer Versuch, den er im Herbst 1882 in Leipzig machte, Collegien zu hören, z. B. bei Professor Wundt, belehrte ihn, daß die Collegien eben für Studenten eingerichtet sind, und daß man Alles, was diese gelehrten Männer zu sagen haben, viel besser durch ihre gedruckten Bücher erführe. Aber seltsam war es, daß er immer im Leben von dem Gedanken beherrscht gewesen ist, daß irgendwo Menschen existiren müßten, die ihn mit ihrem ungeheuren Wissen und Können noch unendlich viel lehren könnten. Ich erinnere mich aber auch, daß er öfters zweifelnd zu mir sagte: „ach, Elisabeth, solche Menschen giebt es am Ende gar nicht, oder nur in Büchern.“ Immer hoffte er Lehrer und Führer zu finden — aber vergebens: „Ich habe überall hin geblickt — aber ein „Du sollst“ ist nicht mehr zu finden für Menschen wie mich. Es versteht sich, daß in einem bestimmten Falle, z. B. bei einer Wanderung durch Wildnisse, ich jedem gehorchen würde, welcher die Fähigkeit hätte, hier befehlen zu dürfen, durch größere Erfahrung. Ebenso einem Arzte. Einem höheren Geiste würde ich mich unterwerfen in betreff der Werthschätzungen: einstweilen sage ich „ich will“; und warte darauf, daß mir noch einmal ein höherer Geist über den Weg läuft.“

Man kann wohl sagen, daß er niemals in besserer Stimmung die Correcturen eines Buches gelesen hat, er empfand es wie „eine Lustbarkeit vor einer großen Unternehmung, zu der man jetzt endlich die Kraft bei sich zurückkehren fühlt: wie Buddha sich zehn Tage den weltlichen Vergnügungen ergab, als er seinen Hauptsatz gefunden hatte.“ Daß auch diese Schrift wieder den seltsamsten Mißverständnissen ausgesetzt sein würde, war er sich wohl bewußt, aber trotzdem störte dies nicht seinen guten Muth. Er schreibt an Peter Gast den 19. Juli 1882:

„Ich habe zehnmal auch dieses Buch für unedirbar gehalten und zehnmal wieder mich von diesem Glauben belehrt. Jetzt denke ich so: es liegt gar nichts daran, was meine jetzigen Leser über dieses Buch und über mich denken — aber es liegt etwas daran, daß ich so von mir gedacht habe, wie in diesem Buche zu lesen ist: sei es auch nur, um vor mir selber zu warnen.“

Immerhin machten ihm der Titel und die Verse doch Sorgen, als das Buch zur Versendung kam; er schreibt deshalb etwas

zaghaft in dem Begleitbrief an Jacob Burckhardt im August 1882: „Nun, mein hochverehrter Freund — oder wie soll ich Sie nennen? — empfangen Sie mit Wohlwollen das, was ich Ihnen heute sende, mit einem vorgefaßten Wohlwollen: denn wenn Sie das nicht thun, so werden Sie bei diesem Buche „die fröhliche Wissenschaft“ nur zu spotten haben (es ist gar zu persönlich, und alles Persönliche ist eigentlich komisch). Im Übrigen habe ich den Punkt erreicht, wo ich lebe und denke, und vielleicht lernte ich auch inzwischen wirklich ausdrücken, was ich denke. In Hinsicht hierauf höre ich Ihr Urtheil als Richterspruch: ich wünschte namentlich, daß Sie den Sanctus Januarius (Buch IV) im Zusammenhang lesen möchten, um zu wissen, ob er als Ganzes sich mittheilt. —

Und meine Verse? — — — In herzlichem Vertrauen Ihr
Friedrich Nietzsche.“

Aber Jacob Burckhardt antwortete auf das Liebenswürdige:

Basel, 13. September 1882.

„Verehrtester Herr und Freund!

Vor drei Tagen langte Ihre „fröhliche Wissenschaft“ bei mir an und Sie können denken, in welches neue Erstaunen das Buch mich versetzt hat. Zunächst der ungewohnte heitere Goethe'sche Lautenklang in Reimen, dessen Gleichen man gar nicht von Ihnen erwartet — und dann das ganze Buch, und am Ende der Sanctus Januarius! Täusche ich mich oder ist dieser letzte Abschnitt ein spezielles Denkmal, das Sie einem letzten Winter im Süden gesetzt haben? er hat eben sehr Einen Zug. Was mir aber immer von Neuem zu schaffen giebt, ist die Frage: was es wohl absetzen würde, wenn Sie Geschichte dozirten? Im Grunde wohl lehren Sie immer Geschichte und haben in diesem Buch manche erstaunliche historische Perspektive eröffnet, ich meine aber: wenn Sie ganz ex professo die Weltgeschichte mit Ihrer Art von Lichtern und unter den Ihnen gemäßen Beleuchtungswinkeln erhellen wollten? wie viel hübsches käme — im Gegensatz zum jetzigen Consensus populorum — auf den Kopf zu stehen! Wie froh bin ich, daß ich seit längerer Zeit die landesüblichen Wünschbarkeiten mehr und mehr dahinten gelassen und mich damit begnügt habe, das Geschehene ohne gar zu viele Complimente oder Klagen zu berichten. — Im Übrigen

geht gar Vieles (und ich fürchte, das Vorzüglichste) was Sie schreiben, über meinen alten Kopf weit hinaus; — wo ich aber mitkommen kann, habe ich das erfrischende Gefühl der Bewunderung dieses ungeheuren, gleichsam comprimierten Reichthums und mache mir es klar, wie gut man es in unserer Wissenschaft haben könnte, wenn man vermöchte mit Ihrem Blicke zu schauen. Leider muß ich in meinen Jahren froh sein, wenn ich neuen Stoff sammle ohne den alten zu vergessen, und wenn ich als betagter Fuhrmann die gewohnten Straßen ohne Malheur weiter befahre, bis es einmal heißen wird: spann aus.

„Es wird nun seine Zeit dauern, bis ich vom eiligen Durchkosten bis zum allmählichen Lesen des Buches vordringe, so wie es von jeher sich mit Ihren Schriften verhalten hat. Eine Anlage zu eventueller Tyrannei, welche Sie S. 234, § 325 verrathen, soll mich nicht irre machen. Mit herzlichem Gruß Ihr stets ergebener J. Burckhardt.“

Die „fröhliche Wissenschaft“ wurde überhaupt von den Freunden viel wärmer und liebenswürdiger als die „Morgenröthe“ aufgenommen: „Es gehört zu den Dingen, die ich nicht vergessen werde, daß man mir zu diesem Buche des ‚gai saber‘ mehr Glückwünsche gesagt hat, als zu allen übrigen zusammen: man war plötzlich mit mir versöhnt, man zeigte sich wieder entgegenkommend und liebevoll, alle Welt sah darin Genesung, Rückkehr, Heimkehr, Einkehr — nämlich als Rückkehr zu aller Welt.“ Natürlich sah er, daß bei dieser freundlichen Aufnahme auch wieder allerhand Mißverständnisse mit unterliefen, aber es that ihm in jener Zeit doch wohl, wenn er auch später geneigt war allerhand Scherze darüber zu machen. Damals freute ihn aber nicht nur diese liebevolle Anerkennung, sondern sie erweckte auch den Glauben, daß er nicht allein stand, und stärkte die Hoffnung in ihm, daß es möglich sei in seiner Umgebung heroische ihn wahrhaft verstehende Menschen zu finden, die mit ihm nach seinem letzten großen Ziel zu streben vermöchten. Er schreibt im Juli 1882 an Fräulein von Meyßenbug: „Mein Leben gehört jetzt einem höheren Ziele und ich thue nichts mehr, was dem nicht frommt. Errathen kann es Keiner! und verrathen darf ich es jetzt selber noch nicht. Aber daß es eine heroische Denkweise verlangt (und durchaus keine religiös resignirte),

will ich Ihnen und Ihnen gerade am liebsten eingestehen. Wenn Sie Menschen mit dieser Denkweise entdecken, so geben Sie mir einen Wink, wie Sie es mit der jungen Russin gethan haben. Wirklich bin ich Ihnen und Kée außerordentlich dankbar gesinnt, mir hierzu behülflich gewesen zu sein.“

Unter der jungen Russin ist Frau Lou Andreas gemeint, damals Fräulein Salomé. Mit diesem Namen sind sehr peinliche Erlebnisse, sowohl aus dem Leben meines Bruders, als aus meinem eigenen verknüpft. Ein grausames Schicksal wollte, daß gerade zur Zeit der wiederhergestellten Gesundheit meines Bruders, wo er mit aller Kraft eine Fülle neuer Lebenspläne in Aussicht nahm, ihm die unangenehmsten persönlichen Erfahrungen zu Theil wurden, und zwar gerade in der Freundschaft, die für meinen Bruder bis dahin immer etwas Heiliges gewesen war. Ich gebe zu, daß dieses Erlebnis von anderen Leuten kaum so schwer genommen worden wäre, denn er sagt sehr richtig: „Es kommt darauf an, was Einer schon als Erlebnis faßt, fühlt; die Meisten brauchen eine plumpe Ausführlichkeit des Geschehens und hundertmalige Wiederholungen und Einige haben Keulenschläge nöthig, um hinter ein Erlebnis zu kommen und aufmerksam zu werden.“

Für meinen Bruder genügte aber ein kleines Erlebnis, ein Sandkorn, das in das feine Räderwerk seiner Seele und seines Geistes kam, um ihn unglücklich zu machen und ihm Mißtrauen einzuschleusen. Man darf nicht vergessen, daß er niemals unter den Leuten, mit denen er persönlich verkehrte, einen Feind gehabt hatte — er war dadurch verwöhnt. Es lag in seinem einfachen und natürlichen Wesen ein eigenthümlicher Zauber, so daß selbst seine kühnsten Ansichten, die er aussprach, niemals verletzten und kaum Widerspruch erfuhren, sondern sich Jeder dieser lebenswürdigen Superiorität gern zu fügen schien. Er selbst war sich dieses Vorzugs in einer kindlich-glücklichen Weise bewußt und schreibt noch im Herbst 1888 im „Ecce homo“: „Ich habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen — auch das verdanke ich meinem unvergleichlichen Vater — und selbst noch, wenn es mir von großem Werthe schien. Ich bin sogar, wie sehr immer das unchristlich scheinen mag, nicht einmal gegen mich eingenommen. Man mag mein Leben hin- und herwenden,

man wird darin nur selten, im Grunde nur ein Mal Spuren davon entdecken, daß Jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte — vielleicht aber etwas zu viel Spuren von gutem Willen.“

In jenem Sommer 1882 erfuhr mein Bruder nun dies eine Mal etwas von jenem bösen Willen, der sonst seinem Leben fern geblieben war. Es wird mir schwer, diese an und für sich so unbedeutenden Erlebnisse, die aber meinem Bruder so überaus schmerzlich waren, zu erzählen. Ich würde überhaupt nicht daran gedacht haben, von ihnen so ausführlich zu reden, wenn nicht Frau Lou Andreas ein Buch über Nietzsche veröffentlicht hätte, das ich von Anfang bis zu Ende als eine vollkommen falsche und unwahre Darstellung bezeichnen muß, ja, als einen Racheakt verletzter weiblicher Eitelkeit gegen den kranken Nietzsche, der sich nicht mehr wehren konnte; — so bin ich wohl gezwungen, die angebliche Freundschaft der Frau Andreas in ihrem wahren Lichte zu zeigen.

Ein Unstern hatte meinen Bruder, als er sich von Messina nach Deutschland begeben wollte, auf die dringendste Einladung von Fräulein v. Meysenbug und Dr. Kée nach Rom geführt. Beide hatten behauptet, daß sie ihm eine Jüngerin vorstellen könnten, die ungewöhnlich zu seiner ganzen Philosophie paßte.

Wie ich schon öfters erwähnte, war mein Bruder solchen Schilderungen seiner Freunde und selbst Fremden gegenüber ungewöhnlich zugänglich, was wohl mit seiner poetischen Natur zusammenhing, die ihn nach solchen Schilderungen über die wunderlichsten Personen den Purpurmantel seiner Dichtung breiten ließ. Wie er sich von jenem Berliner den Grunewald als das Ideal eines für ihn passenden Aufenthaltes einreden ließ, so ließ er sich in der gleichen Weise von Fräulein v. Meysenbug und Dr. Kée jenes Fräulein Salomé als Schülerin und Jüngerin suggeriren. Die ganze Sache war von allen Seiten und von Anfang an ein ungeheueres Mißverständnis. Malwida v. Meysenbug und Dr. Kée hatten nicht die leiseste Ahnung (wie übrigens wir Alle damals), wohinaus es mit der Philosophie meines Bruders wollte, und Fräulein Lou Salomé war nicht im geringsten Grade darauf vorbereitet, Schülerin meines Bruders zu werden, weder durch ihren Charakter, noch durch das Milieu, in welchem

sie bis dahin gelebt hatte, noch durch ihre bis dahin gemachten Studien. Aber der Aaiwste von Allen war sicherlich mein Bruder selbst! Er nahm an, obgleich er ganz genau wußte, daß weder Malwida, noch Dr. Kée eine Ahnung davon hatten, was seine Philosophie bedeutete und was vor ihm lag, daß sie trotzdem wüßten, wer sich zu seiner Schülerin eignete. Diese stürmischen und unbegreiflich übertriebenen Empfehlungen von Malwida und Kée waren vielleicht in der besten Absicht gemacht, gestalteten sich aber in ihren Folgen doch recht peinlich. Hätte mein Bruder Fräulein Salomé ohne jene übertriebenen Anpreisungen kennen gelernt, so würde er niemals auf den Gedanken gekommen sein, sie gerade zu seiner Schülerin zu machen. Vielleicht würde er Vergnügen an ihrer Begabung gehabt haben; denn ich will ausdrücklich hervorheben, daß Fräulein Salomé schon damals mit 25 Jahren sicherlich eine außergewöhnliche Intelligenz besaß; aber um meinen Bruder zu dem Gedanken zu bringen, eine Schülerin aus ihr zu machen, sich ihrer Erziehung zu widmen und seine kostbare Zeit zu opfern, dazu bedurfte es eben jener ungeheuerlichen Anpreisungen. Hat nun mein Bruder Fräulein Salomé zuerst weit, weit überschätzt, weil er sie in dem Lichte jener übertriebenen Schilderungen sah, so überfiel ihn sehr schnell, als er sie näher kennen lernte, eine außerordentliche Enttäuschung und Entmuthigung. In einem späteren Brief an die Mutter von Frau Lou Andreas aus dem Frühjahr 1883, der Anfang und Ende dieser kurzen fatalen Bekanntschaft schildert, ist dies gerade auf das Deutlichste ausgedrückt:

„Hochverehrte Frau!

„Ich bin Ihnen die Antwort auf die Bedenken schuldig geblieben, welche Sie in Ihrem Briefe an mich äußerten, im Grunde, weil diese Bedenken sich mir selber inzwischen allzuschwer in der Wirklichkeit aufdrängten. Was war das für eine Täuschung, in welche man mich versetzt hatte! Man hatte mir von Ihrer Fräulein Tochter gesprochen und geschrieben, wie als ob sie fast zu gut für diese Welt sei, eine Märtyrerin der Erkenntniß von Kindesbeinen an, jedes Glück und jedes Behagen des Lebens, ja die Gesundheit hingebend für das Eine: Wahrheit, vollkommen selbstlos, und bewährt in einer langen Schule der Aufopferung. Ich will nicht davon reden, welche Mühe ich

mir gegeben habe, auch den letzten Schatten dieses Bildes aufrecht zu erhalten und wie viel ich dabei zu vergessen und zu vergeben gehabt habe. Noch weniger aber will ich Ihnen als der Mutter aussprechen, welches Bild mir schließlich übrig geblieben ist.

„Meine Schwester und ich — wir haben Beide allen Grund, die Begegnung mit Ihrer Fräulein Tochter im Kalender unseres Lebens schwarz anzustreichen. Daß wir Beide es sehr gut mit ihr gemeint haben, steht außer allem Zweifel.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr ergebenster J. U.“

Die Rückreise von Rom nach Deutschland im Frühjahr 1882 hatte nämlich zum Theil in der Gesellschaft der beiden Damen, Mutter und Tochter Salomé und Dr. Rée stattgefunden. Während dieser Reise mochte die Mutter erkannt haben, wie wenig gerade ihre Tochter sich zur Schülerin meines Bruders eignete und hielt einige Warnungen für nöthig, da sie ihn sehr richtig als einen, in Bezug auf Freunde, unverbesserlichen Idealisten erkannt hatte. Ihr Wunsch gieng dahin, daß ihre Tochter den sehr wohlhabenden Dr. Rée heirathete; was aber auch der lebhafteste Wunsch meines Bruders war. Er schreibt an Fräulein von Meyßenbug im Sommer 1882: „Beiläufig: Rée hätte sie heirathen sollen, und ich meinerseits habe es wahrlich nicht an Zuspruch fehlen lassen. Aber es scheint mir jetzt eine verlorene Bemühung. Er ist in einem letzten Punkte unerschütterlicher Pessimist, und wie er sich hierin treu geblieben ist, gegen alle Einwände seines Herzens und meiner Vernunft, hat mir zuletzt doch großen Respekt eingeflößt. Der Gedanke der Fortpflanzung der Menschheit ist ihm unerträglich: er bringt es nicht über sein Gefühl, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren. Für meinen Geschmack hat er in diesem Punkte zu viel Mitleid und zu wenig Hoffnung. Privatissime.“ —

Malwida und Dr. Rée hatten nun meinem Bruder vorgeschlagen, daß er Fräulein Salomé einige Wochen in seiner Philosophie unterrichten sollte, und ich wurde gebeten sie aufzufordern nach Tautenburg zu kommen, wo mein Bruder und ich den Sommer zubrachten. Ich that es mit Freuden, denn auch ich war durch die Schilderungen von dem so innig verehrten Fräulein von Meyßenbug geneigt, Fräulein Salomé von der

günstigsten Seite zu sehen und sie gewissermaßen als einen „Zuwurf des Himmels“ zu betrachten.

Nach einigen Tagen in Bayreuth, wo wir den Parsifal zusammen hörten und ich zu meiner Überraschung bemerkte, daß Fräulein Salomé mehr zu den Feinden als zu den Freunden meines Bruders hinneigte, begann in Tautenburg die Einführung in seine Philosophie — wie es schien, nicht zur beiderseitigen Zufriedenheit. Mein Bruder schreibt späterhin, als er einen verehrenden Jüngling in seine Gesamtanschauung einzuführen suchte: „Das Ganze ist übrigens eine Strapaze, die mich an eine frühere Strapaze (Tautenburg Sommer 1882) erinnert; und zuletzt kenne ich die Welt genug, um zu wissen, was in dergleichen Fällen der Welt Lohn ist.“ Damals zeigte er aber eine unerfüllliche Liebenswürdigkeit und Geduld, immer in dem Glauben, daß die Schilderung von Malwida wahr sein müßte und daß es an ihm und seiner Philosophie läge, wenn Fräulein Salomé ihre Fähigkeiten nicht zum Ausdruck brächte. Die Schülerin aber langweilte sich und mochte von dieser Langweile in dem entlegenen Walddörfchen Dr. Kée eine blühende Schilderung entworfen haben — kurzum ich erhielt einen herzlichen, anscheinend ganz harmlosen Brief Dr. Kée's, den ich auch Fräulein Salomé zeigen sollte, worin er mich bat, den Aufenthalt in Tautenburg abzukürzen, um ihr Gelegenheit zur Abreise zu geben. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was in dem Brief sonst noch stand, vielleicht eine Bemerkung, daß „Nietsche ihre Begabung nicht so bedeutend fände, als man geglaubt hätte“, jedenfalls wurde Fräulein Salomé beim Lesen wüthend und wandte sich mit Schmähungen nicht nur gegen den Schreiber Dr. Kée, sondern vor Allem gegen meinen abwesenden Bruder. Ich darf wohl sagen: ich war erschüttert; denn Fräulein Salomé sprach nicht nur mit Unbescheidenheit, sondern ich muß die stärkeren Worte gebrauchen: mit Unverschämtheit und Hohn von dem Geist und der Begabung Nietsche's. „Er hätte Gedanken, die kein vernünftiger Mensch verstünde, Alle lachten und spotteten über ihn, besonders sie und Dr. Kée; dieser wäre ja ungleich höher zu stellen und mein Bruder wolle durch das Zusammensein mit ihnen Beiden auch nichts weiter erreichen, als den Geist Kée's und ihren eigenen auszubeuten, wie denn überhaupt Nietsche

der größte Egoist sei und seine Freunde ausbeute.“ In dieser Art der Verunglimpfung seines Charakters fuhr sie fort und that darin das Unglaublichste. Ich war versteinert! Dieses Wesen hatte Malwida v. Meyenbug und Dr. Kée zu einer Schülerin meines Bruders bestimmt! Natürlich reiste sie sogleich ab zu Dr. Kée, mit dem sie sich über den Zwischenfall verständigte.

Ich sah plötzlich Dr. Kée in einem Licht, wie ich es bisher nicht für möglich gehalten hätte, denn Fräulein Salomé machte ihn für alle diese Aussprüche verantwortlich. Nun muß man bedenken, daß Kée in einer anscheinend geradezu ergreifenden Weise meinem Bruder stets seine Verehrung und Bewunderung ausgedrückt hatte, ebensosehr für seinen Geist, als für seinen Charakter. Wie oft hatte er gesagt, daß er im Vergleich mit Niessche überhaupt nichts wäre, und welches Glück und welche Ehre er empfände, daß mein Bruder ihn gewürdigt hatte, ihn zu seinen Freunden zu zählen, — und nun sollte das, was Fräulein Salomé sagte, seine wirkliche Herzensmeinung sein! Während also Kée und Fräulein Salomé ihm in's Gesicht die höchste Verehrung und Bewunderung heuchelten (man muß nur Kée's Briefe lesen!), moquirten sie sich in seiner Abwesenheit und sprachen in dieser erniedrigenden Form von diesem edelsten Genius. Ich erinnerte mich alles dessen, was Rohde, Freiherr v. Gersdorff, Freiherr v. Seydlitz, Peter Gast, die langjährigen Freunde meines Bruders, von ihm gesagt und geschrieben haben (was wir jetzt in den Briefwechseln und in andern Schriftstücken finden können), nicht nur über sein Genie, sondern auch über ihn als aufopferungsvollsten Freund und als anima candida in ihrer höchsten Form — und nun wagte ein fremdes, übelgeartetes Mädchen solche erbärmliche Dinge zu behaupten und ihn im Namen von Dr. Kée so unglaublich zu beleidigen.

Ich war in der peinlichsten Lage; denn es war ganz ausgeschlossen, daß ich meinem Bruder diese Erfahrung mittheilte, da ja ein Duell die Folge sein mußte. (Dr. Kée soll über meine Diskretion außerordentlich froh gewesen sein!) Ich konnte damals nichts thun, als mich schweigend zurückziehen und zu erklären, daß es mir persönlich unmöglich sei, jemals mit Fräulein Salomé noch ein einziges Wort zu sprechen.

An und für sich war es ja gleichgültig, daß eine junge Dame, die bis dahin in einem Milieu gelebt hatte, wo offenbar Charaktere von Nietzsche's Reinheit und Höhe des Geistes gar nicht denkbar waren, eine so ungewöhnliche Erscheinung, wie Nietzsche, nach ihren eigenen Erfahrungen bewertete. Das Schmerzhafte war hierbei eben nur, daß man einem Einsamen, der schon darauf verzichtet hatte, Schüler zu finden, plötzlich vorgespiegelt hatte, daß dieses Wunder ihm ein gütiges Geschick zuführte. Das können Menschen, die mitten in der Welt leben, gar nicht empfinden, was einem Philosophen und Einsiedler, der annimmt nur noch wenige Lebensjahre vor sich zu haben, der Glaube bedeutet, einen Jünger zu finden, der möglicherweise der Erbe seiner Ideen werden könnte. Durch die wundervollsten Versprechungen hatte man meinen Bruder aus seiner heiligen reinen Einsamkeit herausgelockt, und das Erste, was ihm dann begegnete, waren diese widerwärtigen, hinterlistigen und heimtückischen Geschichten.

Ich mache also Frau Lou Andreas keinen Vorwurf daraus, daß sie nicht die geringste Vorstellung von dem Genius gehabt hat, in dessen Nähe sie durch die Güte und Verblendung von Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée gebracht worden war. Sie hat ihn nur so kurze Zeit gekannt: im Mai 1882 lernte sie ihn kennen, im Sommer und Herbst war sie mehrere Wochen mit ihm zusammen; aber schon im November 1882, also nach kaum fünf Monaten, sagte mein Bruder ihr Lebewohl, um von da an schriftlich sowohl, als persönlich, jeden Verkehr abzubrechen. Was ich ihr aber vorwerfe, ist, daß sie, nachdem Nietzsche berühmt geworden und erkrankt war, die Kühnheit hatte, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, sich als die Freundin Nietzsche's hinzustellen und als Solche jenes unwahre Buch über ihn zu schreiben. Was hat sie Alles in diesem Buche erfunden! Gespräche, die nie stattgefunden, Mittheilungen aus Briefen, die nie existirt haben, und Thatsachen, die nie geschehen sind! Frau Andreas besitzt kaum sechs Briefe meines Bruders, aus dem Sommer 1882, die in Wahrheit nicht an sie selbst, sondern durchaus nur an das von Malwida und Dr. Rée geschilderte Ideal gerichtet sind. Um nun den Glauben zu erwecken, als ob sie lange Jahre mit Nietzsche befreundet gewesen sei, vertheilt

sie diese Briefe über das ganze Buch und entfernt die Daten. Den einzigen wirklich wichtigen Brief, aus dessen erster Niederschrift ich citire, erwähnt sie überhaupt nicht, weil er ihre ganze Darstellung Lügen strafen würde. Man müßte ein Buch so dick wie das von Frau Lou Andreas schreiben, um all diese absichtlichen und hie und da auch unabsichtlichen Unwahrheiten zu widerlegen. Sie weiß gar nichts aus Nietzsche's Leben. Die Thatsachen sind entstellt, die Charaktereigenschaften in ihr Gegentheil verkehrt. Frau Lou Andreas schildert irgend ein Phantasiegebilde, von dem man nur Eines sicher weiß: „Nietzsche ist es nicht!“ Wie falsch die Schilderung der Entwicklung, des Charakters und des Verhältnisses von Nietzsche zu Rée ist, hat inzwischen wohl Jedermann begriffen und wer es doch noch nicht begriffen haben sollte, den verweise ich auf die Kritiken*) zweier Kenner, die gerade den Fall Lou Andreas sehr genau studirt haben. Peter Gast schreibt 1893 nach dem ersten Auftauchen ihrer unwahren Darstellungen eine sehr gründliche, sie vollständig überführende Widerlegung, von welcher ich nur einige Worte citire: „Frau Andreas gilt in der Öffentlichkeit als authentische Nietzsche-Kennerin. Dies ist sehr zu beklagen. Ihre biographischen Angaben wimmeln von Irrthümern, ihre Auffassung der Gedanken des späteren Nietzsche beruht auf einer ungenügenden Verarbeitung derselben, und das Bild, das sie von Nietzsche selbst entwirft, ist eine marklose Verzeichnung. Sie redet so sehr und mit jener Coquetterie der Melancholiker von Krankheit, Seufzern, Schmerzen, Wunden und anderen Leiden Nietzsche's, daß der Leser dessen prachtvolle Seite, seine kriegsmännische gaieté und gaillardise, gar nicht zu Gesicht bekommt, — ich meine jene Eigenschaft, der es zu danken ist, daß Nietzsche kein Pessimist im Stile Leopardi's wurde, die der Untergrund seines Wesens war (— „glücklich bis zum Frevel“), die all sein Denken durchleuchtete und ihm Hoffnungen so erhabener Art eingab, wie sie noch keinem Sterblichen erschienen war, Hoffnungen, mit deren Ausprechen und Weiterwirken auch deren einstige Erfüllung verbürgt sein wird.“

*) Vorwort von „Menschliches Allzumenschliches“ zweite Auflage und Magazin für Litteratur, 64. Jahrgang No. 8 (23. Febr. 1895). Auch bitte ich die Vorrede zur ersten Abtheilung dieses zweiten Bandes nachzulesen.

Und Dr. Fritz Koegel schreibt im Jahre 1896 über Nietzsche's geistige Entwicklung, Charaktereigenschaften, und deren Verfälschung durch Frau Lou Andreas: „So wachsen Wissenschaft, Kunst und Philosophie immer inniger in ihm zusammen, bis sie in der „Geburt der Tragödie“ einen „Centauren“ hervorbringen, das heißt: ein Werk, das einer einzelnen einseitigen Begabung unerreichbar gewesen wäre. Diese Polyphonie verschiedener in kühner und reicher Harmonie zusammenklingender Begabung ist eine Grundthatsache nicht nur für die erste Zeit, sondern für Nietzsche's ganze Entwicklung. Es ist wieder der Künstler, der Philosoph und der wissenschaftliche Mensch, inzwischen in mehreren Verwandlungen umgeformt, die gemeinsam einen andern noch seltsameren Centauren höchster Art, den „Zarathustra“, hervorbringen. — Eine angebliche Freundin Nietzsche's, Frau Andreas-Salomé, hat es versucht, diese Grundthatsache auf den Kopf zu stellen: die polyphone in eine disharmonische, die instinktlichere Natur, die sich selbst vertrauen durfte, in eine im Innersten anarchische, den Gang einer freien, freiwilligen Entwicklung zum Zwang einer wollüstigen Selbstvergewaltigung zu verzerren. Dazu gehört, außer einem ungewöhnlichen Maße von Unwissenheit, eine sehr sorglose Constructions-lust und eine produktive Phantasie, die die wichtigsten Thatsachen ohne Scheu erfindet und entstellt.“

Ich selbst muß immer wieder darauf hinweisen, daß der herrliche Aphorismus aus der „Fröhlichen Wissenschaft“, „Sternenfreundschaft“ mit absichtlicher Fälschung von Frau Andreas-Salomé auf Nietzsche und Rée gedeutet worden ist, obgleich sie genau wußte, daß er sich auf Wagner und Nietzsche bezog und ein Jahr vor dem Bruch mit Rée geschrieben wurde. (Wie hätte mein Bruder Rée als Stern bezeichnet! Manche Menschen scheinen das Wort „Distance“ gar nicht zu kennen.) Die Briefstellen, die sie im Text anführt, sind fast sämtlich den an Dr. Rée gerichteten und ihr nur geliehenen Briefen meines Bruders entnommen, worüber Frau Andreas ihre Leser durchaus im Zweifel läßt. Übrigens fehlt ihr auch jedes litterarische Recht zu diesen Veröffentlichungen, und man weiß nicht ob sie authentisch sind. — Schließlich ist aber ihr ganzes Buch nicht über Friedrich Nietzsche, sondern zu Ehren von Dr. Paul Rée

geschrieben, der ja auf Unkosten Nietzsche's in fast komischer Weise gerühmt wird. Sollte vielleicht dieses Buch das verschmerzte Wohlwollen Dr. Paul Rée's für Frau Lou Andreas wieder zurückgewinnen? Dies scheint ihr nun freilich nicht gelungen zu sein, denn Dr. Rée schrieb noch kurz vor seinem Tode dem Nietzsche-Archiv, daß er mit dieser Dame seit zehn Jahren außer Verkehr sei. Vielleicht war Dr. Rée zu klug, um nicht zu erkennen, daß er durch dieses Buch dem Gespött aller geistreichen Leute ausgesetzt worden ist. —

Im Herbst 1882 gieng mein Bruder, ohne von den peinlichen Vorgängen durch mich unterrichtet zu sein, nach Leipzig, um einen Versuch zu den von ihm geplanten neuen Studentenjahren in Gemeinschaft mit Dr. Rée und Fräulein Salomé zu machen. Aber nach kürzester Zeit sah er, wie ich schon früher erzählte, daß die Bücher der Herren Vortragenden viel interessanter als deren mündliche für ganz junge Leute eingerichtete Belehrungen seien. Auch fühlte er von Tag zu Tag deutlicher, daß Dr. Rée und besonders Fräulein Salomé kein geeigneter Umgang für ihn sei: Beide verstanden ihn, wie er mit Schrecken sah, noch weniger, als alle seine bisherigen Freunde. Er schreibt deshalb an Fräulein Salomé: „Es steht mit Ihnen ganz so wie mit Freund Rée — ich kann weder mit Ihnen noch mit ihm ein Wort von dem sprechen, was mir am meisten am Herzen liegt. Diese erzwungene Lautlosigkeit ist mir mitunter fast zum Ersticken.“ —

Der ganze Herbst 1882 brachte meinem Bruder nach allen Seiten die unangenehmsten Erlebnisse, da sich auch noch andere Persönlichkeiten in diese wunderbarlich verschlungenen Verhältnisse hineinmischten. Sonderbarerweise ist mir erst vor wenigen Jahren, nach dem Tode unsrer Mutter, durch aufgefundenen Brieffschaften die Aufklärung über jene seltsamen Erlebnisse zu theil geworden. Eine junge, übrigens mir ganz unbekannte Dame liebte meinen späteren Gemahl, Dr. Bernhard Förster, mit welchem ich in jenem Herbst, 1882, sehr viel zusammen war. Förster hat offenbar damals viel mit anderen Leuten von mir gesprochen, und jene junge Dame scheint auf eine seiner Äußerungen hin, „daß ich nur einen Mann heirathen würde, der meinem Bruder vollständig angenehm wäre“, den Entschluß gefaßt zu haben, diese Beiden, meinen Bruder und Dr. Förster, gegen einander einzu-

nehmen, indem sie Jedem von dem Anderen erzählte, wie übel er von ihm gesprochen habe. Unter anderen Umständen würde das meinen Bruder nicht weiter berührt haben; aber da ihm doch Einiges von den Verdächtigungen seines Charakters durch Fräulein Salomé zu Ohren gekommen war, so führte er die ihm mitgetheilten ungünstigen Äußerungen Förster's (die übrigens niemals stattgefunden hatten) auf unsrer Mutter und mir gemachte Bemerkungen zurück. Er glaubte, daß jene Verdächtigungen Fräulein Salomé's von uns nicht energisch genug widerlegt, sondern irgendwie geglaubt worden wären. Mein schweigendes Sich-Zurückziehen bekam dadurch eine ganz andere Auslegung, und ohne irgend welche Erplikationen zu geben, überschüttete er uns und besonders mich mit den heftigsten Vorwürfen. Ich stand vor einem vollständigen Räthsel und gerieth nun ebenfalls in eine große Entrüstung, auch deshalb, weil die Briefe meines Bruders sich mit so scharfen Worten gegen Dr. Förster wandten. Da ich von der Existenz jener Dame gar keine Ahnung hatte, und Dr. Förster nur als einen der wärmsten Verehrer meines Bruders kannte, so konnte ich keine richtige Erklärung dafür finden. Ich leugne es nicht, daß ich tief im Herzen die neue Wendung der Philosophie meines Bruders, von der ich damals so wenig verstand, für diese Veränderung verantwortlich machte. Mir schien dadurch sein Urtheil über Menschen auf das Ungünstigste beeinflusst! Was für andere Freunde hatte er doch während der Zeit seiner früheren Ansichten gehabt! Dr. Rée und Fräulein Salomé aber gegen Richard Wagner und Cosima einzutauschen, erschien mir unbeschreiblich traurig! Aber ich darf wohl sagen, daß mein Bruder dies selbst empfunden hat. Auf der Rückreise von Rom nach Deutschland im Frühling 1882 war er von Luzern aus auch nach Tribtschen gegangen. Er erzählte mir später, daß, als er dort am Ufer des Vierwaldstätter See's gesessen hätte, all die entzückenden Erinnerungen jener wundervollen Freundschaftszeit über ihn gekommen wären, sodaß er in Thränen ausgebrochen sei. Er fügte hinzu: „Ich empfand zu deutlich, daß ich nie wieder eine so unvergleichliche Zeit erleben würde und fragte mich, welches Opfer mein hartes Schicksal noch von mir fordern, auf welche Art von Freundschaft ich noch herunterkommen würde, nachdem ich auf Wagner und Cosima verzichtet hatte, verzichteten

mußte.“ Und in seinen privaten Aufzeichnungen schreibt er schmerzbewegt: „Hat schon je ein Mensch auf dem Wege der Wahrheit gesucht, wie ich es bisher gethan habe — nämlich allem widerstrebend und zuwiderredend, was meinen nächsten Gefühlen wohlthat?“

Ich muß betonen, daß mein Bruder bei seinem Zusammensein mit Rée in Leipzig ganz unbefangen war und damals noch die alte gute Meinung von Rée's Charakter hatte, über welchen er an Fräulein Salomé schreibt: „Wie verkümmert nimmt sich Ihre Menschlichkeit neben der von Freund Rée aus? Wie arm sind Sie in der Verehrung, der Dankbarkeit, der Pietät, der Höflichkeit, der Bewunderung — von hohen Dingen nicht zu reden!“ Immerhin hatte mein Bruder öfters das sehr richtige Gefühl, daß Rée's Mangel an Energie und Entschiedenheit des Urtheils, ein gewisses weichliches Nachgeben in der Richtung von Bequemlichkeit und Genuß nicht bloß Rée ruinire, sondern auch für Fräulein Salomé ein schädliches Vorbild sei; er schreibt ihr deshalb später: „Was Freund Rée betrifft: so gieng es mir, wie es mir jedesmal auch nach Genua gegangen ist; ich kann dieses langsame Zugrundegehen einer außerordentlichen Natur nicht ansehen, ohne ingrimmig zu werden. Dieser Mangel an Ziel! Und daher diese geringe Lust an den Mitteln, an der Arbeit, dieser Mangel an Fleiß, selbst an wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit. Dieses fortwährende Vergeuden! Und wäre es wenigstens ein Vergeuden aus der Lust des Verschwendens! Aber es hat so ganz die Miene des schlechten Gewissens. Ich sehe überall die Fehler der Erziehung. Ein Mann soll zum Soldaten erzogen werden in irgend einem Sinne. Und das Weib zum Weib des Soldaten in irgend einem Sinne.“

Nein diese Beiden waren nicht zum Verkehr mit meinem Bruder geeignet — er rüstete sich bald zur Rückkehr in seine Einsamkeit; aber um die Wahrheit zu sagen, Fräulein Salomé hatte schon viel früher erkannt, wie wenig Nietsche zu ihnen paßte. So höflich mein Bruder gegen alle Welt und besonders gegen Frauen war, so konnte er doch die grenzenlose Enttäuschung, die ihm Fräulein Salomé bereitete, nicht vollständig verbergen. In ihrer kindischen gekränkten Eitelkeit, von welcher noch die komischsten Beweise vorliegen, wünschte sie nun dringend seinen Weggang.

Er war ihr im höchsten Grade unbequem, denn sie fürchtete, daß auch Dr. Rée von seiner Enttäuschung angesteckt würde. Sie wünschte Letzteren allein zu beherrschen, sich mit ihm zu amüsiren und für ihre Zwecke auszunützen, — da erschien ihr nun der strenge erzieherische Einfluß meines Bruders höchst hinderlich. Dagegen wünschte Dr. Rée auf das dringendste in der Gesellschaft Nietzsche's zu sein. Er wußte genau, daß er nur im Zusammensein mit ihm produktiv wurde, indem er aus dem Überfluß von des Freundes Geist etwas Passendes sich herausnahm und es durch eigenes Studium näher beleuchtete und ausarbeitete. (Nur das erste kleine Buch Rée's geht auf eigene Initiative zurück.) Daß diese übertragenen Gedanken sich in Rée's Munde oft sehr dürftig ausnehmen und ganz falsch gewendet herauskommen, darf man dem Erzeuger dieser Gedanken nicht anrechnen. Das erste Buch Rée's „Psychologische Beobachtungen“ trug die Widmung: „Herrn Professor Friedrich Nietzsche, dem besten Freunde dieser Schrift, dem Quellwassererzeuger seines ferneren Schaffens dankbarst der Verfasser“.

Das zweite Buch „Ursprung der moralischen Empfindung“ wurde von Rée während des Zusammenseins mit meinem Bruder in Basel und Sorrent 1876 geschrieben und trug die Widmung: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter.“ Das dritte Buch Rée's „Ursprung des Gewissens“ ist im Jahre 1882 während seines mehrmaligen Zusammenseins mit Nietzsche in Genua, Rom und Leipzig geschrieben. Rée wollte es offiziell dem Freunde „als dem eigentlichen Urheber“ widmen und bat im April 1883 um die Erlaubniß dazu, — mein Bruder weigerte sich aber, diese Erlaubniß zu geben: „Mit Rée habe ich „abgeschlossen“: d. h. ich habe mir die Widmung seines Hauptwerkes — verbeten. — Ich will mit Niemandem mehr verwechselt werden.“ Im Sommer 1883 fand dann der endgültige Bruch zwischen den Beiden statt. Man beachte, daß seitdem Rée nichts mehr geschrieben und veröffentlicht hat*), — es fehlte ihm eben

*) Während diese Darstellung des Verhältnisses zwischen meinem Bruder und Dr. Rée schon gedruckt vorlag, sendet man mir das „nachgelassene Werk“ Dr. Rée's, das höchst sonderbarer Weise ohne Nennung irgend eines Herausgebers erscheint. Man behauptet, daß Frau Lon Andreas diese heimliche

die Beziehung zu dem Ursprung seiner Hauptgedanken. Doch ist Dr. Rée keine Unredlichkeit in dieser Hinsicht vorzuwerfen, denn er hat, wie wir aus den angeführten Widmungen ersehen, die eben geschilderte Thatsache immer offen anerkannt. In seinen Briefen giebt es dafür immer nur Einen Ausdruck, daß er meinem Bruder „grenzenlos viel“ verdanke. Nießsche hatte seit Sommer 1876 Dr. Rée zu seinem Umgang gewählt, weil ihm nach der Enttäuschung in Bayreuth dessen nüchterne etwas enge Anschauungsweise wohlthat. Als Rée aber im Juni 1877 in Jena einem jüngeren Gelehrten, der ihn fragte „ob Nießsche und er sehr verschieden in ihren Ansichten wären?“ antwortete: „daß Nießsche alle Ansichten hätte, die er (Rée) habe, aber außerdem noch eine große Summe, zu denen er selbst kein Verhältniß hätte“, — bemerkte mein Bruder etwas spöttisch: „er hätte Rée für klüger und bescheidener gehalten, in Wahrheit wären sie über Nichts derselben Ansicht gewesen.“ Zu mir sagte Rée ganz demüthig: „Ich bin nur Echo, manchmal ein falsches.“ Mein Bruder nahm keinen Anstoß daran, in dieser Hinsicht ausgenutzt zu werden (er war reich genug dazu), sondern im Gegentheil, er war glücklich, seinen Freunden Anregungen zu geben und ihnen Lehrer und Führer zu ihrer eigenen Höhe zu werden. Doch kann ich nicht verschweigen, daß er sich späterhin zuweilen recht beschämt darüber aussprach, daß Rée nicht mehr Nutzen aus seinem Umgang gezogen habe. Er fand dessen Buch über das Gewissen „leer, langweilig und falsch“. Nur die Form, den „philosophischen habitus“ rühmte er, „schade, daß nicht mehr „Inhalt“ in einem solchen habit steckt“.

Herausgeberin sei. Ich nehme deshalb erst Stellung zu diesem Buch und den Aussprüchen Dr. Rée's, wenn mir der Herausgeber genannt wird. Ich habe mich durch den taktlos angefügten, unredlichen Brief Rée's (von dem man allerdings nicht hört, an wen er gerichtet ist und welcher somit etwas in der Luft schwebt) nicht irre machen lassen. Ich habe das ganze Verhältniß von Nießsche und Rée so geschildert, wie es mein Bruder, der Rée später immer nur als „ein Opfer von Fräulein Salomé“ bezeichnete, empfunden hat. Sollte sich mein Bruder in Rée's Charakter geirrt haben, so ehrt ihn das nur. Wenn aber doch nur Die, welche solche angeblichen oder wirklichen Briefe Dr. Rée's veröffentlichen, nicht vergessen wollten, daß ich Rée's Briefe an Nießsche besitze, aus welchen ich jederzeit die vollständige Unwahrheit derartiger Behauptungen beweisen kann.

Ich habe mich übrigens damals nicht überzeugen können, daß Dr. Rée wirklich so heimtückisch und hinterlistig gegen meinen Bruder gehandelt hat, als wie es Fräulein Salomé darstellte. Er ist nur, als sie ihn zum Schutz und zur Deckung ihrer eigenen Verleumdungen aufrief, zu ritterlich gewesen, um durch sein Zeugniß sie vollständig bloßzustellen. Aber er hätte sich später in den Augen des Freundes rechtfertigen sollen. Denn das darf ich behaupten: das ganze Erlebniß hätte meinem Bruder keinen so tiefen Eindruck gemacht, wenn ihm nicht der Verrath eines so lieben und jahrelangen Freundes so schmerzlich gewesen wäre. Er war entrüstet gewesen, als ihn früher einmal Richard Wagner vor Dr. Rée, als einem „heimtückischen Gesellen“ ernstlich warnte — und nun sollte Wagner doch recht behalten! — Es war ihm, als er die Anschuldigungen erfuhr, als könnte er nun überhaupt nicht mehr Vertrauen haben: „ein gräßliches Mitleid, eine gräßliche Enttäuschung, ein gräßliches Gefühl verletzten Stolzes quält mich — wie halte ich's noch aus? Wo ist noch ein Mensch, dem man vertrauen, den man verehren könnte!“ —

Sicher ist aber, daß ohne Dr. Rée's weichen schwankenden Charakter diese peinlichen Vorgänge ganz unmöglich gewesen wären. Er hatte den dringenden Wunsch, mit dem von ihm hochverehrten Freunde zusammen zu sein, um durch ihn zu lernen und höher zu steigen, aber er besaß nicht die Kraft, Fräulein Salomé dieses höhere Streben einzulösen, sondern ließ sich von ihr, die ihn mit wenig Schonung und Rücksicht behandelte, fast vollständig beherrschen. So schwankte er schwächlich hin und her mit gelegentlichen Revolten gegen Fräulein Salomé, sodaß ihm mein Bruder peinlich erstaunt schreibt: „Ich verstehe Sie nicht mehr, lieber Freund, wie können Sie es neben einem solchen Wesen aushalten? Um des Himmels Willen reine Luft und gegenseitige höchste Achtung! Sonst —“

Wie schwer es meinem Bruder wurde, auf das Idealbild einer Jüngerin, das ihm Fräulein von Meyßenbug und Dr. Rée vorge-malt hatten, zu verzichten, ist kaum zu beschreiben. Immer wieder kam ihm, trotzdem ihm das tägliche Leben fast beständig das Gegen-theil bewies, die Vorstellung, daß an jenen Schilderungen doch etwas Wahres gewesen sein müsse. Einen Beweis hatte er übrigens auch in der Hand, der für Fräulein Salomé sprach, nämlich

das wunderschöne Gedicht: „An den Schmerz“, das sie als eine sehr geschickte Anempfinderin ganz im Sinne seiner Philosophie gedichtet hatte. Er war davon auf das Tiefste ergriffen; auch mich rührte es zu Thränen, vielleicht noch jetzt. Verse wollen, wie man aus dieser Erfahrung sieht, recht wenig über den Menschen selbst besagen.

Aber selbst, nachdem sich mein Bruder über den Charakter und die Fähigkeiten von Fräulein Salomé keiner Täuschung mehr hingab, wie man aus einer langen Aufzählung ihrer ungünstigen Eigenschaften in einem Notizbuch ersehen kann, kam ihm doch noch der Gedanke, daß, wenn man ihr ein hohes Ziel vor Augen stelle und sie zu dessen Erreichung anreize, sich vielleicht alle diese übeln Eigenschaften zu Vorzügen umwandeln ließen. Auch in dieser Richtung gab er sich alle Mühe, schon darum weil er sich als Philosoph doch nicht so vollkommen geirrt haben wollte. Aber Fräulein Salomé beehrte nicht im Geringsten nach einem hohen Ziele, sie wollte mit Rée ein „vergnügliches Leben“ führen, „sich ausleben“; sie dachte nur daran sich zu amüsiren, wenn auch auf eine etwas andere Art, als es sonst junge Damen zu thun pflegen. Nur ein einziger Zug von Größe, und mein Bruder hätte ihr alle Beleidigungen und übeln Eigenschaften verziehen! „Ich habe sie für mich durchgestrichen, als ich endlich fand, daß sie nicht mehr wolle, als es sich auf ihre Weise behaglich zu machen.“

Ein Leben ohne Ziel, ohne strenge Selbstüberwindung, ein schwächliches Sich-Hingeben an Genuß und Bequemlichkeit, was die Oberflächlichen und Genußsüchtigen: Sich-ausleben nennen, war ihm das eigentlich Widerwärtige — bei Minderbegabten erträglich und begreiflich, bei begabten Menschen aber verächtlich. So sagte er Fräulein Salomé Lebewohl; ich will nur noch eine Briefstelle erwähnen, die am besten seine damaligen Empfindungen ausdrückt: „Ich mache Ihnen heute nichts zum Vorwurf, als daß Sie nicht zur rechten Zeit über sich gegen mich aufrichtig gewesen sind. Ich gab Ihnen in Luzern meine Schrift über Schopenhauer — ich sagte Ihnen, daß da meine Grundgesinnungen drin ständen und daß ich glaubte, es würden auch die Ihrigen sein. Damals hätten Sie lesen und Nein! sagen sollen (in solchen Dingen hasse ich alle Oberflächlichkeit) —

es wäre mir viel erspart geblieben! Ein solches Gedicht, wie das „an den Schmerz“, ist in Ihrem Munde eine tiefe Unwahrheit.“

Um nicht noch einmal auf diese ganzen Erlebnisse ausführlicher zurückkommen zu müssen, will ich sogleich hinzufügen, wodurch die Namen dieser Beiden vollständig aus dem Leben meines Bruders verschwunden sind. Im Sommer 1883 hörte er durch unsere liebe Freundin Meysenbug, die sich gleichfalls sehr bitter enttäuscht über Fräulein Salomé aussprach, fast durch einen Zufall, welche Unwahrheiten diese eigentlich über ihn verbreitet hatte, vor Allem aber („leider ein Jahr zu spät“, wie er klagte), daß Dr. Kée von dieser Dame als der Ursprung aller ihrer thörichten Behauptungen bezeichnet würde. Er richtete darauf an Dr. Paul Kée einen sehr bitteren und scharfen Abschiedsbrief und wünschte von da an die Namen dieser Beiden nicht mehr zu hören. Dr. Kée hätte sich damals rechtfertigen sollen, aber wie ich schon erwähnte, hat er es offenbar aus mißverständener Ritterlichkeit nicht gethan. Er verbannte sich dadurch selbst aus der Nähe meines Bruders und verurtheilte sich zur geistigen Unfruchtbarkeit. Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß er von da ab auf das Schmerzlichste empfunden hat, sich durch jene Vorgänge um das Beste gebracht zu haben, was ihm das Leben darbot, nämlich um die Freundschaft des höchsten Geistes, dem er begegnet war. —

Mit den Gefühlen tiefsten Schmerzes, weil man ihn so schwer betrogen hatte, und der Beschämung, weil er sich bis zu diesem Grade hatte täuschen lassen, verließ mein Bruder im November 1882 Leipzig, um nach Genua zurückzukehren. Mißtrauisch blickte er nun plötzlich auf Alle, die er bis dahin geliebt hatte und die ihm nahe standen; denn er hielt es jetzt für möglich, daß sie im Innern ganz andre Gefühle hegten, als wie sie ihm äußerlich zeigten. Wer das felsenfeste Vertrauen kannte, das mein Bruder auf seine Freunde setzte, wird ermessen können, was es für ihn bedeutete, darin erschüttert zu werden.

Das Schlimmste aber war, daß ihm bei jenen Erlebnissen zum Bewußtsein kam, wie einsam und unverstanden er war, und daß es in der That Niemanden gab, der eine Vorstellung

davon hatte, welch' ungeheuer schwere Aufgabe auf ihm lag und welche Ziele er verfolgte. Es ist das unbeschreiblich harte Schicksal jedes Genies, einsam zu sein, sonst wäre es ja auch nicht allen Anderen so weit voraus; man denke an die bitteren Klagen Goethe's, Schopenhauer's und Wagner's, selbst aus dessen letzter Lebenszeit, wo er so gefeiert war! Aber manches Genie ist aus härterem Stoff geformt und verträgt es besser, ohne innige mitverstehende Freundschaft zu leben. In dieser Beziehung war jedoch mein Bruder von frühester Jugend an verwöhnt; immer war er von Freunden umgeben gewesen, die ihn liebten und ihm Gefolgschaft leisteten: in welchem Umfange, kann man jetzt noch aus den wahrhaft rührenden Briefen seiner Freunde ersehen. Selbst eine so starre selbstbewußte Natur wie Erwin Rohde fand damals Handlungen und Worte der Liebe und Hingebung, die man nie bei ihm gesucht haben würde. Aber gerade in jener Zeit, wo meinem Bruder die treueste Hingabe mitverstehender Freunde am nöthigsten gewesen wäre, fehlte ihm der von der Jugend an gewohnte treue Freundeskreis.

„Himmel, was bin ich einsam!“ schreibt er, und schauernd kam es ihm zum Bewußtsein, daß nicht nur diese neuen sogenannten Freundschaften von der kürzesten Dauer und ein vollständiges Mißverständniß waren, sondern daß auch die alten Jugendfreunde ihm immer ferner und fremder wurden und daß sie von seinem Fortschreiten, seiner Weiterentwicklung seit 1876 keine Ahnung hatten; — Alle wollten ihn auf jene überwundenen Standpunkte zurück locken. In solchen Zeiten nicht an sich selbst irre zu werden, auf dem harten einsamen Weg weiterzugehen und nicht zurückzuweichen, ist für einen zartempfindenden, nach Sympathie verlangenden Menschen, wie mein Bruder es war, unbeschreiblich schwer. Bei dem Reichthum seiner Begabung wäre es ihm ja so leicht gewesen, auch jenen den Freunden vertrauteren Gedanken Worte und neuen goldenen Glanz zu verleihen und ihnen ein Werk zu geben, das sie mit Entzücken erfüllt hätte. Er sah die Klage in den Augen der Jugendgenossen, er las sie zwischen den Zeilen ihrer Briefe: „Warum singst Du uns ein Lied, das wir nicht verstehen können und dem wir unser Ohr verschließen müssen? Wir sind so bereit Dich zu lieben und zu verehren,

sage und sänge uns doch das, was wir gern hören wollen!“ Mancher Edle und Tapfere ist bei solchen Blicken und Lockungen schwach geworden, nicht etwa durch die Begierde nach Tagesruhm verführt, sondern nur durch die Sehnsucht nach der beglückenden Zustimmung der Geliebtesten. Aber still und unerschütterter, sein eigenes sehnsüchtiges Herz bezwingend, gieng der einsame Wanderer auf seiner steilen, steinigen Bahn weiter, — hinauf zur Höhe.

XXIV. Capitel.

Die Entstehung von „Also sprach Zarathustra“. I. Theil.

Motto: Aber willst du nicht weinen, nicht
ausweinen deine purpurne Schwer-
muth, so wirst du singen müssen,
oh meine Seele! — Siehe, ich lächle
selber, der ich dir solches vorher sage:
— singen mit brausendem Ge-
sänge, bis alle Meere still werden, daß
sie deiner Sehnsucht zuhören, — bis
über stille sehnsüchtige Meere der
Nachen schwebt, das goldene Wunder.
Zarathustra III.

„Niemand kann glauben, mit was für Gefühlen ich meinen Zarathustra lese. Das Buch ist viel zu stark für mich, fast jedes dritte Wort überwältigt mich bis zu Thränen. Alles darin wie mit Blut geschrieben, Alles ist Realität.“

So schrieb mein Bruder 1886, des Zarathustra gedenkend, jedoch kann nur Der, dem seine ganze Jugend, sein Verhältniß zu seinen Idealen, Lehrern und Freunden, dem überhaupt sein Schicksal und seine Philosophie innig vertraut ist, diese Realität erkennen. Nur in einem großen ausführlichen Werke würde es möglich sein, die Hintergründe dieser unvergleichlichen Dichtung, die wunderbare Verklärung von Erlebnissen und Bildern seines ganzen Lebens (der erste Theil ist daran besonders reich) deutlich zu machen. Aber dieses Werk ist noch nicht geschrieben und wird auch nicht sobald geschrieben werden. Zum großen Bedauern aller Nietzschekenner ist von unbefugter Seite eine klägliche Zarathustra-Interpretation in vier Heften erschienen, die nicht nur platt, sondern vor allen Dingen falsch und irreführend ist. Der Verfasser hat nicht einmal die Verkettung der leitenden Gedanken des Zarathustra begriffen, er weiß auch nichts von dem Leben und Charakter des Autors, geschweige, daß er Jrgend-

etwas von all dem Höhen und Zarten errathen hätte, das in diesen erhabenen Worten verborgen liegt. Ach! es sollten sich nur die höchsten Geister an eine solche Erklärung wagen, denn Zarathustra sagt mit Recht: „Ich schließe Kreise um mich und heilige Grenzen; immer Wenigere steigen mit mir auf immer höhere Berge, — ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen.“

Der Zarathustra ist nicht nur seiner gesammten Gedankenwelt nach unendlich schwer zu verstehen, sondern ebenso sehr in der weiten Spannung seiner Empfindungen. Nur die Zartfühlendsten und Weitschauendsten begreifen etwas von dem Ungeheueren, das der Dichter innerlich erlebt haben muß, um so schreiben zu können. Steht doch hinter diesen erhabenen Gesängen die große Tragödie des Genies, seines Werdens, Wachsens und Emporsteigens und schließlich seines Alleinseins und Alleinstehens unter lauter Andersfühlenden, unter den zurückbleibenden, zurückgebliebenen, ja ihn verleugnenden und verrathenden Freunden. Und wie sehnte er sich nach Mittheilung, wie möchte dieser Reichste schenken, wegschenken seinen Überfluß, wenn er nur Solche fände, die seinen Reichthum haben wollten, Solche, die ihn verstünden, die ihm ähnlich wären. Wie herzerreißend klingt seine Klage in einem an mich gerichteten Brief:

„Die Unmittheilbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen — die Verschiedenheit ist die Maske, welche eiserner ist als jede eiserne Maske —; und es giebt nur inter pares eine wirkliche, ganze vollkommene Mittheilung! Nur inter pares vollkommene Freundschaft! Inter pares! Ein Wort, das trunken macht: so viel Trost, Hoffnung, Würze, Seligkeit schließt es für Den in sich, welcher immer nothwendig allein war — für Einen, der ‚verschieden‘ ist —; der Niemandem begegnet ist, welcher gerade zu ihm gehörte, ob er schon ein guter Sucher war“

Wenige nur können diese Leiden des Genius begreifen und sind geneigt, wenn Schmerz und Klage aus den Worten des Dichters spricht, dies auf Krankheit und Gesundheit zu beziehen. Das ist ein großer Irrthum! Waren auch die Jahre von 1876 bis Sommer 1881 wirkliche Jahre der Krankheit, so hatte sich doch der Gesundheitszustand meines Bruders seit dem ersten Aufleuchten des Ewigen Wiederfunftsgedankens so gebessert, daß

er im Allgemeinen als vortrefflich bezeichnet werden kann. Er selbst betrachtete sich als wieder hergestellt und schreibt deshalb dem Arzt Dr. Eiser in Frankfurt im September 1882: „In der Hauptsache darf ich mich als Genesenen oder mindestens als Genesenden bezeichnen.“ Indessen übte jede tiefe Gemüthsbewegung immer noch einen ungünstigen Einfluß auf ihn aus, und es bewegte den Psychologen Manches, was andere Menschen nicht begreifen. Hätte er aber in einem Kreis liebender, verehrender, zartfühlender Menschen leben können, wenn auch nur zeitweise zur Erholung, so wäre seine Gesundheit eine dauernde und gefestigte gewesen. Deshalb schreibt er mir im Juli 1886: „Schaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen — und ich bin gesund.“ — Es sind die Leiden seiner vereinsamten Seele, die zu uns aus den Worten Zarathustra's sprechen und uns so tief erschüttern. Hat er sie doch nie so stark wie damals, als er diese Dichtung concipirte, empfunden. Einiges von diesen schmerzlichen Erlebnissen habe ich schon im vorigen Capitel erzählt, und auch in diesem muß ich noch Manches davon erwähnen, manches Kleine und Kleinliche. Aber wie mein Bruder selbst sagt: Ein Sandkorn, wenn es in ein feines Uhrwerk geräth, kann unberechenbaren Schaden anrichten; schließlich giebt es bei einem Psychologen ein andres „groß“ und „klein“, als bei andern Menschen.

Ich muß es mir versagen, die Beziehungen des Zarathustra zu den Erlebnissen seines ganzen Lebens darzustellen und beschränke mich nur auf die Zeit der Entstehung. Ich thue auch das nur mit Zittern, denn dieses Werk lebt in einer solchen azurenen Einsamkeit, so fern von allem Gegenwärtigen, daß man kaum wagt menschliche, allzumenschliche Dinge mit ihm in Zusammenhang zu bringen. Aber selbst die seltenste und wunderbarste Blüthe wächst aus dunkeln, vielfach gemischtem Erdreich empor und verwandelt diese unschönen Stoffe in Duft und Farben. Welches Entzücken, welche Ehrfurcht empfinden wir aber, wenn wir sehen, daß, obgleich dieses Werk in der Zeit tiefschmerzlicher Erlebnisse entstanden ist, es schließlich doch zum Siegesgesang des Kämpfers und Überwinders wurde!

— Man erkennt aus den ersten Entwürfen und Plänen des Sommers 1881 noch nicht deutlich die Gestalt Zarathustra's

als den Lehrer und Mittelpunkt des ganzen Werkes, erst unter den Leiden jener Zeit verkörperte sich diese Gestalt zu der des vollkommenen Freundes, der ihn ganz verstand und welchen er seine höchsten und heiligsten Ziele verkünden lassen konnte. Der königliche Philosoph ist der ideale Freund, wie er ihn sich seit seiner frühesten Jugend geträumt hatte. Rohde sagt in dem Brief vom December 1883 mit vollem Recht, daß Nietzsche Zarathustra selbst sei. So hat es auch der Dichter empfunden:

. . . — der Sehnsucht süßer Schrei

Erstarb im Munde:

Ein Saub'rer that's, der Freund zur rechten Stunde,

Der Mittags-Freund — nein! fragt nicht, wer er sei —

Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei

So kam Zarathustra, der „Gast der Gäste“, zu ihm als tröstender Freund, gerade als er so manche Freundschaft als trügerisch erkannte und überhaupt auf sie glaubte verzichten zu müssen. Immer hat der Dichter dieses Werk als den höchsten Trost seines ganzen Lebens betrachtet, um dessentwillen es ihm verlohnte zu leben und zu leiden. — —

Genua gefiel ihm in jenem Winter nicht so gut wie sonst, er gieng deshalb hinaus nach der Riviera Levante, wo der erste Theil des Zarathustra niedergeschrieben wurde. Er erzählt davon:

„Den Winter 1882/83 lebte ich in jener anmuthig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maßen regnerisch: ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, so daß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in Allem das Gegentheil vom Wünschenswerthen. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entscheidende ‚trotzdem‘ entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend, des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umgieng ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino. Dieser Ort und diese

Landschaft ist durch die große Liebe, welche Kaiser Friedrich der Dritte für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letzten Mal diese kleine vergessene Welt von Glück besuchte. Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor Allem Zarathustra selber, als Typus; richtiger, er überfiel mich . . .“

Am 14. Februar 1885 schreibt er an den Verleger E. Schmeitzner in Chemnitz: „Heute habe ich Ihnen etwas Gutes zu melden: ich habe einen entscheidenden Schritt gethan — und ich meine nebenbei, auch einen solchen, der Ihnen nützlich sein soll. Es handelt sich um ein kleines Werk (kaum hundert Druckseiten), dessen Titel ist

Also sprach Zarathustra.
Ein Buch für Alle und Keinen.

„Es ist eine ‚Dichtung‘, oder ein fünftes ‚Evangelium‘ oder irgend Etwas, für das es noch keinen Namen giebt, bei weitem das Ernsthafteste, und auch Heiterste meiner Erzeugnisse, und Jedermann zugänglich. So glaube ich denn, daß es eine ‚sofortige Wirkung‘ thun wird (aufrichtig, ich schäme mich von ‚sofortiger Wirkung‘ zu sprechen; aber ich thue es Jhretwegen, der Sie vernünftiger Weise ganz andere Werthschätzungen im Kopfe tragen müssen, als ich, o Pardon!) — zumal jetzt nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, die langsame und widerstrebende Art, sich mit mir zu beschäftigen, jetzt an einen gewissen Punkt gelangt ist. — Zufällig erfahre ich sowohl aus Wien wie aus Berlin, daß unter ‚intelligenten Männern‘ viel von mir geredet wird. Ich mache Sie auf Herrn Brandes, den Kulturhistoriker aufmerksam, der jetzt in Berlin ist: es ist der geistreichste der jetzigen Dänen. Ich erfahre, daß er sich eingehend mit mir beschäftigt hat. — Unfre ‚Bedingungen‘ des Verlags sind uns Beiden bekannt. Nur muß ich diesmal auf zwei Äußerlichkeiten besondern Werth legen, weil dieses Buch als eine Spitze meiner bisherigen Bücher erscheinen soll. Bei ganz gleichem Formate und Drucke bitte ich um eine schwarze Linie, welche den Text jeder Seite einfaßt:

so ist es einer Dichtung würdiger. Und dann ein stärkeres Delin“ 1c.

Das Druckmanuscript ist mit unglaublicher Schnelligkeit fertig geworden. Er hatte sich zuerst nach Jemand zur Hilfe beim Niederschreiben des Manuscriptes umgesehen, sodaß, als unsre Freundin Malwida aus Rom ihm von einer Dame erzählte, die gern bereit wäre nach seinem Dictat zu schreiben, er sich aus diesem Grunde sehr geneigt zeigte nach Rom übersiedeln. Aber inzwischen kam der Geist und die Ungeduld über ihn, er schrieb das Manuscript selbst, sodaß die Reise dorthin bis nach der Beendigung der Correcturen verschoben wurde. Wie solch ein Buch bei ihm entstand, davon macht man sich kaum eine Vorstellung, aber er beschreibt es selbst in seinen Briefen und Aufzeichnungen, wie er von der Fülle der Gedanken förmlich überfallen worden wäre und nur in Hast in das Taschenbuch mit Bleistift Notizen machen konnte, die er dann bei seiner Heimkehr bis mitten in die Nacht hinein mit Tinte aufschrieb. In leidenschaftlicher Begeisterung schildert er in seinen Lebenserinnerungen (Herbst 1888) aber besonders die unvergleichliche Stimmung, in welcher der *Sarathustra* geschaffen wurde:

„ — Hat Jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im anderen Falle will ich's beschreiben. Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, blos Inkarnation, blos Mundstück, blos Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglichlicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzündung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinctesten Bewußtsein einer Anzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das

Schmerzlichsie und Dürsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine nothwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt (die Länge, das Bedürfnis nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maas für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung). Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses, ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist, Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustra's zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und Gleichnis sein möchten („hier kommen alle Dinge lieblosend zu Deiner Rede und schmeicheln Dir, denn sie wollen auf Deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reitest Du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen Dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von Dir reden lernen —“). Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehen muß, um Jemanden zu finden, der mir sagen darf: „Es ist auch die meine.“

Er hatte in der ersten Zeit nach der Entstehung eines in solchem Zustand der Entzückung geschriebenen Werkes gar keine Vorstellung davon, wie es eigentlich war und wirkte. Peter Gast lernte in Venedig erst beim Correcturenlesen den Zarathustra kennen, seine Begeisterung stieg von Bogen zu Bogen, sodaß er schließlich dem verehrten Lehrer und Freund aus der Fülle seiner Bewunderung einen übergelücklichen Brief schrieb: „Unter welche Rubrik Ihr neues Buch gehört? — Ich glaube fast unter die heiligen Schriften.“ Es ist nun geradezu ergreifend, die Wirkung dieses ersten Zeichens des Verständnisses auf den Autor aus dem nachfolgenden Brief (6. April 1885) zu ersehen:

„Lieber Freund, beim Lesen Ihres letzten Briefes überlief mich ein Schauer. Gesezt, Sie haben Recht — so wäre also mein Leben doch nicht mißrathen? Und gerade jetzt am wenigsten, wo ich es am meisten geglaubt habe!

„Andererseits gab mir Ihr Brief das Gefühl, daß ich nun nicht mehr lange zu leben habe — und es soll so gut sein! Sie glauben, lieber Freund, es nicht, was für einen Überschuß von Leiden mir das Leben abgeworfen hat, in allen Zeiten, von früher Kindheit an. Aber ich bin ein Soldat: und dieser Soldat ist zuguterlezt noch der Vater Zarathustra's geworden! Diese Vaterschaft war seine Hoffnung; ich denke, Sie empfinden jetzt den Sinn des Verses an den Sanctus Januarius ‚Der du mit dem Flammenspeere meiner Seele Eis zertheilt, daß sie brausend nun zum Meere ihrer höchsten Hoffnung eilt‘ — —

„Und auch den Sinn der Überschrift ‚incipit tragoedia‘. — Genug davon. Ich habe vielleicht keine größere Freude in meinem Leben gehabt als Ihren Brief.“ —

Mit diesem Brief kreuzte sich eine Karte von Gast, wo dieser weiter fortfuhr, seine Eindrücke während des Lesens der Correcturbogen zu schildern: „‚Es ist wunderbar!‘ sagen oft die Jünger zu Buddha's Worten. ‚Es ist wunderbar!‘ muß ich oft und mit mehr Grund, als Jene ausrufen, da ich Sie als Zarathustra höre. Ihr ganzes bisheriges Denken und Bilden bekommt jetzt ein Gehäuse. Manchen mochte der Anblick des bloßen Räderwerks verwirren, das Sie zeigten. Nun erst wird es sichtbar, daß es Ein großer Organismus war. ‚Preis sei ihm, welcher ist der Selige, der Heilige, der völlig Erleuchtete!‘ — so, buddhistisch apostrophirend, ohne daß er Buddhist wäre, grüßt Sie mit der Hingebung eines Schülers

Ihr dankbarer Gast.“

Hatte ihn der erste Brief erschüttert, so machte ihn diese Karte von Herzen froh. Er schickte sie an Malwida, wie er es schon mit dem Brief gethan hatte, und schrieb fröhlich und schalkhaft:

Genova, April 1885.

„Wollen Sie nicht ein wenig mit lachen, hochverehrte Freundin? Ich lege eine Karte bei, vom Verfasser jenes Briefes — Erwägen Sie doch, es ist gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Und der Schreiber ist ein anscheinend vernünftiger Mensch, ein Skeptiker — fragen Sie nur meine Schwester!

„Es ist eine wunderschöne Geschichte: ich habe alle Religionen herausgefordert und ein neues ‚heiliges Buch‘ gemacht! Und, in

allem Ernste gesagt, es ist so ernst als irgend eines, ob es gleich das Lachen mit in die Religion aufnimmt. —

„Die Bemerkung auf der Mitte der Karte ist gut. — In der That habe ich das Kunststück (und die Thorheit) ‚begangen‘, die Commentare eher zu schreiben als den Text. — Aber wer hat sie denn gelesen? Ich meine: jahrelang studirt? Ein Einziger, so viel ich weiß: dafür hat er nun auch seine Freude am Texte.

„In Deutschland fand ich voriges Jahr die Oberflächlichkeit des Urtheils bis zu dem Punkte des Blödsinns gereift, daß man mich mit Rée verwechselte. Mit Rée!!! Ich meine, Sie wissen, was das sagen will. —!“ (Anbei gesagt, Fr. v. Meyßenbug wußte durchaus nicht, was das sagen wollte, sie vermochte nie zwischen Mensch und Mensch zu unterscheiden.)

Von da an erfüllte ihn eine tief glückliche Stimmung, wenn er seines im Druck befindlichen Zarathustra gedachte, die durch kleine Zufälligkeiten erhöht wurde. Er schreibt z. B.: „Heute lernte ich zufällig, was ‚Zarathustra‘ bedeutet: nämlich ‚Gold-Stern‘. Dieser Zufall machte mich glücklich. Man könnte meinen, die ganze Conception meines Büchleins habe in dieser Etymologie ihre Wurzel: aber ich wußte bis heute nichts davon. —“

Man hat lange Zeit wunderliche und kindliche Erklärungen gegeben, warum er den Namen des persischen Weisen gewählt habe. Die Gestalt des Zarathustra selbst hat ihm seit seiner frühesten Jugend vorgeschwebt; er schrieb mir einmal, daß er sie schon als Kind im Traum gesehen habe. Er gab dieser Traumgestalt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen; „zuletzt aber mußte ich einem Perser die Ehre geben. Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen, Großen gedacht. Eine Abfolge von Entwicklungen, jeder präsidirt ein Prophet. Jeder Prophet hat seinen Hazar, sein Reich von tausend Jahren“. Aber es gab noch einen andern bestimmten Grund, der ihn veranlaßte, den Perser Zarathustra die Idealgestalt seines königlichen Philosophen verkörpern zu lassen und gerade ihn zum Verkünder seiner neuen Lehre zu wählen: „Man hat mich nicht gefragt, man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet: denn was

die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegentheil. Zarathustra hat erst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehen, — die Übersetzung der Moral in's Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck an sich, ist sein Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra schuf diesen verhängnißvollsten Irrthum, die Moral. Folglich muß er auch der Erste sein, der ihn erkennt. Nicht nur, daß er hier längere und mehr Erfahrung hat als sonst ein Denker — die ganze Geschichte ist ja die Experimental-Widerlegung vom Satz der sogenannten „sittlichen Weltordnung“: — das Wichtigere ist, Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre, und sie allein, hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend — das heißt den Gegensatz zur Feigheit des ‚Idealisten‘, der vor der Realität die Flucht ergreift; Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammengenommen. Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schießen: das ist die persische Tugend. Versteht man mich? . . . Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz — in mich—: das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.“ —

Übrigens stellten sich dem Druck allerhand Schwierigkeiten entgegen. Zwar hatte der Verleger ebenso wie die Druckerei Teubner fest versprochen, den Druck bis Ende März zu beenden, aber gegen den 20. März hatte er noch keinen Bogen erhalten. Da schreibt er empört:

„Werther Herr Verleger, ich bin Gift und Galle gegen Sie oder Teubner oder die ganze verfluchte Druckerei. Man soll halten was man verspricht, oder nicht versprechen.“

„Der Druck sollte beendet sein — ich sandte das Manuscript am 14. Februar ab. Und ich habe noch keinen Bogen! So raubt man mir Monate; ich kann ja nichts anfangen, so lange so ein ‚Druck‘ auf mir liegt. — Ich will nicht ein Wort mehr hinzufügen.“

Nietzsche.“

Schließlich kam es heraus, daß die sehr ängstliche Druckerei Anstoß an dem Inhalt genommen hatte, worauf mein Bruder an den Verleger schreibt: „Es steht nicht in meiner Macht, den Zarathustra-Text zu Gunsten der ängstlichen Leipziger zu ver-

ändern — und es freut mich zu hören, daß Sie selber in dieser Beziehung mich und meine Unabhängigkeit vertreten haben. (Schlimmer als ‚starke Ausdrücke‘ sind — schwache Ausdrücke.)“ 2c. In Wahrheit war aber wohl der Druck von 500,000 Gesangbüchern der Grund, weshalb der erste Theil des Zarathustra durch die Firma Teubner so verzögert wurde. Später lag dieser Theil wieder unbegreiflich lange Zeit beim Verleger, ehe der Versandt begann. Spöttisch fragt mein Bruder im Mai den Verleger: „Von Zarathustra höre ich kein Wort. Unbegreiflich! Lebt er noch? Oder haben Teubners ihn zuletzt noch umgebracht, etwa um seiner ‚starken Ausdrücke‘ willen?“ Da war nun wieder die unglückliche antisemitische Bewegung dazwischen gekommen. Mein Bruder schreibt Gast: „Von Zarathustra höre ich jetzt eben, daß er noch ‚unversandt‘ in Leipzig wartet: sogar die Freiegemplare. Das machen die ‚sehr wichtigen Verhandlungen‘ und beständigen Reisen des Chefs der alliance antijuive, des Herrn Schmeizner: da muß ‚der Verlag einmal etwas warten‘: so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hinderniß, die 500,000 Gesangbücher, und nun das jüdenfeindliche Hinderniß — das sind ganz ‚Religions-stifterliche Erlebnisse.“

Endlich wurde der Zarathustra doch der Öffentlichkeit übergeben — Ende Mai, Anfang Juni 1885 kamen die ersten Exemplare in Rom an. Mein Bruder schreibt: „Ich bin sehr bewegt und bringe viel Zeit in heittrer Gesellschaft zu; sobald ich allein bin, fühle ich mich so erschüttert wie noch nie im Leben.“

Seit Anfang Mai waren wir zusammen in Rom, wo wir viel mit Malwida, ihren Schwestern und lieben heitern Bekannten verkehrten. Ich muß zurückgreifend erzählen, daß, nachdem mein Bruder von Rapallo nach Genua zurückgekehrt war, ihn eine damals noch nicht so häufig genannte Influenza befiel. „Kaum hatte ich Genua betreten, so gieng's los, Fieber, Frost, Nachts Schweiß, intensiver Kopfschmerz, große beständige Müdigkeit, Mangel an Geschmack und Appetit: das ist das Bild der Krankheit. Ich bin zumeist im Bett und schleiche hier und da einmal in die Stadt. Ein Basler Arzt sorgt für mich und hat mir natürlich Chinin verordnet; aber meine eigene ‚Weisheit‘

hatte schon vorher Chinin ‚verordnet‘. Das ist eine Sache von 4—6 Wochen, sagt man mir; man nennt's Influenza. — Wie gut, daß ich allein bin!“ Er hielt seine Krankheit soviel wie möglich verborgen; aber als ich doch etwas vernahm, schrieb ich ihm sogleich in der alten Herzlichkeit, daß ich nach Italien kommen und mit ihm irgendwo zusammentreffen wolle, wo es ihm angenehm und für seine Gesundheit räthlich sei. Schließlich einigten wir uns auf Rom, da mein Bruder Malwida bereits so fest seinen Besuch versprochen hatte, — sonst hätten wir vielleicht einen andern Ort gewählt. Er kam in den ersten Tagen des Mai 1883 nach Rom; — sobald wir uns am Bahnhof sahen, begriffen wir nicht, wie wir uns solche unfreundliche Briefe hatten schreiben können. „Sich mit Augen sehen, darauf kommt es an“ meinte er lachend und konnte sich manchmal nicht der Verwunderung enthalten über all' die Mißverständnisse. Hier und da blickte er aber schauernd zurück, wie z. B. auch in einem Brief an Gast:

„Wie kommt es doch, lieber Freund Gast, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe? — so fragte ich mich eben. Aber ich war so unsicher und unschlüssig inzwischen, ein Hauch von Krankheit lag noch auf mir: da wollte ich nicht schreiben (ich habe diesen Winter leider zu viel Briefe geschrieben, die voller Krankheit sind —). Sodann mißrieth mir Einiges: so der Versuch, in Italien einen Sommeraufenthalts-Ort für mich zu finden. Einmal versuchte ich's im Volster-Gebirge und einmal in den Abruzzen (in Aquila). Nun ist mir verwunderlich gewesen, warum ich jetzt jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, den heftigsten Trieb fühle, noch südlicher zu gehn: so dies Jahr nach Rom, voriges Jahr nach Messina; vor zwei Jahren war ich drauf und dran, mich nach Tunis einzuschiffen — da kam der Krieg. Die Erklärung liegt wohl darin, daß ich die Winter über jedes Mal so von der Kälte gelitten habe (drei Winter ohne Ofen!), daß mit dem Erwachen der Wärme ein wahrer Heißhunger nach Wärme in mir erwacht. — Dies Jahr kam noch ein Heißhunger nach menschlichen, ich meine humanen Beziehungen hinzu: und namentlich nach ‚menschlicheren‘ als das vorige Frühjahr mir gebracht hat. In der That, so wie ich jetzt Alles überschaue: so war das, was mir im vorigen Jahr und diesen

Winter begegnet ist, von der schauerlichsten und bösesten Art; und ich wundere mich, daß ich mit dem Leben davon gekommen bin — wundere mich und zittere jetzt noch dabei. —

„Man hat mir in Rom sehr viel Liebes und Herzliches erwiesen; und wer mir gut gewesen ist, ist es jetzt mehr als je.“

Mein Bruder wohnte piazza Barberini 56 ultimo piano bei dem Landschaftsmaler Müller, wo er sich sehr gut aufgehoben fühlte. Auch sonst hatten wir heitre Tage und manche erhebende Stunden in den Museen und bei Ausflügen in die Umgebung Roms; immerhin lag, wie er an Gast schreibt, ein Hauch von Krankheit noch auf ihm. Er hatte nämlich im Winter bei der Schlaflosigkeit der Influenza angefangen, regelmäßig Chloralhydrat zu nehmen, und beschloß nun sich es in Rom abzugewöhnen. Dadurch kam im Anfang seines Aufenthaltes oft eine bedrückte Stimmung über ihn, die dann später verstärkt wiederkehrte, freilich aus einem ganz andern Grunde. Die Freunde, denen der erste Theil des Zarathustra gesandt wurde, drückten sich nämlich fast sämmtlich in der wunderlichsten und unbeholfensten Form darüber aus, dazu versicherte auch der Verleger in nicht gerade tactvoller Form, wie wenig sich der Kreis der Befreundeten um seine Schriften kümmern — kurzum, er fand oft bittere Worte zur Erklärung seiner trüben Stimmung: „Niemand liest meine Bücher, Niemand kümmert sich darum, alle Freunde lassen mich im Stich!“ und beschloß das Bücherschreiben überhaupt zu lassen. Der schwere Bücherkoffer, „Klumpfuß“ getauft, welcher mancherlei Material zu neuen Schriften enthielt, blieb unangepackt auf dem Bahnhof stehen und wurde öfters verwünscht, weil er ihn an der leichten Beweglichkeit hinderte, den Ort zu wechseln.

Es scheint jetzt unbegreiflich, daß der Zarathustra so wenig verstanden, nein, ich will sagen empfunden wurde! Mein Bruder schreibt: „für vieles von mir Gedachte fand ich Keinen reif; der Zarathustra ist ein Beweis, daß Einer mit der größten Deutlichkeit reden kann, aber von Niemandem gehört wird.“ An Jacob Burckhardt schickte er die Schrift persönlich und schrieb dazu von Rom aus:

„Hochverehrter Herr Professor,
zuletzt fehlt mir jetzt nichts als ein Gespräch mit Ihnen! Nachdem ich über den ‚Sinn meines Lebens‘ etwas zur Klarheit gekommen bin, hätte ich gar zu gern Sie über ‚den Sinn alles Lebens‘ sprechen hören mögen (ich bin jetzt mehr ‚Ohr‘, als irgend etwas Anderes —), aber der Sommer führt mich diesmal nicht nach Basel, sondern nach Rom! Was das beifolgende Büchlein betrifft, so sage ich nur dies: irgendwann schüttet Jeder einmal sein Herz aus und die Wohlthat, die er sich damit erweist, ist so groß, daß er kaum begreifen kann, wie sehr er eben damit allen Anderen am meisten wehe thut.

„Ich ahne etwas davon, daß ich dies Mal Ihnen noch mehr wehe thue, als es bisher geschehen ist: aber auch das, daß Sie, der Sie mir immer gut gewesen sind, von jetzt ab mir noch guter sein werden!

„Nicht wahr, Sie wissen, wie ich Sie liebe und ehre?
Ihr Nietsche.“

Jacob Burckhardt, der den Sommer verreist war, antwortete sehr spät darauf:

Basel, den 10. September 1885.

„Verehrtester Herr und Freund!

Bei meiner Heimkehr letzten Freitag fand ich Ihren werthen Brief und Ihr ‚Also sprach Zarathustra‘ vor. Diesmal sind es nicht mehr fixirte Einzelbeobachtungen wie in Ihren letzten Schriften, sondern eine forttönende mächtige Rede über das Ganze des Lebens, aus Einem Munde. Mir scheint, es muß in deutschen Landen an diejenigen Adressen gelangen, wo es — durch einander — begeisternd und erzürnend wirken wird. Letzteres kann wohl nicht ausbleiben, denn verehrter Herr und Freund, Sie machen es diesmal den Sterblichen ganz besonders schwer, aber das Buch wird die, welche ihm gezürnt, doch immer wieder anziehen. Für mich ist ein eigenthümlicher Genuß dabei, Jemanden auf so hoch über mir befindlicher Warte ausrufen zu hören, welche Horizonte und welche Tiefen er sieht. Ich erfahre dabei, wie oberflächlich ich Zeitlebens gewesen bin und bei meiner Art von relativer Emsigkeit auch wohl bleiben werde, denn in meinen Jahren ändert man sich nicht mehr, höchstens wird man älter und schwächer.

„Nun möchte ich aber noch Eines wissen: Ihr Brief scheint datirt aus Rom — oder giebt er nur vorläufig Ihre dortige Wohnung an? ich aber bin 15.—31. August in Rom (Albergo di Milano) gewesen und da wäre es doch gar zu arg, wenn wir, so nahe beisammen, uns nicht getroffen hätten. Doch müßten wir dieses, wie so vieles Andere im Leben, geduldig aufnehmen. Indem ich Ihnen von Herzen die besten Folgen des römischen Himmels in Beziehung auf Ihre Gesundheit wünsche, verbleibe ich Ihr stets ergebener J. Burckhardt.“

Ich bin nie die Empfindung losgeworden, daß Jacob Burckhardt durch die Zusendung der Nietzsche'schen Schriften späterhin in die größte Verlegenheit gerathen ist. Er liebte den Autor persönlich und schätzte Vieles aus seinen früheren Schriften außerordentlich hoch, aber der spätere Nietzsche war ihm doch eine fremde, schwer verständliche Erscheinung. Aber das war er uns Allen, wie man z. B. aus dem Briefe Rohde's über den Zarathustra vom Schluß des Jahres 1883, der sonst manches Gute enthält, deutlich sieht (II. Briefband S. 570). Wie sonderbar war es aber von Rohde, dem intimen Jugendfreunde, auf die Übersendung des Zarathustra erst nach einem halben Jahre zu antworten und dafür zu danken! Man begreift es, daß ihm mein Bruder darauf im Februar 1884 traurig antwortet: „Mein alter lieber Freund, ich weiß nicht, wie es zugiebt: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich als ich das liebevolle Kinder-Bild sah, da war mir's, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig, als ob Du sagen wolltest, Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —“

„Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: Alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen —, man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!) ‚Freund Nietzsche, du bist nun ganz allein!‘ So weit habe ich's nun wirklich gebracht. —“

Leider hat sich nichts von den damals in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Kritiken erhalten, diese würden den besten

Beweis für den Unwerth der zeitgenössischen Kritik geben. Nur aus der ersten Kritik, die meinem Bruder zur Hand gekommen war, findet sich in einem Briefe an Peter Gast das Bruchstück einer längeren, sonst ebenso falschen Ausführung. Es stammt aus der Zeit Ende August 1885, wo bereits am zweiten Theile des Zarathustra gedruckt wurde und deshalb die Stimmung wieder muthig und kraftvoll war.

... „Auch die erste Besprechung des ersten Zarathustra, die mir zugesandt wird (von einem Christen und Antisemiten, und, sonderbarer Weise im Gefängnisse entstanden) macht mir Muth, insofern auch da sofort die populäre Position, die einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum Christenthum, gut und scharf begriffen ist. ‚Aut Christus, aut Zarathustra!‘ Oder auf Deutsch: es handelt sich um den alten längst verheißenen Antichrist — so empfinden es die Leser. Da werden alle Vertheidiger ‚unserer Lehre vom Weltheilande‘ feierlich herbeigerufen (umgürtet euch mit dem Schwerte des heiligen Geistes!!) gegen Zarathustra: und dann heißt es ‚Bezwingt ihr ihn, so wird er der Eure und wird treu sein, denn an ihm ist kein Falsch; bezwingt er euch, so habt ihr euren Glauben verwirkt: — das ist die Buße, die ihr dem Sieger zahlen müßt!‘“ — —

Es scheint mir, daß gerade der erste Theil des Zarathustra mit der Lehre des Übermenschen zu unendlichen Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, besonders die nachfolgenden Verse:

„Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr gethan, ihn zu überwinden?“

„Alle Wesen bisher schufen Etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Fluth sein und lieber noch zum Thiere zurückgehn, als den Menschen überwinden?“

„Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebendas soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.“

„Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und Vieles ist in euch noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe.“

Man faßte diese Verse rein darwinistisch auf und zwar ganz im wörtlichen Sinne, während der Dichter hier offenbar nur ein Bild, ein Gleichniß gebraucht und an Vorstellungen anknüpft, die damals im Allgemeinen als richtig angenommen wurden. Wir finden in seinen privaten Aufzeichnungen Nichts, was irgendwie die Ansicht bestätigt, daß der Autor in dem Maße Darwinist gewesen sei, daß er den Übermenschen als eine durch Entwicklung und Vererbung erreichte neue Gattung hätte darstellen wollen, — sondern ganz im Gegentheil: wir finden, daß er die Entwicklung zu immer höheren Formen des Lebens als eine noch unbewiesene Hypothese betrachtet, dagegen aber vielleicht als eine bereits einverleibte Vorstellung, die erst bei einer veränderten Werthschätzung als nicht beweisbar erkannt werden könnte. Er schreibt im Sommer 1883 in seinen privaten Aufzeichnungen:

„Geschichte ist Entwicklung der Zwecke in der Zeit: so daß immer höhere aus den niedrigeren wachsen. Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und Darwinisten eins, daß es geschieht. Aber das Ganze ist eine Hypothese, auf Grund der Werthschätzungen, — und zwar neuerer Werthschätzungen. Das Umgekehrte, daß Alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch, und gerade der Weiseste, als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (als das leidendste Wesen): bis hierher sinkt die Natur.“ Man vergleiche mit diesem Aphorismus Alles, von der „Morgenröthe“ bis zum „Willen zur Macht“, was der Autor des Zarathustra über den Darwinismus geschrieben hat — überall begegnen wir der gleichen Skepsis gegen dessen fundamentalste Anschauungen — und man wird zu der Überzeugung gelangen, daß diese Rede vom Übermenschen eben nur als eine Gleichnißrede zu betrachten ist.

Wie es mir scheint, wollte der Dichter nur in der Gegenüberstellung von Wurm und Affe einerseits und Mensch andererseits im Gleichniß ausdrücken, wie weit der Übermensch von dem kleinen Menschen der Gegenwart entfernt sein soll. Man vergeße doch nicht, wo uns dieses Bild zuerst gezeigt wird: unter dem Gesindel am Markte, unter den kleinen Menschen, die in

ihrer Genügsamkeit Ekel einflößen. Hier mußte der Dichter uns diese wundervolle Vision des höchsten Menschen zeigen, weil nur aus dem Glück des Übermenschen heraus der Grundgedanke des ganzen Werkes, das Geheimniß der Ewigen Wiederkunft uns erträglich und als höchste Bejahung des Lebens verständlich wird. Das Wort „Übermensch“ erscheint mir nur als ein zusammenfassender Ausdruck für den höchstgearteten und stärksten Menschen, als eine Bezeichnung für Wesen, die uns das Dasein rechtfertigen. Das sagt mein Bruder in einem Brief an Gast (damals in Venedig) aus dem August 1885 ganz ausdrücklich:

„Ich selber könnte mir sehr gut Wesen vorstellen, welche sich so zu allen andern verhalten wie Erlösungen, Zwecke und Rechtfertigungen — aber ich fand Niemanden der Art. Mein Glaube ist, daß es höhere und tiefere Menschen giebt, und viele Stufen und Distanzen; und es ist unerlässlich, daß der höhere Mensch nicht nur höher steht, sondern auch den Affect der Distanz fühlt und zeitweilig zu erkennen giebt — unerlässlich mindestens dafür, daß sein Höher-sein wirkt, also höher macht. Wenn ich den ersten Zarathustra ganz verstehe: so will er eben an Solche sich wenden, welche im Gedränge und mitten im Gefindel lebend entweder ganz und gar die Opfer dieses Distanz-Affectes werden (des Ekels, unter Umständen!) oder ihn ablegen müssen: denen redet er zu, sich auf eine einsame, glückselige Insel zu flüchten — oder nach Venedig.“ —

Man sieht, auch hier wird besonders die Distanz zwischen Mensch und Mensch betont und daß der gegenwärtige höhere Mensch nur die Wahl hat zwischen dem Untergang und dem strengen Sich-Abscheiden von der Menge, um den unerbittlichen Gang zur einsamen Höhe zu gehen. Auch hier nicht die geringste Anspielung im Sinne des Darwinismus! Die Worte im Antichrist: „Der Mensch ist ein Ende“, sind als ein Widerspruch aufgefaßt worden, aber nur ehe sämtliche Aufzeichnungen sorgfältig verglichen waren und dadurch erst deutlich wurde, daß wir die dichterische Einkleidung des Gedankens des Übermenschen allzuwörtlich genommen hatten. Jedenfalls hat sich der Autor des Zarathustra auf das Energischste, sogar in sehr unhöflicher Form, gegen Solche gewehrt, die ihn „des Darwinismus verdächtig hätten“. Die Worte des Antichrist drücken in Prosa

genau aus, was der Dichter meint. „Nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle (— der Mensch ist ein Ende —): sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwerthigeren, lebenswürdigeren, zukunfts-gewisseren. Dieser höherwerthigere Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten gefürchtet worden, er war bisher das Furchtbare; — und aus der Furcht heraus wurde der umgekehrte Typus gewollt, gezüchtet, erreicht: das Hausthier, das Heerdenthier, das kranke Thier Mensch, — der Christ.“ — Jetzt aber soll der lebensgewissere Typus nun gewollt werden, so befiehlt Zarathustra. Die höchsten Spitzen dieses gewollten, stärkeren Menschengeschlechtes, dieser Herren der Erde, würden dann die Übermenschen sein, immer nur die Einzelnen, auf denen nicht die Fortpflanzung zu gleich hohen oder höheren Möglichkeiten der Vollkommenheit beruhen sollte. Daß der Dichter unter dem Übermenschen eine neue Überart verstanden hätte, ist sicherlich ein Irrthum; er meinte immer nur den großen Einzelnen damit. Man lese nur im Kapitel: „Von alten und jungen Weiblein“: „Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heiße: möge ich den Übermenschen gebären!“ Hätte der Dichter an eine Überart gedacht, so würde er sicherlich den Wunsch und die Hoffnung des gegenwärtigen Weibes anders formulirt haben. Vielleicht ist der einzige Unterschied zwischen des Dichters Auffassung zur Zeit der Entstehung des Zarathustra und später, daß ihm, während der Zarathustra gedichtet wurde, der Übermensch als eine so entzückende Vision erschien, daß er glaubte noch niemals Seinesgleichen gesehen zu haben. Später blickte er deutlicher auf alles Vergangene hin und entdeckte dann doch Solche, die in Wirklichkeit und nicht nur bei den Dichtern, wie Shakespeare, als eine Verwirklichung seiner Vision erschienen, z. B. Cäsar, Napoleon, Goethe, — vorzüglich auch bei den Griechen, „dem bisher höchstgearteten Typus ‚Mensch‘“. Die Griechen hatten ihm aber schon zehn Jahre früher den Gedanken der Züchtung hoher grandioser Menschen eingegeben, wie wir aus den nachfolgenden Aphorismen aus dem Jahre 1873 deutlich ersehen:

„Wie man nur ein ganzes Volk verherrlichen und preisen kann! Die Einzelnen sind es, auch bei den Griechen.

„Die Griechen sind interessant und ganz toll wichtig, weil sie eine solche Menge von großen Einzelnen haben. Wie war das möglich? Das muß man studiren.

„Mich interessirt allein das Verhältniß des Volkes zur Erziehung des Einzelnen; und da ist allerdings bei den Griechen Einiges sehr günstig für die Entwicklung des Einzelnen, doch nicht aus Güte des Volkes, sondern aus dem Kampf der bösen Triebe.

„Man kann durch glückliche Erfindungen das große Individuum noch ganz anders und höher erziehen, als es bis jetzt durch die Zufälle erzogen wurde. Da liegen noch Hoffnungen: Züchtung der bedeutenden Menschen.“

Der Dichter des Zarathustra glaubte nun, daß ein solcher kraftvoller, starker Typus wie diese gezüchteten mächtigen Menschen, der thatsächlichen geistigen Herren der Erde, ein häufigeres Erscheinen des Übermenschen, des großen Einzelnen, zur Folge haben würde. Es sollte mehrere dieser ganz großen Individuen zu gleicher Zeit geben, weil sie bisher in ihrer Vereinsamung, in dem Gefühl ihrer Verschiedenheit von den Anderen und unter dem Mangel an gleich hohen Persönlichkeiten ihrer Zeit, die sie verehren konnten, so tief gelitten haben. Das kannte der Autor des Zarathustra aus tiefster, eigenster Erfahrung.

In dem Gedanken der Züchtung zum Übermenschen hin kommt Nietzsche's Jugendideal, daß „das Ziel der Menschheit in ihren höchsten Exemplaren liegt“ (oder, wie er es in „Schopenhauer als Erzieher“ noch deutlicher sagt: „die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen — und dies und nichts Anderes sonst ist ihre Aufgabe“) neu geweiht zum Ausdruck. Aber die damals am höchsten gestellten Ideale werden jetzt nicht mehr als die höchsten Typen der Menschheit bezeichnet. Nein, um dies zukünftige Ideal einer zukünftigen Menschheit: den Übermenschen, hat der Dichter noch den Schleier des Werdens gebreitet. Wer kann wissen, bis zu welcher Pracht und Höhe es sich erheben wird! Deshalb ruft der Dichter, nachdem er unsern höchsten idealen Begriff, den des Erlösers, nach dem neuen Werthmaß geprüft hat, im Zarathustra mit Leidenschaft aus:

„Niemals noch gab es einen Übermenschen. Nackt sah ich Beide, den größten und den kleinsten Menschen: —

„Allzuähnlich sind sie noch einander. Wahrlich, auch den Größten fand ich — allzumenschlich!“ —

Daß aber diese Idee der Züchtung zu höhergearteten Individuen durch die Verkettung mit dem Grundgedanken des Zarathustra, der Ewigen Wiederkunft, noch einen ganz neuen und viel höheren Werth gewann, sehen wir aus vielen Aufzeichnungen aus den Jahren 1882—83, wo der Zarathustra entstand:

„Plötzlich öffnet sich die furchtbare Kammer der Wahrheit. Es giebt eine unbewußte Selbstbehütung, Vorsicht, Verschleierung, Schutz vor der schwersten Erkenntniß: so lebte ich bis jetzt. Ich verschwieg mir etwas; aber das rastlose Herausragen und Wegwälzen von Steinen hat meinen Trieb übermächtig gemacht. Nun wälze ich den letzten Stein: die furchtbarste Wahrheit steht vor mir.

„Beschwörung der Wahrheit aus dem Grabe: — wir schufen sie, wir weckten sie auf: höchste Äußerung des Muthes und des Machtgefühls. Hohn über allen bisherigen Pessimismus!

„Wir ringen mit ihr, — wir entdecken, daß unser einziges Mittel, sie zu ertragen, das ist: ein Wesen zu schaffen, das sie erträgt —; es sei denn, daß wir uns freiwillig wieder blindeten und blind gegen sie machten. Aber das vermögen wir nicht mehr!

„Wir schufen den schwersten Gedanken, — nun laßt uns das Wesen schaffen, dem er leicht und selig ist!

„Um schaffen zu können, müssen wir selber uns größere Freiheit geben, als je uns gegeben wurde; dazu Befreiung von der Moral und Erleichterung durch feste (Ahnungen der Zukunft! Die Zukunft feiern, nicht die Vergangenheit! Den Mythos der Zukunft dichten! In der Hoffnung leben!). Selige Augenblicke! Und dann wieder den Vorhang zuziehen und die Gedanken zu festen, nächsten Zielen wenden!“

Über diesen fernsten Idealen vergaß er also nicht, den Weg dahin genau in's Auge zu fassen. Zuerst sollte deshalb die „Gesetzgebung“ kommen: „Dann, nachdem durch dieselbe die Aussicht auf Erzeugung des Übermenschen gegeben ist — großer schauerlicher Augenblick! Zarathustra verkündet die Lehre der

Wiederkunft, — die jetzt erst erträglich ist, ihm selber zum ersten Male!“ Aber diese Gesetze sollten nicht mit der menschlichen Natur in Widerspruch stehen, sondern die erste „Forderung“ würde sein: „das neue Gesetz muß erfüllbar sein — und aus der Erfüllung muß die Überwindung und das höhere Gesetz wachsen. Zarathustra giebt die Stellung zum Gesetz, indem er das ‚Gesetz der Gesetze‘, die Moral aufhebt.

„Gesetze als Rückgrat. An ihnen arbeiten und schaffen, indem man sie vollzieht. Bisheriger Slavensinn vor dem Gesetze!

„Typus des Gesetzgebers, seine Entwicklung und sein Leiden. Welchen Sinn hat es überhaupt, Gesetze zu geben?

„Zarathustra ist der Herold, der viele Gesetzgeber aufruft.“

Was ihn so tief bekümmert hatte, war: Die tiefe Unfruchtbarkeit des 19. Jahrhunderts.

„Ich bin keinem Menschen begegnet, der wirklich ein neues Ideal gebracht hätte. Am längsten hat mich der Charakter der deutschen Musik zu hoffen verleitet. Ein stärkerer Typus, in dem unsere Kräfte synthetisch gebunden sind — mein Glaube.

„Anscheinend ist Alles *décadence*. Man muß das Zu-Grunde-gehen so leiten, daß es den Stärksten eine neue Existenzform ermöglicht.“

Ich lasse noch einige Aufzeichnungen des Dichters aus jener Zeit folgen, die den Gedanken des Übermenschen in seiner Verkettung mit den andern Hauptgedanken des Zarathustra: der Selbstüberwindung der alten Moral, der Rangordnung, dem Zukunftsbild einer neuen Welt- und Gesellschaftsordnung zeigen.

„Alle Ziele sind vernichtet. Die Menschen müssen sich eins geben. Es war ein Irrthum, daß sie eins hätten: sie haben sie sich alle gegeben. Aber die Voraussetzungen für alle früheren Ziele sind vernichtet.

„Die Wissenschaft zeigt den Fluß, aber nicht das Ziel: sie giebt aber Voraussetzungen, denen das neue Ziel entsprechen muß.

„Gut zu etwas‘, ‚schlimm für etwas‘: ursprünglich sind alle moralischen Urtheile Urtheile über Mittel zu Zwecken. Aber man vergaß allmählich die Zwecke, und ‚gut‘, ‚schlecht‘ blieb übrig — als ob es an sich etwas Gutes geben könnte.

Man lobte und tadelte immer in Hinsicht auf einen Zweck: endlich aber leugnete man den Zweck, um ganz voll loben und tadeln zu können, als nämlich Gefühle wie Verehrung, Liebe oder Ekel sofort bei diesen Mitteln empfunden wurden! Der Affect also ist es, der das ‚Gute an sich‘ geschaffen hat und das ‚Böse an sich‘.

„Wie es nun auch stehen möge mit diesen einverleibten ‚moralischen Gefühlen‘ — aus der Geschichte der moralischen Gefühle ergibt sich, daß keine Gütertafel, kein letzter Zweck stehen geblieben ist, — Alles ist widerlegt.

„Wir haben eine ungeheure Kraft moralischer Gefühle in uns, aber keinen Zweck für alle. Unter sich sind sie im Widerspruch: sie stammen aus verschiedenen Gütertafeln.

„Es giebt eine ungeheure moralische Kraft, aber es giebt kein Ziel mehr, in dem alle Kraft verwendet werden könnte.

„Auch die Triebe der zukünftigen Menschheit sind schon da und verlangen ihre Befriedigung — ob wir sie gleich noch nicht bewußt kennen. So giebt es auch im großen Individuum eine anscheinende Sorge für noch nicht vorhandene Bedürfnisse.

„Die Vergangenheit in uns zu überwinden: die Triebe neu combiniren und alle zusammen richten auf ein Ziel: — sehr schwer! Es sind durchaus nicht nur die bösen Triebe, welche zu überwinden sind, — auch die sogenannten guten Triebe müssen überwältigt werden und neu geweiht!

„Deshalb ist jetzt mehr als je ein Ziel nöthig und Liebe, eine neue Liebe.

„Die Menschheit muß ihr Ziel über sich hinaus legen — aber nicht in eine falsche Welt, sondern in ihre eigene Fortsetzung.

„Maß und Mitte zu finden im Streben über die Menschheit hinaus: es muß die höchste und kraftvollste Art des Menschen gefunden werden! Die höchste Tendenz fortwährend im Kleinen darstellen: — Vollkommenheit, Reife, rothbäckige Gesundheit, mildes Ausströmen von Macht. Wie ein Künstler an dem Tagewerk arbeiten, an jedem Werke uns zur Vollkommenheit bringen. Die Ehrlichkeit in dem Motivesich-Eingestehen, wie es dem Mächtigen geziemt.“

„Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten — Grundsatz für Zarathustra —; aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden. — Den Menschen nach seinem Bilde umschaffen: das will er, das ist seine Ehrlichkeit.

„Neue Taxation des Menschen: voran die Frage:

wieviel Macht ist in ihm?

wieviel Vielheit von Trieben?

wieviel Fähigkeit, mitzutheilen und aufzunehmen?

Der Herrschende als höchster Typus.

„Der Schenkende, der Schaffende, der Lehrende — das sind Vorspiele des Herrschenden.

„Die ungeheure Aufgabe des Herrschenden, der sich selber erzieht; — die Art Menschen und Volk, über welche er herrschen will, muß in ihm vorgebildet sein: da muß er erst Herr geworden sein!

„Alle Tugend und Selbstüberwindung hat nur Sinn als Vorbereitung des Herrschenden!

„Jedes Opfer, das der Herrschende bringt, wird hundertfach aufgewogen.

„Wie viel opfert der Feldherr, Fürst, der Sich-selber-Verantwortliche, — das ist hoch zu ehren!

„Der Conflict des Herrschenden ist die Liebe zu den Fernen in ihrem Kampf mit der Liebe zu den Nächsten.

„Schöpfer-sein und Güte sind nicht Gegensätze, sondern ein- und dasselbe, aber mit fernem oder nahen Perspektiven.

„Wenn die Mitmenschen nur eine Art von unseren Empfindungen sind: so ist folglich Herrschaft nur eine Art von Selbst-Beherrschung: und der Wille, Herr zu sein, ist gleich der höchsten Befiegung von eigener Furcht und Mitleid, und Verwandlung des Andern in unsere Function, — also Herstellung eines Organismus.

„Einzelne Werkzeuge.

1. Die Befehlenden, Mächtigen — welche nicht lieben, es sei denn die Bilder, nach denen sie schaffen. Die Vollen, Vielfachen, Unbedingten, welche das Vorhandene überwinden.

2. Die Gehorsamen, ‚Freigelassenen‘ — Liebe und Verehrung ist ihr Glück, Sinn für das Höhere (Aufhebung ihrer Unvollständigkeit im Anblick.)
3. Die Sklaven, ‚Knechtsart‘ — : Behagen ihnen zu schaffen, Mitleiden unter einander.

„Die eudämonistisch-sozialen Ideale führen die Menschen zurück, sie erzielen vielleicht eine sehr nützliche Arbeiter-Species, sie erfinden den idealen Sklaven der Zukunft, die niedere Kaste, die nicht fehlen darf!

„Thatsächlich versuchen die Menschen immer, die großen Einzelnen sich entbehrlich zu machen, durch Körperschaften u. s. w. Aber sie hängen ganz ab von jenen Vorbildern.

„Die Institutionen als Nachwirkungen großer Einzelner und als Mittel, die großen Einzelnen einzusenken und einzuwurzeln — bis endlich Früchte entstehen.

Aber für den großen Einzelnen ist „Einsamkeit für eine Zeit nothwendig, damit das Wesen ganz und durchdrungen werde — ausgeheilt und hart“, erst dann kann er an die Bildung neuer Gesellschaftsformen herangehen:

„Neue Form der Gemeinschaft: sich kriegerisch behauptend. Sonst wird der Geist matt. Keine ‚Gärten‘ und bloßes ‚Ausweichen vor den Massen‘. Krieg (aber ohne Pulver!) zwischen verschiedenen Gedanken! und deren Heeren!

„Neuer Adel, durch Züchtung. Die Gründungs-feste von Familien.

„Der Tag neu eingetheilt; die körperlichen Übungen für alle Lebensalter. Der Wettkampf als Princip.

„Die Geschlechtsliebe als der Wettkampf um das Princip im Werden, Kommen. — Das ‚Herrschen‘ wird gelehrt, geübt, die Härte ebenso wie die Milde. Sobald ein Zustand meisterlich gekonnt wird, muß ein neuer erstrebt werden.

„Sich durch die Bösen belehren lassen und auch ihnen Gelegenheit geben zu Wettkämpfen. Die Entartenden zu benutzen. — Das soll das Recht der Strafe sein, daß der Frevler benutzt werden darf, als Experiment-Object (zu neuer Ernährung): dies ist die Weihe der Strafe, daß hier zum höchsten Nutzen der Kommen, einer verbraucht wird.

„Wir schonen unsere neue Gemeinde, weil sie die Brücke zu unserem Ideale der Zukunft ist. Und für sie arbeiten wir und lassen die Anderen arbeiten.

„Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung.

„Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen Die, welche sie aushalten.

„Zarathustra glücklich darüber, daß der Kampf der Stände vorüber ist, und jetzt endlich Zeit ist für eine Rangordnung der Individuen. Haß auf das demokratische Nivellirungs-System ist nur im Vordergrund: eigentlich ist er sehr froh, daß dies so weit ist. Nun kann er seine Aufgabe lösen. —

„Seine Lehren waren bisher nur an die zukünftige Herrscher-Kaste gerichtet. Diese Herren der Erde sollen nun Gott ersetzen, und das tiefe unbedingte Vertrauen der Beherrschten sich schaffen. Vorerst: ihre neue Heiligkeit, ihre Verzichtleistung auf Glück und Behagen. Sie geben den Niedrigsten die Anwartschaft auf Glück, nicht sich. Sie erlösen die Mißrathenen durch die Lehre vom ‚schnellen Tode‘, sie bieten Religionen und Systeme an, je nach der Rangordnung.

„Zarathustra kann nur beglücken, nachdem die Rangordnung hergestellt ist. Zunächst wird diese gelehrt.

„Die Rangordnung, durchgeführt in einem System der Erdregierung: die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins.

„Das Machtgefühl. Wetteifer aller Ich's, den Gedanken zu finden, der über der Menschheit stehen bleibt, als ihr Stern. — Das Ich ein primum mobile.

„Je freier und fester das Individuum ist, um so anspruchsvoller wird seine Liebe: endlich sehnt es sich nach dem Übermenschen, weil alles Andere seine Liebe nicht stillt.

„Wir wollen ein Wesen erschaffen, wir wollen Alle daran Theil haben, es lieben, wir wollen schwanger sein Alle — und uns ehren und achten deshalb.

„Wir müssen ein Ziel haben, um dessentwillen wir uns Alle einander lieb haben! Alle sonstigen Ziele sind vernichtenswerth!

„Das einzige Glück liegt im Schaffen: ihr Alle sollt mit-schaffen und in jeder Handlung noch dies Glück haben!

„Der Mensch ist etwas flüssiges und Bildsames — man kann aus ihm machen, was man will.

„Ich konnte nichts entbehren, als ich den Übermenschen schuf. Alles euer Böses und Falsches, eure Lüge und eure Unwissenheit — Alles ist in seinem Samen.

„Als ich den Übermenschen geschaffen hatte, ordnete ich um ihn den großen Schleier des Werdens und ließ die Sonne über ihm stehen im Mittage.

„Nicht um das Recht kämpft ihr alle, ihr Gerechten, sondern darum, daß euer Bild vom Menschen siege. Und daß an meinem Bild vom Übermenschen alle eure [Bilder vom Menschen zerbrechen: siehe, das ist Zarathustra's Wille zum Rechte.

„... Darauf erzählt Zarathustra aus dem Glück des Übermenschen heraus das Geheimniß, daß Alles wiederkehrt.

„Daß wir unsere Unsterblichkeit ertragen könnten — das wäre das Höchste.“ —

Mit dem Worte „Übermensch“ ist ein wahrhaft empörender Unfug getrieben worden, absichtlich und unabsichtlich hat man ihn mißverstanden. Decadente Naturen, die sich nicht im Zaum halten konnten, die nichts davon ahnten, welche strenge Selbstzucht Nietzsche von den höheren Menschen verlangt und welche vollkommene Verzichtleistung auf Glück und Genuß er deren höchstem Gipfel, dem Übermenschen, zuschreibt, glaubten aus dem Zarathustra, diesem Hohenlied eines stolzen und reinen Geistes, unbegreiflicherweise die Erlaubniß herauszulesen, sich ihren Lüsten und Begierden zügellos überlassen zu dürfen. Andere grobgeartete plumpe Naturen, die keine Empfindung dafür hatten, wie unbeschreiblich eine zartgesinnte, hohe Seele unter dem Mitleid leiden kann, besaßen die Anmaßung anzunehmen, daß die Lehre vom Übermenschen für sie Geltung habe, und ihre harte, grobe, gefühllose Gesinnungsart rechtfertigte. Diese falschen Auffassungen zeigten sich von Anfang an und entwürdigten in den Augen des

„Wir schonen unsere neue Gemeinde, weil sie die Brücke zu unserem Ideale der Zukunft ist. Und für sie arbeiten wir und lassen die Anderen arbeiten.

„Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung.

„Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen Die, welche sie aushalten.

„Zarathustra glücklich darüber, daß der Kampf der Stände vorüber ist, und jetzt endlich Zeit ist für eine Rangordnung der Individuen. Haß auf das demokratische Nivellirungs-System ist nur im Vordergrund: eigentlich ist er sehr froh, daß dies so weit ist. Nun kann er seine Aufgabe lösen. —

„Seine Lehren waren bisher nur an die zukünftige Herrscher-Kaste gerichtet. Diese Herren der Erde sollen nun Gott ersetzen, und das tiefe unbedingte Vertrauen der Beherrschten sich schaffen. Vorerst: ihre neue Heiligkeit, ihre Verzichtleistung auf Glück und Behagen. Sie geben den Niedrigsten die Anwartschaft auf Glück, nicht sich. Sie erlösen die Mißrathenen durch die Lehre vom ‚schnellen Tode‘, sie bieten Religionen und Systeme an, je nach der Rangordnung.

„Zarathustra kann nur beglücken, nachdem die Rangordnung hergestellt ist. Zunächst wird diese gelehrt.

„Die Rangordnung, durchgeführt in einem System der Erdregierung: die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins.

„Das Machtgefühl. Wetteifer aller Ich's, den Gedanken zu finden, der über der Menschheit stehen bleibt, als ihr Stern. — Das Ich ein primum mobile.

„Je freier und fester das Individuum ist, um so anspruchsvoller wird seine Liebe: endlich sehnt es sich nach dem Übermenschen, weil alles Andere seine Liebe nicht stillt.

„Wir wollen ein Wesen erschaffen, wir wollen Alle daran Theil haben, es lieben, wir wollen schwanger sein Alle — und uns ehren und achten deshalb.

richtig zu verstehen. Er nimmt an, daß das aus dem ressentiment der Schlechtweggekommenen und Schwachen entstandene Christenthum Alles was schön, stark, stolz und mächtig war, also die aus der Kraft stammenden Eigenschaften, in Acht und Bann gethan hat, und daß dadurch alles Lebensfördernde, Lebenserhöhende sehr herabgemindert worden ist. Jetzt aber soll eine neue Tafel der Werthe über der Menschheit aufgehängt werden, nämlich der starke, mächtige, prachtvolle, lebensüberströmende Mensch bis zu seiner höchsten Spitze, dem Übermenschen, der uns nun mit hinreißender Leidenschaft als Ziel unseres Lebens, unseres Willens und unserer Hoffnung hingestellt wird. Und wie die alte Werthungsweise, die nur die den Schwachen, Leidenden, Unterliegenden gemäßen Eigenschaften als die höchsten pries, schließlich eine schwache, leidende, moderne Menschheit zur Folge hatte, so soll die neue, entgegengesetzte Werthungsweise, die, kurz zusammengefaßt, bestimmt: Alles, was aus der Stärke stammt, ist gut, was aus der Schwäche stammt, ist schlecht, einen gesunden, kraftvollen, lebensfrohen, tapferen Typus und eine Vergöttlichung des Lebens hervorbringen. Dieser Typus ist aber kein Bild, keine Hoffnung, aus nebelgrauer, ganz unbestimmbarer Zukunft in vielen Tausenden von Jahren, keine Darwinistische neue Gattung, von welcher man nichts wissen kann und auf welche hinzusteuern fast eine kleine Lächerlichkeit wäre, sondern er soll eine für die gegenwärtige Menschheit mit allen ihren geistigen und körperlichen Kräften erreichbare Möglichkeit sein und durch die neuen Werthsetzungen erreicht werden.

Der Autor des Zarathustra erinnert sich jenes ungeheuren Beispiels einer Umwerthung aller Werthe: durch das Christenthum, wodurch die ganze griechische vergöttlichte Welt und Denkungsweise und das starke Römerthum in verhältnißmäßig kurzer Zeit fast vernichtet oder umgewerthet worden ist. Könnte nun diese erneute griechisch-römische Werthungsweise, verfeinert und vertieft durch eine zweitausendjährige Schulung christlicher Vorstellungen, nicht wiederum eine solche Umwälzung hervorrufen und zwar in absehbarer, für uns meßbarer Zeit, bis schließlich jener prachtvolle Menschentypus entsteht, der unser neuer Glaube und unsere neue Hoffnung sein soll, und an welchem mitzuschaffen wir durch Zarathustra berufen werden?

Autors sein Werk und seine eigene Persönlichkeit. Er war darüber entsetzt:

„Eines Morgens aber wachte er schon vor der Morgenröthe auf, besann sich lange auf seinem Lager und sprach endlich zu seinem Herzen:

„Was erschraf ich doch so in meinem Traume, daß ich aufwachte? Trat nicht ein Kind zu mir, das einen Spiegel trug?

„Oh Zarathustra — sprach das Kind zu mir — schaue Dich an im Spiegel!

„Aber als ich in den Spiegel schaute, da schrie ich auf, und mein Herz war erschüttert: denn nicht mich sahe ich darin, sondern eines Teufels Fraze und Hohnlachen.

„Wahrlich, allzugeschäftigt verstehe ich des Traumens Zeichen und Mahnung: meine Lehre ist in Gefahr, Unkraut will Weizen heißen!

„Meine Feinde sind mächtig worden und haben meiner Lehre Bildniß entstellt, also, daß meine Liebsten sich der Gaben schämen müssen, die ich ihnen gab.“

Ja, die Grobgearteten, die Vielzudielen, haben aus dem Bilde des Übermenschen eines Teufels Fraze gemacht. Man verwechselte die Schilderung des Autors von dem prähistorischen und prä-moralischen Menschen, den er „die blonde Bestie“ taufte, mit dem Idealbild des Übermenschen. Die blonde Bestie hat aber damit nicht das Geringsste zu thun, sondern Nietsche giebt in ihr nur ein Beispiel ungebrochener Naturkraft aus längst vergangener Zeit, das, wie Alles, was stark und kraftvoll ist, einen labenden Anblick gewährt, das aber niemals als ein zu erreichendes Ideal hingestellt worden ist. Die blonde Bestie ist das Bild des starken Menschen vor der Cultur und vor der Herrschaft unserer gegenwärtigen Moral — der Übermensch dagegen ist die Spitze der höchsten Cultur, hat die gegenwärtige Moral aus Wahrhaftigkeit in sich überwunden und überbietet sie durch die Gesetze einer höheren und stärkeren Moral. Er ist der Schöpfer neuer Werthe, als solcher muß er auch Zerstörer sein, aber trotzdem ist und bleibt er das Sinnbild der höchsten Güte.

Der Gedanke des Übermenschen ist nur im Zusammenhang mit den andern Lehren des Autors des Zarathustra: der Rangordnung, des Willens zur Macht, der Umwerthung aller Werthe,

richtig zu verstehen. Er nimmt an, daß das aus dem ressentiment der Schlechtweggekommenen und Schwachen entstandene Christenthum Alles was schön, stark, stolz und mächtig war, also die aus der Kraft stammenden Eigenschaften, in Acht und Bann gethan hat, und daß dadurch alles Lebensfördernde, Leben-erhöhende sehr herabgemindert worden ist. Jetzt aber soll eine neue Tafel der Werthe über der Menschheit aufgehängt werden, nämlich der starke, mächtige, prachtvolle, lebensüberströmende Mensch bis zu seiner höchsten Spitze, dem Übermenschen, der uns nun mit hinreißender Leidenschaft als Ziel unseres Lebens, unseres Willens und unserer Hoffnung hingestellt wird. Und wie die alte Werthungsweise, die nur die den Schwachen, Leidenden, Unterliegenden gemäßen Eigenschaften als die höchsten pries, schließlich eine schwache, leidende, moderne Menschheit zur Folge hatte, so soll die neue, entgegengesetzte Werthungsweise, die, kurz zusammengefaßt, bestimmt: Alles, was aus der Stärke stammt, ist gut, was aus der Schwäche stammt, ist schlecht, einen gefunden, kraftvollen, lebensfrohen, tapferen Typus und eine Vergöttlichung des Lebens hervorbringen. Dieser Typus ist aber kein Bild, keine Hoffnung, aus nebelgrauer, ganz unbestimmbarer Zukunft in vielen Tausenden von Jahren, keine Darwinistische neue Gattung, von welcher man nichts wissen kann und auf welche hinzusteuern fast eine kleine Lächerlichkeit wäre, sondern er soll eine für die gegenwärtige Menschheit mit allen ihren geistigen und körperlichen Kräften erreichbare Möglichkeit sein und durch die neuen Werthsetzungen erreicht werden.

Der Autor des Zarathustra erinnert sich jenes ungeheuren Beispiels einer Umwerthung aller Werthe: durch das Christenthum, wodurch die ganze griechische vergöttlichte Welt und Denkungsweise und das starke Römerthum in verhältnißmäßig kurzer Zeit fast vernichtet oder umgewerthet worden ist. Könnte nun diese erneute griechisch-römische Werthungsweise, verfeinert und vertieft durch eine zweitausendjährige Schulung Christi Vorstellungen, nicht wiederum eine solche Umwälzung hervor und zwar in absehbarer, für uns meßbarer Zeit, bis schließlich jener prachtvolle Menschentypus entsteht, der unser neuer Götze und unsere neue Hoffnung sein soll, und an welchem wir durch Zarathustra berufen werden?

Der Autor gebraucht in seinen privaten Aufzeichnungen das Wort „Übermensch“ (übrigens immer in der Einzahl) zur Bezeichnung „eines Typus höchster Wohlgerathenheit“ im Gegensatz zu „modernen Menschen“, vor Allem aber bezeichnet er Zarathustra selbst als Typus des Übermenschen. Im „Ecce homo“ giebt er sich Mühe, uns die Vorläufer und Vorbedingungen zu diesem überragenden Typus klar zu machen, indem er auf die „fröhliche Wissenschaft“ verweist:

„Um diesen Typus zu verstehn, muß man sich zuerst seine physiologische Voraussetzung klar machen: sie ist Das, was ich die große Gesundheit nenne. Ich weiß diesen Begriff nicht besser, nicht persönlicher zu erläutern, als ich es schon gethan habe, in einem der Schlußabschnitte (Aph. 382) des fünften Buchs der ‚gaya scienza‘.

„Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen — heißt es daselbst, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren, gewikteren, zäheren, verwegneren, lustigeren, als alle Gesundheitien bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen ‚Mittelmeers‘ umschiffen zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muth ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zu allererst Eins nöthig, die große Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgiebt, preisgeben muß! . . . Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht, als Flug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich-gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehen hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt so überreich an Schöнем, Fremdem, fragwürdigem,

Furchtbarem und Göttlichem, daß unsre Neugierde sowohl als unser Besitzdurst außer sich gerathen sind — ach, daß wir nunmehr durch Nichts mehr zu ersättigen sind! . . .

„Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heißhunger in Wissen und Gewissen, noch an gegenwärtigen Menschen genügen lassen? Schlimm genug: aber es ist unvermeidlich, daß wir seinen würdigsten Zielen und Hoffnungen nur mit einem übel aufrecht erhaltenen Ernste zusehn, und vielleicht nicht einmal mehr zusehn. . . . Ein andres Ideal läuft vor uns her, ein wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir Niemanden überreden möchten, weil wir Niemandem so leicht das Recht darauf zugestehn: das Ideal eines Geistes, der naiv, das heißt ungewollt und aus überströmender Fülle und Mächtigkeit mit Allem spielt, was bisher heilig, gut, unberührbar, göttlich hieß; für den das Höchste, woran das Volk billigerweise sein Werthmaß hat, bereits so viel wie Gefahr, Verfall, Erniedrigung oder, mindestens, wie Erholung, Blindheit, zeitweiliges Selbstvergessen bedeuten würde; das Ideal eines menschlich-übermenschlichen Wohlseins und Wohlwollens, das oft genug unmenschlich erscheinen wird, zum Beispiel wenn es sich neben den ganzen bisherigen Erden-Ernst, neben alle bisherige Feierlichkeit in Gebärde, Wort, Klang, Blick, Moral und Aufgabe wie deren leibhafteste unfreiwillige Parodie hinstellt — und mit dem, trotz alledem, vielleicht der große Ernst erst anhebt, das eigentliche Fragezeichen erst gesetzt wird, das Schicksal der Seele sich wendet, der Zeiger rückt, die Tragödie beginnt. . . .“

XXV. Capitel.

Die Entstehung von „Also sprach Zarathustra.“ II. und III. Theil.

Motto: „Oh meine Seele, jede Sonne goß ich
auf dich und jede Nacht und jedes
Schweigen und jede Sehnsucht: — da
wuchsest du mir auf wie ein Wein-
stod.“ Zarathustra III.

Wir blieben etwas zu lange Zeit in Rom, denn im Juni trat bereits schwüle Hitze ein, die meinem Bruder immer unangenehm war. Wir machten verschiedene Versuche, für den ganzen Sommer einen Aufenthalt in Italien zu finden und formten schöne Pläne. Über einen davon schreibt er an Gast:

„Für den Sommer habe ich ein Project: ein gut eingerichtetes Schloß im Walde, von Benedictinern zu ihrer Erholung eingerichtet, mit zusammen geladenen befreundeten Menschen zu füllen. Ich will jetzt mir auch neue Freunde suchen. In der Hauptsache aber halte ich fest, daß eine tiefe und strenge Einsamkeit, eine tiefere und strengere als je, auf mich wartet.“

Und er hatte Recht! Aus all den Plänen, wie der erwähnte und andren, wurde nichts, bei einem darf man aus vollem Herzen sagen: zum Glück! Malwida hatte uns nämlich eine so bezaubernde Schilderung von Ischia gemacht, daß wir schon fast entschlossen waren, hinzugehen; jedoch wir gaben es auf, es schien uns zu heiß. Der Sommer 1885 brachte aber das furchtbare Erdbeben, das die reizende Insel halb zerstörte. So blieb es doch bei dem Engadin und der Einsamkeit. In Rom durfte zuletzt nach den Erfahrungen, die er mit den Freunden und dem Verleger gemacht hatte, gar nicht mehr von einer Fortsetzung des Zarathustra geredet werden. Aber auf der gemein-

schaftlichen Rückreise fieng er doch, sobald die kräftigere Luft der Schweiz uns umwehte, wieder selbst davon an. Ich erbot mich ihm jedenfalls alle Verhandlungen mit dem Verleger und sonstige Druckmühsal abzunehmen. Wir trennten uns in Como; ungefähr am 24. Juni kam er in Sils-Maria an und war von Neuem entzückt. Er schreibt an Gast:

„Nun habe ich wieder mein geliebtes Sils-Maria im Engadin, den Ort, wo ich einmal sterben will; inzwischen giebt er mir die besten Antriebe zum Noth-Leben. Ich bin im Ganzen merkwürdig schwebend, erschüttert, voller Fragezeichen —: es ist kalt hier oben, das hält mich zusammen und stärkt mich. —“

Ich reiste in Etappen nach Naumburg zurück — kaum war ich aber dort angekommen, erhielt ich einen Brief, wo er mir unter Anderem folgendes schrieb:

„Es war gut, daß wir in Rom zusammen waren; und wenn ich auch zu den schweigsameren Menschen gehöre, so wirst Du doch genug gehört und errathen haben, um zu wissen, wie es mit mir steht. Das, was der Mensch sein Ziel nennt (Das, woran er im Grunde bei Tag und Nacht denkt): das legt eine wahre Eselshaut um sein Wesen, so daß man ihn beinahe todtschlagen kann — er überwindet's und geht, als der alte Esel, mit dem alten J-M! seinen alten Weg. So steht's jetzt mit mir.

„Hier habe ich mich auf drei Monate eingemietet: in der That, ich bin der größte Thor, wenn ich mir durch italienische Luft den Muth nehmen lasse. Hier und da taucht der Gedanke in mir auf: was geschieht nachher? Meine ‚Zukunft‘ ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses fertig-machen als meine Zukunft denken und das Übrige Dir und den Göttern überlassen.“

Ich fühlte: dieser Brief war ein Präludium, Fritz war offenbar mitten in der Arbeit und wollte mich auf ein kommendes Manuscript vorbereiten. Der zweite Theil des Zarathustra ist in kaum zehn Tagen geschrieben, wie die nachfolgenden Briefe vom ersten bis sechsten Juli bezeugen.

Sils-Maria, Juli 1885.

... „Jetzt, meine liebe Schwester, eine Hauptsache, eine ganz ernsthafte Bitte an Dich! Du sollst Schmeitznern die be-

stimmte Erklärung abnöthigen, mündlich oder schriftlich, wie Du es am besten vermagst, daß er den zweiten Theil Zarathustra unverzüglich in Druck giebt, sobald das Manuscript in seine Hände kommt. Ich will damit zu Ende kommen und von dieser Expansion des Gefühls erlöst sein, die solche Productionen mit sich führen: es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß ich an so Etwas plötzlich sterbe. Er soll es in der Hand haben, wann er diesen zweiten Theil (genau vom Umfange des ersten) ausgeben will: aber ich will den Druck hinter mir haben und muß dies verlangen: es ist eine Gesundheitsache ersten Ranges. Dieses Frühjahr bin ich durch die nichtswürdige Bummelerei der Druckerei vier Wochen länger krank gewesen, als ich hätte sein müssen. Dafür will ich Schmeiznern versprechen, daß nächstes Jahr von mir nichts zu drucken ist; meine Absicht ist nun, Vorträge auszudenken und auszuarbeiten und den ‚Text‘ für meine Vorträge aus meinem Zarathustra selbst zu nehmen.

„Aus Allem wirst Du errathen, daß besagter zweiter Theil wirklich existirt: Du kannst Dir von der Vehemenz solcher Entstellungen nicht leicht einen zu großen Begriff machen. Darin aber liegt ihre Gefahr. Um des Himmels willen, bringe dies mit Schmeiznern in's Reine; ich selber bin jetzt zu reizbar gestimmt. —

„Ach, wie schön, daß ich Dir so etwas schreiben kann! Ganz von Herzen, Dein Bruder.“

Sils-Maria, fünf Tage später.

„Schmeizner telegraphirte mir Dienstag Nachmittag: woraus ich schliesse, daß es doch erst Dein zweiter Brief war, der ihn zur Raison gebracht hat. Es ist mir ganz unschätzbar, daß ich jetzt noch diese Drucksache abmachen kann; ich bin wie Einer, der keine Zeit mehr hat. Also nochmals meinen allerinnigsten Dank für diese Wohlthat! . . . Bevor ich den dritten und letzten Theil Zarathustra nicht fertig habe, ist das Leben für mich noch unerlöst. Dies privatissime!“ . . .

Schon am Tage vorher hatte er mir einen warmen Dankesbrief gesandt, in welchem er sich ausführlich über die ganze Verlegermifere aussprach. Diese Dankbarkeit und die Thatsache, daß ein Verleger durch Überredung u. s. w. wider Willen dazu gebracht werden mußte, den Zarathustra zu drucken, wirkt heute

rührend komisch. Ich erwähne dies zum Trost für junge unverständene Genies.

Sils-Maria, 10. Juli 1883.

„Meine liebe Schwester, also so weit ist meine Zarathustra-Angelegenheit vorwärts gerückt, daß ich Ende dieser Woche bereit bin zur Absendung des druckfertigen Manuscriptes.

„Ah, ich kann nicht ausdrücken, wie groß die Genugthuung ist, welche ich bei diesen Worten empfinde. Damit, daß ich diesen zweiten Theil gemacht habe, ist das ganze Jahr schon gerechtfertigt, insbesondere die Reise nach dem Engadin, und sogar auch die Reise nach Rom bekommt nun eine neue Bedeutung: es war ein tiefes Ausruhen in diesem römischen Aufenthalt; und gerade auch in der Zerstreuung und dem Lärm meiner Wohnung lag etwas Nützliches, eben so in dem ‚Klumpfuß‘ (die schwere Bücherkiste) auf der Eisenbahn und dem vielen verdorbenen Magen und schlechten Nächten. Alles hinderte mich, zu arbeiten und nachzudenken; und es ist kaum zu sagen, wie schwer es ist, mich von mir selber wegzuziehen. Von dieser negativen Wohlthätigkeit Roms könnte ich nun noch zur positiven übergehen — aber meine Augen sind übel daran, und ich habe noch Anderes zu schreiben.

„Unter allen Umständen muß jetzt unverzüglich der Druck losgehen! Oder ich breche mit Schmeißner (wozu ich allen Grund habe). So lange er glaubt, daß seine Agitation eine wichtigere Angelegenheit sei als die Verbreitung meiner Bücher und Gedanken, ist es für mich die äußerste Geduldprobe meines Stolzes, mit ihm zu verkehren. Im letzten Winter habe ich Alles so eingerichtet, daß der erste Theil Zarathustra Ostern in den Händen meiner Leser sein konnte: und habe den höchsten Fleiß nöthig gehabt, um es so einzurichten. Ein verlorenes halbes Jahr der Wirkung meiner Gedanken kommt recht sehr in Betracht, namentlich in Hinsicht auf die Dauer meines eigenen Lebens.“

Un Gast schreibt er am 13. Juli 1883: „Nicht wahr, lieber Freund? Dies ist eine allgemeine Wahrheit: Der zweite Vers ist schwerer als der erste Vers.“

„Nun, ich habe den zweiten Vers hinter mir — und jetzt wo er fertig ist, schaudert mir bei der Schwierigkeit, über die

ich hinweg bin, ohne an sie gedacht zu haben. Seit meinem letzten Briefe gieng es mir besser und muthiger, und mit Einem Male hatte ich die Conception zum zweiten Theile Zarathustra — und nach der Conception auch die Geburt: Alles mit der größten Vehemenz. . . .

„Das Manuscript für die Druckerei wird übermorgen fertig sein, es fehlen nur noch die letzten fünf Abschnitte; und meine Augen ziehn meinem Fleiße Grenzen.

„Wenn Sie die Schlußseite des ersten Zarathustra lesen, so werden Sie die Worte finden, — und erst, wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren.

„Wahrlich, mit andren Augen, mein Bruder, werde ich mir dann meine Verlorenen suchen; mit einer andren Liebe werde ich euch dann lieben.“

„Dies ist das Motto zum zweiten Theil: aus ihm ergeben sich, was dem Musiker zu sagen fast unschicklich ist, andre Harmonien und Modulationen, als im ersten Theile.

„In der Hauptsache galt es, sich auf die zweite Stufe zu schwingen, — um von dort aus noch die dritte zu erreichen. (Deren Name ist: „Mittag und Ewigkeit“: das sagte ich Ihnen schon einmal? Aber ich bitte Sie inständig, davon gegen Jedermann zu schweigen! Für den dritten Theil will ich mir Zeit lassen, vielleicht Jahre.) Wenn ich nun wieder mit der Bitte zu Ihnen komme, mir bei der Correctur zu Hülfe zu kommen — so geht das eigentlich über alle Grenzen von Freundschaft und Schamhaftigkeit hinaus: und wenn Sie es nicht zu Stande bringen, mich darin zu rechtfertigen — ich bringe es nicht zu Stande! Dabei bleibt Ihnen die Hoffnung, daß aus dem Drucke jetzt nichts wird. Vielleicht trenne ich mich von Schmeißnern: er behandelt unverhohlen seine antisemitische Agitation als eine weit wichtigere Angelegenheit als die Verbreitung meiner Gedanken. —“

Aber Einiges aus diesem zweiten Theil des Zarathustra war doch schon in Rom entstanden, wenn er dort auch durch das Mißverstehen der Freunde und durch die Entwöhnung vom Chloralhydrat, die er mit großer Willenskraft durchgeführt hatte, öfters entmuthigt und bedrückt war. Er schreibt im *Ecce homo*: „Dann folgte ein schwermüthiger Frühling in Rom, wo

ich das Leben hinnahm — es war nicht leicht. Im Grunde verdroß mich dieser für den Dichter des Zarathustra unanständigste Ort der Erde, den ich nicht freiwillig gewählt hatte, über die Maßen; ich versuchte loszukommen, — ich wollte nach Aquila, dem Gegenbegriff von Rom, aus Feindschaft gegen Rom gegründet, wie ich dereinst meinen Ort gründen werde, die Erinnerung an einen Atheisten und Kirchenfeind *comme il faut*, an einen meiner Nächstverwandten, den großen Hohenstaufen — Kaiser Friedrich den Zweiten. Aber es war ein Verhängniß bei dem Allen: ich mußte wieder zurück. Zuletzt gab ich mich mit der Piazza Barberini zufrieden, nachdem mich meine Mühe um eine antichristliche Gegend müde gemacht hatte. Ich fürchte, ich habe einmal, um schlechten Gerüchen möglichst aus dem Wege zu gehen, im Palazzo del Quirinale selbst nachgefragt, ob man nicht ein stilles Zimmer für einen Philosophen habe. Auf einer Loggia, hoch über der genannten Piazza, von der aus man Rom übersieht und tief unten die Fontana rauschen hört, wurde jenes einsamste Lied, das je gedichtet worden ist, das Nachtlied, gedichtet; um diese Zeit gieng immer eine Melodie von unsäglichlicher Schwermuth um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand „todt vor Unsterblichkeit.“

Ich durfte schon die Correcturbogen lesen; mein Bruder sandte sie mir, um meinen Eifer in der Verlegerangelegenheit durch frühes Kennenlernen seines neuen Werkes zu belohnen, und schrieb dabei: „ich würde viel gemeinsam Erlebtes darin finden“. In der That: es ist viel von unserm römischen Aufenthalt, trotz seiner Abneigung gegen Rom, in diesem zweiten Zarathustra-Theil; der Dichter hat eine Reihe erlebter und geschauter Scenen verklärt darin aufbewahrt und mit bedeutenden Gedanken in Verbindung gebracht. Wenn ich ihn lese, so sehe ich deutlich vor mir: die zahllosen Kirchen, „diese süß duftenden Höhlen mit ihrem verfälschten Licht,“ die Bußtreppe des Lateran, die Peterskirche, die mein Bruder erst lieben wollte, „wenn der reine Himmel wieder durch zerbrochne Decken blickt und hinab auf Gras und rothen Mohn an zerbrochnen Mauern, —“ den schlafenden Jüngling mit dem Arm über das Haupt gelegt, die tanzenden Mädchen auf einem verborgenen Rasenplatz der Villa Borgheze. Späterhin hatte er aber diese Scene mit einer Schil-

derung, die uns, wenn ich nicht irre, Lenbach von einer tanzenden Mädchengruppe in Ischia machte, verwoben und sie in Gedanken dorthin verlegt. Er schreibt an Gast am 16. August 1885:

„Das Schicksal Ischia's hat mich immer mehr erschüttert; und außer alle dem, was jeden Menschen angeht, giebt es Etwas daran, das mir persönlich nahe geht, auf eine eigne schauerliche Weise. Diese Insel lag mir so in den Sinnen: wenn Sie Zarathustra II zu Ende gelesen haben werden, wird dies Ihnen deutlich sein, wo ich meine ‚glückseligen Inseln‘ suchte. ‚Cupido mit den Mädchen tanzend‘ ist nur in Ischia sofort verständlich (die Ischiotinnen sagen ‚Cupedo‘). Kaum bin ich mit meiner Dichtung fertig, bricht die Insel in sich zusammen. — Sie wissen, daß in der Stunde, in der ich den ersten Zarathustra im Druck-Manuscript vollendete — Wagner gestorben ist. —“

Eine meiner schönsten Erinnerungen ist ein unvergleichlicher Morgen, den wir bei der Basilica des Constantin verbrachten. Dort glaube ich die nachfolgenden Worte, wenn auch nicht in so vollendeter Form gehört zu haben:

„Und seht mir doch, meine Freunde! Hier, wo der Tarantel Höhle ist, heben sich eines alten Tempels Trümmer aufwärts, — seht mir doch mit erleuchteten Augen hin!

„Wahrlich, wer hier einst seine Gedanken in Stein nach oben thürmte: um das Geheimniß alles Lebens wußte er gleich dem Weisesten!

„Daß Kampf und Ungleiches auch noch in der Schönheit sei und Krieg um Macht und Übermacht: das lehrt er uns hier im deutlichsten Gleichniß.

„Wie sich göttlich hier Gewölbe und Bogen brechen im Ringkampfe: wie mit Licht und Schatten sie wider einander streben, die göttlich-Strebenden. —

„Also sicher und schön laßt uns auch Feinde sein, meine Freunde! Göttlich wollen wir wider einander streben!“ —

Die Scene mit den Priestern habe ich mit meinem Bruder (ich als einziger Jünger!) auf dem Monte Aventin erlebt: eine Schaar weißgekleideter Priester kam aus Santa Sabina heraus und gieng auf dem schmalen Weg dicht an uns vorüber, so daß wir jedem in's Antlitz schauen konnten. Ach, wie verschieden sahen sie aus, wie Wenige so, wie ein Priester aussehen sollte!

Man begreift die Worte Zarathustra's: „Nichts ist rachfüchtiger als ihre Demuth“, wenn man sich solcher Gesichter erinnert.

Auch von der Rückreise durch die Maremmen, die sich durch eine ungemein lachlustige Stimmung auszeichnete, ist Manches in den Zarathustra gekommen. Wie gut erinnere ich mich noch des Büffels, von dem ich undichterisches Wesen behauptete, daß er sich die schöne Aussicht ansähe. Was machte aber mein Bruder in dem Capitel: „Von den Dichtern“ aus diesem Bild!

„Sie lernten vom Meere auch noch seine Eitelkeit: ist nicht das Meer der Pfau der Pfauen?

„Noch vor dem häßlichsten aller Büffel rollt es seinen Schweif hin, nimmer wird es seines Spitzenfächers von Silber und Seide müde.

„Trutzig blickt der Büffel dazu, dem Sande nahe in seiner Seele, näher noch dem Dickicht, am nächsten aber dem Sumpfe.

„Was ist ihm Schönheit und Meer und Pfauen-Zierath! Dieses Gleichniß sage ich den Dichtern.

„Wahrlich, ihr Geist selber ist der Pfau der Pfauen und ein Meer von Eitelkeit!

„Zuschauer will der Geist des Dichters: sollten's auch Büffel sein!“

Selbst der „Erhabene“ erinnert an eine lustige Scene der Rückreise: auf einer kleinen Station erblickten wir sein Urbild. Es erhob sich an der Stelle, wo der Zug hielt, ein Damm mit schattigen Bäumen; ein gelehrter Mönch stand dort, den Arm auf ein Gemäuer gestützt, anscheinend in einen großen Folianten vertieft. Es lag irgend Etwas in seiner Haltung, das Jedermann empfinden ließ, daß er inmitten des malerischen Schattens auf erhabene Gelehrsamkeit posirte. Wir alle im Zug betrachteten ihn als Schauspiel, während er in seiner künstlichen Erhabenheit uns vollkommen unbeachtet ließ. Plötzlich kam ein Stier angerast, — der Erhabene ließ den Folianten fallen, raffte sein Mönchsgewand zusammen und sprang mit langen Beinen aus dem feierlichen Schatten hinaus den sonnigen Weg entlang. Alles freute sich, der Stier machte Miene, sich auf den Zug zu stürzen, unter dem Klang fröhlichen Gelächters eilte dieser von dannen.

Wie stets nach einer so ungeheuern Erhebung des Geistes, solchem Außersichsein, so folgte bei meinem Bruder auch diesmal nach der Vollendung des zweiten Theiles eine tiefe Erschöpfung und Niedergeschlagenheit; auch fiel gerade in jene Zeit der endgültige Bruch mit Rée, der ihm sehr peinlich und traurig war. Er schrieb an mich im August von Sils-Maria aus:

„Das Schlimmste ist, ganz wie letzten Winter, ein mir persönlich im höchsten Grade nachtheiliges Ausnahme-Wetter: ich bin im buchstäblichen Sinne bei bedecktem Himmel und heranziehenden Wolken ein anderer Mensch, schwarzgallig und sehr bössartig gegen mich, mitunter auch gegen Andere. (Zarathustra I und II sind Licht- und heiterer Himmel-Ausgeburten, eben so der Sanctus Januarius. Wer mich nach solchen Dingen beurtheilt, beurtheilt mich hundertmal zu günstig.) Mein eigentliches Recept heißt deshalb immer noch das Thal von Maraca in Mexico, welches im Jahre ca. 55 betrübte Tage hat, im Übrigen Tag und Nacht reines wolkenloses engadiner Himmels-Wetter (ca. 220, während Sils im Jahre 80 heitere Tage hat). Die Höhe ist die gleiche wie hier; es ist eine Schweizer-Kolonie, die Preise außerordentlich billig.

„Andererseits thäte mir ein Bißchen Dociren sehr gut: nur habe ich eine gräßliche Erinnerung an die Universität — ich bin diesen Empfindungs- und Urtheils-Maßstäben auf eine fast lächerliche Art entwachsen — oder wie Du's nennen willst. Die Zukunft der Menschheit — daran zu denken ist mein einziges Labsal, das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehen und hören, es erstickt, drückt, quält mich, es macht mich arm und kleinnüthig.

„Am wenigsten aber könnte ich jetzt Vorlesungen aus dem Ärmel schütteln, alte noch weniger als neue. Mein allgemeinstes Gesichtspunkt ist, daß ich nächstes Jahr hier oben meinen Zarathustra-Schluß mache. Der Gedanke daran, wie er mir vor-schwebt, macht mich fast schwindeln, die Aufgabe ist ungeheuer schwer und einstweilen weit über das Maß meiner Kräfte gehend. Darauf hin will ich diesen Winter leben, mich recht hell und ruhig und fest machen und abwarten, ob ich's leisten kann.“

In diesem Brief ist wiederum von Vorträgen an einer Universität die Rede. Ich hatte, um ihn auf andere, freudige

Gedanken zu bringen, diesen alten, von ihm selbst oft überlegten Plan von Neuem erwähnt, vorzüglich auch deshalb, weil er damals öfter sagte, daß er sich „neue Freunde“ suchen wolle. Ich sprach von Vorlesungen über griechische Cultur, im Grunde aber meinte ich Vorlesungen über seine neue Anschauungsweise, wie er ja auch selbst schon in einem Briefe sagt: „Vorlesungen mit dem Text aus Zarathustra“. Noch heute bejammere ich, daß dieser Gedanke nicht verwirklicht worden ist. Es war damals leider immer nur von Vorträgen im Anschluß an die Universität die Rede, besonders war Leipzig in's Auge gefaßt; aber ein treuer Freund theilte ihm unter der Hand mit, bei den bekannten und gefürchteten Ansichten meines Bruders sei Das absolut unmöglich. Diese Vorträge brauchten indessen durchaus nicht im Anschluß an die Universität gehalten zu werden. Auf andre Weise wäre es doch auch möglich gewesen, unter den jungen Leuten Schüler und Jünger zu finden, und wie anders würde sich dann vielleicht sein Leben gestaltet haben! Längere Zeit stand mein Bruder dem Gedanken, Vorträge zu halten, innerlich sehr nah, aber daß ihn seine alte Junft durchaus nicht mehr haben wollte, empfand er, trotzdem er es vollständig begriff, als Kränkung. Dazu plagte ihn heimlich das Mißtrauen, daß ihm die Verleumdungen von Kée und Fräulein Salomé geschadet hätten, übrigens ganz irrhümlisch, denn kein Mensch gab etwas auf das Gerede der Beiden. (Erst das schlimme, unwahre Buch von Frau Lou Andreas hat in den ersten Jahren seines Erscheinens unberechenbaren Schaden gestiftet, weil es unter der Maske der Freundschaft erschien.) Deshalb gerieth er über diese Erlebnisse zuweilen nicht nur in eine schmerzliche, sondern auch entrüstete Stimmung, wie wir aus dem Brief an Gast vom 26. August 1883 sehen:

. . . „Worum ich Epikur beneide, das sind seine Schüler in seinem Garten; ja, da läßt sich schon das edle Griechenland, und da ließe sich gar das unedle Deutschland vergessen! Und daher meine Wuth, seit ich im breitesten Sinne begriffen habe, was für erbärmliche Mittel (die Herabsetzung meines Rufs, meines Charakters, meiner Absichten) genügen, um mir das Vertrauen und damit die Möglichkeit von Schülern zu nehmen. Um des Ruhmes willen' habe ich nicht Eine Zeile geschrieben.

das glauben Sie mir wohl: aber ich meinte, meine Schriften könnten ein guter Köder sein. Denn zuletzt: der Trieb des Lehrens ist stark in mir. Und insofern brauche ich sogar Ruhm, daß ich Schüler bekomme — zumal es mit meiner Stellung an Universitäten nach der letzten Erfahrung unmöglich ist. —“

Schließlich schuf er auch diese peinlichen Erlebnisse zu Forderungen seiner Lebensaufgabe um, wie uns eine ergreifende Privatnotiz aus der Zeit seines Bruches mit Rée (August 1885) verräth:

„Es hat mich freier gemacht — jede tiefe Verunglimpfung, jede Verkennung: immer weniger will ich von den Menschen, immer mehr kann ich ihnen geben. Das Abschneiden jedes einzelnen Bandes ist hart, aber ein Flügel wächst mir statt des Bandes.“

Aber noch mehr leuchtet uns das *amor fati*, mit welchem er sein ganzes Leben und selbst die schmerzlichsten Erlebnisse umfaßte, aus dem nachfolgenden an mich gerichteten Brief von Ende August 1885 hervor:

„Meine liebe Schwester,

„Es ist heute, wie schon seit drei Tagen ein vollkommen reines Wetter — und ich überschauere mit Heiterkeit und Sicherheit, was ich bisher erreicht und nicht erreicht habe und was ich von mir noch will. Du weißt es nicht; und deshalb darf ich es Dir nicht verübeln, wenn Du mich gerne auf einem andern Boden und gesicherter, geschützter sähest. Dein Brief an * * * gab mir zu denken, und noch mehr Deine gelegentliche Bemerkung, mein Zustand in Basel sei doch wohl der beste bisher gewesen. Ich hingegen urtheile so: der ganze Sinn der furchtbaren physischen Schmerzen, denen ich ausgesetzt war, liegt darin, daß ich durch sie allein aus einer falschen, nämlich hundertmal zu niedrigen Auffassung meiner Lebens-Aufgabe herausgerissen worden bin. Und da ich zu den bescheidenen Menschen von Natur gehöre, so bedarf es der gewaltsamsten Mittel, um mich zu mir selber zurückzurufen. Auch die Lehrmeister, die meine Jugend gehabt hat, sind wahrscheinlich, im Verhältniß zu dem, was ich zu thun habe, nur geringere und vorübergehende Kräfte; daß ich über ihnen ihr Ideal geschaut habe, über all diesen Schopenhauer's und Wagner's — das hat mir sie ganz entbehrlich gemacht, und ich könnte mich jetzt gar nicht unbilliger

beurtheilen, als wenn ich mich nach diesen, von mir in jedem Sinne überwundenen Zeitgenossen beurtheilte. Jedes Wort meines Zarathustra ist ja siegreicher Hohn und mehr als Hohn über die Ideale dieser Zeit; und fast hinter jedem Wort steht ein persönliches Erlebniß, eine Selbst-Überwindung ersten Ranges. Es ist ganz nothwendig, daß ich mißverstanden werde; mehr noch, ich muß es dahin bringen, schlimm verstanden und verachtet zu werden. Daß meine 'Nächsten' damit anfangen mußten, begriff ich vorigen Sommer und Herbst, und hatte das herrliche Bewußtsein, eben damit auf meiner Bahn zu sein. Dies Gefühl steht auch im Zarathustra überall zu lesen. Der schlimme Winter und meine unterliegende Gesundheit haben mich davon entfernt und muthlos gemacht; und ebenso haben die Dinge, welche seit einigen Wochen über mich herfürzen, mir wieder die größte Gefahr gebracht — nämlich meinen Weg zu verlassen. Sobald ich jetzt sagen muß: 'ich halte die Einsamkeit nicht mehr aus', so empfinde ich eine unsägliche Erniedrigung vor mir selber — ich bin dem Höchsten, das in mir ist, abtrünnig geworden.

„Was liegt an diesen Rée's und Lou's! Wie kann ich ihr Feind sein! Und wenn sie mir Schaden gethan haben — ich habe genug Nutzen von ihnen gehabt und gerade darin, daß es so ganz verschiedene Arten Menschen sind als ich bin: darin liegt für mich eine reichliche Compensation, ja eine Aufforderung zur Dankbarkeit gegen die Beiden. Es schienen beides originale Menschen zu sein und keine Copien: deshalb hielt ich es mit ihnen aus, so sehr sie mir wider den Geschmack giengen. In Betreff der ‚Freundschaft‘ habe ich bis jetzt überhaupt Entbehrung geübt (und Schmeißner z. B. behauptet, ich hätte gar keine Freunde, ‚ich sei zehn Jahre lang vollkommen im Stich gelassen worden‘). Was die ganze Richtung meiner Natur betrifft: so habe ich keine Genossen, niemand hat eine Ahnung davon, wann mir ein Trost, eine Ermuthigung, ein Händedruck noth thut; dies war z. B. im höchsten Grade voriges Jahr der Fall, nach meinem Aufenthalte in Tautenburg und Leipzig. Und wenn ich klage, dann glaubt alle Welt ein Recht zu haben, ihr Bißchen Machtgefühl an mir als einem Leidenden auszulassen; man nennt's Zuspruch, Mitleiden, guten Rath u. s. w.

„Aber so gieng es immer solchen Menschen, wie ich bin; mein ganz persönlicher Übelstand ist die schwankende Gesundheit, welche als Erniedrigung meines eigenen Kraftgefühls, als Mißtrauen gegen mich selber sich geltend macht: und da ich unter diesem europäischen Himmel mindestens zwei Drittel des Jahres leidend und schwermüthig bin, so gehört ein unglaubliches Glück dazu, daß ich's noch länger aushalte. Glück nenne ich hier nur das Ausbleiben solcher Unglücksfälle, wie der letztjährigen — also daß keine Steine in mein Uhrwerk gerathen. Ich kann nämlich an kleinen Steinchen zu Grunde gehen, weil das Uhrwerk jetzt im höchsten Grade complizirt ist, und die Verantwortlichkeit in den allerhöchsten Fragen der Erkenntniß auf mir lastet. — In summa um doch eine praktische Consequenz aus diesen Allgemeinheiten zu ziehen: meine liebe, liebe Schwester, erinnere mich mit keinem Wort, weder mündlich noch schriftlich, an die Dinge, welche mich um mein Selbst-Vertrauen, ja fast um das Resultat meines Lebensweges bringen wollten! Rechne es auf meine Gesundheit, daß sie so sehr auf mich wirken und gewirkt haben! Schaffe Vergessen und irgend etwas Neues und ganz Verschiedenes davon, daß ich über den Verlust solcher ‚Freunde‘ lachen lerne! Und denke daran, daß einem Menschen, wie ich bin, niemals die Gegenwart gerecht werden darf, und daß jeder Compromiß zu Ehren des „guten Rufes“ meiner nicht würdig ist.

„Geschrieben bei einem reinen Himmel, mit hellem Kopfe, gutem Magen und in früher Morgenstunde.

Von Herzen Dein Bruder.“

Ich leugne nicht, daß ich damals eine Rückkehr zur Universität dringend gewünscht hätte und zwar zu einer wirklichen Universitätsstellung. Ich sah vielleicht besser als mein Bruder, war überdies auch durch Rohde, der sich der Pensionirung des Freundes stets mit dem größten Eifer widersetzt hatte, aufmerksam gemacht worden, daß eine solche Stellung für meinen Bruder einen großen Vortheil hatte: sie schuf eine Distanz zwischen ihm und den Verständnißlosen, Ordinär-Denkenden. Eine solche Stellung ist ein Panzer, der das Genie mit seiner unbeschreiblich feinen Organisation schützt, sie hält die Frechen und Zudringlichen fern. Man hört so oft, wie sehr Goethe der

„Geheime Rath“ geschadet habe, — man sollte doch auch einmal den ungeheuren Vortheil hervorheben, wie ihn dieser Titel und diese Stellung gegen unzählige Widerlichkeiten, die dem Genie an dem Lebensmark zehren, geschützt hat. (Aber vielleicht hat man dies schon hervorgehoben und ich weiß es nur nicht.) Es ist etwas so Peinliches für den Genius, in der Form, wie sich die Masse gegen ihn benimmt, auf die Schätzung seiner Geisteswerke angewiesen zu sein, — dieser Werke, die erst nach Jahrzehnten überhaupt begriffen werden können! Wenn ich also für meinen geliebten Bruder den Schutz der Universitätsstellung erstrebte, so lagen sehr ernste Gründe dafür vor; aber nachdem die Unmöglichkeit festgestellt wurde, durfte auch davon nicht mehr geredet werden. Sicherlich gab es auch mancherlei Gründe gegen die Ausführung des Planes, vor Allem war es zweifelhaft, ob seine Gesundheit wieder so weit gefestigt war, eine doppelte Belastung von Arbeit auszuhalten, und ob dann nicht seine Bücher zurückbleiben müßten. Als ich aber deshalb ihm zum Troste schrieb, Der und Der habe gesagt, daß es sicherlich viel besser sei, wenn er seinen Zarathustra fertig mache, und daß ich auch weiter nichts wünschte, als daß er der ganzen Reise- und Pensionquälerei mit ihrer zweifelhaften Gesellschaft entrückt würde und wieder unter guten Menschen lebe, die es ja auch an anderen Orten als Universitätsstädten gäbe, war er damit auch nicht zufrieden und hielt mir eine ernste Strafpredigt:

„Von der Schwere der Aufgabe, die auf mir liegt, hat Niemand eine Vorstellung; und wenn Jemand sie sich etwa unter der Form einer litterarischen Arbeit, z. B. dem Fertigmachen meines Zarathustra, denkt, so macht mir das beinahe Übelkeit und Ech- oder Brechreiz —, so zuwider ist mir alle Litteratur-Macherei, und der Gedanke, zuletzt gar unter die Schriftsteller gerechnet zu werden! gehört zu den Dingen, bei denen es mich schüttelt. Lies, meine liebe Schwester, recht viel in ‚Morgenröthe‘ und ‚Fröhliche Wissenschaft‘, den inhalt- und zukunftreichsten Büchern, die es giebt —; in Deinen letzten Briefen war Mancherlei über ‚egoistisch‘ und ‚unegoistisch‘, was nicht mehr von meiner Schwester geschrieben sein sollte. Ich unterscheide vor Allem starke und schwache Menschen, — solche, die zum Herrschen, und solche, die zum Dienen und Gehorchen, zur ‚Hingebung‘ berufen

sind. Was mich an dieser Zeit anekelt, ist die unsägliche Schwächlichkeit, Unmännlichkeit, Unpersönlichkeit, Veränderlichkeit, Gutmüthigkeit, kurz, die Schwäche der ‚Selbst‘-sucht, die sich gar noch als ‚Tugend‘ drapiren möchte. Was mir bisher wohlgethan hat, war der Anblick von Menschen eines langen Willens — die Jahrzehnte lang schweigen können und sich nicht einmal deshalb mit moralischen Prunkworten aufputzen, etwa als ‚Helden‘ oder ‚Edle‘, sondern die ehrlich sind, an nichts besser zu glauben als an ihr ‚Selbst‘ und ihren Willen, daselbe den Menschen einzudrücken für alle, alle Zeit. Was mich an Richard Wagner anzog, war Dies; insgleichen lebte Schopenhauer nur in einem solchen Gefühle. . . . Ich weiß vielleicht besser als irgend Jemand, auch noch unter den starken Menschen Rangordnungen zu machen nach der Tugend; so gewiß unter den Schwachen es noch hundert Arten und sehr artige und liebenswürdige giebt — gemäß den Tugenden, die den Schwachen zukommen. Es giebt starke ‚Selbste‘, deren Selbstsucht man beinahe göttlich nennen möchte (z. B. die Zarathustra's) — aber jede Stärke ist schon an sich etwas für den Blick Labendes und Befeligendes. Dies Shakespeare: er steckt voll solcher starken Menschen, roher, harter, mächtiger Granit-Menschen. An diesen ist unsere Zeit so arm — — — und nun gar an starken Menschen, die Geist genug hätten für meine Gedanken! . . . Du kannst Dir nicht denken, wie einsam und ‚verborgen‘ ich mir unter der liebenswürdigen Tartufferie jener Menschen vorkomme, die Du ‚gute‘ nennst, und wie es in mir mitunter schreit nach einem Menschen, der redlich ist und reden kann; sei es selbst ein Scheusal. Natürlich wären mir Halbgötter zur Unterhaltung erwünschter. — Ich schreibe Dir dies mit den allerherzlichsten Gefühlen und weiß wahrhaftig, wie herzensgut Du es mit mir meinst. — Ach, die ‚verfluchte‘ Einsamkeit!“

Shakespeareische starke Menschen zu finden, noch dazu mit modernem Geist begabt, war für mich eine zu schwierige Aufgabe. Und gesetzt auch, ich hätte sie gefunden, so würde es mein Bruder gar nicht mit ihnen ausgehalten haben, so zuwider wäre ihm etwa vorhandene Roheit, Sittenlosigkeit oder Mangel an vornehmer Gesinnung gewesen; selbst ein hohes Quantum von Geist hätte ihn nicht mit diesen Eigenschaften ausföhnen

können. In Büchern machen sich solche Menschen ganz wundervoll, aber im täglichen Leben wäre mein überaus fein empfindender Bruder an ihnen zu Grunde gegangen. „Man hat gut reden von aller Art Immoralität! Aber sie aushalten können!“ sagt er einmal und meint Immoralität an sich und Anderen. Er fährt fort: „Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten: längeres oder kürzeres Siechthum oder Untergang wäre mein Los! ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung.“ Mein Bruder wählt hier zur Exemplifikation ein paar extreme, für ihn ziemlich unmögliche Fälle, aber wie viele andere, subtilere Dinge konnten ihm schon das Leben und seine Umgebung „nicht zum Aushalten“ machen! Zum Beispiel jede Form inneren und äußeren Schmutzes, Engherzigkeit, Lieblosigkeit, grobe Takt- und Formlosigkeit u. s. w. Auch für solche Empfindungen gilt das „inter pares“, um das Zusammenleben ertragen zu können. Mein Bruder übte und verlangte Rücksicht. Wie rücksichtsvoll er seine Umgebung behandelte, kann man sich kaum vorstellen. So war einer seiner Hauptgründe gegen das Halten von Vorlesungen an einer Universität, daß er immer glaubte, die Schüler, die er dort gewinnen könnte, würden zu jung für ihn sein. Solchem jungen Geist und Charakter eine Last aufzubürden, die er noch nicht zu tragen vermochte, war ihm außerordentlich peinlich. Er schrieb mir einmal, als ich von Schülern gesprochen hatte: „Heinrich von Stein ist noch zu jung für mich, Den würde ich verderben. Gast hätte ich bald verdorben, ich habe tausend Rücksichten gegen ihn nöthig.“ Die Ursache zu sein, daß Jemand durch seine Ansichten Schaden erleide oder gar zu Grunde gienge, und Das an einem Menschen zu erleben, den er liebte, hätte ihm das Herz gebrochen. Er allein wußte, wie weit wir Alle, die wir seinem Herzen nahe standen, noch entfernt davon waren, ihn wirklich zu begreifen und seine Probleme mit ihm zu empfinden; er fühlte es und litt darunter, ja, der Gedanke daran hinderte ihn, seine harten und neuen Probleme weiter durchzudenken. So blieb ihm nur die Einsamkeit, die er ja zuweilen verwünschte, die ihm jedoch, sobald er in's Arbeiten und Schaffen kam, unumgänglich nothwendig war. Schließlich wurde sie doch seine liebste Freundin,

sie, die Gefährtin seiner höchsten Schaffenslust! Er schreibt mir später einmal über „Schüler“ und „Einsamkeit“: „Auch denke ich wieder muthiger über die Zukunft: und seltsam, in Betracht zu den ungeheuren Dingen, mit denen sich Dein dummer Bruder beschwert hat, heißt Muth bei mir auch immer so viel als: guter Wille zur Einsamkeit und Verborgenheit, und Ablehnung jedes Arrangements, wozu mein vieles Kranksein mich verführen könnte. Wenn ich in den letzten Jahren hier und da nach ‚Schülern‘ geseufzt habe, so war es immer die Wirkung krankhafter Entmuthigung; an guten Tagen weiß ich ganz deutlich, daß es besser ist, meine Hauptsachen still für mich abzumachen — und daß ich meinen Verkehr mit Menschen rein als Kur und gelegentliche Medizin zu nehmen habe, vor Allem als Erholung. Aber sobald ich wieder zu Kräften komme, weiß ich, warum ich die größte Unabhängigkeit und Einsamkeit zuerst und zuzweit und zudritt nöthig habe.“

Der zweite Theil des Zarathustra ist, soviel ich mich erinnere, gar nicht an die „Freunde“ vor der Beendigung des dritten versandt worden. Die Mißverständnisse nach der Versendung des ersten hatten ihn doch zu sehr erschüttert: „Nach einem solchen Anrufe aus der innersten Seele keinen Laut von Antwort zu hören, das ist ein furchtbares Erlebniß, an dem der zäheste Mensch zu Grunde gehen kann: es hat mich aus allen Banden mit lebendigen Menschen herausgehoben.“ Er wollte sich wenigstens nicht den Muth zur Fortsetzung und Beendigung nehmen lassen. Doch wartete er auf eine besonders glückliche Stimmung, die sich aber während seines Aufenthaltes in Sils-Maria nicht mehr finden wollte. Er schreibt am 3. September 1883 an Gast:

„Übrigens muß ich Ihnen, nicht ohne Betrübniß, melden, daß jetzt, mit dem dritten Theile, der arme Zarathustra wirklich in's Düstere geräth — so sehr, daß Schopenhauer und Leopardi nur als Anfänger und Neulinge gegen seinen ‚Pessimismus‘ erscheinen werden. So will es der Plan. Um aber diesen Theil machen zu können, brauche ich selber erst tiefe, himmlische Heiterkeit: denn das Pathetische der höchsten Gattung wird mir nur als Spiel gelingen. (Zum Schluß wird Alles hell.)“

Auch in Naumburg, wohin er zu einem kurzen Besuch im Herbst kam, besserte sich die Stimmung nicht, woran dieses Mal unsre gute Mutter die Schuld trug. Der Briefwechsel zwischen Dr. Bernhard Förster und mir war inzwischen nämlich immer lebhafter geworden, was sie auf die ihr schreckliche Vorstellung brachte, daß ich, wenn Förster von seiner Reise zurückkäme, doch vielleicht auf den abenteuerlichen Gedanken käme, mit ihm nach Paraguay zu gehen. Sie bat nun Fritz dringend, in Gemeinschaft mit ihr diese „Marotte“ zu bekämpfen. Fritz war dazu bereit, da er den Gedanken ebenso schrecklich wie unsre Mutter fand. So wurden denn zunächst die „Förster'schen Ideen“: Antisemitismus und die Kolonisationsbestrebungen bekämpft. Da ich aber natürlich den abwesenden Freund und Heimlichgeliebten nicht unverteidigt lassen konnte, so entwickelte ich mich zur warmen Fürsprecherin für seine kolonialen Pläne, schließlich sogar zur Verteidigerin des Antisemitismus, der mir eigentlich unangenehm war und zu welchem ich nie die geringste Veranlassung gehabt habe. Durch diese Meinungsverschiedenheiten, die meinem Bruder an mir ganz neu waren, wurde der Herbst 1883 nicht angenehm. Fritz nahm sie viel schwerer nach all dem Vorgegangenen, als es nöthig war, denn nach den Erlebnissen mit Dr. Rée und Fräulein Salomé war etwas Fremdes in ihn gekommen: das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Verehrung seiner Umgebung. Er glaubte an Autorität eingebüßt zu haben, sodaß ihn jeder Widerspruch, den er sonst so gut vertragen konnte, im Stillen verletzte. In diesem besonderen Fall kamen aber nun noch die Einflüsterungen jener Intriguen spinnenden jungen Dame, der Verehrerin Förster's dazu. Es blieb deshalb viel Unausgesprochenes, Mißverständenes zwischen uns. Jeder hatte von dem Gedanken des Anderen eine falsche Vorstellung, sodaß ich z. B. gar nicht geahnt habe, wie bitter meine Verlobung mit Förster von ihm empfunden wurde. Er hat sie, wie mir erst viele Jahre später klar geworden ist, nicht nur als die Untreue des Jüngers, sondern als eine directe Beleidigung betrachtet. Daß seine einzige Schwester einen Mann heirathen wollte, der so übel von ihm gesprochen habe, erschien ihm als etwas Unverzeihliches! In freundlicheren Stunden und wenn ich mit ihm zusammen war, hat er sicherlich angenommen, daß ich wenigstens von dem Übeln, was Förster gesagt haben

solte, nichts gewußt habe, ja vielleicht ist ihm in späteren Zeiten, wie aus jenen Briefen hervorzugehen scheint, die Intrigue jener jungen Dame klar geworden; aber damals, in der Bitterkeit der eben gemachten Erfahrungen, war diese Verlobung ein Tropfen Bitterkeit mehr und zwar einer der bittersten. Er sah sie auch voraus, ehe sie wirklich bestand. „Auch meine Schwester verläßt mich“, sagte er in jenem Herbst plötzlich fast unwillkürlich, was ich da noch erschrocken ablehnte; aber wenige Monate darauf verlobte ich mich heimlich mit Dr. Förster, der damals auf seiner ersten Reise in Paraguay weilte.

Es ist mir hier und da der Vorwurf gemacht worden: wie ich dies hätte thun können, da ich doch meinem Bruder so nöthig gewesen wäre. Ich will zur Erklärung und Entschuldigung nicht anführen, daß ich Förster von ganzem Herzen geliebt habe, was Jeder, der ihn gekannt hat, begreiflich finden wird, denn ich hätte diese große und innige Leidenschaft gewiß einem höheren Zweck zum Opfer bringen müssen. Aber die Sache lag ganz anders: durch die Erfahrungen jener Zeit war ich um den Glauben gekommen, daß ich wirklich für meinen Bruder nöthig sei, ja, ich hielt mich für einen Hemmschuh in seiner weiteren Entwicklung. Man lese daraufhin den sonst so schönen Brief vom August 1883, worin er doch ausdrücklich sagt, daß er empfunden habe, auf seiner Bahn zu sein, weil er von seinen Nächsten mißverstanden worden wäre; also in der Entfernung von uns fand er nur seinen eignen rechten Weg. Ich kannte meinen Bruder besser als irgend Jemand, ich wußte wie sehr es ihm aus der Seele gesprochen war, wenn er schreibt: „Ich bin passionirt für die Unabhängigkeit, ich opfre ihr Alles — wahrscheinlich weil ich die abhängigste Seele habe und an allen kleinsten Stricken mehr gequält werde, als Andere an Ketten.“ Sicherlich war ich nun solch ein Band, das ihn an überwundene Standpunkte, an Wagner und Schopenhauer mit meiner ganz unwillkürlichen Verehrung für diese beiden Heroen kettete, und es war vielleicht besser, wenn es fehlte. Außerdem will ich nicht verschweigen, daß mich seine unbegreiflichen Vorwürfe in jener Zeit, für welche ich doch erst so viele Jahre später die richtige Erklärung fand, im tiefsten Herzen betrübt und verletzt hatten — kurzum ich war allmählich zu der Schmerz-

lichen aber unumstößlichen Überzeugung gekommen, daß meine Aufgabe meinem Bruder gegenüber erfüllt sei, daß er andre Gefährten nöthig habe und daß ich mir ein neues Lebensziel suchen dürfe. Fritz pflegte späterhin wehmüthig von diesem neuen Ziel zu sagen, daß ich mir wohl die schwerste Aufgabe ausgesucht habe, die ich hätte finden können.

So kamen damals die verschiedensten peinlichen und schmerzlichen Erlebnisse zusammen, um dem Theuren das Herz über die Maßen schwer zu machen: ein Freund verrieth ihn auf das Schmählichste, seine Junft wies ihn mit seiner Bitte Vorlesungen zu halten zurück und beraubte ihn einer der Möglichkeiten sich Jünger und Schüler zu suchen, auch die wenigen Freunde, die ihm geblieben waren, zeigten Entfremdung und Mangel an jedem Verständniß und selbst ich, seine einzige Schwester, suchte mir eine andre Aufgabe als die, für ihn zu sorgen, plante in die weite Welt zu gehen und das Weltmeer zwischen ihn und mich zu legen. Was das so überaus tiefempfindende Herz meines Bruders durch dieses Zusammentreffen widriger Schicksale gelitten hat, können gröber geartete Menschen nicht begreifen. Mit Recht sagt Schopenhauer: „Man ist nur so unglücklich, als man intelligent ist“. Nur Wenige können deshalb verstehen wie schwer er ringen mußte, um über diese bitteren Erfahrungen Herr zu werden.

Im October 1883 gieng er wieder, aber diesmal nur auf kurze Zeit, nach Genua zurück. Er schreibt von dort an Fräulein v. Meyßenbug im November: „Es ist mir inzwischen schlecht, recht schlecht ergangen, und meine Reise nach Deutschland war schuld daran. Ich vertrage es nur noch, am Meere zu leben; alle binnenländische Luft depotenzirt bei mir Nerven und Augen auf die entschiedenste Weise und bringt in kurzer Zeit Schwermuth und Mißtrauen in mich zum Vorschein — häßliches Unkraut, mit dem ich schon mehr im Leben gekämpft habe als mit Schlangen und anderen berühmten Unthieren. Im kleinen Elend steckt unser gefährlichster Feind, das große Leid vergrößert.

„Aber nun bin ich wieder einsam — und die Wahrheit zu sagen, ich war noch nie so einsam. Alle Erlebnisse der letzten Jahre haben mich immer dies Eine gelehrt: es giebt Niemanden,

der Willens ist mit mir meinen Weg zu gehen — es sieht noch Niemand diesen Weg — —

„Dies ist ein großes Leid, und wahrhaftig, ich fühle es bereits: es hat die Kraft, zu vergrößern. —“

Mitte November 1883 verließ er Genua, das für ihn „immer nur die Stadt des Columbus“ gewesen war, und gieng nach Nizza, wo er sich nach kurzer Zeit von dem glücklichen Klima sehr günstig beeinflusst fühlte, wenn ihn auch zuerst die elegante Stadt mit dem zweifelhaften und unzweifelhaften Publikum des high life heftig zurückstieß. Auch seine häuslichen Einrichtungen ließen im Anfang sehr viel zu wünschen übrig. Er schreibt uns darüber:

„Inzwischen hat sich wenig gebessert, aber doch so viel unterschieden, daß ich den Winter in Nizza bleibe. Die lärmende elegante Stadt mißfiel mir Anfangs; zuletzt habe ich aber Manches herausgefunden, was für mich übrig bleibt — stille Wege und italiänische Stadt-Theile, bessere Kost als in Genua und für einen bescheidenen Prinzen, wie ich bin, im Ganzen auch alle Genueser Preise. Es ist eine große Stadt, man kann's haben, wie man will. Das Wichtigste aber ist, daß es keine Kranken-Stadt ist — viel zu frisch und windig: während es dieselbe Lichtfülle und Zahl der reinen Tage hat, wie jene Krankenorte, an denen ich nicht gehängt sein möchte.

„Ich habe gegen Genua diesen Fortschritt gemacht: Genua hat ungefähr im ganzen Jahr so viel himmlisch-klare Tage wie Nizza in seinen sechs Wintermonaten. Von der belebenden, ja förmlich elektrisirenden Wirkung dieser Lichtfülle auf mein ganzes System kann ich keinen Begriff geben; der beständige Druck auf dem Gehirn, dem ich zuletzt noch in Naumburg verfallen war, ist weg; auch esse ich noch einmal so viel, und der Magen protestirt nicht.

„Trübe Tage machen mich auch hier krank.

„Licht, Licht, Licht — darauf bin ich nun einmal eingerichtet!“ —

In dieser bezaubernden Lichtfülle fand er bald seinen frohen stolzen Muth und seine volle Schaffenskraft wieder, sodasß er den dritten Theil des Zarathustra schuf: „Im Winter darauf, unter dem halyonischen Himmel Nizza's, der damals zum ersten Male

in mein Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustra — und war fertig. Kaum ein Jahr, für's Ganze gerechnet. Viele verborgene Flecke und Höhen aus der Landschaft Uizza's sind mir durch unvergeßliche Augenblicke geweiht; jene entscheidende Partie, welche den Titel ‚Von alten und neuen Tafeln‘ trägt, wurde im beschwerlichsten Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenneste Eza gedichtet, — die Muskel-Behendheit war bei mir immer am größten, wenn die schöpferische Kraft am reichsten floß. Der Leib ist begeistert: lassen wir die ‚Seele‘ aus dem Spiel. — Man hat mich oft tanzen sehn können; ich konnte damals, ohne einen Begriff von Ermüdung, sieben, acht Stunden auf Bergen unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel —, ich war von einer vollkommenen Rüstigkeit und Geduld.“

Erfüllt von dem Gefühl der Gesundheit, des Sieges und der Kraft, fand er auch den Muth, den schwersten Gedanken, den der Ewigen Wiederkunft, zu verkünden. In diesem Zustand des Entzückens, den nur der Stärkste, der Schöpfer und Vernichter beim Anblick des Vergehens und Entstehens empfinden kann und ihn in Ewigkeiten immer wieder haben will, sang er das Sieben-Siegellied und bricht immer von Neuem in den Jubelruf aus: „Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit! denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!“ Ich glaube, daß mit diesem Jubelgesang der entzückten Seele der Dichter wohl das Höchste und Fernste erreicht hat, das ihm vergönnt war.

Es ist schwer aus solchen Höhen wieder zur Erde zurückzukehren und Das was der Dichter und Seher, der so hoch empor-schweben konnte, als wahr empfindet, auch den Unbeflügelten in nüchternen Worten begreiflich zu machen. Der Dichter hat es auch mit dem Gedanken der Ewigen Wiederkunft versucht, und mancherlei Pläne und Aufzeichnungen beweisen, daß er zur Verdeutlichung seiner Ideen noch mehrfach in Poesie und Prosa darauf zurückkommen wollte. In einem späteren Capitel wird noch Einiges von diesen Aufzeichnungen zu finden sein.

Auch der Druck des dritten Theils zog sich ungebührlich in die Länge, endlich konnte er am 22. Februar 1884 an Rohde schreiben:

„Mein ‚Zarathustra‘ ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern hoffe ich in 4—6

Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist Alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem anderen Gesichte wieder zur Welt zurück.

„Über davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo litteratus, will ich ein Bekenntniß nicht zurückhalten — ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu thun —; sieh zu, alter Herzens-Kamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohlklang je schon in unsrer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes ‚Undulatorische‘, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere männlichere Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu gerathen. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vocale. — Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntniß einem Andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der Einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt.

„Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegentheil aller Dichterei tyrannisiert habe.“

Und an Dr. Paneth, von welchem wir noch hören werden, schreibt er im Mai 1884 von Venedig aus:

„Mein Verleger hat seit lange den Auftrag, Ihnen den letzten Theil meines Zarathustra zuzustellen. Betrachten Sie mich nunmehr wie Jemanden, der seine Fahne entrollt hat und keinen Zweifel über sich mehr übrig läßt. —

„Bemerken Sie aber wohl: mein Werk hat Zeit —, und mit dem, was diese Gegenwart als ihre Aufgabe zu lösen hat, will ich durchaus nicht verwechselt sein. Fünfzig Jahre später werden vielleicht Einigen (oder Einem: — es bedürfte eines Genie's dazu!) die Augen dafür aufgehn, was durch mich gethan ist. Augenblicklich aber ist es nicht nur schwer, sondern durchaus unmöglich (nach den Gesetzen der „Perspective“), von

mir öffentlich zu reden, ohne nicht grenzenlos hinter der Wahrheit zurückzubleiben. — —

„Also! — mein werther Herr Dr. Paneth, ich will nicht, daß jetzt schon über mich ‚geschrieben wird‘.

„Behalten Sie mich und unsre Gespräche an der provençalischen riviera (der Heimat der „gaya scienza“ —) in gutem Angedenken!

Ihr Nietzsche.“

Auch nach diesen beiden Theilen des Zarathustra, dem zweiten und dritten, hörte der Autor von den Freunden, mit Ausnahme von Peter Gast, Nichts was ihm Freude machte oder Verständniß zeigte. Rohde hat seinen Dankesbrief später, offenbar im Gefühl von dessen vollständiger Anzulänglichkeit vernichtet. Selbst Gast erklärt, daß er von den die Menschheit verwandelnden Zielen des Zarathustra erst später ein deutliches Bild empfangen habe, als ihm durch die letzten Schriften aus den Jahren 1886—88 diese Gedanken in ihrer vollen Tiefe aufgegangen seien. Vielleicht empfand es mein Bruder auch, daß er in der That von den Freunden zuviel verlange. — Mit der ihm eigenen Mischung von leichter Ironie und tiefem Schmerz schreibt er später einmal:

„Das Buch hat den Fehler zu reich, zu warm, zu leidenschaftlich zu sein: es stört die Nachtruhe. Die Probleme springen von allen Seiten auf dich los, — es sind Worte darin, die einem Gotte noch das Herz zerreißen, es sind Erfahrungen darin, die man nur sechstausend Fuß über jeder menschlichen Drangsal macht.

„An diesem Werk muß Einem jedes Wort einmal weh gethan und verwundet, und wieder einmal tief entzückt haben: was man nicht so verstanden hat, hat man gar nicht verstanden.“

XXVI. Capitel.

Zwischenzeiten.

Motto: „Was geschah, meine Brüder? Ich überwand mich, den Leidenden, ich trug meine eigne Asche zu Berge, eine hellere Flamme erfand ich mir.“

Zarathustra I.

Jeder der drei ersten Theile des Zarathustra ist nach einer Zeit längerer oder kürzerer Vorbereitung in ungefähr zehn Tagen niedergeschrieben. Der erste Theil zwischen dem 3. und 15. Februar (dem Todestage Wagner's) in Rapallo, „die Schlußpartie wurde genau in der heiligen Stunde fertig gemacht, in der Richard Wagner in Venedig starb“. Der zweite Theil Ende Juni, Anfang Juli 1883 in Sils-Maria, der dritte im Januar 1884 in Nizza: „Im Sommer, heimgekehrt zur heiligen Stelle, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte, fand ich den zweiten Zarathustra. Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Falle, weder beim ersten, noch beim dritten und letzten mehr gebraucht.“ Es ist begreiflich, daß eine solche ungeheure Erhebung des Geistes mit den schwersten Tagen der Ermüdung und Verzagtheit als Rückschlag verbunden sein mußte. Man bedenke, daß er im März 1883, während der erste Theil des Zarathustra bereits längere Zeit fertig beim Verleger lag und das ganze Werk seiner Seele vorschwebte, schreiben konnte, „daß er seine Existenz für von Grund aus mißrathen halte“. Dann kamen die furchtbaren Stunden der Versuchungen: „auszurufen in der vergangenen Welt-Betrachtung, und die spöttische Skepsis und Selbstzersehung: was könntest du denn schaffen!“

„Du bist nicht stark genug! Überlaß es Stärkeren! Genieße deine Müdigkeit selber! Bewundre dich!“

„Überrede dich, daß dein Mitleiden die Tugend ist, und daß du dem Glück Anderer deine Erkenntniß opferst.

„Gesteh dir doch ein, was dieser Wille zum Schaffen ist — Herrschsucht, welche sich nicht auf dem nächsten Weg befriedigen kann. ‚Freunde‘? du willst Werkzeuge haben!

„Und warum denn diese Wahrheit reden! Selbst wenn du glauben dürftest, daß es Wahrheit ist! Es giebt ja keine Verbindlichkeit mehr für dich! Keine ‚Pflicht zur Wahrheit‘!

„Du verleidest Allen den Genuß des Vorhandenen, du bist der Lehrer der großen Müdigkeit selber!

„Du entkräftest die Tugend und machst sie weniger gelobt, also weniger begehrt. Du selber raubst der Menschheit die Kraft, mit der sie nach dem Ziele laufen könnte!“ Welcher Stärke des Geistes bedarf es, um gegen solche Versuchungen anzukämpfen und sie zu überwinden.

Später bemerkt er über jene Zeit: „Das psychologische Kunststück dieser Jahre war, über einen furchtbaren Abgrund zu gehen und nicht hinunterzublicken.“ Die Vorstellung, wie er jedesmal in 10 Tagen ein solches Werk von solch weittragender, ja gar nicht meßbarer Bedeutung vollbracht hatte, erschütterte ihn, wenn er nur daran dachte. Auch Voltaire hat etwas Ähnliches erlebt; er erzählt, daß er den Catilina vollständig in acht Tagen niedergeschrieben habe und fügt hinzu: „le tour de force me surprend et m'épouvante encore“. Mein Bruder faßte seine Empfindungen in Hinsicht auf die Zeit der Entstehung des Zarathustra im Ecce homo Herbst 1888 nochmals zusammen:

„Abgesehen von diesen Zehn-Tage-Works waren die Jahre während und vor Allem nach dem Zarathustra ein Nothstand ohne Gleichen. Man büßt es theuer, unsterblich zu sein: man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten. — Es giebt Etwas, das ich die Rancune des Großen nenne: alles Große, ein Werk, eine That, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich gegen Den, der es that. Ebendamit, daß er es that, ist er nunmehr schwach, — er hält seine That nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr in's Gesicht. Etwas hinter sich zu haben, das man nie wollen durfte, Etwas, worin der Knoten im Schicksal der Menschheit eingeknüpft ist — und es nunmehr auf sich haben! — Es zerdrückt beinahe. — Die Rancune des Großen! Ein

Andres ist die schauerliche Stille, die man um sich hört. Die Einsamkeit hat sieben Häute; es geht Nichts mehr hindurch. Man kommt zu Menschen, man begrüßt Freunde: neue Öde, kein Blick grüßt mehr. Im besten Fall eine Art Revolte. Eine solche Revolte erfuhr ich, in sehr verschiedenem Grade, fast von Jedermann, der mir nahe stand; es scheint, daß Nichts tiefer beleidigt, als plötzlich eine Distanz merken zu lassen, — die vornehmen Naturen, die nicht zu leben wissen, ohne zu verehren, sind selten. — Ein Drittes ist die absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hüfllosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensivkräfte bedingt, die jede schöpferische That aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die kleinen Defensiv-Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fließt ihnen keine Kraft mehr zu. — Ich wage noch anzudeuten, daß man schlechter verdaut, ungerne sich bewegt, den Trostgefühlen, auch dem Mißtrauen allzu offen steht, — dem Mißtrauen, das in vielen Fällen bloß ein ätiologischer Fehlgriff ist. In einem solchen Zustande empfand ich einmal die Nähe einer Kuhheerde, noch bevor ich sie sah, durch Wiederkehr milderer, menschenfreundlicherer Gedanken: — das hat Wärme in sich. —

Leider kam es in dem Winter 1883/84 durch jene intrigante junge Dame und vielleicht auch noch durch andere Einflüsse wiederum zu einem Zerwürfniß zwischen meinem Bruder und mir. Sie hatte ihn, wie er sich ausdrückte, „mit Briefen bombardirt“, von welchen jeder „eine handvoll großer und kleiner Bosheiten enthalten hätte, die sie ihm im Namen seines zukünftigen Schwagers und sogar seiner Schwester an den Kopf geworfen habe“. Worin bestanden nun jene Bosheiten? Zunächst, daß Förster all das unwahre Geschwätz des Bayreuther Kreises, das sich gegen meinen Bruder wandte, und was man noch heute von Herrn Dr. Schemann und Consorten hören kann, als eigene Meinung vorgetragen hätte. Sodann aber, daß er sich beklagt habe „wie sehr ich von meinen Angehörigen tyrannisiert würde, und daß sowohl meine Mutter als mein Bruder nur an ihre eignen Wünsche und Pläne dächten, mir alle Unannehmlichkeiten aufbürdeten und nichts danach fragten, was ich selbst gern möchte“. Ich will nicht behaupten, daß die unge-

nannte Dame dies Alles erfunden habe; — auch Förster wurde allmählich gereizt, durch allerhand ihm zugetragene Bemerkungen die mein Bruder über ihn gemacht haben sollte, z. B. daß er den von ihm verachteten Antisemitismus in die *Affaire Réé-Salomé* hineingemischt habe, daß er aus dem Hintergrund in diese ganze Angelegenheit eingegriffen und sie dadurch verschlimmert hätte. In solchem, durch Zuträgereien gereizten Zustand wurden von beiden Seiten ungerechte Bemerkungen gemacht, und Förster war natürlich erbittert, daß sich unserer Verlobung von Seiten meiner Angehörigen ein solch leidenschaftlicher Widerstand entgegenstellte. Rührend ist mir aber, daß mein Bruder sich am meisten darüber entrüstete, daß er mir alle unangenehmen Dinge aufgebürdet und nicht nach meinen Wünschen gefragt haben sollte. Jedenfalls schrieb er gerade darüber einen langen, empörten Brief an unsere Mutter, der mir, da ich von der Existenz jener ungenannten Dame und ihren Einflüsterungen keine Ahnung hatte, vollkommen unverständlich blieb. Ich wurde über die Wiederkehr solcher unbegreiflichen Vorwürfe ganz wild, so daß mein Bruder und ich für eine Zeit unsern Briefwechsel ganz abbrachen. Welche Mittel jene Dame angewendet hat, um meinem Bruder glaubhaft zu machen, daß sie das Mundstück von Försters und meinen verborgenen Ansichten sei, ist jetzt nicht mehr festzustellen; jedenfalls betrachtete mein Bruder die Nachricht unserer heimlichen Verlobung als ihre Bestätigung. Übrigens ist all ihre Mühe vergeblich gewesen, da ihre Einflüsterungen unsere Verlobung nicht gelöst, sondern eher noch befestigt hatten.

Merkwürdigerweise giebt es eine deutliche Beschreibung wie der Autor des *Jarathustra* diese schweren Zwischenzeiten voller Kummer und Mißtrauen äußerlich ertragen hat und zwar aus der Feder eines ganz Unbetheiligten, der nicht den strahlenden, von seinen Freunden und Schülern umgebenen und angebeteten Nietzsche von Anfang der siebenziger Jahre kannte, sondern nur den vereinsamten, weltabgeschlossnen Gelehrten in dürftigen Verhältnissen sah. (Es kommt dadurch hier und da etwas Falsches in die Darstellung.) Im Winter 1883—84 war ein ausgezeichnete junger Wiener Gelehrter Dr. Paneth in Villafranca mit physikalisch-geologischen Studien beschäftigt. Er war ein Lehrer der bis dahin erschienenen Schriften Nietzsches, und wie es

scheint, war dies auch seine in Wien lebende Braut. In den an sie gerichteten Briefen schildert er nun das Kennenlernen und die Unterhaltungen, die er mit ihm gehabt hat. Durch die große Liebenswürdigkeit der Wittwe des leider so frühverstorbenen Gelehrten sind mir nun Auszüge aus diesen Briefen der Brautzeit zur Verfügung gestellt worden, die ich fast vollständig bringe, da mein Bruder mit großer Anerkennung von Dr. Paneth gesprochen hat. Natürlich hat ihn Dr. Paneth vielfach mißverstanden, aber er half sich, wie es bis jetzt die meisten Nietzsche-Ausleger thun, dadurch daß er dann von „Nietzsche's Widersprüchen“ redet. Es war damals und ist vielleicht auch jetzt noch nicht an der Zeit, den ganzen Umkreis der Gedankenwelt Zarathustra's deutlich vor Augen zu sehen.

Das Urtheil eines Unbefangenen aus der „unberühmten“ Zeit über sein ganzes Auftreten, Aussehen und Art der Unterhaltung scheint mir sehr beachtenswerth, wenn Dr. Paneth auch die Dürftigkeit der Verhältnisse übertrieben hat. Mein Bruder hatte damals von Basel eine Pension von 3000 Frs. und außerdem ungefähr 1000 Frs. Zinsen von dem Rest seines Vermögens, sodaß er über 4000 Frs. verfügen konnte, ohne irgendwie auf den Ertrag seiner Schriften angewiesen zu sein. Allerdings bedrückte ihn die Basler Pension, von welcher er annahm, daß sie ihm ungern gegeben würde, sodaß er hier und da Pläne machte, ob er sie nicht aufgeben könnte. Dann wäre er allerdings arm gewesen. Dazu kam die Beunruhigung, einen Verleger zu finden: schon damals ahnte ihm, daß er seine Schriften nächstens auf eigne Kosten drucken lassen mußte, bei welcher Aussicht ihm die große Sorge kam, ob dann sein Vermögen ausreichen würde. So lebte er, um für Alles gerüstet zu sein, sehr sparsam, was Herr Dr. Paneth, der die näheren Verhältnisse nicht kannte, wohl als Armuth betrachten konnte. Aber es war freiwillige Armuth, was ein großer Unterschied ist. Es ist dem Theuren erspart geblieben, für den Lebensunterhalt schreiben zu müssen, wofür wir dem Schicksal nicht dankbar genug sein können, denn das hätte er nicht ertragen.

Aus Briefen des Herrn Dr. Paneth im Winter 1883—84.

Villefranche bei Nizza, 15. XII. 1883.

Das Ereigniß des gestrigen Tages war, daß ich beim Eintritt in's Laboratorium auf meinem Tisch eine Karte fand: „Professor Dr. Nießsche“ und darauf mit Bleistift geschrieben, wo er in Nizza wohnt. Ich hatte mich auf der Post und sonst angelegentlichst nach ihm erkundigt. Nun scheint man ihm das auf der Post gesagt zu haben, und er war so liebenswürdig, mir seinen ersten Besuch zu machen, den ich natürlich morgen oder übermorgen erwidern werde; ich bin begreiflicherweise schon sehr gespannt darauf, ihn kennen zu lernen, und er scheint ja, da er sogar zu mir gekommen ist und mir seine Adresse hinterlassen hat, gar nicht so unnahbar zu sein.

17. XII.

Nachmittags fuhr ich nach Nizza Ich suchte dann Nießsche auf, war zweimal bei ihm und wartete auf ihn, umsonst, so daß mir nichts übrig blieb, als meine Karte zurück zu lassen und ihn um Bestimmung von Zeit und Ort einer Zusammenkunft zu bitten. Sein Zimmerchen ist kahl und unfreundlich und gewiß nicht mit Rücksicht auf Bequemlichkeit, sondern auf Billigkeit gewählt worden; es hat nicht einmal einen Ofen, keinen Teppich und sieht gar nicht hübsch aus und es war eine eisige Kälte darin, während ich dort war. Mir fiel das schwer auf's Herz; er ist auch leidend, wie mir seine Hausfrau sagte. Ein so vorzüglicher, ungewöhnlicher Mensch und so schlecht aufgehoben!

26. XII.

Dann fuhr ich nach Nizza und suchte Nießsche auf, den ich nach getroffener Verabredung endlich traf. Er wohnt jetzt sehr hübsch und behaglich, und sein Leiden ist auch ganz anderer Art, als ich vermuthete, es ist wohl hauptsächlich Magen- und Kopfleiden, durch Überarbeitung. Das ist wohl schlimm, aber doch nicht so arg. Er war ungemein freundlich, es ist auch nicht eine Spur von falschem Pathos oder Prophetenthum in ihm, wie ich nach dem letzten Werke wohl befürchtet hatte, vielmehr giebt er sich sehr harmlos und natürlich, und wir fingen ein ganz banales Gespräch an über

Klima, Wohnung u. dergl. Dann erzählte er mir, aber ohne die mindeste Affectation und Selbstbewußtsein, daß er sich immer als Träger einer Aufgabe fühle und nun, soweit es ihm seine Augen gestatten, das, was in ihm sei, ausarbeiten wolle. Denke Dir nur, der Mann lebt halb blind, ganz allein, er kann Abends nie etwas machen. Ich trank eine Tasse Thee bei ihm. Wir kamen auch auf den Galton zu sprechen; dann erzählte er allerlei von sich selbst, daß er seine Professur aufgegeben habe, daß er auch musikalisch bis zu jedem Grade sei, bis zum Componiren, aber wegen seiner Nerven das nicht dürfe. — Er schenkte mir seine Photographie. Du würdest wahrscheinlich über sein Äußeres ebenso wie ich erstaunen, es hat gar nichts Schwärmerisches und Gesuchtes. Er hat eine ungemein klare und hohe Stirne, schlichtes braunes Haar, verschleierte, tief liegende Augen, wie es seiner Halbblindheit entspricht, buschige Augenbrauen, ein ziemlich volles Gesicht und einen mächtigen Schnurrbart, sonst glatt rasirt. Er sagte mir noch, er würde später in verschiedenen Städten öffentliche Vorträge halten. Auch sprachen wir viel von Sicilien und Italien. Dann auch einiges über die Art und Weise seiner Production, wobei wir übereinstimmten, daß das unbewußte Leben jedes Menschen so viel, unendlich viel reicher und wichtiger sei als das bewußte. Kurz, es wurden eine Menge Fragen berührt, und in allen fand sich viel principielle Übereinstimmung, ohne daß wir es erst eigentlich erwähnten. Dann giengen wir zusammen auf den Bahnhof. — Ein Urtheil über den Menschen als solchen darfst Du natürlich von mir heute noch nicht erwarten, dazu muß ich mir den Eindruck, den er mir gemacht hat, erst sich organisiren und auskrystallisiren lassen.

3. I. 1884.

Nießche kam, um mich zu einem Spaziergang abzuholen und erzählte zunächst von Wohnungsfatalitäten, die er gehabt hatte. Dabei erwähnte er, wie unausstehlich Nizza sei, weil es dort nur zweierlei gebe: Leute, die sich ausbeuten ließen und solche, die von ihnen lebten.

Auf Schopenhauer kam dann die Rede. Es sei ein Jammer, daß er keine Entwicklung gehabt habe, sondern mit 26 Jahren stehen geblieben sei; das sei aus einer Einbildung geschehen, ein Genie sei etwas fertiges. Und Schopenhauer sei im Moralischen auf einer so unreifen Stufe, daß man sich schämen müsse, mit ihm

eine Zeitlang gegangen zu sein. Er sei völlig unhistorisch. Es gebe Anhänger Schopenhauer's, die über ihn hinausgingen; freilich seien die unglücklich. Einer habe sich an ihn (N.) gewendet, er wolle mit ihm die griechischen Inseln bereisen und ein Hirtenleben führen. „Dem war wohl kalt, er suchte in mir einen Ofen.“

Wir kamen dann auf Dichter zu reden, dabei sagte er, er glaube in sich dichterische Kräfte bis zu jedem Grade zu haben; er habe sie so lange zurückgedrängt, daß er jetzt nur die Schleusen zu öffnen brauche. Eine Bestätigung dafür sehe er darin, was für hohe Ansprüche er jetzt stelle. Aber solche Einbildungen entstünden, wenn man allein lebe. Faust sei gar nicht das Drama der Erkenntniß, die Faust'sche Stimmung ja gar nicht die eines nach Erkenntniß Strebenden, sondern die eines Menschen, der in der Wissenschaft nur formeln suche, um seine Schüler an der Nase herumzuführen; es sei ganz merkwürdig, daß man Faust noch immer als die Tragödie des Wissensdurstes ansehe.

Zwischendurch sahen wir Wohnungen an und sprachen über die Gegenden, über Meeresansichten und dergleichen. Er wolle in diesem Winter den dritten Theil Zarathustra schreiben, wenn es gut gienge; allerdings das Schreiben selbst gienge rasch; er habe den ersten Theil in 10, den zweiten Theil in 14 Tagen geschrieben, wollte aber solche Zeiten nicht wieder durchmachen, es sei lebensgefährlich. Dann wolle er sich wieder seiner alten Art zu komponiren zuwenden, Zarathustra sei nur die Propyläen zu einem zusammenhängenden philosophischen Werk. Er gebrauchte den Ausdruck, er habe den Zarathustra „gedichtet“; und was er noch zu sagen habe, das laste schwer auf ihm. Seine Werke seien immer ganz anders geworden, als er sie intendirte; man könne die Priesterin bloß auf den Dreifuß sehen, was sie sage, bleibe ihr überlassen.

Unterdessen waren wir wieder zu Hause angelangt und speiseten zusammen. Nach Tische erzählte er von Richard Wagner, dessen Intimität er lange Zeit genossen hatte, wie sonst Niemand, von dem er sich losgesagt habe — „eine Trennung, an der man zu Grunde gehen kann, das Schwerste, was ich durchzumachen hatte.“ Wagner hätte mit Parsifal eine traurige Parodie seines Siegfried geschrieben; er sei zum Abendmahl gelaufen und hätte dabei seine „Entzückungen“ gehabt. Er (Nietzsche) hätte früher den Versuch gemacht, Wagner von seiner christlich-germanischen, zu einer freien, allgemein-menschlichen, griechischen, dithyrambischen

Auffassung (wie er es nannte) zu befehlen; er hätte sich trennen müssen, was Wagner schwer gekränkt hätte. Sein Verhältnis zu Wagner liege in den Worten, deren Melodie W. bei dem ersten Zusammentreffen spielte: „Weh, verwundet hat mich, der mich erweckt!“ Wagner sei nicht so talentirt gewesen; das Hervorragendste an ihm war ein gewaltiger Wille, zu herrschen, die Menschen ganz zu besitzen; der habe Wagner's Talent geschaffen. Ob nicht die ganze Schopenhauer'sche Lehre vom Genie zu modifiziren sei, ob nicht ein gewaltiger Wille in einem Menschenleben das vollbringen könne, was sonst die Arbeit von Generationen sei? Wagner sei ungemein mißtrauisch gewesen, auch gegen sich; er arbeitete mit allen Mitteln, nur aus Mißtrauen, um ja keinen Zuhörer loszulassen. Er habe gute Kapellmeister sehr geschätzt, für junge Komponisten kein Interesse gehabt. Aber die Linie, in der sich Wagner bewegte, von schlechten Effectopern, wie Rienzi, den er mit 26 Jahren schrieb, wo sonst Musiker bereits ihr Bestes leisten — während Wagner damals „noch nicht seine Seefahrt angetreten, geschweige denn sein Land entdeckt“ hatte — zum Ring des Nibelungen sei ungeheuer und er habe alle Ansprüche gesteigert, an Komponisten, Sänger, Maschinenisten. Den Italienern bleibe das immer fremd, es sei für sie eine „gelehrte Musik“; sie ließen es nur aus Höflichkeit gelten.

Ich fragte ihn, woher sein Augenleiden stamme. Er habe schon frühe an Kurzsichtigkeit gelitten und als Universitätsprofessor zehnmal mehr gearbeitet, als gut gewesen sei. Er habe 1½ Jahre mit einem Index zu einer philologischen Zeitschrift zugebracht, ohne jeden materiellen Erfolg, man wisse auch nicht, daß er von ihm sei; und dies nur, weil er Ritschl, seinem Lehrer, versprochen hatte, Jemand zu finden, der diese Arbeit übernehme und Niemand fand, außer sich selbst.

Die jetzige Gymnasialerziehung sei elend, sie löse das Problem, in 6 Jahren eine Sprache nicht zu lehren, da man doch englisch und französisch in 6 Monaten lernen könne. Und doch sei das Recept so einfach: erst der Hunger, dann die Ernährung. Aber wer von uns hatte damals Hunger? und wer nach Griechisch und Lateinisch? Es sei zum Lachen, nur gar so traurig. Das Wunderbarste sei ihm, wie ein menschlicher Geist Fühlfäden ausstrecke, sich seine Nahrung suche, in Allem das sich Gemäße finde; wie man schließlich nur sich selbst erlebe. Und Vieles liege in einem Menschen

embryonisch, was erst später zum Durchbruch käme und wirke unbewußt. Er habe vor Jahren Bücher gekauft, die zu seinem damaligen Geisteszustand gar nicht paßten und erst jetzt für ihn brauchbar und eine ihm gemäße Nahrung seien. Jeder Mensch hätte so viel mehr Möglichkeiten, als er verwirkliche, vielleicht Möglichkeiten zu Großem; von der ihn umgebenden Atmosphäre hänge es ab, was sich davon entwickle. Ob man nicht viel thun könne, wenn man jedem Menschen täglich eine nuthige Viertelstunde verschaffe?

Er besitze in hohem Grade die Fähigkeit, bei geschlossenen Augen Bilder zu sehen, die sich rasch verwandelten und ungemein deutlich seien; körperliche Verstimmungen machten diese Bilder häßlich. Das sei ein Beweis für ein fortwährendes, rastloses Schaffen der Phantasie, wovon das Allerwenigste in's Bewußtsein komme. Er wolle auch einige Kompositionen fertigbringen und hinterlassen als Ergänzung seiner Schriften. Denn er könne in Tönen manches sagen, was in Worten nicht auszusprechen sei.

Wie er denn jetzt über seine Schrift gegen Strauß denke? fragte ich. Die sei sehr gut gewesen, man thue zwar solchen Dingen zu viel Ehre an, wenn man sie verneine und er schäme sich, gegen so etwas polemisirt zu haben und wäre nur dadurch getröstet, daß er eine ganze Richtung getroffen und gemeint habe. Es sei unglaublich, daß solch ein Buch*) so einen Erfolg haben, und noch dazu den Ruhm, gut geschrieben zu sein, erringen konnte. Jetzt sei man übrigens darüber zur Tagesordnung übergegangen.

In der jetzigen Überproduction und Überhastung, in der Verschlechterung der Sprache, in Alledem sehe er Zeichen einer herankommenden Barbarei. Er glaube, die Griechen könnten noch in viel höherem Grade unsere Lehrmeister sein; was sei Platon, vor dem Alle zitterten, wohin er kam, für eine Erscheinung selbst gegen Kant, mit seiner Neigung zum Mystizismus und seinen Commizenzen gegen Religion und Regierung. Daß es herrschende Naturen gebe von vornherein und andere, die zum Gehorchen und nichts sonst, da seien und daß es nur dann gut eingerichtet sei, wenn Macht und höhere Weisheit beisammen sind, das habe Platon unübertrefflich eingesehen. Das Geschrei von der Gleichheit aller Menschen

*) D. f. Strauß, Der alte und der neue Glaube.

sei blödsinnig. Wir trennten uns dann mit dem Versprechen, uns wiederzusehen. — Ich beschränke mich auf die genaue, wenn auch sehr gedrängte Wiedergabe von Nietzsche's Äußerungen. Wir waren 6 Stunden in angeregtem Gespräch beisammen, Nietzsche schien sehr frisch, und gar nicht müde. Alles was er sagte, war höchst einfach und sehr liebenswürdig vorgebracht. Sein Auftreten ist durchaus zwanglos und anspruchslos, ernst und würdig; für Humor ist er sehr empfänglich und ein Lächeln steht ihm sehr gut.

25. I.

Nachmittags hatte ich mich eben zur Arbeit gesetzt, da kam Nietzsche. Er war sehr freundlich, leider etwas unwohl, so daß wir in meinem Zimmer saßen und Thee tranken; er zog sich meinen Schlafrock an, und es war sehr gemüthlich. Wir sprachen mehr Persönliches, und ich blicke nun schon etwas in ihn hinein. Den Zarathustra betrachtet er als sein Hauptwerk. Er ist jetzt mit dem dritten Theil fertig: „es war eine gefährvolle Segelfahrt“; besonders schwer sei ihm geworden, die stetige Steigerung vom ersten Theil zum dritten Theil durchzuführen. Zunächst will er als Erholung eine Schrift verfassen, die den deutschen Obscurantismus auf der ganzen Front angreife, ein Vorhaben, wozu ich ihm natürlich Glück wünschte. Dann erzählte er, daß er mit seiner philologischen Laufbahn ganz habe abbrechen müssen und daß ein Buch über antike Metrik unvollendet geblieben sei, worin er zu dem Schluß gekommen sei, daß der griechische Hexameter mit dem deutschen gar nicht gleichartig sei.

Dann kamen wir auf Pessimismus, und er sagte mir, er sei durch körperliche Schmerzen seinen Pessimismus los geworden, aus Troß, um sich nicht vom Schmerz tyrannisiren zu lassen, aus Bosheit, aus Herrschsucht. Dann meinte er auch, daß uncivilisirte Menschen viel weniger körperlich empfindlich wären als wir und daß unsere Erziehung uns sehr überempfindlich mache, was ich ihm zugeben konnte: „Und meinen Sie nicht, daß, wenn man nach meiner Methode viel tanzte, wie die Griechen tanzten, und das Lachen als Religion einführte, daß das dann gebessert würde?“

Ich fragte ihn dann, da er mir erzählt hatte, er hätte an der Leipziger Universität Vorlesungen über griechische Cultur halten wollen, ob er die nicht lieber schreiben wollte. Da meinte er, Vorlesungen könne er jetzt nicht mehr halten, seine Augen erlaubten

ihm das nöthige Vorstudium nicht. Er will lieber einzelne griechische Kulturbilder als Beispiele zu seinem „Zukunftsmenschen“ (im Zarathustra heißt es „Übermensch“) veröffentlichen, das wird besser sein.

Wir kamen auf die Frage zu sprechen, ob man Bücher lateinisch oder deutsch drucken solle, und daß sich Bismarck für letzteres ausgesprochen habe. Da sagte Nietzsche, die sogenannte „deutsche“ Schrift sei nichts, als eine Verzerrung der lateinischen, von Bettelmönchen angewendet; und italienische Gelehrte der Renaissance hätten ganz bewußt und aus ästhetischen Gründen den Druckern jene Schrift vorgelegt, welche in den Schreibschulen des 11. Jahrhunderts üblich war, als die schönste und das sei die sogenannte Lateinschrift. Die „deutsche“ Schrift sei ebenso wenig deutsch, wie so vieles Andere, was jetzt unter dem Titel vertheidigt wird.

Auch sprach er von seinem Project, einen Kreis von angenehmen Menschen zu sammeln, verschiedenen Berufsclassen angehörig, und mit diesen am Meeresufer ein ruhiges Dasein zu führen oder auf einer Insel.

29. I.

Dann gieng ich zu Nietzsche. Nach wenigen einleitenden Bemerkungen kamen wir auf den Antisemitismus. Ich fragte ihn, wieso er seine „Idyllen aus Messina“ in einer Zeitschrift zur Bekämpfung des Judenthums habe erscheinen lassen. „Die Zeitschrift hätte damals noch nicht den Charakter gehabt, sie sei im entgegengesetzten Sinne, im Sinne derer, die gute Europäer sein wollten, gegründet worden, und sie, sowie sein Verleger, seien erst später Antisemiten geworden. Ihm liege diese Feindseligkeit ganz ferne; er habe sich von Jugend auf von Rasse- und Religionsvorurtheilen frei zu halten gesucht. — Er wollte anfangs den Einfluß der Rasse vertheidigen, gab es aber dann auf und stimmte mit mir vollständig überein, daß es keine Rassen nicht gäbe; am allerwenigsten hätten die Deutschen Anspruch darauf, eine solche zu sein. Wenn er sein projectirtes Buch gegen den modernen, deutschen Obscurantismus schriebe, so käme auch der Antisemitismus daran. Allmählich kam dann heraus, daß ihm im Lauf der letzten Zeit hart zugesetzt worden sei, sich dieser Bewegung in die Arme zu werfen. Man habe ihm das Leben damit schrecklich verbittert. Auch hätten sich einige Menschen jüdischer Abstammung schlecht gegen ihn benommen, das

sei als Argument gegen die Rasse benützt worden. Er erzählte noch, sein Verleger habe sich als Antisemit einen „practischen Christen“ genannt, und er, Niehsche, ihm darauf geantwortet, er sei ein Practicus, aber kein practischer Christ; dann habe der Verleger behauptet, die socialistischen Arbeiter seien alle von den Juden beherrscht, und er, Niehsche, ihm darauf erwidert, dann dürfe man den Juden nichts zu Leide thun, damit sie nicht die Arbeiter aufhetzten. Als wir so vom Einfluß der Nationalität sprachen, sagte er, der lasse sich nicht leugnen; ein factum wie die französische Revolution liege im Blute jedes Franzosen. Er selbst sei Pole; sein Name heiße Micki oder Niecki*) der „Vernichter, Nihilist“, der „Geist, der stets verneint“, was ihm Freude machte. Er werde auch noch häufig von Polen polnisch angesprochen, auf sein Gesicht hin; unlängst hätte ihm Einer dann gesagt, „die Rasse ist noch da, aber das Herz hat sich abgewandt“. Sein persönlicher Wunsch sei es, daß die Juden mit den besten und edelsten Familien aller Länder in Verbindung treten sollten und so ihre guten Eigenschaften übertragen, es sollten das überhaupt alle Nationen. Und dann sollten die Juden als einzige und beste Widerlegung eine Anzahl großer Männer produciren; denn die, auf die man bis jetzt hinweisen könne, Heine, Cassalle, seien nicht rein genug. Semitismus als Schimpfwort zu gebrauchen, sei eine Frechheit; so etwas Schönes wie die maurische Cultur Spaniens hätte es in Europa nicht wieder gegeben.

Er habe sich, sagte er, die Gabe erworben, Menschen zu errathen, zu durchschauen, ihre Seele zu erfragen, sie so genau zu kennen, daß er sie tödten könnte; das habe ihm Wagner zugestanden, der sich auf solche Sachen verstand. Und ebenso ergeht es ihm mit philosophischen Systemen, die ja doch nichts als Memoiren seien. Hinter dem Kant'schen System stecke eine moralische Mystik, eine Art Swedenborgianismus; um dafür Platz zu machen, hätte Kant den Verstand so beschränkt. Und Schopenhauer, der sein Siegel auf das drückte, was er mit 26 Jahren dachte! Wir sprachen dann davon, daß für Schopenhauer die Meinung der Mitwelt und der Nachruhm so großen Werth behielt. „Ja, der hat alle mög-

*) Phonetisch wird der Name „Niehky“ geschrieben, aber die oben angeführte Schreibweise ist die richtige und findet sich in allen Papieren meines Bruders, ebenso wie sich das Wappen dieser familie, „Radwan“ genannt, in dem Nachlaß meines Vaters gefunden hat. U. d. V.

lichen Zeitungen durchstöbert, um eine Notiz über sich zu finden, und wenn sie dann ungünstig war, raste er. Die Neuzeit hat ihre Ansprüche an große Männer sehr herabgestimmt; das Alterthum hatte viele, nicht einmal ersten Ranges, die viel männlicher dachten; denn es ist eine Frage der Männlichkeit." Der Pessimismus sei überhaupt in Deutschland schlecht vertreten, viel besser in Frankreich. Am besten natürlich in Indien, wo überhaupt die Gesamtcultur viel höher stand, als bei uns. Fragen, denen wir mühsam beim Volke Eingang verschaffen wollen, seien dort Gesamtgut gewesen. Und wir dürften nie vergessen, wie naheliegend die Gefahr sei, daß es wieder ganz dunkel werde. Der amerikanische Spiritismus und die „Heilsarmee“, Christenthum mit Tanz, bewiesen das. Wir kamen dann auf persönliche Schicksale, er erzählte, er sei hart mitgenommen worden, er hätte es auch besser gekannt, hätte Freunde besessen und verloren durch seine Vereinsamung; das Härteste sei die Trennung von Wagner gewesen, obwohl es nie ein böses Wort zwischen ihnen gegeben hätte. Und dann hätten ihm die Menschen noch seine Einsamkeit verbittert. Er habe aber durch seine Vereinsamung eine Concentration gewonnen, daß er Menschen durch ein Wort auf's Tiefste erschüttern könnte. Zarathustra sei schwer zu verstehen, müsse studiert werden; es sei so viel Didaktisches darin, er sei das Resultat einer 14 jährigen Entwicklung; aus allen Irrthümern und Fehlritten habe er Nutzen gezogen.

Es stecken viele Widersprüche in Nietzsche, aber er ist ein grundehrlicher Mensch und von der mächtigsten Kraft des Willens und Strebens. Er hat hart gerungen, sagte er, sich ein bischen Lebenslust und Freudigkeit zu bewahren; von seinen körperlichen Leiden abgesehen, sei es ihm oft sehr schlecht gegangen. Und er sei kein harter Mensch, er dürfe seinem Gefühl nicht viel zumuthen.

Er empfahl mir dann die Schriften von Stendhal und wir schieden als sehr gute Freunde.

15. II.

Heute Mittag kam Nietzsche zu mir. Er blieb aber nicht lange, sondern gieng sehr bald zurück, weil er einem Vortrag über Shakespeare anwohnen wollte.

Wir sprachen vom Spiritismus, und er erzählte, er hätte einmal in Leipzig einer Sitzung beigewohnt, wobei daselbe Medium

fungirte, dem Zöllner so aufgefessen ist, und offenbar sei Alles die größte Taschenspielererei gewesen; er hat sich die Aussprache gewisser Consonanten seitens des Mediums gemerkt und diese dann in den Reden des Geistes wiedergefunden. Das Medium habe ein Kind dargestellt und ihm eine Hand durch einen Vorhang gezeigt, die er ergriff und sich dabei überzeugete, daß es die eines Erwachsenen gewesen sei; in einem Nebenzimmer, wo Feuererscheinungen vor sich giengen, fand er Stückchen Phosphor in Seide gewickelt. Es seien lauter gläubige Leute gewesen, die geschluchzt hätten, als sie die Stimmen von Freunden zu erkennen glaubten. Das brachte uns auf das Bedürfniß nach Glauben, nach Enthusiasmus, nach einer Erlösung von der fortwährenden Herrschaft der Vernunft, das den Menschen so tief sitzt. Auch sprachen wir von der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn und von der Thatsache, daß so viele Geister ersten Ranges Epileptiker waren, Caesar, Napoleon, Muhamed, Paulus, Byron — wir versuchten, darüber eine Theorie aufzustellen, die einfach dahin geht, daß, um große Wirkungen hervorzubringen, durchaus die gesammte Denkkraft eines Menschen von einem Ziel, also ähnlich einer Wahnidee beherrscht sein müßte. Dann nahm er sich den Galton mit.

Gleich als wir uns sahen, hatte er mir gesagt, er hätte eigentlich das Gefühl, als ob er jetzt wieder sprechen könnte; die ganze Zeit rede er wohl mit Allen in der Pension, aber er müßte so Vieles verschweigen, zuletzt sich selbst.

7. III.

Gestern war ich in Nizza und bei Nietzsche, den ich zu Hause und sehr wohl und angeregt traf. Ich fragte, ob es ihm recht wäre, wenn ich bei Gelegenheit des Erscheinens des 3. Theils „Zarathustra“ etwas über ihn schriebe, nur um auf ihn aufmerksam zu machen. Es würde ihm recht sein, meinte er, war aber durchaus nicht erbaut davon, sodaß ich nicht weiß, ob ich es thun soll, da es ihm entschieden unangenehm ist. Er hätte nie irgend welche derartige Verbindungen angeknüpft und lebe ganz isolirt; er hätte eine „kleine und stille Gemeinde, aber Auserwählte“. Er ist von seiner Mission völlig überzeugt und von seiner säcularen Bedeutung; in diesem Glauben ist er stark und groß, über alles Unglück, über seine körperlichen Leiden, über Armuth erhaben. Eine derartige Verachtung jedes äußeren Mittels zum Erfolge, eine der-

artige Freiheit von allem Clique- und Reklamewesen ist imposant. Ich glaube aber, daß ihm die Einsamkeit nicht gut thut, er kommt schließlich dahin, wie er bezüglich des „Zarathustra“ selbst sagte, seine Bücher für sich selbst zu schreiben, sodaß nur er weiß, was, Alles darin steckt. Dagegen ist für mich seine volle Freiheit und Reinheit von Religion eine wahre Erquickung. Und eine Erquickung ist es auch, wie er mit aller Macht Optimist ist, wie er sich bemüht immer das Gute zu finden, das allem Unglück, allem Widrigen entspringt, die Kräfte, die Quellen, die im Leiden entspringen.

Wir kamen dann, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange auf das Thema von „Zarathustra“ zu sprechen. Er will nämlich eine verbesserte menschliche Cultur und Rasse schaffen, die er den „Übermenschen“ nennt und meinte, er wäre in Bezug auf ethische Probleme, in Bezug auf die Frage, was gut und böse, so weit vorgeritten und so skeptisch, daß er es gar nicht sagen könnte, man würde erschrecken; man könne sich einen Standpunkt und Ziele denken, wobei man seine guten Regungen, sein Mitleid unterdrücken müßte, einem höheren Zweck zu Liebe.

Wir sprachen dann ziemlich viel über den Willen und das Selbstbewußtsein, kamen aber nicht viel weiter. Wir kamen überein, daß die Sprache noch gar nicht genug feine Ausdrücke habe, und daß man einstweilen noch große Umschreibungen machen müßte. Dann erwähnte er ein factum, das Galton erzählt, daß nämlich Blödsinnige mitunter Schmerzen als etwas Angenehmes empfinden und aussuchen, als etwas, das sie aus der Gleichgültigkeit reiße, und daß einige mitunter gräßliche Schmerzen sehr ruhig ertragen; er meinte, man komme vielleicht absteigend in der Thierreihe sehr bald auf einen Punkt, wo es nicht mehr Lust und Schmerz, sondern nur noch Reiz gebe. Er meinte, es sei wohlthätig, so zu denken, man könnte sich dann vorstellen, daß doch nicht so entsetzlich viel Leiden in der Welt vorhanden sei, als es den Anschein habe. Das führte uns wieder auf Schopenhauer und Pessimismus. Der Schopenhauer'sche Pessimismus sei der Pessimismus eines jungen Menschen, nichts anderes.

Mir wird immer mehr klar, daß Nietzsche vorwiegend Gefühls-mensch ist.

26. III.

Vormittags war ich im Laboratorium beschäftigt und begann dann mit dem Einpacken, da kam Nietzsche. Ich gieng mit ihm

nach Nizza; wir sprachen eigentlich nicht viel Neues, sondern passirten so von selbst eine Anzahl Gegenstände, die wir schon besprochen hatten. Er sprach über den „Zarathustra“ und sagte, man könne gar nicht ermessen, wie viele Möglichkeiten und Beziehungen darin lägen; aber wer würde denn heute sein Buch so lesen, wie ein Gelehrter einen griechischen Autor. So sei es eigentlich ein Buch für ihn selbst; aber, wenn er sich damit zu allem folgenden Muth geschrieben hätte, sei es schon gut. Ich hatte früher ihm gegenüber die Klangfarbe der Worte erwähnt. Er meinte, nachdem für jeden Menschen die Worte ihre eigene Klangfarbe hätten, könnte man gar nicht genug an ein specielles Publikum denken, und so seien Briefe, die sich nur an eine Person richteten, vielleicht die beste litterarische Publication. Dann kamen wir wieder auf deutschen Stil zu sprechen und schimpften gemeinsam auf die Wagnerianer, die auch den Stil verderben, und über die ganze neue romantische Richtung, über das Gemisch von Antisemitismus, Deutschthum und Frömmelei. Er sprach dann von Wagner und meinte, der hätte alle Schwankungen der allgemeinen Stimmung mitgemacht, sei aber immer um ein paar Jahre voraus gewesen. Als er bei ihm verkehrte, wäre von Christenthum nie anders als ironisch die Rede gewesen. So sei Wagner einer der ersten Anhänger Schopenhauer's gewesen, dann Revolutionär, dann einer der ersten, sich für den deutschen Kaiser zu begeistern, dann christlich, dann Antisemit, alles so ziemlich in Übereinstimmung mit der herrschenden Strömung und dieser voraus. Er hätte sich auch für Bismarck begeistern wollen, das sei ihm aber nicht gelungen, er sei auf Bismarck eifersüchtig gewesen.

Dann kamen wir auf die Deutschen im Allgemeinen zu sprechen und bemühten uns, ihre Eigenschaften festzustellen; sie seien erstens knechtisch durchaus, was auf der einen Seite als Lehenstreue, auf der andern als schlimmste Servilität (z. B. jetzt) zum Ausdruck käme. Sie seien stets geneigt, Fremdes zu bewundern und nachzuahmen und ihre Individualität aufzugeben; sie erträgen die ärgsten Widersprüche zwischen Theorie und Praxis, und sie hätten sich in der Weltgeschichte einigemal als die hemmende Macht bewährt; so hätte Luther den Verfall der katholischen Kirche aufgehalten, und so hätten die Deutschen den Napoleon verhindert, ein einiges Europa zu schaffen, womit der ganze leidige Nationalitätenspuk ein Ende gehabt

hätte; aber sie hätten die Eigenschaft, alles gründlich durchzuleben, nicht bloß den Schaum abzuschürfen, und sie seien eine wuchtige Masse.

Wir sprachen dann wieder einmal von Schopenhauer und wie in seiner Lehre so viel Mystik läge. Dann legten wir uns die Frage vor, warum denn alle pessimistischen Philosophen sich vor der einfachen Consequenz ihrer Lehre scheuten „gehe hin und hänge dich auf“ (Schopenhauer hat seine Mystik nur erfunden, um dieser Consequenz zu entgehen), wir konnten aber keine Antwort finden. Dann gieng ich mit Nietzsche nach Nizza; ich erzählte ihm die Meyner'sche Hypothese von den Stimmungen; er gab mir verschiedene für gute und schlechte, die ich nicht vollständig verstand. Wir sprachen von modernen, deutschen Philosophen und ich beklagte, daß die Betreffenden alle so ganz vom praktischen Leben und strenger Naturwissenschaft entfernt gewesen wären und niemals eine ordentliche Schule durchgemacht hätten; er meinte, sie seien bis auf Schopenhauer alle noch Theologen. Wir beneideten wieder einmal die Engländer, bei denen sich ganz unabhängige Leute, die weder ein Amt noch eine Professur bekleiden, wie Darwin und Galton, nur aus Liebe zur Sache irgend einem Gebiet widmeten. Dann trennten wir uns sehr herzlich; ich wünschte ihm und er mir alles Glück; ich versprach ihm, die Bewußtseinsgeschichte zu schreiben, und er versprach, mir zu schreiben, damit wir doch wenigstens im Zusammenhang bleiben könnten. Es ist förmlich rührend, wie er sich bemüht, Muth und Kraft zu behalten bei seinen traurigen Verhältnissen, wie er sich Alles dafür zurechtlegt; wie er sagt, kein Mensch lebe für Lust und Unlust, sondern immer um eines Zweckes willen, der ihm erst das Leben lebenswerth mache, und wie er es als den größten Fehler Schopenhauer's tadelt, daß bei ihm immer nur von Begehren, nie vom Willen die Rede ist, von dem Willen, der auch zehn oder zwanzig Jahre lang auf ein Ziel losgienge. Wir kamen dann überein, daß der ganze Fehler Schopenhauer's gewesen sei, ein richtiges, psychologisches aperçu, vom Gegensatz des Willens und des Intellects, vermöge eines colossalen Anthropomorphismus auf die ganze Welt zu übertragen.

So schieden wir denn endlich. —

Wie wir aus diesen Gesprächen mit Dr. Paneth sehen, stand mein Bruder damals nach der Vollendung des dritten Theils des Zarathustra, den er mit so glücklichen Empfindungen niedergeschrieben hatte, doch noch zuweilen unter dem Druck jener früher erwähnten Erlebnisse. Seine Gesundheit aber war in diesem Winter, in welchem der dritte Theil des Zarathustra entstand, im Allgemeinen ausgezeichnet, sodaß er mit großer Begeisterung von dem herrlichen Klima Nizza's schrieb. Im Frühjahr aber sehnte er sich doch hinweg; er schreibt deshalb am 5. März an Gast: „die Wahrheit zu sagen — ich wäre zehn Mal lieber bei Ihnen. Und wenn ich komme, nicht wahr, da suchen Sie mir einmal ein Zimmer am Canale grande? — daß ich in die ganze lange bunte Stille vom Fenster aus hinausschauen kann? Außer Capri hat im Süden Nichts mir einen solchen Eindruck gemacht wie Ihr Venedig. Ich rechne es nicht zu Italien: irgendwas vom Orient ist da heruntergefallen! —“ Aber erst Ende April wurde dieser Besuch in Venedig ausgeführt. Er wanderte in Venedig mit vielen großen Plänen beladen umher, und die Signatur jenes Aufenthaltes ist wohl am Besten mit den Worten zu bezeichnen „Dichten, Schleichen, Einsam-Munkeln — sein Glück! sein Glück!“

Von Venedig reiste er Anfang Juni nach Basel und Zürich; aber dieser Besuch bei alten Bekannten und Freunden war ebenso wenig wie die Aufnahme des in seinen drei Theilen vollendeten Zarathustra geeignet, ihn auf frohe Gedanken zu bringen. Er schreibt an Gast am 25. Juni 1884 von Sils-Maria aus:

„Ich bin nämlich lange unterwegs gewesen und habe viele sogenannte ‚alte Bekannte‘ (ich sollte sagen: als ‚neue Unbekannte‘) aufgesucht und gesprochen. Das war eine Thorheit, die mich in jeder Hinsicht gelangweilt und erschöpft hat: dazu kam, daß der Sommer heiß war und daß ich immer in Gegenden lebte, deren Klima mir nachtheilig ist. Endlich in Sils-Maria! Endlich Rückkehr zur — Vernunft! Inzwischen nämlich gieng es um mich zu unvernünftig zu; aber daß ich mich so lange in diesen Niederungen aufhielt, war selber die größte Unvernunft. Wer Distractionen nöthig hat, wie sie unser-Einer hier und da nöthig hat, Gelegenheit zu lachen, boshafte Menschen und Bücher

— der soll nur irgendwo anders hingehn, aber nicht nach Basel et hoc genus omne.“

Endlich brachte ihm dieser Sommer 1884 doch auch eine wahre und große Herzensfreude, nämlich die persönliche Bekanntschaft und einige Tage köstlichen Zusammenseins mit Heinrich Freiherrn von Stein. Hier, wo dieser Name zum ersten Male genannt wird, gedanke ich dieses herrlichen Menschen als einer der schönsten Hoffnungen aus dem Leben meines Bruders. Er glaubte in ihm mit der Zeit einen seiner besten Jünger zu gewinnen, konnte er doch nicht umhin sich nach Jüngern zu sehnen, so bitter er auch das Jahr zuvor enttäuscht worden war. Hatte sich damals dabei, außer vielem Anderen und Höheren, auch noch sein Schönheitsgefühl beleidigt gefühlt! so war nun Heinrich von Stein wirklich einer der wenigen Menschen, der innerlich wie äußerlich das Ideal dessen vorstellte, wie sich mein Bruder seine Jünger träumte. Er hatte zuerst von ihm gehört im Winter 1877—78, als er ein merkwürdiges Büchlein in die Hand bekam, „Die Ideale des Materialismus“, Eyrische Philosophie von Armand Pensier, und dazu vernahm, daß der Verfasser eine in seltener Weise sympathische Persönlichkeit sei. Das Büchlein hatte mein Bruder mit einigem Erstaunen angesehen; dennoch aber, als er von Malwida hörte, daß es ein Zwanzigjähriger geschrieben habe (H. v. Stein ist am 12. Februar 1857 geboren), die Vermuthung ausgesprochen, daß aus dem Verfasser dieses Büchleins wahrscheinlich etwas Bedeutendes werden würde. Ihre persönlichen Beziehungen begannen aber erst im Herbst 1882. Mein Bruder schickte ihm „Die fröhliche Wissenschaft“, da ihn Heinrich v. Stein in Leipzig besucht und nicht zu Hause getroffen hatte.

Als Antwort schickte Dr. v. Stein meinem Bruder die Aushängelbogen seines neuesten Werkes, das zwölf Gespräche historischen Charakters unter dem Titel „Helden und Welt“ enthielt. Mein Bruder, der immer schon für Savage Landor's „Imaginary conversations“ eine große Vorliebe gezeigt hatte, fühlte sich durch die Art der Darstellung sehr angenehm berührt. Der nachfolgende Brief schildert den Eindruck, den das Buch in ihm hervorgerufen hatte.

„Aber, lieber Herr Doktor, Sie hätten mir gar nicht schöner antworten können, als Sie es gethan haben — durch Über-

sendung Ihrer Bogen. Das traf glücklich zusammen! Und bei allen ersten Begegnungen sollte es ein so gutes ‚Vogelzeichen‘ geben!

„Ja, Sie sind ein Dichter! Das empfinde ich: die Affecte, ihr Wechsel, nicht am wenigsten der scenische Apparat — das ist wirksam und glaubwürdig (worauf Alles ankommt!).

„Was die ‚Sprache‘ betrifft — nun wir sprechen zusammen über die Sprache, wenn wir uns einmal sehen: das ist nichts für den Brief. Gewiß, lieber Herr Doktor, Sie lesen noch zu viel Bücher, namentlich deutsche Bücher! Wie kann man nur ein deutsches Buch lesen!

„Ah, Verzeihung! Ich that es selber eben und habe Thränen dabei vergossen.

„Wagner sagte einmal von mir, ich schriebe lateinisch und nicht deutsch: was einmal wahr ist und sodann — auch meinem Ohre wohlklingt. Ich kann nun einmal an allem deutschen Wesen nur einen Antheil haben, und nicht mehr. Betrachten Sie meinen Namen: meine Vorfahren waren polnische Edelleute. Nun, ich mache mir aus meinem Halbdeuschthum eine Tugend zurecht und nehme in Anspruch, mehr von der Kunst der Sprache zu verstehen als es Deutschen möglich ist. — Also hierin auf Wiedersehen!

„Was ‚den Helden‘ betrifft: so denke ich nicht so gut von ihm wie Sie. Immerhin: er ist die auehmbarste Form des menschlichen Daseins, namentlich wenn man keine andere Wahl hat. Man gewinnt etwas lieb: und kaum ist es Einem von Grund aus lieb geworden, so sagt der Tyrann in uns (den wir gar zu gerne ‚unser höheres Selbst‘ nennen möchten): ‚Gerade das gieb mir zum Opfer.‘ Und wir geben’s auch — aber es ist Thierquälerei dabei und Verbranntwerden mit langsamem Feuer. Es sind fast lauter Probleme der Grausamkeit, die Sie behandeln: thut dies Ihnen wohl? Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich selber zuviel von dieser ‚tragischen‘ Complexion im Leibe habe, um sie nicht oft zu verwünschen; meine Erlebnisse, im Kleinen und Großen, nehmen immer den gleichen Verlauf. Da verlangt es mich am meisten nach einer Höhe, von wo aus gesehen das tragische Problem unter mir ist. — Ich möchte dem menschlichen Dasein etwas von seinem herz-

brecherischen und grausamen Charakter nehmen. Doch, um hier fortfahren zu können, müßte ich Ihnen verrathen, was ich Niemandem noch verrathen habe — die Aufgabe, vor der ich stehe, die Aufgabe meines Lebens. Nein, davon dürfen wir nicht mit einander sprechen. Oder vielmehr! so wie wir Beide sind, zwei sehr getrennte Wesen, dürfen wir davon nicht einmal mit einander schweigen.

„Von Herzen Ihnen dankbar und zugethan

f. Nietzsche.

„Ich bin wieder in meiner Residenz Genua oder in deren Nähe, mehr Einsiedler als je. Santa Margherita Ligure (Italia). Anfang 1883.“

Sie wechselten während der Jahre 1883—84 einige Briefe, auch schickte ihm mein Bruder die drei ersten Theile des Zarathustra. Stein, der sich eine Mahnung meines Bruders, seine Bücher auf sich wirken zu lassen und nicht gleich zu kritisiren, sehr zu Herzen genommen hatte, drückte seinen Dank auf eine zarte und schöne Weise aus, indem er ihm vier übersetzte Gedichte Giordano Bruno's als Gabe sandte. Mein Bruder antwortete:

„Mein lieber Herr Doctor,

diese Gedichte Giordano Bruno's sind ein Geschenk, für welches ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin. Ich habe mir erlaubt, sie mir zuzueignen, wie als ob ich sie gemacht hätte und für mich — und sie als stärkende Tropfen ‚eingenommen‘. Ja wenn Sie wüßten, wie selten noch etwas Stärkendes von außen her zu mir kommt! Ich sprach vor zwei Jahren mit einer Art Ingrimme davon, daß ein Ereigniß wie der Parsifal ferne von mir, gerade von mir, vorübergehen mußte; und auch jetzt wieder, wo ich noch einen zweiten Grund weiß, um nach Bayreuth zu gehen, — nämlich Sie, mein lieber Herr Doctor, der Sie zu meinen großen ‚Hoffnungen‘ gehören — auch jetzt wieder habe ich Zweifel daran, ob ich hinkommen darf. Nämlich: das Gesetz, das über mir ist, meine Aufgabe, läßt mir keine Zeit dafür. Mein Sohn Zarathustra mag Ihnen verrathen haben, was sich in mir bewegt; und wenn ich Alles von mir erlange, was ich will, so werde ich mit dem Bewußtsein sterben, daß

künftige Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun.

„Verzeihung! — Es giebt so ernste Dinge, daß von ihnen zu reden man erst um Verzeihung bitten sollte.“

Der Sommer 1884 brachte endlich ein persönliches Kennenlernen zwischen den Beiden. Stein kam nur für wenige Tage nach Sils-Maria, fast theilnahmslos für den Anblick der Natur, nur in den Anblick meines Bruders versunken. Deshalb erwähnt Letzterer es auch mehrfach, daß Stein Jedermann erklärt habe, „er käme nicht wegen des Engadin“. (Das machte damals noch einen gewissen Eindruck; aber wieviele wandern jetzt nach Sils-Maria, nur, um der Erinnerung an den großen Einsiedler ihre Ehrfurcht zu beweisen.) Der Aufenthalt Stein's dehnte sich nur auf 3 Tage aus; aber eigentlich haben sie sich nur an einem Tag, dem 28. August, wirklich genossen; denn als Stein ankam, hatte mein Bruder gerade seine Kopfschmerzen, die am folgenden Tag gegen Abend wiederkehrten und ihn erst am dritten Tag, am 28. verließen. Stein notirt in sein Tagebuch vom 27. August 1884: „Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen — Abends Anblick seines Leidens. — 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch, wie ein Jüngling. Welch' sonniger, herrlicher Tag!“ Von dieser Zusammenkunft haben Beide die herrlichste Erinnerung behalten. Mein Bruder schreibt darüber am 20. September 1884 an Gast: „Der Besuch von Steins hat Nachwirkungen, er scheint tief ergriffen sich nach allen Seiten hin darüber ausgesprochen zu haben. Die Erziehung in der Nähe Dühring's und Wagner's hat zum Mindesten ihn feinfühlig in Bezug auf das verborgene Pathos eines Einsam-Daherziehenden gemacht: mir selber war in seiner Nähe zu Muth, wie jenem Philoktet auf seinem Eilande beim Besuch des Neoptolemos — ich meine, er hat auch Etwas von meinem Philoktet-Glauben errathen „ohne meinen Bogen wird kein Ikon erobert!“ —

Stein schreibt am 24. September 1884 an meinen Bruder:

„Das Heimweh nach einem Tage, wie der 28. August, der zweite unseres Zusammenseins, ließ mich oft zweifeln, ob ich nicht auf alle Weise meinen Besuch hätte länger ausdehnen

sollen. Aber es steht so mit mir. Ich bin entschieden in die gelehrte Laufbahn einzutreten genöthigt. Nun habe ich diese Aufgabe so in mich aufgenommen, daß ich für jetzt mit meinen Studien über Aesthetik wirklich lebe; in dem Grade, daß ich mich unbehaglich fühle, ent wurzelt, wenn ich dieser Pflicht nicht genüge. Dieses mag gut oder schlimm sein — ich selbst, wie ich sonst war, würde es schlimm nennen, — für jetzt bestimmt es mein Lebensgefühl. In der Tiefe lauscht und wacht eine unendliche Sehnsucht nach wirklichem, freien Leben. Aber nachgeben will ich dieser nun nicht mehr: — bis ich sie verwirklichen kann. — Deshalb also sehen Sie mich jetzt von Bibliothek zu Bibliothek ziehen und an meine Dachstube in Berlin gefesselt.“

Mein Bruder, mit dem ich kurz darauf in Zürich zusammentraf, konnte nur mit bewegter Stimme von diesem wundervollen Menschen sprechen, bei dem ihn auch Alles so tief sympathisch berührte. In der That waren Beide in ihren Charakteren, vielleicht auch selbst in der Art ihrer Begabung, einander sehr ähnlich. Ich habe späterhin Gelegenheit gehabt, Privatbriefe Stein's aus seiner Jünglingszeit und seinem Mannesalter kennen zu lernen: bei manchen hatte ich das Gefühl, als ob mein Bruder so geschrieben haben könnte, wenigstens den Empfindungen nach, die sie ausdrückten, wenn auch nicht gerade dem Stil nach. Beide waren Verkörperungen jener höchsten und feinsten Moral, die das christliche und ritterliche Ideal jemals hervorgebracht hat, dabei Beide im Grunde ihrer Seele tief ernst, fast melancholischer Natur. Nur war mein Bruder als der Ältere bereits zum Humor und zum Lachen durchgedrungen und sprach deshalb die bestimmte Hoffnung aus, daß wenn Stein mit ihm längere Zeit zusammen wäre, er es auch noch lernen würde. Hatte er doch an jenem schönen sonnigen Tag in Sils-Maria schon einen so herrlichen Anfang in der Heiterkeit gemacht. Mein Bruder sagte, daß ihm das Lachen bezaubernd gestanden hätte. Auch noch eines anderen merkwürdigen Ausspruches meines Bruders erinnere ich mich aus jener Zeit unseres gemeinsamen Aufenthaltes 1884 in Zürich: „Weißt Du, eigentlich kann ich nur mit solchen Menschen moralische Probleme besprechen; bei den anderen lese ich so leicht in den Mienen, daß sie mich vollständig mißverstehen und nur das Thier in ihnen sich freut, eine Fessel abwerfen zu dürfen.“

Über daselbe Thema sprach sich mein Bruder mit meinem Mann im Herbst 1885 aus. Mein Mann erzählte, wie sich Stein ihm gegenüber so sehr beklagt habe, wie einsam er sich unter der großstädtischen Jugend fühle, die eigentlich kein anderes Problem als das geschlechtliche kenne und ihre ekelhafte, überreizte Sinnlichkeit als Gesundheit ausgabe. Mein Bruder bestätigte es, daß er auch ihm gegenüber bitter geklagt habe und einige Stellen aus dem Zarathustra als besonders richtig in dieser Beziehung bezeichnet hätte. Mein Bruder citirte die Stellen und fügte hinzu: „Stein ist eine stolze und reine Herrennatur; er paßt nicht zu diesen niederen Slavenseelen.“ — „Desto besser paßt er zu Dir“, fiel ihm mein Mann lebhaft in's Wort, „er konnte nicht genug beschreiben, wie verwandt er sich Deiner Natur gefühlt“. — „Vielleicht sind wir uns ähnlich“, sagte mein Bruder, „jedenfalls sind wir Herren unserer Sinne und kennen noch andere wichtige Probleme, als geschlechtliche.“

Auch Stein sprach sich mir gegenüber mit tiefster Ergriffenheit über diesen Besuch in Sils-Maria aus: sein Geist habe in der Nähe meines Bruders Flügel bekommen und er betrachte dieses Kennenlernen als eines der größten Ereignisse seines Lebens. Er konnte sich auch nicht genug über die prachtvolle Elasticität von meines Bruders Natur verwundern. „Nach zwei Leidens-tagen sei er strahlend und heiter wie ein Held nach der Schlacht zu ihm gekommen,“ was er ja auch in ähnlicher Form in sein Tagebuch notirt hat.

Anfang September 1884 traf ich mit meinem Bruder in Zürich zusammen, um nun mit ihm persönlich meine Verlobung zu besprechen. Sobald wir uns sahen, war es genau so wie im Mai 1883 in Rom: wir fühlten jedes Mißverständniß schwinden, sahen uns vom ersten Augenblick voller Fröhlichkeit und Vertrauen in die Augen und wunderten uns, daß wir uns gegenseitig so erzürnt hatten. Das darf ich wohl sagen, daß wir uns nie im Leben ein unfreundliches Wort gesagt haben! Wenn es möglich gewesen ist, daß wir über uns häßliche, unfreundliche Dinge schreiben konnten, so lag es nur daran, daß wir in der Abwesenheit durch andere Menschen ungünstig beeinflusst wurden und, um die damals so unerklärlichen Vorgänge überhaupt begreifen zu können, uns gegenseitig zu ganz andern Wesen um-

schaffen mußten. „Zu dumm!“ pflegte Fritz auszurufen, wenn wir darüber sprachen. Auch später kam er noch auf diese Mißverständnisse zurück und behauptete, daß die „drei verwünschten Weiber“ die Schuld daran getragen hätten. So schreibt er z. B.: „Ich weiß es wohl, daß sich seit Jahren verschiedene Leute bemüht haben, Dir und mir begreiflich zu machen, daß Du nicht zu mir und meiner Philosophie paßt. Wir armen, impressionablen Menschen sind zuweilen schwach und fremden Einflüssen zugänglich, aber glaube mir: ich habe mich nie durch Deine ‚kindliche Außenseite‘ täuschen lassen! Das ist Dein Vordergrund, hinter dem sich ein Charakter verbirgt, der der besten und tapfersten Handlungen fähig ist. Ich hätte Dir das öfter sagen sollen, aber ein alter Einsiedler und Philosoph verlernt es ganz, Liebe und Werthschätzung zu zeigen.“

Auch mit meiner Verlobung erklärte er sich einverstanden; er war ein viel zu guter Psychologe, um nicht zu begreifen, daß, abgesehen von allen Liebesempfindungen, ein weibliches Wesen mit einem solchen Chatendrang, wie ich ihn nun einmal hatte, „eine Arena haben mußte, wo sie ihre Energie austoben konnte“. Dieser Ausspruch stammte zwar von mir, wurde aber von meinem Bruder in Scherz und Ernst sehr oft in Hinsicht auf meine ungewöhnliche schwere Lebensaufgabe, die ich mir ausgesucht hatte, citirt.

Eigentlich war dies kühne colonisatorische Unternehmen ganz im Sinne Zarathustra's, nur daß es mit antisemitischen Tendenzen zusammenzuhängen schien, machte ihm das Ganze so zuwider. Die Stellung meines Bruders zum Judenthum war eine eigenartige: wenn er ihm als dem Zerstörer griechischer Lebensauffassung gegenüber auch manches bittere Wort gebraucht hat, so schreibt er doch, man müsse „den Juden Muth machen zu neuen Eigenschaften, nachdem sie in neue Daseinsbedingungen übertreten wären. So war es meinen Instinkten allein gemäß, und auf diesem Wege habe ich mich auch durch eine giftträgerische Gegenbewegung, die jetzt gerade oben auf ist, nicht irre machen lassen.“ Den früheren Bestrebungen Förster's, die aber durch die Colonisationspläne vollständig überwunden waren, stand also mein Bruder mit Abneigung gegenüber. Jedoch versuchte er der Person Förster's gerecht zu werden: als Letzterer im

März kam und unsere Verlobung veröffentlicht wurde, schickte er aus dem Süden Blumen und eine lange, schöne lateinische Depesche, die sich leider bis jetzt noch nicht wieder gefunden hat. Mein Bräutigam schrieb ihm darauf einen wahrhaft ergreifenden Brief, daß er sich wie ein Räuber vorkäme, worauf ihm Fritz heiter und liebenswürdig nach seiner Ankunft in Venedig Mitte April 1885 antwortete:

„Lieber und sehr werther Herr Doctor,

— endlich eingerichtet: Geistes-Gegenwart, Tintesaß-Gegenwart und Alles, was dazu gehört, um einen Brief zu schreiben. Voilà!

„Hier und da fällt auch mir ein guter Tag vom Himmel: so geschah's kürzlich, als ich wieder in der Stadt war, die ich allein liebe. Und da gerade, zu allen den guten Geschenken eines ersten Vormittags auf dem San Marco-Platz, kam mir auch noch Ihr Brief zu Händen. Es ist gar nicht möglich, daß ich einen Brief unter herzlicheren Empfindungen lesen kann. — — Also, es hilft Nichts, meine Schwester geht in die weite weite Welt und mit Ihnen, mein lieber Herr Doctor. Die Liebe führt das Lama — Pardon! so nannte ich sie bisher — wie mir scheint, in viele Gefahren, fernab von der Heimat, in ein Leben voller Versuche, wo Manches schief, Manches gut gehn wird: in summa, es erwartet sie eine tapfere Zukunft. In dem Allen thut sie mir es gleich: es scheint, dies gehört zur Rasse. Und wenn die Liebe sie in weniger ‚abstracter‘ Gestalt führt als mich, so hat sie vielleicht von uns Beiden den besseren Geschmack, und ‚den besseren Theil‘ erwählt: nämlich Herrn Bernhard Förster. Die Frauen sind in solchen Dingen schlauer als die Männer: unser- eins läuft der ‚Wahrheit‘ und solchen andern blassen Schönheiten nach, und schließlich, wenn man es weit bringt, bringt man es so weit, bei dieser Leidenschaft, daran zu zweifeln, ob man noch im Stande ist, irgend einen Menschen recht aus letztem Herzensgrunde zu lieben: was, nach Briefen und sonstigen Documenten der Seele zu schließen, meiner Schwester ganz und gar nicht widerfahren ist.

„Dies soll nicht ein Seufzer meinerseits sein, sondern nur ein Einwand gegen eine gewisse allzuschmeichelhafte und unverdiente Wendung Ihres viel zu ernstern Briefes. Man soll, wenn man liebt, eine Sache auch mit ihren schlimmen Kehrseiten lieben

(wie das Leben einmal eingerichtet ist, bezahlt man Alles etwas zu theuer — scheint mir). Umgekehrt: um mit meinem Sohne Zarathustra zu reden: 'jedwedes schlimme Ding hat zwei gute Kehrseiten' — und was Ihnen fürderhin auch begegnen mag, verehrter Herr Doctor, meine Schwester wird Ihnen helfen, die 'guten Kehrseiten', und den Himmel wieder hell zu finden. Es scheint, auch dies gehört zur Kasse. —

„Mit vielen guten Wünschen, auch unaussprechbaren — Ihr sehr ergebener Nietzsche.“

Nun kann ich nicht verhehlen, daß mein Bruder (übrigens sehr mit Unrecht) Förster nicht sehr geeignet zur Colonisation fand. „Ein Kunsthistoriker, ein Gymnasialprofessor als Colonisator erscheint mir einfach lächerlich!“ pflegte er öfter zu unserer Mutter zu sagen und ihr seine Sorgen, die sie vollständig theilte, darüber mitzutheilen. So schreibt er ihr auch Ende Mai 1885 nach unserer Hochzeit, zu welcher er nicht kommen konnte, von Venedig aus:

„Meine liebe gute Mutter, es ist mir nicht viel anders zu Muth gewesen, diese ganze Zeit über, als Dir; die ganze Sache gieng mir durch und durch. Dieser Frühling ist einer der melancholischsten Frühlinge meines Lebens. Es fehlt mir hier an Abziehung und an theilnehmenden Menschen. Für den Tag der Hochzeit hatte ich das Glück, daß eine Baseler Familie, welche mir von Nizza aus bekannt ist, mit mir eine Ausfahrt nach dem Lido machte; die Nöthigung, mit wohlwollenden halbfremden Menschen zu reden, war mir eine wahre Erleichterung.

„Vielleicht ist Alles so, wie es gekommen ist, in Ordnung; auch haben wir Beide (ich meine Dr. Förster und ich) uns bisher schicklich genug und mit sehr viel gutem Willen benommen. Die Sache ist aber gefährlich, und wir wollen etwas auf der Hut sein; für meinen persönlichen Geschmack ist ein solcher Agitator zum näheren Verkehre etwas Unmögliches. Er selber hat wohl das gleiche Gefühl: er schrieb zuletzt an mich: 'Ob eine persönliche Begegnung vor unserer Abreise uns dauerndes Behagen zurücklassen würde, wage ich zu bezweifeln'. Du verstehst!

„Ich verstehe die Gestaltung seiner Zukunft nicht, und ich für meine Person bin sogar zu aristokratisch gesinnt, um mich dermaßen mit 20 Bauernfamilien rechtlich und gesellschaftlich

auf gleichen Fuß zu stellen: wie er es im Programm hat. In solchen Verhältnissen bekommt der, welcher den stärksten Willen hat und am flügsten ist, das Übergewicht; gerade zu diesen beiden Qualitäten sind deutsche Gelehrte schlecht präparirt. Pflanzen-Nahrung, wie Dr. F. sie will, macht solche Naturen nur noch reizbarer und verstimmbarer. Man sehe sich doch die ‚fleischfressenden‘ Engländer an: das war bisher die Rasse, welche am besten Colonien gründete. Phlegma und Rostbeef — das war bisher das Recept für solche ‚Unternehmer‘.“

Mein Mann hatte aber, trotz Vegetarismus und Gelehrsamkeit, diesen starken und klugen Willen, er war zum Führer und Herrn einer Gemeinschaft von der Natur bestimmt. Übrigens wurde die Colonie absolut auf kein Gleichheitsprincip gegründet, weil dies sich bei dem ersten praktischen Versuche als unausführbar und unmöglich erwies, da hauptsächlich ganz arme Leute zu uns kamen.

Sodann plagte meinen Bruder die Sorge, wie ich in diese natürlich sehr schwierigen Verhältnisse hineinpassen würde und daß schließlich für mich ein anderer Lebensberuf viel geeigneter gewesen wäre. Aus dieser Empfindung heraus schrieb er mir noch einen letzten Brief nach Hamburg, als wir schon auf der Abreise nach Paraguay waren. Ich selbst hätte ihn so unendlich gern mitgenommen und, um ihn mit dieser neuen Welt auch materiell etwas zu verbinden, machte ich ihm den Vorschlag, sich, wie es auch Verwandte meines Mannes gethan hatten, für 300 Mark ein kleines Stück Land da drüben zu kaufen, welchen Vorschlag er sehr ergötzlich fand. Er antwortete mir:

„Mein liebes altes Lama, soeben kommt Dein hübscher und lustiger Vorschlag, und wenn er irgendwie dazu dient, Deinem Herrn Gemahl eine gute Meinung über den unverbesserlichen Europäer und Anti-Antisemiten, Deinen ganz unmaßgeblichen Bruder und Eckensteher Fritz beizubringen (obwohl er gewiß jetzt Anderes zu thun hat, um sich über mich zu ‚bekümmern‘), so will ich gern in die Fußtapfen von Fräulein Förster treten und ersuche Dich angelegentlich, unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen mich zum südamerikanischen Grundbesitzer zu machen: mit der ausdrücklichen Variation, daß das Stückchen Erde nicht

Friedrichsland oder Friedrichshain heißt (weil ich zunächst noch nicht daselbst sterben und begrabbelt — grabbelt sein' möchte) sondern, zur Erinnerung daran, wie ich Dich getauft habe — Lamaland.

„Ernstlich geredet: ich würde Dir Alles schicken, was ich habe, wenn es helfen könnte, Dich bald wieder zurück zu führen. Im Grunde sind alle Menschen, die Dich kennen und lieben, dieser Meinung, daß es dreitausendmal besser wäre, dieses ganze Experiment bliebe Dir erspart. Selbst wenn man noch so sehr jenes Land als geeignet zur deutschen Colonisation befinden sollte, so will doch Niemand zugeben, daß Ihr Beide gerade die Colonisten sein müßtet: dies erscheint vielmehr als willkürlich, verzeih' den Ausdruck, überdies als gefährlich, zumal für ein Lama, das an eine sanfte Cultur gewöhnt ist und in ihr auch am besten gedeiht und herumspringt. Diese ganze Erhitzung von Gefühlen, wie sie hinter der ganzen Geschichte als Ursachen liegen, ist eigentlich schon für ein Lama (genauer: für unsern eigentlichen Familien,typ', der seine Kunst im Versöhnen zwischen Contrasten hat) zu tropisch, nach meiner Meinung sogar nicht einmal gesund: man bleibt hübscher und jünger, wenn man nicht haßt und nicht argwöhnt —. Zuletzt will es mir immer scheinen, daß Deine Natur sich selbst für eine eigentlich deutschthümliche Bestrebung hier in Europa nützlicher erweisen könne als dort: gerade als Gattin des Dr. Förster, der, wie ich beim Lesen seines Erziehungs-Aufsatzes wieder einmal empfand, eigentlich zum Erziehungsdirector einer Art Schnepfenthal eine natürliche Mission hat — und nicht, verzeihe es Deinem Bruder, zum Agitator einer zu drei Viertel schlimmen und schmutzigen Bewegung. Was in Deutschland jetzt dringend noththut, sind eben unabhängige Erziehungsanstalten, welche der Staats-Sclaven-Drillung sich durch die That entgegensetzen. Das Vertrauen, welches Dr. Förster bei dem norddeutschen Adel genießt, schiene mir ausreichend Bürgschaft dafür zu geben, daß eine solche Art Schnepfenthal oder Hofwyl (Du erinnerst Dich? der Ort, wo der alte Vischer gebildet war) unter seiner Leitung Glück machte. Aber dort drüben, unter Bauern, in der Nähe von unmöglich gewordenen, vielleicht verbitterten und vergifteten Deutschen — genug, hier ist ein weites Feld zu Besorgnissen.

Das dumme große Meer dazwischen! und bei jedem Orkane, von dem Meldung hierher kommt, ärgert sich Dein Bruder und fragt sich, wie um Alles in der Welt das Lama darauf gerathen ist, sich in ein solches Abenteuer zu stürzen. Ich nehme mich zusammen, so gut es geht, aber eine Melancholie sonder Gleichen wird alle Tage und besonders des Abends über mich Herr, — immer deshalb, weil das Lama davon läuft und ganz die Tradition Ihres Bruders aufgibt. — Inzwischen, es hilft nichts, das Leben ist ein Experiment, man mag thun, was man will, man zahlt es zu theuer: vorwärts, mein liebes altes Lama! Und tapfren Muth zu dem, was beschlossen ist! Dein f.“

Er hat sich auch späterhin über das colonisatorische Unternehmen öfter unbefriedigt und skeptisch geäußert, was von mancher Seite falsch verstanden worden ist. Ich spreche mich deshalb ausführlicher über die Gründe seiner Unzufriedenheit aus und füge erklärende Briefstellen hinzu. Einestheils war seine brüderliche Fürsorge, andererseits jene schon oft erwähnte Verquickung mit dem Antisemitismus daran schuld, daß er darüber so ungünstig urtheilte. Allerdings war diese Verquickung nur eine Einbildung, die ich immer wieder von Neuem zu bekämpfen suchte, denn der Wahrheit gemäß muß ich constatiren, daß die antisemitische Partei für die Colonie meines Mannes auch nicht das Allergeringste gethan hat. Auf meinen Protest antwortet mir einmal mein Bruder: „Du sagst, Neu-Germania habe nichts mit dem Antisemitismus zu thun, aber ich weiß es ganz sicher, daß das Colonisationsproject wesentlich antisemitischen Charakter hat, aus jenem ‚Correspondenzblatt‘, das nur im Geheimen verschickt wird und nur an die zuverlässigsten Mitglieder der Partei. (Hoffentlich giebt es Dir mein Herr Schwager nicht zu lesen!) Es scheint mir aber sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß die Partei zwar darüber redet, aber nichts thut.“

Diese letzte Bemerkung war vollständig richtig, wie er denn überhaupt einen sehr richtigen Blick für dies ganze Colonisationsunternehmen bewiesen hat. Nur über den Colonisator irrte er sich, denn in der That zeigte mein Mann ein ganz ungewöhnliches colonisatorisches Talent. Noch heute schreibt man mir aus Paraguay von sehr einsichtsvoller Seite, daß wenn mein Mann nicht so früh gestorben wäre, die Colonie Neu-Germania

noch ganz Das geworden wäre, was mein Mann sich geträumt hatte — ja, daß er bei seiner eminenten Begabung für Colonisation überhaupt noch Alles erreicht haben würde, was er zu erreichen hoffte.

Aus den Briefen meines Bruders an unsere Mutter und mich wähle ich einige Stellen aus, die seine halb zustimmende, halb widerstrebende Stellung zu dem Colonisationsunternehmen und meiner sehr bescheidenen Bethheiligung daran, die er in jeder Beziehung überschätzte, charakterisiren.

Aus einem an mich gerichteten Brief: „Ich bekenne im Übrigen eine mir vollständige Unklarheit über die ganze Sache. Mir scheint die Hauptsache zu beweisen: nicht daß die Colonie bewohnt ist, sondern daß sie Geschäfte macht, Holz verkauft u. s. w. Denn ohne das sehe ich schlechterdings nicht, wie eine solche große Capital-Anlage sich irgendwie verzinsen soll. Förster versprach Dein Vermögen in Deutschland oder Paraguay sicher zu stellen, aber wie ich meine Schwester kenne, so wird es wohl nächstens in der Tasche jener vielen mittellosen Leute stecken. Ich gestehe, sie sind mir ein Schrecken: weißt Du, wenn Etwas schief geht, so sind das die unangenehmsten Elemente. Sie glauben dann, man habe sie unrechter Weise zur Sache verführt: während das Mißlingen oft an Zufällen hängt. Deine Briefe, mein gutes tapfres Lama, beruhigen mich, aufrichtig gesagt, gar nicht; wir würden alle, wenn wir in Deiner Lage wären, lauter solche zufriedene und hoffnungsreiche Briefe in die Welt, namentlich zu Verwandten schicken. Ich schrieb Dir bisher Nichts darüber, aber ich bin nicht erbaut von Eurer ganzen Sache. Ich sehe im Geist diese mittellosen auf Euer Mitleid angewiesenen Leute sich gierig an Dich drängen, Deine Schwäche, die allzu große Freigebigkeit, auszubeuten. Mit solchen Elementen kann keine Colonie gedeihen, täusche Dich nicht. Es wäre etwas ganz Anderes, wenn es Bauern wären!

„Auch erlaube ich mir durchaus zu bezweifeln, daß Du Dich so gut zum Colonisiren eignest, wie mein Herr Schwager so oft behaupten soll. Ich sprach kürzlich mit einem Deiner ehemaligen Freunde; er meinte: wir wüßten wohl gar nicht, was Colonisiren sei? Es wäre ein beständiger Kampf mit den allgermeinsten Elementen, — und Du eignetest Dich so gut dazu, als

wenn man mit Lilien und Rosenzweigen einen Schornstein ausfezen wollte'. Ein hübsches Bild! aber sehr traurig, nämlich für's Lama . . . Das verzeihe ich meinem Herrn Schwager nie, daß er Dich erst in diesen Sumpf des Antisemitismus gelockt hat und nun für immer in die schlechte Luft von lauter mißrathenen Existenzen verbannt. Was sollst Du unter denen? . . . Verzeih' diesen traurigen Brief, aber die Beunruhigungen der guten Mutter haben auch mich angesteckt; auch glaube ich, wir Beiden sind krank vom schlechten Wetter und nur das Lama in der südlichen Luft und Sonne behält den Kopf oben. . . ."

Februar 1887 an unsre Mutter: „Allerschönsten Dank für den Brief des Lama, der endlich ein sehr klares Bild giebt. Aufrichtig, wenn Beide nicht so hoffnungsvolle Phantasten wären, stünde es sehr viel besser; das Lama benimmt sich so brav als möglich, aber Holzhandel! zum Teufel, dazu muß man geboren sein! —“

Mitte October 1887 an unsre Mutter: „Es scheint in der That, daß das Lama ihrer dortigen Aufgabe auf das Tapferste nachkommt, — insgleichen daß sie eine Aufgabe hat, bei der ihre Talente sich frei und natürlich entfalten können: mehr darf man eigentlich vom Leben nicht wünschen. Wenn die Sache geräth, so hat sie (wie mir wenigstens vorkommen will) den Löwenantheil am Gelingen. Die Männer geben in solchen Fällen allerdings die Initiative, aber meistens auch das Malheur hinzu. —“

Ende 1887 an mich gerichtet: „Von unserer guten Mutter bin ich inzwischen sorgsam über die Fortschritte der Colonisation unterrichtet worden; und aus dem Tone einer gewissen fröhlichen Zuversicht, der aus Deinen eignen Briefen klingt, mein liebes Lama, entnehme ich eigentlich noch Besseres: Ihr selber schreitet vorwärts und nicht nur Eure Colonisation. Ich wünschte, nicht so gänzlich den Tendenzen und Aspirationen meines Herrn Schwagers mich entgegengesetzt zu fühlen, um mit dem Gelingen seiner Unternehmung noch gründlicher sympathisiren zu können. So aber, wie es steht, habe ich mit einiger Noth bei mir auseinanderzuhalten, was ich persönlich in Eurem Falle wünsche und was ich sachlich vielleicht daran verwünsche.“

Erst im Frühjahr 1888 fing er an, sich mit unserm ganzen Unternehmen zu befreunden. Er schreibt deshalb tröstende Briefe an unsre gute Mutter, die nie aufgehört hat, im Geheimen unser „südamerikanisches Abenteuer“ zu verwünschen. Auch in den Briefen an seine Freunde erwähnt er mit Wohlbehagen die guten Nachrichten von Paraguay und zuletzt schreibt er mir am 14. September darüber: „Wie lange schon lag es mir auf dem Herzen, Dir meine große Freude über das Definitivum der Übersiedelung und die festliche Art und Weise, in der sie vollzogen wurde, auszudrücken! Auch daß Deine Gesundheit der Menge neuer Pflichten und Sorgen so tapfer Stand hält, ist keine kleine Beruhigung. Wir haben es Beide, auf eine etwas verschiedene Weise, schwer, — wir haben es Beide andrerseits auch wieder gut. Wir lassen uns nicht so leicht fallen, — uns nicht und auch die Sachen nicht, die uns angehen. Das eigentliche Malheur in der Welt ist alles bloß Schwäche.“

XXVII. Capitel.

Zarathustra = Gedanken, = Studien und = Stimmungen.

Motto: „Ein Stern gieng unter und ver-
schwand, — aber sein Licht ist noch
unterwegs und wann wird es auf-
hören, unterwegs zu sein?“

Nach dieser Abschweifung in viel spätere Jahre kehre ich wieder zum Februar 1884 zurück, zu der Zeit, als mein Bruder den III. Theil des Zarathustra beendet hatte und damit vor der Hand das ganze Werk als abgeschlossen betrachtete. Es folgten nun Monate des Zurückblickens und des Schauens in die Zukunft. Das ganze Jahr 1884 ist ein sehr merkwürdiges Jahr, jedenfalls wurde es von meinem Bruder als eine Art Schlussstein seiner Entwicklung empfunden. Mit Stolz wurde er sich bewußt, daß er sein Wort in Hinsicht auf sein in der Jugend, vorzüglich in „Schopenhauer als Erzieher“, aufgestelltes Ideal gehalten habe. Daß dies seine Freunde und überhaupt Niemand begriff, war zu natürlich: „Die Menschen können den Ton des Versprechens und den Ton der Erfüllung nicht zusammen hören: denn sie haben sich aus dem Versprechen Etwas herausgehört, das nicht darin war.“ Der Blick auf die Entwicklung seiner letzten vierzehn Jahre erfüllte ihn mit einer freudigen Zuversicht, gemischt mit einem leichten Schauder über die gefährlichen Widerstände, die er zu überwinden gehabt hatte. Anfang der siebziger Jahre hatte er immer gesagt, daß er bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr sein Hauptwerk geschrieben haben müsse. Jetzt schreibt er am 5. März 1884 an Gast nach Venedig: „Schließlich kommt Alles zur rechten Zeit! Ich, für meinen Theil bin genau im vierzigsten

Jahre an den Punkt gelangt, an welchen für dies Jahr zu gelangen ich mir in den 20er Jahren vorsezte. Eine hübsche, lange und sehr schauerhafte Seefahrt! — Nun aber, da ich im Hafen bin, Musik! Musik! —“ Mit diesem Brief meldete er Gast seinen Besuch in Venedig an, das er so sehr liebte und mit seiner Gedankenwelt so eng verknüpfte: „Hundert tiefe Einsamkeiten bilden zusammen die Stadt Venedig, — dies ihr Zauber. Ein Bild für die Menschen der Zukunft.“

Zunächst mußte er aber den Schluß des Druckes des III. Zarathustra-Theiles in Vizza abwarten. Wir sahen schon aus dem vorigen Capitel, aus den Unterredungen mit Dr. Paneth, daß er sich während dieser Drucklegung bereits mit ganz anderen Buchplänen beschäftigte. Die vielfachen Mißverständnisse, denen der Zarathustra ausgesetzt war, brachten ihn auf den Gedanken, daß in prosaischer Form diese neuen Lehren den Lesern vielleicht verständlicher sein würden. Er hatte früher die „Morgenröthe“ und „Fröhliche Wissenschaft“ als Commentare des Zarathustra bezeichnet, die vor dem Hauptwerk geschrieben wären. Jetzt, nach der Beendigung des dritten Theiles, empfand er jene Commentare nicht mehr als hinreichend. Er plant ein theoretisch-philosophisches Prosawerk und schreibt deshalb an Gast am 22. März 1884: „Mein Zarathustra kommt langsam, langsam vorwärts — wer weiß, ob nicht wieder ihm 500 000 Gesangbücher im Wege sind! Sie werden auf dem letzten Bogen noch einige Überraschungen haben. Der Teufel weiß! — nun, nachdem ich so weit mein Stillschweigen gebrochen habe, bin ich zu ‚mehr‘ verpflichtet, zu irgend einer ‚Philosophie der Zukunft‘.“

Mit vollem Recht hatte er übrigens das Gefühl, daß seine sämtlichen Lehren den größten Mißverständnissen ausgesetzt seien (auch heute noch!), besonders aber die Gedanken der ewigen Wiederkunft und des Übermenschen. Wir finden nun aus jener Zeit mehrere Pläne eines großen Werkes, die gerade diese beiden Gedanken zu ihrem Mittelpunkt haben, da sie ja der Mittelpunkt der gesammten philosophischen Anschauungen meines Bruders sind, allerdings nur, wenn sie im richtigen Sinne verstanden werden. Der erste Plan ist weniger ausgeführt und geht nur direkt auf die Darstellung der Hauptpunkte seiner Lehren aus.

I. „Die ewige Wiederkunft.

Eine Wahrsagung.

Erster Theil.

Der schwerste Gedanke.

Zweiter Theil.

Jenseits von Gut und Böse.

Dritter Theil.

Mensch und Übermensch.“

Ein späterer Plan beschäftigte sich anscheinend nur mit der ewigen Wiederkunft, aber aus den Aufzeichnungen jener Jahre erfahren wir bereits deutlich und werden es später noch mehr ersehen, daß unter der Gründung einer Oligarchie über den Menschen jener Typus der Herren der Erde gemeint ist, aus welchem der Übermensch wie ein epikurischer Gott entspringen und dessen höchste Spitze er sein soll.

II. „Die ewige Wiederkunft.

Ein Buch der Prophezeiung.

1. Darstellung der Lehre und ihrer theoretischen Voraussetzungen und Folgen.
2. Beweis der Lehre.
3. Muthmaßliche Folgen davon, daß sie geglaubt wird (sie bringt Alles zum Aufbrechen).
 - a) Mittel, sie zu ertragen.
 - b) Mittel, sie zu beseitigen.
4. Ihr Platz in der Geschichte, als eine Mitte.
Zeit der höchsten Gefahr.
Gründung einer Oligarchie über den Völkern und ihren Interessen: Erziehung zu einer allmenschlichen Politik.
Gegenstück des Jesuitismus.“

(Zu dem Wort „Jesuitismus“ füge ich hinzu, daß mein Bruder darunter das glänzendste Beispiel eines Versuches zur Leitbarkeit und Herabminderung der menschlichen Willenskraft betrachtete. Er, der durch seine Lehre der ewigen Wiederkunft und des Übermenschen den starken Menschen zur höchsten Kraftentwicklung seines Willens anstacheln wollte, um dadurch den

Typus Mensch auf seine höchste Stufe zu bringen, mußte den Jesuitismus als ein Gegenstück seiner Bestrebungen ansehen.)

Es ist sehr zu beklagen, daß er nicht damals einen dieser Pläne ausgeführt hat! Welche unzähligen Mißverständnisse wären damit beseitigt worden, die jetzt so schwer wieder aus den Köpfen der Menschen herauszubringen sind. Ich habe schon öfters gefunden, daß ein überragendes Genie nicht begreift, wo eigentlich die Schwierigkeiten für das Verständniß seiner Lehre liegen, und welche falschen Ausgangspunkte die Leser wählen, um diesen Lehren nahe zu kommen. Wahrscheinlich hat er aber diese Buchpläne doch nicht umfassend genug befunden, um den weiten Umfang seiner philosophischen Anschauungen aufzunehmen. Bei dem Gedanken der ewigen Wiederkunft kam nun noch die Schwierigkeit hinzu, daß er offenbar immer schwankend gewesen ist, ob es möglich sei, diese Lehre anders als in hymnischen Worten vorzutragen. Wir finden deshalb, daß er im Frühjahr 1884 in Venedig wieder darauf zurückkommt, den Zarathustra fortzusetzen.

Damals wollte er den Gedanken der ewigen Wiederkunft mit seinen Gefahren und ernstest Forderungen, mit der Schilderung seiner furchtbaren Schwere und der Erlösung davon durch den beseligenden Blick auf den Übermenschen, noch in drei weiteren Theilen ausführen.

„Erster Theil. Alle Arten höherer Menschen und deren Bedrängniß und Verkümmern (einzelne Beispiele, zum Beispiel Dühring, zu Grunde gerichtet durch Isolation) — im Ganzen das Schicksal der höheren Menschen in der Gegenwart, die Art, wie sie zum Aussterben verurtheilt erscheinen: wie ein großer Hülfeschrei kommt es zu den Ohren Zarathustra's. Alle Art von wahnsinniger Entartung höherer Naturen (zum Beispiel Nihilismus) kommt an ihn heran.

„Zweiter Theil. — „Die Lehre der ewigen Wiederkehr“ — zunächst zerdrückend für die Edleren, scheinbar das Mittel, sie auszurotten, — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig? „Man muß diese Lehre unterdrücken und Zarathustra tödten.“

„Dritter Theil. „Ich gab euch den schwersten Gedanken: vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde, vielleicht erhebt

sie sich, dadurch daß die überwundenen lebensfeindlichen Elemente ausscheiden.“ „Nicht dem Leben zu zürnen, sondern euch!“ — Bestimmung des höheren Menschen als des Schaffenden. Organisation der höheren Menschen, Erziehung der zukünftigen Herrschenden als Thema von J. 3. „Eure Übermacht muß ihrer selber froh werden im Herrschen und Gestalten.“ „Nicht nur der Mensch, auch der Übermensch kehrt ewig wieder!“

Weshalb er diesen Plan, ein dreitheiliges neues Zarathustra-Werk über die ewige Wiederkunft zu schreiben, wieder aufgab, ist aus den Manuscripten nicht zu ersehen. Vielleicht nahm er an, daß er auch in Prosa jene hochpoetische Ausdrucksweise finden würde, den Gedanken der ewigen Wiederkunft auszusprechen, und daß er dann doch noch leichter zu verstehen wäre, als in den Rhythmen des Zarathustra. Hierin würde er wohl Recht gehabt haben; ich gebe das Beispiel einer solchen Prosastelle aus dem Anfang des Jahres 1884, die er dann im dritten Zarathustra in dem Capitel „Der Genesende“ so wunderbar poetisch umgearbeitet hat; — vielleicht ist aber die Prosa doch besser zu verstehen.

„Meine Freunde, ich bin der Lehrer der ewigen Wiederkunft. Das ist: ich lehre, daß alle Dinge ewig wiederkehren, und ihr selber mit —, und daß ihr schon unzählige Male dagewesen seid und alle Dinge mit euch; ich lehre, daß es ein großes, langes, ungeheures Jahr des Werdens giebt, das, wenn es abgelaufen, ausgelaufen ist, gleich einer Sanduhr immer wieder umgedreht wird: so daß alle diese Jahre sich selber gleich sind, im Kleinsten und im Größten.

„Und zu einem Sterbenden würde ich sprechen: „Siehe, du stirbst und vergehst jetzt und verschwindest: und da ist Nichts, das von dir als ein ‚Du‘ übrig bliebe, denn die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. Aber dieselbe Gewalt von Ursachen, welche dich dies Mal schuf, wird wiederkehren und wird dich wieder schaffen müssen: Du selber, Stäubchen vom Staube, gehörst zu Ursachen, an denen die Wiederkehr aller Dinge hängt. Und wenn du einstmals wiedergeboren wirst, so wird es nicht zu einem neuen Leben oder besseren Leben oder ähnlichen Leben sein, sondern zu einem gleichen Leben und selbigen Leben, wie du es jetzt beschließt, im Kleinsten und im Größten.“

Eine andre Stelle, zum fünften Hauptstück des Planes III S. 532 gehörend, zeigt in noch höherem Grade, wie er diesen Gedanken unbeschreiblich schön in Prosa auszudrücken vermochte.

„Und wißt ihr auch, was mir ‚die Welt‘ ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste, eiserne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom „Nichts“ umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts Unendlich-Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raum, der irgendwo ‚leer‘ wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und Vieles, hier sich häufend und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und fluthender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Fluth seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sich-selber-Widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als Das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt —: diese meine dionysische Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens, diese Geheimniß-Welt der doppelten Wollüste, dies mein ‚Jenseits von Gut und Böse‘ ohne Ziel, wenn nicht im Glück des Kreises ein Ziel liegt, ohne Willen, wenn nicht ein Ring guten Willens ist, auf eigener alter Bahn sich immer um sich und nur um sich zu drehen: diese meine Welt — wer ist hell genug dazu, sie zu schauen, ohne sich Blindheit zu wünschen? Stark genug, diesem Spiegel seine Seele entgegen zu halten? Seinen eignen Spiegel dem Dionysos-Spiegel? Seine eigne Lösung dem Dionysos-Räthsel? Und wer das vermöchte, müßte er dann nicht noch mehr thun? Dem ‚Ring der Ringe‘ sich selber anverloben?

Mit dem Gelöbniß der eignen Wiederkunft? Mit dem Ringe der ewigen Selbst-Segnung, Selbst-Bejahung? Mit dem Willen zum Wieder-und-noch-ein-Mal-Wollen? Zum Zurück-Wollen aller Dinge, die je gewesen sind? Zum Hinaus-Wollen zu Allem, was je sein muß? Wißt ihr nun, was mir die Welt ist? Und was ich will, wenn ich diese Welt — will? — —“

Vielleicht ist auch hier die Stelle, wo wir noch einmal rückblickend fragen könnten: durch welchen äußeren Anstoß, durch welche wissenschaftlichen Forschungen mag mein Bruder im Sommer 1881 zu dem Gedanken der ewigen Wiederkehr aller Dinge gekommen sein? — Schon aus dem Herbst 1880 erinnere ich mich, daß er sich vielfach mit physikalischen, physiologischen und mathematischen Studien beschäftigte und stöhnend hie und da bemerkte, wie durch die Autoritäten aller Fortgang der Wissenschaft gehindert würde, dadurch nämlich, daß sie ihre Ergebnisse selbst in späteren Jahren festhielten und ihre jugendlichen Erkenntnisse als feststehende Wahrheiten glaubten vertheidigen zu müssen. Aber als er dann den Winter in Genua verlebte, nahmen ihn die Vorarbeiten zur „Morgenröthe“ wieder vollständig in Anspruch, so daß er wohl kaum vor Ende des Winters wieder zu den erwähnten Studien zurückgekehrt sein kann. Leider ist es mir nicht möglich, anzugeben, welche Bücher von welchen Autoritäten er damals studirt und verworfen hat. Sicher ist nur, daß er mit lebhafter Zustimmung die Namen Helmholtz, Wundt (in seinen früheren Schriften) und des Mathematikers Riemann nannte und daß er im Frühjahr 1881 auch noch andere Bücher fand, die er sehr eifrig studirt zu haben scheint, und ihnen, wie Zeichen am Rande beweisen, auch zugestimmt hat, z. B. drei: „Die mathematischen Elemente der Erkenntnistheorie“, „Die Einheit der Naturkräfte“ von O. Schmitz-Dumont, und „Der Zusammenhang der Dinge“ von O. Caspari. Das letztgenannte Buch ist direct nach der Vollendung zu ihm nach Recoaro geschickt worden. Anfang Juli schreibt er mir in einem Geburtstagsbrief: „Ich für mein Theil wünsche mir nichts mehr! weiß ich doch kaum, wie ich mit dem fertig werden soll, was ich habe. Dies ist dunkel geredet, aber nicht dunkel gedacht.“ —

Man sieht aus diesen Zeilen, daß er damit beschäftigt ist, sich große, neue Gedanken zurechtzulegen. Auch durch andre Zeugnisse (Mittheilungen von Peter Gast und Erzählungen von Leuten, mit denen er damals viel gesprochen hat, z. B. dem Pastor und dem Lehrer in Sils-Maria, die sich lebhaft für physikalische Dinge interessirten) scheint es bewiesen zu sein, daß ihn in jenen Monaten, April bis Ende Juli, zumeist physikalische Probleme beschäftigt haben. Es ist demnach als sicher anzunehmen, daß der uralte pythagoreische Gedanke der ewigen Wiederkunft ihm damals zunächst als physikalisches Problem nahe gekommen ist, und daß er erst allmählich durch gründliche Studien, soviel es bei seiner Denkungsart möglich war, davon überzeugt wurde. Mitte Juli bittet er mich, ihm „Dühring, Cursus der Philosophie“ zu schicken und fügt hinzu: „Das ist zum Lachen für mich!“ Es scheint, daß er bei seinen Untersuchungen zu entgegengesetzten Anschauungen wie Dühring gekommen ist und sich dessen noch einmal vergewissern will. Der Gedanke der ewigen Wiederkunft mag ihn nun als physikalisches Problem schon längere Zeit überzeugt haben, aber erst als er ihm im innigsten Zusammenhang mit seiner gesammten Philosophie als höchstes ethisches Problem wie ein Stern aufleuchtete, kam jenes tiefe Entzücken über ihn, das ihn zu dem erhabensten poetischen Ausdruck seiner Gesammtanschauung, dem Zarathustra, begeisterte.

Dieser Gedanke fiel ihm also nicht vom Himmel, wie es naive Gemüther zu glauben scheinen. Er sollte auch nicht nachträglich erst durch jahrelange naturwissenschaftliche Studien an Universitäten bewiesen werden, wie Frau Lou Andreas erfindet, sondern ihm giengen sorgsame Studien voraus, wenn auch Das, was mein Bruder aus ihm schuf, wie eine blitzartige Intuition über ihn kam.

Es geht auch aus seinen Manuscripten hervor, daß er sich später im Verhältniß wenig mit dem physikalisch möglichen Problem der Wiederkehr aller Dinge und seiner mehr oder minderen Beweisbarkeit beschäftigt hat. Er wußte wohl, daß es Grade der Wahrheit giebt, aber nicht ein „An-sich-wahr-sein“; denn wenn wir seine Philosophie richtig verstehen, so sah er in allen wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnissen niemals abgeschlossene, zu Ende gedachte Wahrheiten, sondern nur Erkenntnisse, die wir

uns zu unserm Gebrauche zurechtmachen, weil es vielleicht Grundannahmen zu den wechselnden Lebensbedingungen der Menschheit sind. Solche Lebensbedingungen haben den allerhöchsten Werth, wenn sie zur Erhöhung des Typus Mensch beitragen, und gerade das glaubte mein Bruder bei dem Gedanken der ewigen Wiederkunft mit Entzücken zu erkennen. Wenn dieses unser Leben, unser einziges, unser ewiges Leben ist, welche ungeheure Wichtigkeit und Verantwortlichkeit erhält all unser Thun und Sein: jeder Augenblick bekommt einen Ewigkeitswerth! Wie werden wir ringen mit Aufbietung aller unsrer Kräfte, aus diesem Leben unser Höchstes und Bestes zu gestalten — und zwar trotz allem Schweren, trotz allen Leiden, eben deshalb, weil Leiden als Hemmungen Anstoß und Quellen der höchsten Kraftentwicklung sein können.

„In unserer Macht steht die Zurechtlegung des Leidens zu einem Segen, des Giftes zu einer Nahrung. —“

„Dionysische Weisheit: die höchste Kraft, alles Unvollkommene, Leidende als nothwendig (ewig wiederholenswerth) zu fühlen, aus einem Überdrange der schöpferischen Kraft, welche immer wieder zerbrechen muß und die übermüthigsten schwersten Wege wählt.“

Mein Bruder sprach nur selten von dem Gedanken der ewigen Wiederkunft. Frau Lou Andreas erwähnt zwar in ihrem Buche Seite 224, daß sie mit ihm darüber mehrere mündliche Controversen gehabt und eine Reihe von Briefen gewechselt hätte. Das ist Alles un wahr! Diese Unterredungen haben nicht stattgefunden, der erwähnte Briefwechsel hat niemals existirt. Was Frau Andreas als Meinungen meines Bruders in dieser Hinsicht angiebt, hat sie sich nach dem Aphorismus 341 der „fröhlichen Wissenschaft“ zurecht gemacht. Er hat ein einziges Mal ihr gegenüber Etwas davon angedeutet, war aber auf einen so vollkommenen Mangel an Verständniß gestoßen, daß er hinfort darüber schwieg. In Hinsicht auf diesen Gedanken gilt (wie übrigens auf alle seine Hauptgedanken), was mein Bruder an Frau Andreas im Herbst 1882 schrieb: „Es steht ganz so wie mit Freund Kée — ich kann weder mit Ihnen, noch mit ihm ein Wort von dem sprechen, was mir am meisten am Herzen liegt.“

Warum wohl mein Bruder so selten in seinen Gesprächen der ewigen Wiederkunft gedachte? War es die Erinnerung an jene heiligsten Augenblicke, die er damals zwischen der Blütenpracht der Alpenrosen und den leise anschlagenden Wellen des grünen See's, zwischen den düstern Fichten und dem weißschäumenden Bache, zwischen Schnee und Eis und dunklen Felsenhängen, dort erlebte, wo „Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind“ — oder war es eine leise Skepsis, die dem redlichen Philosophen so wohl ansteht? Wir wissen, daß er allen Gedanken mißtraute, die in einem Überschwang der Empfindungen gefaßt waren: „Musiker und Gedanken, die Einen ‚umwerfen‘, sind mit dem größten Mißtrauen zu betrachten“, pflegte er scherzend zu sagen und versuchte später an dem Beispiel Richard Wagner's und besonders des Apostel Paulus dies deutlich zu machen. „Wir mißtrauen allen jenen entzückten und extremen Zuständen, in denen man ‚die Wahrheit mit Händen zu greifen‘ wähnt.“ Nun war er viel zu redlich und wahrheitsliebend, um sich nicht einzugestehen, daß auch er sich ein Mal hatte umwerfen lassen, und zwar gerade von diesem Gedanken der ewigen Wiederkehr aller Dinge, den er als das Schlußglied des Ringes, den seine Philosophie umfaßte, betrachtete. Wir ahnen jetzt den Grund seines Stillschweigens und seiner sparsamen Andeutungen über diese Lehre.

Wir finden nur wenige Aufzeichnungen in Prosa aus der späteren Zeit, die übrigens das physikalische Problem nur leicht streifen und sich vorzüglich wie die früher erwähnten nur mit dem ethischen Problem der ungeheuren Wirkung dieses Gedankens beschäftigen.

„Ein unendlicher Prozeß kann gar nicht anders gedacht werden als periodisch.

„Das Leben selber schuf diesen für das Leben schwersten Gedanken, es will über sein höchstes Hinderniß hinweg!

„Man muß vergehen wollen, um wieder entstehen zu können, — von einem Tage zum anderen. Verwandlung durch hundert Seelen, — das sei dein Leben, dein Schicksal! Und dann zuletzt: diese ganze Reihe noch einmal wollen! —

„Die Menschheit muß in Cyklen leben, einzige Dauerform. Nicht die Cultur möglichst lange, sondern möglichst kurz und hoch. — Wir im Mittage: Epoche.

„Was bestimmt die Höhe der Höhen, in der Geschichte der Cultur? Der Augenblick, wo der Reiz am größten ist; gemessen daran, daß der mächtigste Gedanke ertragen, ja geliebt wird.

„Wie Cäsar, unbeweglich. Ihr kennt mich nicht, ich gab euch die schwerste Last, daß die Schwächlinge dran zu Grunde gehen. —

„Vorläufige Menschen und Methoden-Abenteuer. (Thatsächlich ist Alles in der Geschichte ein Versuchen.)

„Eine solche vorläufige Conception zur Gewinnung der höchsten Kraft ist der Fatalismus (extremste Form ‚ewige Wiederkehr‘.) —

„Die beiden größten von Deutschen gefundenen philosophischen Gesichtspunkte, der des Werdens, der Entwicklung, und der nach dem Werthe des Daseins (aber die erbärmliche Form des deutschen Pessimismus erst zu überwinden!) — von mir in entscheidender Weise zusammengebracht.*)

„Alles wird und kehrt ewig wieder — entschlüpfen ist nicht möglich!

„Der Gedanke der Wiederkunft als auswählen des Princip, im Dienste der Kraft (und Barbarei!!). Reife der Menschheit für diesen Gedanken.“

Aber er verhehlte sich nicht, daß dieser Gedanke die schwersten Gefahren mit sich bringen könnte: „Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zu Grunde? Die schlechtesten nehmen sie an?

„Die Lehre der Wiederkunft wird zuerst das Gesindel anlächeln, das kalt und ohne viel innere Noth ist. Der gemeinste Lebenstrieb giebt zuerst seine Zustimmung. Eine große Wahrheit gewinnt sich zu allerlezt die höchsten Menschen: dies ist das Leiden der Wahrhaftigen.“

Seine schließliche Beruhigung: „es läßt sich die Wirkung nicht voraussehn! Der größte Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!

„Seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben!

*) Man lese hierzu: Fröhliche Wissenschaft S. 299 ff.

„Vielleicht ist er nicht wahr? — mögen Andere mit ihm ringen!“

Am meisten beklage ich, daß das dritte Capitel des Buchplanes I (S. 512): „Mensch und Übermensch“ nicht ausgeführt worden ist, damit es deutlich herausgekommen wäre, was mein Bruder damals und immer unter dem Wort „Übermensch“ verstanden hat. Wer mit ihm persönlich darüber gesprochen hat, erinnert sich genau, daß er nur im Sinne einer Ideal-Schöpfung seiner gedachte: „Der Gegensatz des Übermenschen ist der letzte Mensch: ich schuf ihn zugleich mit jenem“ (1885), — und daß er die so vielfach mißverstandenen Reden am Anfang des Zarathustra immer nur als die „Gleichnißreden vom größten und kleinsten Menschen“ bezeichnete.

Die Vorstellung, daß sich mein Bruder unter dem Übermenschen eine Über-Art gedacht habe, die sich in ähnlicher Weise bilden könnte, wie sie der Darwinismus für die Entwicklung der höheren Organismen aus niederen annimmt, ist vollständig abzulehnen und auch schon (S. 437 ff.) abgelehnt worden. Etwas Anderes ist es, wenn wir überhaupt fragen, welchen Einfluß jene große Bewegung der Naturwissenschaft aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher die Entwicklungslehre im Mittelpunkt stand, auf meinen Bruder gehabt hat. Man macht sich jetzt kaum eine Vorstellung, wie sehr vor etwas mehr als dreißig Jahren die Gemüther davon erfüllt waren. Auch mein Bruder nahm an diesem Kampf der Meinungen auf das Lebhafteste Antheil, schon als Student, besonders aber als junger Professor in Basel. Der Kampf hatte dort 1869 ein gewisses actuelles Interesse und wurde hauptsächlich durch Rütimeyer's abfällige Kritik von Haeckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ hervorgerufen, von welcher einzelne Clichés zu sehr berechtigten Zweifeln Veranlassung gaben. Rütimeyer war einer von meines Bruders Collegen und wurde sehr von ihm geschätzt; seinen Hauptansichten konnte er im Allgemeinen zustimmen, besonders auch in Betreff der Selections-Theorie. Rütimeyer hatte darin eine von Darwin abweichende Meinung; er bestritt, daß für die Art-Veränderung die Theorie der Zuchtwahl nöthig sei, oder eine Erklärung gebe. Im Übrigen war er schon vor Darwin, ebenso wie C. E. von Baer, Naegeli und Andere (besonders auch

die deutsche Naturphilosophie und vor Allem Lamarck!), auf die Entwicklungs-Idee gekommen. Trotzdem war das Verhältniß zwischen ihm und Darwin ein gegenseitig sehr achtungsvolles; dagegen wurde er von Haeckel auf das Schärfste angegriffen. Von Anfang an stand mein Bruder in diesem Kampfe auf der Seite Rüttimeyer's, Baer's und Naegeli's, und das ganze Rüstzeug dazu war in seiner Bibliothek vorhanden, z. B. die Schriften von Rüttimeyer, sodann „Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art“ von Naegeli 1865 und die Schriften E. v. Baer's, wobei ich mich noch lebhaft erinnere, daraus meinem Bruder damals vorgelesen zu haben. Aber auch Darwin zustimmende Werke, wie die von Carl Vogt und „Descendenzlehre und Darwinismus“ von Oscar Schmidt 1873 waren vorhanden. Von meines Bruders persönlicher Meinung in dieser ganzen Angelegenheit erinnere ich mich nur, daß er Darwin als Anstoß zu einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Bewegungen in seinem vollen Werthe schätzte, daß er ihm aber den Vorwurf machte, wissenschaftliche Entdeckungen die auch von Anderen schon vor ihm ausgesprochen waren, die er aber allerdings mit der reichsten Fülle von Wissen und Erfahrung zu vervollständigen gewußt hatte, popularisirt zu haben. Vielleicht war das aber mehr der Fehler der Anhänger Darwin's, wie Haeckel, David Strauß und anderer Gelehrten. Es war gewissermaßen ein Axiom meines Bruders, daß durch die Popularisirung eine wissenschaftliche Entdeckung und Theorie in ihrer ruhigen sachlichen Weiterentwicklung gehindert würde. Sicherlich nöthigt die Popularisirung eines wissenschaftlichen Gedankens zu einer viel bestimmteren Ausdrucksweise, als es vielleicht in dem Wesen dieses Gedankens liegt. Z. B. traten die Darwin'schen Theorien damals mit einer solchen Sicherheit auf und brachten ein solches Durcheinander von Beweisbarem und Unbeweisbarem, daß auch noch andere redliche Gelehrte mit geschärftem intellectuellen Gewissen sich zweifelnd davon abwandten. Im Übrigen war mein Bruder geneigt, nicht nur Lamarck sondern auch deutschen Gelehrten, wie den obengenannten, besonders Goethe, ein Hauptverdienst um die Entwicklungslehre zuzuschreiben. Vor Allem aber glaubte er, daß die gesammte Entwicklungstheorie ohne Hegel's

Vorbereitung nur schwer Eingang in die wissenschaftliche Welt gefunden haben würde: „Nehmen wir den erstaunlichen Griff Hegel's, der damit durch alle logischen Gewohnheiten und Verwöhnungen durchgriff, als er zu lehren wagte, daß die Artbegriffe sich auseinander entwickeln: mit welchem Satze die Geister in Europa zur letzten großen wissenschaftlichen Bewegung präformirt wurden, zum Darwinismus — denn ohne Hegel kein Darwin. Ist an dieser Hegel'schen Neuerung, die erst den entscheidenden Begriff „Entwicklung“ in die Wissenschaft gebracht hat, etwas Deutsches? — Ja, ohne allen Zweifel..... Wir Deutsche sind Hegelianer, auch wenn es nie einen Hegel gegeben hätte, insofern wir (im Gegensatz zu allen Lateinern) dem Werden, der Entwicklung instinctiv einen tieferen Sinn und reicheren Werth zumessen als dem, was „ist“ — wir glauben kaum an die Berechtigung des Begriffs „Sein“ —; ebenfalls insofern wir unsrer menschlichen Logik nicht geneigt sind einzuräumen, daß sie die Logik an sich, die einzige Art Logik sei.“ —

Hier füge ich eine kleine Geschichte ein, da mein Bruder so sehr von dem Werth einer Anekdote für die Darstellung eines Menschenlebens überzeugt war. Auf einer unserer damaligen gemeinschaftlichen Reisen, Anfang der 70er Jahre, trafen wir in einem entlegenen Gasthaus bei grauem Regenwetter einen deutschen Professor, der wohl gleicherweise Mediciner und Naturforscher war. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch um einige der oben angeführten Themata, zu denen aber mein Bruder im Anfang bescheiden bemerkte, daß er nicht sehr bewandert darin sei, da er sich niemals viel damit beschäftigt habe. Während der Discussion kam aber allmählich ein solches Wissen meines Bruders um alle jene Theorieen, ihr für und Wider zum Vorschein, daß schließlich der deutsche Professor, der ziemlich viel Humor besaß, erstaunt ausrief: „Aber, verehrter Herr Colloge, Sie behaupten wenig davon zu wissen, und ich habe noch Niemand gefunden, der so viel wie Sie davon weiß und so viel darüber nachgedacht hat!“ Mein Bruder erklärte aber ganz eifrig, daß er wirklich geglaubt habe, andere Gelehrte wüßten mehr davon; doch mußte er dem humorvollen Collegen zugeben, daß er sich auch aus Höflichkeit über sein eignes Wissen so bescheiden ausgesprochen habe. Man ziehe hieraus den Schluß

auf andere Fächer der Wissenschaft! Bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit welcher mein Bruder aufsaßte und fremde Materien durcharbeitete (immer schöpferisch, niemals nur receptiv), sammelte er ein fast unbegrenztes Wissen an. Man macht sich von dessen Umfang gar keine Vorstellung, und ich kann deshalb die Beurtheiler meines Bruders nicht genug warnen, voreilige Schlüsse zu ziehen und Ansichten, die mein Bruder ausspricht, als wissenschaftlich ungenügend begründet zu bezeichnen. Zumeist weiß mein Bruder alles Das, was die Herren Kritiker wissen, und nur noch etwas mehr dazu.

Gerade in solchen voreiligen Bemerkungen enthüllt z. B. Frau Lou Andreas ihre vollständige Unwissenheit in Hinsicht auf meinen Bruder. Es ist von wahrhaft überwältigender Komik, wenn sie das dürftige Wissen Dr. Rée's oder ihr eignes noch viel, viel dürftigeres auskramt und damit glaubt, Bemerkungen meines Bruders widerlegen zu können. Was soll man zu einer solchen Behauptung sagen, wie z. B. „daß Nietzsche sich nie viel mit Erkenntnistheorie beschäftigt habe“, während er schon als Student alle nur denkbaren Philosophen zu seiner nicht acceptirten Doctor-Dissertation „Über die Grundformen der Vorstellung“ durcharbeitete und ebenso in der Zeit jener darwinistischen Kämpfe 1869—1873 die moderneren englischen Positivisten, die leider damals nur erst zum Theil in's Deutsche übersetzt waren, sodas er sich bei der Lectüre ziemlich plagen mußte und sogar meine Hilfe in Anspruch nahm. Es ist ja möglich, daß mein Bruder in seiner übertriebenen Höflichkeit eine derartige Bemerkung gemacht hat, nur war Frau Lou Andreas nicht so intelligent, wie jener erwähnte Professor, um zu begreifen, daß mein Bruder erstens wirklich bescheiden war und außerdem durch Höflichkeit sein eignes großes Wissen zu verhüllen liebte, wodurch mancher Irrthum in die Welt gekommen sein mag. Deshalb nannte er auch seine Höflichkeit „ein heiteres, spitzbübisches Laster“. —

Es liegt bis jetzt noch nicht klar vor Augen, welche Fäden von jener großen wissenschaftlichen Bewegung der Entwicklungstheorie zu meines Bruders Theorie der Höherzüchtung der Menschheit führen. Will man durchaus einen Einfluß der einen auf die andere Theorie annehmen, so muß man ihn jedenfalls in die letzten Jahre vor und die ersten Jahre nach 1870 zurück-

legen, da sich der Gedanke der Höherzüchtung bereits in den Niederschriften jener Jahre findet. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Höherzüchtung von Anfang an allein in den Willen und die Hand der höhergearteten Menschen gelegt wurde und daß der Kampf um's Dasein, den mein Bruder stets als höchstens zum Thier zurückbildend ablehnte, in einer andern und verklärten Gestalt erscheint, nämlich als Kampf um höheres, stärkeres Dasein und als Wettkampf um Sieg und Übermacht. Hierbei bemerken wir auf das Stärkste den Einfluß der Griechen, wenn sich auch der Begriff und das Ziel des Kampfes weder mit dem griechischen noch mit dem Darwin'schen vollständig deckt. Sicherlich erscheint der Einfluß von naturwissenschaftlicher Seite gering im Verhältniß zu dem des Studiums seiner geliebten Griechen. Der Anblick dieser erhabenen, in ihrer Culturhöhe und Schönheit nicht wieder erreichten griechischen Welt ist ihm sein ganzes Leben hindurch eine Bestätigung seiner höchsten Hoffnung geblieben, daß eine Höherbildung, ein Idealzustand der Menschheit, nämlich: eine Verschwisterung von Cultur und Natur, kein leerer Traum, sondern eine zu verwirklichende Möglichkeit sei.

Aus den Jahren 1883/84 giebt es eine unbeschreibliche Fülle prosaischer Niederschriften, die zum Theil in veränderter Form in „Jenseits von Gut und Böse“ und sonst in dem XIII. bis XV. Band der Gesamtausgabe ihren Platz gefunden haben. Ich wähle eine Reihe von Aufzeichnungen aus, die offenbar zum größten Theil zu jenem ersten Buchplan S. 512 gehört haben und demnach besonders über den Gedanken der Übermenschens Auskunft geben können. Zunächst als Einleitung:

„1. Grundsatz. Alle bisherigen Werthschätzungen sind aus falschem, vermeintlichem Wissen um die Dinge entsprungen: — sie verpflichten nicht mehr, und selbst wenn sie als Gefühl, instinctiv (als Gewissen) arbeiten.

„2. Grundsatz. Anstatt des Glaubens, der uns nicht mehr möglich ist, stellen wir einen starken Willen über uns, der eine vorläufige Reihe von Grundschätzungen festhält, als heuristisches Princip: um zu sehn, wie weit man damit kommt. Gleich dem Schiffer auf unbekanntem Meeren. In Wahrheit war auch all jener ‚Glaube‘ nichts Anderes: nur war ehemals die Zucht

des Geistes zu gering, um unsere großartige Vorsicht auszuhalten zu können.

„3. Grundsatz. Die Tapferkeit von Kopf und Herz ist, was uns europäische Menschen auszeichnet: erworben im Ringen von vielen Meinungen. Größte Geschmeidigkeit, im Kampfe mit spitzfindig gewordenen Religionen, und eine herbe Strenge, ja Grausamkeit. Divisection ist eine Probe: wer sie nicht aushält, gehört nicht zu uns (und gewöhnlich giebt es auch sonst Zeichen, daß er nicht zu uns gehört, z. B. Föllner).

„4. Grundsatz. Die Mathematik enthält Beschreibungen (Definitionen) und Folgerungen aus Definitionen. Ihre Gegenstände existiren nicht. Die Wahrheit ihrer Folgerungen beruht auf der Richtigkeit des logischen Denkens. — Wenn die Mathematik angewendet wird, so geschieht dasselbe, wie bei den Mittel- und Zweck-Erklärungen: es wird das Wirkliche erst zurechtgemacht und vereinfacht (gefälscht — —).

„5. Grundsatz. Das am meisten von uns Geglaubte, alles a priori, ist darum nicht gewisser, daß es so stark geglaubt wird. Sondern es ergiebt sich vielleicht als eine Existenz-Bedingung unserer Gattung — irgend eine Grund-Annahme. Deshalb könnten andere Wesen andere Grund-Annahmen machen, z. B. vier Dimensionen. Deshalb könnten immer noch all diese Annahmen falsch sein — oder vielmehr: inwiefern könnte irgend Etwas ‚an sich wahr‘ sein! Dies ist der Grund-Unsinn!

„6. Grundsatz. Es gehört zur erlangten Männlichkeit, daß wir uns nicht über unsre menschliche Stellung betrügen: wir wollen vielmehr unser Maß streng durchführen und das größte Maß von Macht über die Dinge anstreben. Einsehen, daß die Gefahr ungeheuer ist: daß der Zufall bisher geherrscht hat —

„7. Grundsatz. Die Aufgabe der Erdregierung kommt und damit die Frage: wie wir die Zukunft der Menschheit wollen! — Neue Werthtafeln nöthig. Und Kampf gegen die Vertreter der alten, ‚ewigen‘ Werthe als höchste Angelegenheit!

„8. Grundsatz. Aber woher nehmen wir unsern Imperativ? Es ist kein ‚du sollst‘, sondern das ‚ich muß‘ des Übermächtigen, Schaffenden.“

„Meine Forderung: Wesen hervorzubringen, welche über der ganzen Gattung ‚Mensch‘ erhaben dastehen: und diesem Ziele sich und ‚die Nächsten‘ zu opfern.

„Die bisherige Moral hatte ihre Grenze innerhalb der Gattung: alle bisherigen Moralen waren nützlich, um der Gattung zuerst unbedingte Haltbarkeit zu geben: wenn diese erreicht ist, kann das Ziel höher genommen werden.

„Die eine Bewegung ist unbedingt: die Nivellirung der Menschheit, große Umeisen-Bauten u. s. w.

„Die andere Bewegung, meine Bewegung: ist umgekehrt die Verschärfung aller Gegensätze und Klüfte, Beseitigung der Gleichheit, das Schaffen Über-Mächtiger.

„Jene erzeugt den letzten Menschen, meine Bewegung den Übermenschen. Es ist durchaus nicht das Ziel, die letzteren als die Herren der ersten aufzufassen: sondern: es sollen zwei Arten nebeneinander bestehen, — möglichst getrennt; die eine wie die epikurischen Götter sich um die andre nicht kümmernd. —

„Keine Ungeduld! Der Übermensch ist unsre nächste Stufe! Dazu, zu dieser Beschränkung gehört Mächtigkeit und Männlichkeit. —

„Den Menschen über sich hinaus steigern, gleich den Griechen, nicht unleibliche Phantasmata. Die körperliche Stärke soll auf der Seite des größten Gedankens sein: — so lange muß Krieg sein zwischen den verschiedenen Gedanken! Der höhere Geist an einen schwächlichen nervösen Charakter gebunden — ist zu beseitigen. Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes und nicht nur des Gehirns. —

„Geschichte des höheren Menschen. Die Züchtung der besseren Menschen ist ungeheuer viel schmerzhafter. Ideal der dabei nöthigen Opfer bei Zarathustra zu demonstrieren: Verlassen von Heimat, familie, Vaterland. Leben unter der Verachtung der herrschenden Sittlichkeit. Qual der Versuche und Fehlgriffe. Lösung von all den Genüssen, welche die älteren Ideale boten (man empfindet sie theils feindlich, theils fremd auf der Zunge). —

„Alle typischen Leiden des Reformators; und seine Tröstungen. Erster Trost: Auf das nächste Jahrtausend lege ich meine Hand. Zweiter Trost: Ich lebe wie in andern Zeiten; meine Höhe giebt mir Verkehr mit Einsamen und Verkannten aller Zeiten. —

„Ziel: auf einen Augenblick den Übermenschen zu erreichen:
dafür leide ich Alles! —

„Wie wollte ich leben, wenn ich nicht vorausschaute —
über euch hinweg! —

„Mild gegen die Menschen, hart um des Übermenschen willen
— Collision.

„Der Mildeste muß der Härteste werden — und daran zu
Grunde gehn.

„Nur die Liebe soll richten — die schaffende Liebe, die sich
selber über ihren Werken vergift. —

„Die Stimmung Zarathustra's ist nicht wahnsinnig-unge-
duldig nach dem Übermenschen! sie hat Ruhe, kann warten,
denn alles Thun hat Sinn bekommen, als Weg und Mittel
dorthin — und muß gut und vollkommen gethan werden. —

„Die Sanftmuth und Milde des ersten und zweiten
Theils sind alles Zeichen der noch nicht ihrer selber sicheren
Kraft.

„Mit der Genesung Zarathustra's steht Cäsar da, un-
erbittlich, gütig — zwischen Schöpferinn, Güte und Weis-
heit ist die Kluft vernichtet. Helle, Ruhe, keine über-
triebene Sehnsucht, Glück im recht angewendeten, verewigten
Augenblicke! —

„Als Zarathustra die Menschen verlassen hat, kehrt er
zu sich zurück. Wie eine Wolke weicht es von ihm. Typus,
wie der Übermensch leben muß, wie ein epikurischer Gott. —

„Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muß! —
es kommt auf das Tempo an: die Griechen bewunderungs-
würdig, ohne Hast, — meine Vorfahren Heraklit, Empedokles,
Spinoza, Goethe. —

„Meine Aufgabe: die Menschheit zu Entschlüssen zu drängen,
die über alle Zukunft entscheiden! Höchste Geduld und Vorsicht;
den Typus solchen Menschen zeigen, welche sich diese Aufgabe
stellen dürfen!

„Ich lehre: daß es höhere und niedere Menschen giebt, und
daß ein Einzelner ganzen Jahrtausenden unter Umständen ihre
Existenz rechtfertigen kann — das heißt ein voller, reicher, großer,
ganzer Mensch in Hinsicht auf zahllose unvollständige Bruch-
stück-Menschen. —

„Im Theages Plato's steht es geschrieben: jeder von uns möchte Herr womöglich aller Menschen sein, am liebsten Gott. Diese Gesinnung muß wieder da sein. —

„Jene ungeheure Energie der Größe zu gewinnen, um durch Züchtung und andererseits durch Vernichtung von Millionen Mißrathener den zukünftigen Menschen zu gestalten und nicht zu Grunde zu gehn an dem Leid, das man schafft, und dessen Gleichen noch nie da war! —

„Die Erziehung zu jener Herrscher-Tugend, welche auch über sein Wohlwollen und Mitleiden Herr wird, — der großen Züchter-Tugend („seinen Feinden vergeben“ ist dagegen Spielerei). Den Affect des Schaffenden auf die Höhe bringen, — nicht mehr Marmor behauen! — Die Ausnahme- und Macht-Stellung jener Wesen (verglichen mit der der bisherigen Fürsten): der römische Cäsar mit Christi Seele. —

„Seelengröße nicht zu trennen von geistiger Größe. Denn sie involvirt Unabhängigkeit; aber ohne geistige Größe soll diese nicht erlaubt sein, sie richtet Unfug an, selbst noch durch Wohlthun-wollen und „Gerechtigkeit“ üben. Die geringen Geister haben zu gehorchen, — können also nicht Größe haben.“ —

„a) Im Gesamt-Geschick der Menschheit herrscht absolut der Zufall, aber die Zeit kommt, wo wir Ziele haben müssen!

b) Die Ziele sind nicht da, die Ideale widersprechen sich — sie sind Consequenzen viel engerer Verhältnisse und auch aus zahllosen Irrthümern geboren. Kritik der Werthe — Selbstzersehung der Moral. NB. Der höchste Mensch als Abbild der Natur zu concipiren: ungeheurer Überfluß, ungeheure Vernunft im Einzelnen, als Ganzes sich verschwendend, gleichgültig dagegen.

c) Bisheriges Mißverständniß der Kunst: sie schaute rückwärts. Aber sie ist die Ideal-bildende Kraft, — das Sichtbarwerden der innersten Hoffnungen und Wünsche. —

„Glück ist nicht das Ziel, sondern eine ungeheure Kraft im Menschen und in der Menschheit will sich ausgeben, will schaffen; es ist eine fortwährende Kette von Explosionen, die keineswegs das Glück zum Ziel haben. —

„Wo Lebendiges ist, da giebt es plötzliche Explosionen von Kraft: das subjective Gefühl ist dabei ‚freier Wille‘. Die Zahl und die Mächtigkeit dieser Explosionen bestimmt zunächst den

Werth eines Lebendigen: dann die diesen Explosionen gegebene Richtung. —

„Das Nachdenken über ‚Freiheit und Unfreiheit des Willens‘ hat mich zu einer Lösung dieses Problems geführt, die man sich gründlicher und abschließender gar nicht denken kann, — nämlich zur Beseitigung des Problems, vermöge der erlangten Einsicht: es giebt gar keinen Willen, weder einen freien noch einen unfreien.

„Unter gewissen Umständen folgt auf einen Gedanken eine Handlung: zugleich mit dem Gedanken entsteht der Affect des Befehlenden, — zu ihm gehört das Gefühl von Freiheit, das man gemeinhin in den „Willen“ selbst verlegt (während es nur eine Begleiterscheinung des Wollens ist).

„Alle physiologischen Vorgänge sind darin gleich, daß sie Kraftauslösungen sind, welche, wenn sie in das Sensorium commune gelangen, eine gewisse Erhöhung und Verstärkung mit sich führen: diese, gemessen an drückenden, lastenden Zuständen des Zwangs, werden als Gefühl der ‚Freiheit‘ ausgedeutet.

„Der unfreie Wille ist Mythologie: im wirklichen Leben handelt es sich nur um starken und schwachen Willen. —

„Ringkampf um die Verwendung der Macht, welche die Menschheit repräsentirt! Zarathustra ruft zu diesem Ringkampfe auf. —

„Der große Mensch fühlt seine Macht über ein Volk, sein zeitweiliges Zusammenfallen mit einem Volke oder einem Jahrtausende: diese Vergrößerung im Gefühl von sich als causa und voluntas wird mißverstanden als ‚Altruismus‘;

es drängt ihn nach Mitteln der Mittheilung: alle großen Menschen sind erfinderisch in solchen Mitteln. Sie wollen sich hineingestalten in große Gemeinden, sie wollen Eine Form dem Vielartigen, Ungeordneten geben, es reizt sie das Chaos zu sehn und zu gestalten.“ —

„Der Mensch hat, im Gegensatz zum Thier, eine Fülle gegensätzlicher Triebe und Impulse in sich großgezüchtet: vermöge dieser Synthesis ist er der Herr der Erde. — Moralen sind der Ausdruck lokal beschränkter Rangordnungen in dieser vielfachen Welt der Triebe: sodasß an ihren Widersprüchen der Mensch nicht zu Grunde geht. Also ein Trieb als Herr, sein

Gegentrieb geschwächt, verfeinert, als Impuls, der den Reiz für die Thätigkeit des Haupttriebes abgiebt. Der höchste Mensch würde die größte Vielheit der Triebe haben, und auch in der relativ größten Stärke, die sich noch ertragen läßt. In der That: wo die Pflanze Mensch sich stark zeigt, findet man die mächtig gegen einander treibenden Instincte (z. B. Shakespeare), aber gebändigt. —

„Jene gesetzgeberischen und tyrannischen Geister, welche im Stande sind, einen Begriff festzusetzen, festzuhalten, Menschen mit dieser geistigen Willenskraft, welche das flüchtigste, den Geist für lange Zeit zu versteinern und beinahe zu verewigen wissen, sind befehlende Menschen im höchsten Sinne: sie sagen ‚Ich will Das und Das gesehen wissen! Ich will es genau so! Ich will es dazu, und nur dazu!‘ — Diese Art gesetzgeberischer Menschen hat nothwendig zu allen Zeiten den stärksten Einfluß ausgeübt: ihnen verdankt man alle typischen Ausgestaltungen des Menschen: sie sind die Bildner — und der Rest (die Allermeisten in diesem Falle —) sind gegen sie gehalten nur Thon. —

„Rangordnung: der die Werthe bestimmt und den Willen von Jahrtausenden lenkt, dadurch, daß er die höchsten Naturen lenkt, ist der höchste Mensch. —

„Ich schreibe für eine Gattung Menschen, welche noch nicht vorhanden ist: für die ‚Herren der Erde‘. —

„Es wird von nun an günstigere Vorbedingungen für umfangliche Herrschafts-Gebilde geben, deren Gleichen es noch nicht gegeben hat. Und das ist noch nicht das Wichtigste; es ist die Entstehung von internationalen Geschlechts-Verbänden möglich gemacht, welche sich die Aufgabe setzen, eine Herren-Rasse heranzuzüchten, die zukünftigen ‚Herren der Erde‘; — eine neue ungeheure, auf der härtesten Selbst-Gesetzgebung aufgebaute Aristokratie, in der dem Willen philosophischer Gewaltmenschen und Künstler-Tyrannen Dauer über Jahrtausende gegeben wird: — eine höhere Art Menschen, welche sich, Dank ihrem Übergewicht von Wollen, Wissen, Reichthum und Einfluß, des demokratischen Europa's bedienen als ihres gefügigsten und beweglichsten Werkzeuges, um die Schicksale der Erde in die Hand zu bekommen, um am ‚Menschen‘ selbst als Künstler zu gestalten. Genug, die Zeit kommt, da man über Politik umlernen wird.“ — —

Der Plan zu dem philosophisch-theoretischen, seine Gesamtanschauung umfassenden Werk, nahm im Sommer 1884 feste Gestalt an. Er schreibt an Peter Gast:

„Ich bin überdies mit den Haupt-Aufgaben dieses Sommers, wie ich sie mir gestellt hatte, im Ganzen fertig geworden — die nächsten 6 Jahre gehören der Ausarbeitung eines Schema's an, mit welchem ich meine „Philosophie“ umrissen habe. Es steht gut und hoffnungsvoll damit. Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß es mein ‚Erbauungs- und Ermuthigungs-Buch‘ ist — im Übrigen dunkel und verborgen und lächerlich für Jedermann.“

Das Schema, von welchem er hier schreibt, hatte sich während der vergangenen Monate immer weiter ausgedehnt. Ich glaube, daß der folgende dritte Plan eine ungefähre Vorstellung davon giebt, daß damals bereits die gleichen Themata behandelt werden sollten, die nachher, zwei Jahre später, im „Willen zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe“, nur in anderer Gruppierung und weiter ausgeführt, den Hauptinhalt bilden sollten.

III. „Die ewige Wiederkunft.“

Eine Wahrsagung.

Große Vorrede. Die neue Aufklärung — die alte war im Sinne der demokratischen Heerde: Gleichmachung Aller. Die neue will den herrschenden Naturen den Weg zeigen — inwiefern ihnen (wie dem Staate) Alles erlaubt ist, was den Heerdenwesen nicht freisteht.

Erstes Hauptstück. Die neuen Wahrhaftigen. (Aufklärung in Betreff ‚Wahrheit und Lüge‘ am Lebendigen.)

Zweites Hauptstück. Jenseits von Gut und Böse. (Aufklärung in Betreff ‚Gut und Böse‘.)

Drittes Hauptstück. Die versteckten Künstler. (Aufklärung in Betreff der gestaltenden, umbildenden Kräfte.)

Viertes Hauptstück. Die Selbst-Überwindung des Menschen. (Die Erziehung des höheren Menschen.)

Fünftes Hauptstück. Der Hammer und der große Mittag. (Die Lehre der ewigen Wiederkunft als Hammer in der Hand der mächtigsten Menschen.)“

Im Übrigen nahm er sich vor, an diesem Hauptwerke lange Jahre zu arbeiten und dazu noch die mannichfachsten Studien zu machen. Nur hatte er die für ihn wirklich kindliche Vorstellung, nochmals deswegen Universitäten zu besuchen, schon längst mit heiterer Selbstironie aufgegeben. Wenn er zwei Jahre früher an Rohde von einem eignen Studienplan schreibt und von einem geheimen Ziel, dem sein weiteres Leben geweiht sei, so meinte er schon damals jenes umfassende philosophische Werk, das seine Ideen in ihrem ganzen Umfang und in ihrem Verhältniß zueinander darstellen sollte. Zunächst entstand der Zarathustra, nun sollte noch das große Prosawerk kommen. Seit Anfang September war er von den glücklichsten Empfindungen erfüllt. Er legte sich nicht nur das Schema zurecht, mit dem er seine Philosophie umrissen hatte, sondern er legte sich auch sein ganzes Leben zurecht. Deutlich erkannte er, welchen ungeheuren Werth die Isolation der beiden letzten Jahre für ihn gehabt hatte. Gedanken, die er schon ein Jahr zuvor zur gleichen Jahreszeit in dem an mich gerichteten Briefe (S. 462) ausgesprochen hatte, kehrten in einer noch höheren und sichreren Form wieder. Es kam ihm jetzt die feste Überzeugung, daß dieses Abgetrenntsein von Allen, die er liebte, der einzige Zustand gewesen war, in dem er den Zarathustra schaffen konnte. Die Liebe zu seinen Freunden war die größte Verführung gewesen, ihn von seinem Weg hinwegzulocken, oder seinen Gedanken Schleier überzuwerfen, um sie nicht zu erschrecken, oder gar Ideen hineinzumischen, die den Freunden wohlthun und ihre Ziele verklären sollten. Hatte er sich nicht sein erstes Werk „Die Geburt der Tragödie“ und das darin aufgestellte große griechische Problem, wie es ihm aufgegangen war, vollständig durch die Hineinmischung einer so modernen Erscheinung, wie die der Wagnerischen Musik, verdorben? Und das Alles nur aus Liebe und Verehrung für den theuersten Freund! Man begreift deshalb, daß mein Bruder immer wieder zur Einsamkeit zurückkehrt, obgleich er unter ihr mit seinem der Freundschaft so ergebenen Herzen mehr gelitten hat als sonst Jemand. Die Wahl der Einsamkeit war eine Grundbedingung zur Vollendung seiner Lebensaufgabe und das schwerste Opfer, welches er ihr brachte. Deshalb schreibt er auch: „Ehedem suchte man sein zukünft-

tiges Heil auf Kosten seines gegenwärtigen. So lebt jeder Schaffende in Hinsicht auf sein Werk. Und die große Gesinnung will nun, daß in Hinsicht auf die Zukunft der Menschheit ich auf Kosten gegenwärtigen Behagens lebe.“

Es erscheint Jedermann, der ihn persönlich gekannt hat, ganz unbegreiflich, daß man einen im Verkehr so hinreißend lebenswürdigen Menschen, der seine Größe so rührend zu verbergen wußte, nicht mit Gewalt aus seiner Einsamkeit herausgerissen hat — ach nein, wir ließen ihn allein! Ich habe nur deshalb alle jene kleinlichen, sonderbar verschlungenen Erlebnisse aus den Jahren 1882—84, die uns ihm entfremdeten, so ausführlich erzählt, damit Niemand hinter diesen Entfremdungen etwas Anderes sucht und seiner Phantasie freien Lauf läßt.

Über nicht nur den Werth der Einsamkeit erkannte er in jenen glücklichen Herbsttagen, in welchen ihm so deutlich seine beiden Hauptwerke, das beinah vollendete poetisch-philosophische und das geplante theoretisch-philosophische, vor den Augen des Geistes standen, sondern er erkannte noch vieles Andere. Vor Allem sah er auch in seinem ganzen vergangenen Leben, in allen seinen Erlebnissen, seinen Begabungen und Studien, die merkwürdigste Vorbereitung für seine Lebensaufgabe. Mit welcher Instinctsicherheit war er fast unbewußt auf seiner Bahn vorwärts-geschritten, alle Forderungen, die ihm das Leben stellte, alle Erfahrungen, die ihm daraus erwachsen, alle Leiden, jedes Talent und jede Liebhaberei, Alles, Alles für das eine höchste Ziel vereinigend und ausnutzend! Vergangenheit und Zukunft sah er wunderbar ineinander verknüpft, und eine glückliche abwartende Stimmung erfüllte ihn ganz und gar. Er schreibt an Gast von Sils-Maria aus am 20. September 1884:

„Übrigens hat sich mir die Aufgabe des nächsten Jahrzehnts wundervoll auseinander gelegt — obwohl ich schaudere und staune, wenn ich nach den Kräften frage, die einer solchen Aufgabe genügen könnten. Man muß abwarten und ‚die Schürze aufhalten‘, wenn der Baum von irgend einem Winde geschüttelt wird.“

Er fühlte und wußte jetzt, daß er ein Gesetzgeber der Zukunft sei! Hatte er früher unter dieser Aufgabe und der damit verknüpften ungeheuren Verantwortlichkeit namenlos gelitten und

ihr vielleicht ausweichen wollen (man lese nur im Zarathustra das erschütternde Capitel: „Die stillste Stunde“!), so trug er nun sein Schicksal „mit einer unbeschreiblich milden, festen, entschlossenen und herzlichen Betrachtung aller Dinge“. Die nachfolgende Gedankenreihe zeigt uns, wie sich ihm der Begriff und das Schicksal eines gesetzgebenden Philosophen darstellte.

„Gesetzgeber der Zukunft. — Nachdem ich lange und umsonst mit dem Worte ‚Philosoph‘ einen bestimmten Begriff zu verbinden suchte — denn ich fand viele entgegengesetzte Merkmale —, erkannte ich endlich, daß es zwei unterschiedliche Arten von Philosophen giebt:

1. solche, welche irgend einen großen Thatbestand von Werthschätzungen (logisch oder moralisch) feststellen wollen;

2. solche, welche Gesetzgeber solcher Werthschätzungen sind.

Die Ersten suchen sich der vorhandenen oder vergangenen Welt zu bemächtigen, indem sie das mannigfach Geschehende durch Zeichen zusammenfassen und abkürzen: ihnen liegt daran, das bisherige Geschehen übersichtlich, überdenkbar, faßbar, handlich zu machen, — sie dienen der Aufgabe des Menschen, alle vergangenen Dinge zum Nutzen seiner Zukunft zu verwenden.

„Die Zweiten aber sind Befehlende; sie sagen: ‚So soll es sein!‘ Sie bestimmen erst das ‚Wohin‘ und ‚Wozu‘, den Nutzen, was Nutzen der Menschen ist; sie verfügen über die Vorarbeit der wissenschaftlichen Menschen, und alles Wissen ist ihnen nur ein Mittel zum Schaffen. Diese zweite Art von Philosophen geräth selten; und in der That ist ihre Lage und Gefahr ungeheuer. Wie oft haben sie sich absichtlich die Augen zugebunden, um nur den schmalen Raum nicht sehen zu müssen, der sie vom Abgrund und Absturz trennt: z. B. Plato, als er sich überredete, das ‚Gute‘, wie er es wollte, sei nicht das Gute Plato’s, sondern das ‚Gute an sich‘, der ewige Schatz, den nur irgend ein Mensch, Namens Plato, gefunden habe! In viel größeren Formen waltet dieser selbe Wille zur Blindheit bei den Religionsstiftern: ihr ‚du sollst‘ darf durchaus ihren Ohren nicht klingen wie ‚ich will‘, — nur als dem Befehl eines Gottes wagen sie ihrer Aufgabe nachzukommen, nur als ‚Eingebung‘ ist ihre Gesetzgebung der Werthe eine tragbare Bürde, unter der ihr Gewissen nicht zerbricht.

„Sobald nun jene zwei Trostmittel, das Plato's und das Muhamed's, dahingefallen sind und kein Denker mehr an der Hypothese eines ‚Gottes‘ oder ‚ewiger Werthe‘ sein Gewissen erleichtern kann, erhebt sich der Anspruch des Gesetzgebers neuer Werthe zu einer neuen und noch nicht erreichten Furchtbarkeit. Nunmehr werden jene Auserkornen, vor denen die Ahnung einer solchen Pflicht aufzudämmern beginnt, den Versuch machen, ob sie ihr wie als ihrer größten Gefahr nicht noch ‚zur rechten Zeit‘ durch irgend einen Seitensprung entchlüpfen möchten: zum Beispiel indem sie sich einreden, die Aufgabe sei schon gelöst, oder sie sei unlösbar, oder sie hätten keine Schultern für solche Lasten, oder sie seien schon mit andern näheren Aufgaben überladen, oder selbst diese neue ferne Pflicht sei eine Verführung und Versuchung, eine Abführung von allen Pflichten, eine Krankheit, eine Art Wahnsinn. Manchem mag es in der That gelingen auszuweichen: es geht durch die ganze Geschichte hindurch die Spur solcher Ausweichenden und ihres schlechten Gewissens. Zum meist aber kam solchen Menschen des Verhängnisses jene erlösende Stunde, jene Herbst-Stunde der Reise, wo sie mußten, was sie nicht einmal ‚wollten‘: — und die That, vor der sie sich am meisten vorher gefürchtet hatten, fiel ihnen leicht und ungewollt vom Baume, als eine That ohne Willkür, fast als Geschenk. —“

XXVIII. Capitel.

Der vierte Theil des Zarathustra.

Motto: „Oh meine Seele, nun gab ich dir
Alles und auch mein Letztes, und alle
meine Hände sind an dich leer ge-
worden: — daß ich dich singen
hieß, siehe, das war mein Letztes!“
Zarathustra III.

Wie ich schon in dem Capitel „Zwischenzeiten“ erwähnte, hatten mein Bruder und ich im Herbst 1884 eine Zusammenkunft. Diese herrlichen September- und Octoberwochen, die wir zusammen bei dem köstlichsten Herbstwetter in Zürich, „das in nizzahafter Herrlichkeit strahlte“, verlebt, blieben uns Beiden in einer wahrhaft entzückenden Erinnerung. Noch oft erwähnte Fritz diese Zeit, wo wir das geschwisterliche Zusammensein zum letzten Male mit all dem übermüthigen, sorglosen Frohsinn unserer Jugendzeit genossen. Wir waren ja eigentlich den Jahren nach nicht mehr jung, aber unserm Wesen, unserm Empfinden und unserm Aussehen nach sicherlich. Fritz meinte, indem er seiner ernsthaften Kindheits- und Knabenzeit gedachte: „er wäre spät jung geworden, nun bliebe er es auch länger“. „Warst einst du jung, jetzt bist du besser jung“, sagt er in dem ergreifenden Gedicht „Auf hohen Bergen“, welches in jenem Herbst entstanden ist. (Damals hieß es aber „Einsiedlers Sehnsucht“ und wurde als Brief an Heinrich von Stein gesandt.) Über mich schreibt er unserer Mutter: „Eisbeth, die sich in ihre Jugend mumificirt und für eine ganz junge Dame von höchstens 22 Jahren gehalten wird“. Wir lachten damals so viel, daß ein meinem Bruder bekannter alter General, der in der Pension Neptun neben uns wohnte und durch Podagra an sein Zimmer

gefesselt war, fragen ließ: „wir möchten doch sagen, worüber wir lachten — es klänge so lustig und wirke ansteckend, er möchte gerne mitlachen.“

Ich frage mich noch jetzt: worüber lachten wir denn eigentlich, oft bis zu Thränen? Manchmal über Dinge und Menschen, die Andern gar nicht komisch erscheinen, z. B. über Freiligrath. Wir kauften uns in Zürich seine Gedichte, von welchen wir in einem Buchladen die 38. Auflage fanden. „Den hält also der Deutsche für einen Dichter, denn er kauft seine Verse!“ sagte Fritz mit einem feierlich-komischen Ausdruck. Nun sungen wir gleichfalls an, in Freiligrathscher Manier zu dichten und uns gegenseitig die alltäglichen Erlebnisse, den Kauf einer Theemaschine oder von Wäsche und Stiefeln in dieser pomphaften orientalischen Weise zu erzählen — vielfach mit Fremdwörtern gespickt, die wir um des Reimes willen auch neu erfanden. Der vierte Theil des Zarathustra enthält ein köstliches Zeugniß dieser übermüthigen Stimmung, denn der Gesang des Wandrers und Schattens: „Unter Töchtern der Wüste“ ist damals gedichtet worden. Aber auch noch viele andere Gedichte sind damals entstanden. Er schreibt an Peter Gast, Zürich, 30. September 1884:

„Der Himmel ist nizzahast schön und ein Tag wie der andre. Meine Schwester ist bei mir; angenehmste Art sich wohlzuthun, wenn man sich lange wehgethan hat. Gottfried Keller hat für heute mit mir eine Zusammenkunft verabredet. Ich habe den Kopf voll der ausgelassensten Lieder, die je durch den Kopf eines Lyrikers gelaufen sind. Zusammen mit Ihrer Partitur*) gab es einen Brief von Stein, der mir zu all den guten Dingen dieses Jahres als ein kostbares Geschenk, nämlich als ein neuer echter Freund, geschenkt worden ist.

„Kurz — seien wir voller Hoffnungen, oder um mich besser mit Worten des alten G. Keller auszudrücken:

Trinkt, oh Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!“

Diese frohe, starke, ja übermüthige Stimmung beherrschte ihn den ganzen Herbst und Winter 1884/85, und so entstanden nicht nur in Zürich, sondern auch in Mentone, wohin er Ende

*) Partitur zur Ouvertüre von Gast's Oper: Der Löwe von Venedig.

October übersiedelte und in der Pension des Étrangers wohnte, eine Fülle seiner schönsten, hochgemuthetsten Gedichte. Das Tanzlied „An den Mistral“ ist damals gedichtet worden und mit nachfolgenden Zeilen an Peter Gast geschickt: Mentone, d. 22. Nov. 1884. „Hier, mein lieber Freund Gast, ist Etwas, das Ihnen gehören soll, wenn es jenen großen erhaben-ausgelassenen Orchester-Tanz, der in Ihnen schlummert, zum Aufwachen bringt — einen Tanz für großes Orchester, das gut brüllen und brausen kann! Sie können das Lied als Vorrede (oder wie man sonst sagte, als „Programm“) gebrauchen — nämlich für den Fall einer Veröffentlichung Ihrer Musik.“

Mein Bruder hatte in jenem Herbst 1884 seinen hohen, stolzen Muth wiedergewonnen, seine Gesundheit war ausgezeichnet, die peinlichen Erlebnisse waren überwunden und des Sieges froh blickte er in die Zukunft, von welcher er wußte, daß sie unter seinem Zeichen stehen würde. Mich dünkt, daß der vierte Theil des Zarathustra von dieser siegreichen Stimmung erfüllt ist.

Nach der Vollendung des dritten Theiles des Zarathustra hatte der Autor, wie schon erwähnt, längere Zeit das Werk als abgeschlossen betrachtet, denn wie wir aus den Aufzeichnungen und Briefen sehen, sollte der Zarathustra ursprünglich mit jenem Hohenlied auf die ewige Wiederkunft schließen. Immerhin finden sich aus dem Winter 1885/84 Pläne zu einer Fortsetzung des Zarathustra, die aber mit dem jetzigen IV. Theil nichts zu thun hat. Einer jener Pläne, der am deutlichsten die Absichten des Dichters verräth, folgt hier:

„Plan zu einer Fortsetzung des Zarathustra
aus dem Winter 1885/84.

1. Die Einladung.
2. Der Sieges-Zug. Die Peststadt. Der Scheiterhaufen (die alte Cultur verbrannt).
3. Das Frühlingsfest mit Chören.
4. Rechenschaft vor Zarathustra: „was thatet ihr?“ (erfindet ihr?) — Art der Gemeinschaft (wie in Corsica).
5. Wohn-Orte.
6. Kriege und Ringkämpfe.
7. Der neue Adel.

8. Die Versuche (mit den Bösen, ‚Strafen‘ u. s. w.).
9. Das Weib im Weibe erlösen.
10. Die Sklaven (Bienenstöcke). Ruhe ertragen lernen. Mehr Maschinen. Umgestaltung der Maschine in's Schöne.
11. Die Zeit zur Einsamkeit. Eintheilung des Tages.
12. Die lange Jugend und die Verwandlungen.
— Darauf die großen Reden Zarathustra's, gleich Gebeten.
13. Die Heiligung des Lachens. Zukunft des Tanzes. Sieg über den Geist der Schwere.
14. Die Unschuld des Werdens.
15. Die Weihung des Kleinsten.
16. Das Zerbrechen der Tafeln.
17. Die Erlösung der Bösen.
18. Das Heraufbeschwören des Feindes.
19. Die neuen Könige; — als Vorbild: Lehrer.
20. Das ewige ‚Ich‘ und seine Heiligung. Seligsprechung der Triebe. Determinismus und seine Lösung. Es giebt keine Moral und absolute Verantwortlichkeit; wir setzen sie für uns an.
21. Entscheidender Moment: Zarathustra fragt die ganze Masse am feste: ‚Wollt ihr das Alles noch einmal?‘ — Alles sagt ‚Ja!‘ Er stirbt vor Glück dabei. — (Ahnungsvoll, heiter, schauerlich.) (Der Himmel heiter, tief; tiefste Stille; die Thiere um Zarathustra; er hat das Haupt verhüllt, die Arme über die Felsplatte gebreitet, — scheint zu schlafen. Der heulende Hund. Furchtbare Stille; etwas Leuchtendes geht ihnen allen über ihre Gedanken weg.) — Den Schluß bilden die Reden der Gelobenden an seiner Leiche.
Die Gelobenden.
22. u. s. w. Der große Mittag als Wendepunkt, — die zwei Wege. Der Hammer zur Überwältigung des Menschen: höchste Entfaltung des Individuums, sodaß es an sich zu Grunde gehen muß (und nicht, wie bisher, an Diätfehlern!). — Was Glück!
Der Schaffende als der Selbst-Vernichter. Schöpfer aus Güte und Weisheit. Alle bisherige Moral überboten!
Zuletzt die Gelöbnisse, — furchtbare Schwüre!“

Damals wurde dieser Plan bei Seite gelegt, erscheint aber seinem Inhalte nach nochmals späterhin in ähnlicher Form als ein neues drei- oder viertheiliges Zarathustra-Werk. Die Monate Februar bis zum Schluß des September 1884 brachten ihm eine Fülle anderer Gedankengänge. Wir sahen, daß er zunächst schwankte, ob er seine Philosophie der ewigen Wiederkunft in einem prosaischen oder in einem rhytmischen, dem Zarathustra angegliederten Werk behandeln sollte. Schließlich aber nahm ihn der Plan des philosophisch-theoretischen Prosa-werkes, der sich immer mehr ausdehnte, vollständig in Anspruch. Erst im September 1884, als wir zusammen in Zürich waren, äußerte er die Absicht, den Zarathustra fortzusetzen. Damals begannen die Unannehmlichkeiten mit dem Verleger Schmeizner eine schärfere Form anzunehmen. Mein Bruder hatte Veranlassung, eine Klage auf Herausgabe von Honorar und dergl. gegen ihn einzureichen, und als er von Zürich nach Mentone für kurze Zeit übergesiedelt war und dort die Arbeiten an der Fortsetzung des Zarathustra sehr gefördert wurden, er also dem Gedanken an einen andern Verleger näher treten mußte, schreibt er mir von dort aus:

„Ich — für mein Theil — will durch die Klage vor Allem das erreichen, daß Sch. meine Schriften so schnell als möglich verkauft: ich habe mich in Zürich (mit Hülfe des Lese-Museums) überzeugt, daß diese Schriften in seinem Winkel gleichsam verfaulen: seit langem ist mein Name in den sämtlichen wissenschaftlichen Zeitschriften des In- und Auslandes nicht mehr genannt worden (dies privatissime unter uns!). Er sendet keine Redactions-Exemplare, er macht keine Anzeigen u. s. w.

„Die Hauptsache ist nun: ein guter Verleger, womöglich Breitkopf und Härtel in Leipzig, oder etwas der Art. Jener Oppenheim soll zuverlässig und thätig sein. Wenn Du einmal nach Leipzig reisen könntest, giebt es nicht die Möglichkeit, mit Herrn Härtel zu sprechen? Oder sollte ich auf den alten Engelmann zurückkommen, der seiner Zeit (als ich jung war) sich mir als Verleger angeboten hat? Vielleicht lebt er nicht mehr; dann aber der Sohn. (Das gute Buch von W. H. Kolph ‚biologische Probleme‘ ist da erschienen, Leipzig, Wilhelm Engel-

mann.) — Nämlich: wenn Alles gut geht, habe ich im Januar einen Verleger und Drucker für den 4. Zarathustra nöthig. Bis dahin muß also der Verkauf gemacht sein, denn ich bringe keinen Verleger dazu, den 4. Theil zu drucken, wenn nicht die drei ersten in seinen Händen sind. Von diesem 4. Theil ist kluger Weise bei allen Verhandlungen über Verkauf u. s. w. zu schweigen, ebenso von dem nunmehr unvermeidlichen fünften und sechsten Theile (es hilft nichts, ich muß meinem Sohne Zarathustra erst zu seinem schönen Tode verhelfen, er läßt mir sonst keine Ruhe).

„Schreibt, meine Lieben, schöne erheiternde Dinge, daß mir Alles wohlgerathe.

„Mentone ist etwas Herrliches. Schon habe ich acht Spaziergänge entdeckt. Jetzt darf niemand Bekanntes in meine Nähe kommen: ich bedarf dieser absoluten Stille.“

Wir sehen aus diesem Brief, daß er damals die Absicht hatte, noch einen vierten, fünften und sechsten Theil des Zarathustra zu schreiben. Wenn er nun diese Theile, vielleicht aus jenem oben angeführten praktischen Grunde, nämlich eines neuen Verlegers wegen, zuweilen auch mit I, II und III bezeichnet, so daß es ein neues Zarathustra-Werk gebildet hätte, so würde doch der Inhalt der einzelnen Theile, wie aus den Aufzeichnungen ziemlich deutlich hervorgeht, sich ungefähr gleich geblieben sein. Also der geplante IV. oder I. Theil war fast identisch mit dem Inhalt des heutigen IV. Theils, der folgende sollte die Schilderung des großen Mittags enthalten, und der letzte die Erzählung von dem Tode Zarathustra's und dessen Wirkung auf seine den höchsten Gelöbnißten und Schwüren sich weihenden Jünger. Wir bemerken, daß im weiteren Verlauf der Gedankengang der gleiche bleibt, wie in dem vorhergehenden Plane.

Wenn nun auch die Aufzeichnungen nur Andeutungen geben, so begreifen wir doch nach den im vorigen Capitel mitgetheilten Gedankengängen, daß vorzüglich ein Punkt in der Fortsetzung oder in dem neuen Zarathustra-Werk erörtert werden sollte: „Wer soll der Erde Herr sein?“ Das ist der Refrain seiner praktischen Philosophie. Er sah überall, daß man jetzt den Sklaven, den kleinsten Menschen, die Heerde, zum Herrn gemacht hatte. Es war also zunächst nöthig, die bereits bestehen-

den Typen höherer Menschen zu prüfen und zu fragen, weshalb sie ihre Herrschaft verloren haben?

„Im ersten Theil ist der Verfall und seine Nothwendigkeit klar zu machen. Inwiefern der Slave Herr geworden ist, ohne die Tugenden der Herren zu haben. Der Adel ohne das Fundament der Abkunft und Reinhaltung. Die Monarchen, ohne die ersten Menschen zu sein.“

Wir sehen deshalb, daß in allen Plänen zu diesem IV. oder I. Theil sich die Vertreter der höheren Menschen zu Zarathustra begeben. Immerhin sind einige seiner Absichten in dieser Beziehung doch nicht so ausgeführt worden, wie er sie in seinen Aufzeichnungen geplant hatte. Es folgt hier eine Zusammenstellung solcher für den IV. Theil des Zarathustra bestimmten Niederschriften, die uns sagen, was der Autor uns in diesem Theil besonders deutlich machen wollte.

„Im vierten Theil ist nöthig: genau zu sagen, weshalb jetzt die Zeit des großen Mittags kommt: also eine Zeitschilderung, durch die Besuche gegeben, aber interpretirt von Zarathustra.“

„Im vierten Theil ist nöthig: genau zu sagen, weshalb das ‚ausgewählte Volk‘ erst geschaffen werden mußte: — es ist der Gegensatz der wohlgerathenen höheren Naturen zu den mißrathenen (durch die Besucher charakterisirt): nur an diese kann sich Zarathustra über die letzten Probleme mittheilen, nur ihnen kann er die Thätigkeit zu dieser Theorie zumuthen (sie sind stark und gesund und hart genug dazu, vor allem edel genug!) und ihnen den Hammer über die Erde in die Hand geben.“

Es ist also zu schildern:

1. Die äußerste Gefahr des höheren Typus (wobei Zarathustra an sein erstes Auftreten erinnert).
2. Die Guten nehmen jetzt gegen den höheren Menschen, gegen die Ausnahmen, Partei: das ist die gefährlichste Wendung!
3. Die Vereinsamten, Nicht-Erzogenen, Sich-falsch-Erklärenden entarten, und ihre Entartung wird als Gegengrund gegen ihre Existenz empfunden („Genie-Neurose“!).

4. Zarathustra muß erklären, was er gethan hat, als er zur Auswanderung rief nach den Inseln, und wozu er sie besuchte. Sie waren noch nicht reif für seine letzten Offenbarungen.

„Erster Theil. — Das Kleinwerden und Schämen der Mächtigen.

Der Mangel, erhebende Menschen zu sehn.

Die Häßlichkeit der Plebejer.

Der Neid und die Kleinlichkeit des Plebejers.

Der Sieg der moralischen Tartüfferie.

Die Gefahr, daß die Weltregierung in die Hände der Mittelmäßigen fällt.

Das Ersticken aller höheren Naturen.“

„Zarathustra muß seine Jünger zur Erd-Eroberung aufreizen: — höchste Gefährlichkeit, höchste Art von Sieg: ihre ganze Moral eine Moral des Kriegs; — unbedingt siegen wollen.

„Zarathustra: ich nahm euch Alles, den Gott, die Pflicht, — nun müßt ihr die größte Probe einer edlen Art geben. Denn hier ist die Bahn der Ruchlosen offen — seht hin!“

— Das Ringen um die Herrschaft, am Schluß die Heerde mehr Heerde und der Tyrann mehr Tyrann als je.

— Kein Geheimbund! Die Folgen eurer Lehre müssen fürchterlich wüthen: aber es sollen an ihr Unzählige zu Grunde gehen.

— Wir machen einen Versuch mit der Wahrheit! Vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde! Wohlan! —“

Der nachfolgende Plan zu einem vierten Theil des Zarathustra hat für mich etwas tief Ergreifendes. Er schildert so deutlich die persönlichsten Empfindungen meines Bruders, wie er allein, ohne Gebet, aber mit der tiefen Zuversicht auf das Kommen seiner Freunde geduldig und glücklich auf sie wartet. Ach er sendet vergebens auf Kundschaft aus, — sie sind nicht zu ihm gekommen! Vielleicht sah er aber in einer Vision einige jener ausgezeichneten Menschen, die jetzt voller Ehrfurcht den Hügel hinauf zu der Stätte emporsteigen, wo Zarathustra verschied.

„1. Zarathustra seinen Thieren dankend und sie auf Gäste vorbereitend. „Ich bin so übervoll des Glückes und habe

Niemanden, dem ich abgeben, und nicht einmal Den, dem ich danken könnte. So laßt mich euch, meinen Thieren, Dank darbringen.“ Heimliche Geduld des Wartenden und tiefe Zuversicht auf seine Freunde.

2. Die Gäste als Versuchungen, die Einsamkeit aufzugeben. „Ich bin nicht gekommen, den Leidenden zu helfen u. s. w.“

3. Der Einsiedler-Heilige, Fromme.

4. Zarathustra sendet seine Thiere aus auf Kundschaft. Allein, ohne Gebet, und ohne die Thiere. Höchste Spannung!

5. „Sie kommen!“ Als der Adler und die Schlange reden, kommt der Löwe hinzu; — er weint. Abschied für immer von der Höhle.

Eine Art Festzug. Er geht mit den Thieren entgegen, bis zur Stadt. — — —“

Aber alle Versuche, einen Verleger zu finden, der den gesammten Schmeißner'schen Verlag Nietzsche'scher Werke ankaufen sollte, mißglückten, so daß sich mein Bruder entschloß, diesen Theil nur für sich und seine Freunde in 40 Exemplaren auf eigene Kosten, als Manuscript drucken zu lassen. Im Februar 1885 sind die Arbeiten an diesem Theil beendet worden. Die ersten Aufzeichnungen dazu stammten aus Zürich und die Fortsetzung dazu aus Mentone, wo er den größten Theil des November 1884 verlebte. Die Arbeiten daran begannen dann in Nizza (wohin er wiederum übersiedelte, weil ihm Mentone zu sehr als Krankenort erschien) im December von Neuem, erlitten aber einige Unterbrechungen durch allerhand Besuche, die ihm Zeit und Stimmung raubten. Ende Januar wurde die Arbeit wieder aufgenommen und Anfang Februar zu Ende geführt. Er schreibt am 14. Februar 1885 an Peter Gast: „Unter uns gesagt: es giebt etwas Neues als ‚Frucht‘ dieses Winters, aber ich habe keinen Verleger, vor Allem aber gar keine Lust mehr daran, meine Dinge gedruckt zu sehen. Die ungeheure Albernheit, so etwas wie meinen Zarathustra herauszugeben, ohne es nöthig zu haben, ist mir mit entsprechenden Albernheiten vergolten worden: wie es billig war.“ Damals nannte er dieses Werk „Mittag und Ewigkeit“ und den jetzigen IV. Theil: „I. Theil. Die Versuchung Zarathustras.“

Er schreibt nochmals darüber am 21. März an Peter Gast:

„Es kommt vielleicht dieser Tage ein Druckbogen bei Ihnen an: seien Sie nicht ungeduldig, lieber Freund, und helfen Sie mir auch dies Mal noch. Es ist der vierte und letzte Theil von ‚Also s. Z.‘; der Titel, welchen ich Ihnen das letzte Mal brieflich meldete, war eine Verlegenheits-Auskunft in Hinsicht auf meinen neuen Verleger. Damals nämlich suchte ich einen Verleger, und billigerweise hätte ich keinen ‚vierten Theil‘ anbieten können. Für Das, was ich noch zu sagen habe comme poète-prophète, brauche ich eine andere Form als die bisherige; und es war eine harte Sache, mich um eines Verlegers willen zu einem solchen Titel zu entschließen. Genug, ich fand keinen Verleger und drucke nun mein finale auf eigne Kosten. Dafür nur in wenig Exemplaren und nicht für die ‚Öffentlichkeit‘. Bitte, schreiben und sprechen auch Sie nicht davon, daß es einen 4. Z. giebt.“

Auch in andern Briefen aus März und April 1885 bezeichnete er diesen Theil als den vierten und letzten, so daß er damals eine Zeit lang eine directe Fortsetzung des Zarathustra aufgegeben haben muß. Wir finden auch in seinem Notizbuch die Einzeichnung: „Entschluß: Ich will reden und nicht mehr Zarathustra.“ Jedenfalls wollte er in jener Zeit, wenn er den Zarathustra fortsetzte, ein neues Werk beginnen, für das er aber vielleicht, wie er an Peter Gast schreibt, comme poète-prophète eine andere Form brauchte, als die bisherige. Einen Plan zu einem solchen neuen viertheiligen Werke lasse ich hier folgen:

„Mittag und Ewigkeit.

Erster Theil:

Die Heroldsrufe.

Zweiter Theil:

Die Verkündigung.

Dritter Theil:

Die Gelobenden.

Vierter Theil:

Aufgang und Untergang.

* * *

1. Großer Trompeten-Herolds-Lärm. Glück der lauten Töne!

Ich bin jener prädestinirte Mensch, der die Werthe für Jahrtausende bestimmt. Ein Verborgener, ein überallhin-Gebrungener, ein Mensch ohne Freunde, der jede Heimat, jedes Ausruhen von sich gestoßen hat. Was den großen Stil macht: Herr-werden über sein Glück wie sein Unglück: —

2. Mein Geschenk ist erst zu empfangen, wenn die Empfänger da sind: dazu Rangordnung. Die größten Ereignisse werden am spätesten begriffen. — Insofern muß ich Gesetzgeber sein.

3. Die Zeit seines Auftretens: die gefährlichste Mitte, wo es hingehen kann zum ‚letzten Menschen‘, aber auch — — —; charakterisirt durch das größte Ereigniß: Gott ist todt. Nur merken die Menschen noch nichts davon, daß sie nur von ererbten Werthen zehren. Die allgemeine Nachlässigkeit und Vergeudung.

4. — Grundeinsicht: ‚gut‘ und ‚böse‘ wird jetzt als vom Auge des ‚Heerdenthieres‘ betrachtet. Gleichheit der Menschen als Ziel. (Der Eine Gott als Vorbereitung der Heerden-Morall!) Dagegen ich: der Lehrer von der Rangordnung.

5. Führer, Heerde und Isolirte. Die Versucher.
6. Vollständige Menschen und Bruchstücke.
7. Gerathene und Mißrathene.
8. Schaffende und Gestaltete. Kraft-Verschiedenheit.
9. Die Künstler als die kleinen Vollender.
10. Die wissenschaftlichen Menschen als Beschreiber und umfanglichste Organe.
11. Die herrschaftlichen Menschen als Versuche der Züchtung.
12. Die Religionsstifter, als Versuche neuer allgemeiner Werthsetzungen.
13. Das Gefühl der Unvollkommenheit: die Bußfertigen.
14. Der Drang nach einem Vollkommenen hin: die Frommen, die schönen Seelen, die große Sehnsucht.
15. Die Kraft, irgendworin Vollkommenes zu thun: (Handwerks-Meister, Künstler, Beamte, Gelehrte u. s. w.)
16. Die Erde jetzt als Marmor-Werkstätte daliegend: es ist eine herrschende Rasse nöthig, mit unbedingter Gewalt!“ —

Den Privatdruck des IV. Theiles bestimmte mein Bruder zu Geschenken für seine Freunde, und für „Solche, die sich um ihn verdient gemacht hatten“. Nur sieben Exemplare hat er Gelegenheit gehabt unter diesen Gesichtspunkten zu verschenken — so einsam, so unverstanden war er damals. Dieser vierte Theil ist erst Ostern 1892 — drei Jahre nach der Erkrankung des Autors und sieben Jahre nach der ersten privaten Drucklegung — veröffentlicht worden, nachdem die Ärzte erklärt hatten, daß eine Wiederherstellung des Autors ausgeschlossen sei. —

Der Zarathustra ist der Höhepunkt von Dem, was der Dichter Nietzsche jemals geschrieben und erfunden hat. Es ist wohl deshalb richtig, von hier aus einen Rückblick auf seine gesammte dichterische Entwicklung zu werfen. Wir haben schon in dem ersten Band der Biographie gesehen, daß mein Bruder in seiner Kindheit und seinen Jünglingsjahren ein eifriger Dichter war. Schon in seinem 14. Lebensjahr nehmen seine Gedichte Formen an, die bei einigen den Abdruck in der Sammlung „Gedichte und Sprüche“ gerechtfertigt erscheinen lassen. Allerdings befand sich mein Bruder damals, wie er in seiner kindlichen Lebensbeschreibung vom August 1858 sagt, bereits in seiner dritten dichterischen Periode. Ein großer Theil von meines Bruders Jugendgedichten, die aus den Jahren 1858—1864 in reicher Fülle vorhanden waren, sind von ihm verbrannt worden. Was davon überhaupt noch existirt, ist entweder rein zufällig dem Feuer entgangen, oder von mir heimlich weggenommen und aufbewahrt worden, da ich meines Bruders Gedichte, trotz seines späteren, sehr abfälligen Urtheils, aufrichtig bewunderte. Aus den Jahren 1864—1881 sind nur vier oder fünf Gedichte und einige Widmungsverse erhalten, so daß man auf einen langen undichterischen Zwischenraum schließen könnte: aber das Fehlen von dichterischen Productionen aus jener Zeit erklärt sich aus einem andern Grunde. Mein Bruder lebte während dieser Jahre zum größten Theil fern von zu Hause und veranstaltete vor jeder Ferienreise nach der Heimat ein großes „Brandfest“; ein besonders umfangreiches im Jahr 1866, unter dem Einfluß des Schopenhauer'schen Pessimismus. Er schreibt darüber im Sommer 1867: „ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntniß bei einem Jüngling von da an zu datiren, wo er

seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht." Immer wenn der dichterische Geist über ihn kam, liebte er es, in Knittelversen zu sprechen, und diese Lust am Reim ist immer, auch in späteren Zeiten, wie wir aus dem vorher geschilderten Aufenthalt in Zürich sehen, ein Anzeichen gewesen, daß er im Stillen dichterisch Bedeutenderes producirt. Der lustige Knittelvers war gleichsam nur das leichte Schaumgekräusel, das von der tieferen Bewegung des Meeres Zeugniß gab. Liegen nun aus einer solchen Zeit, wo er tagelang geneigt war in heiteren Reimen zu sprechen, keine ernstern dichterischen Productionen vor, so bin ich viel mehr geneigt zu glauben, daß sie vernichtet sind, als daß überhaupt nichts vorhanden gewesen sein sollte.

Mein Bruder betrachtete von der Mitte der sechziger Jahre an bis Anfang der achtziger das Dichten nur als ein Mittel, sich gelegentlich heiter oder sentimental zu äußern. Mit sanftem Spott sah er Verse nur als Allotria an, deren man sich neben den ernstern philosophischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu schämen hätte. Übrigens ergriff ihn die Lust am Dichten nur periodenweise und verließ ihn dann wieder auf längere Zeit.

Wenn ich mir jetzt die Auffassung meines Bruders von seinem eignen Dichten während der Jahre 1866—1881 vergegenwärtige, so kommen mir unwillkürlich die heiter-spöttischen Verse von „Dichters Berufung“ in den Sinn! Ruft dort der Vogel Specht dem Poeten achselzuckend zu: „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter,“ so erkennt der zweifelnde Poet halb mit Lachen, halb mit Beschämung, jedenfalls mit Ironie, daß der Vogel Recht hat, — daß er ein Dichter ist, wenn auch bis dahin ein Dichter wider Willen.

Es ist überraschend zu bemerken, daß mit dem ersten Aufleuchten des Ewigen-Wiederfunftsgedankens sich eine neue dichterische Periode in der Entwicklung meines Bruders zeigt; und zwar beziehen sich seine Dichtungen nicht allein auf Zarathustra-Gedanken, sondern auch auf alles Das, was Dichter sonst zu verherrlichen lieben, — nur die Liebeslieder fehlen. Im Winter 1881/82 schrieb er die Spruchsammlung „Scherz, List und Rache“, und im April, Mai unter dem strahlenden Himmel Messina's dichtete er „Jdyllen aus Messina“, die in den Schmeißner'schen

Monatsheften im Mai 1882 erschienen. In jener Zeit erkannte er wohl, daß einem guten Prosaschriftsteller der warme dichterische Unter- oder Gegenstrom nicht fehlen dürfe. Er schreibt deshalb in einem Aphorismus der fröhlichen Wissenschaft: „Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind, sei es öffentlich oder auch nur im Geheimen und für das „Kämmerlein“; und fürwahr, man schreibt nur im Angesichte der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize bestehen darin, daß beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird; jedes Abstractum will als Schalkheit gegen diese und wie mit spöttischer Stimme vorgetragen sein; jede Trockenheit und Kühle soll die liebliche Göttin in eine liebliche Verzweiflung bringen; oft giebt es Annäherungen, Versöhnungen des Augenblicks und dann ein plötzliches Zurückspringen und Auslachen; oft wird der Vorhang aufgezo gen und grelles Licht hereingelassen, während gerade die Göttin ihre Dämmerungen und dumpfen Farben genießt; oft wird ihr das Wort aus dem Munde genommen und nach einer Melodie abgesungen, bei der sie die feinen Hände vor die feinen Ohrchen hält — und so giebt es tausend Vergnügungen des Krieges, die Niederlagen mitgezählt, von denen die Unpoetischen, die sogenannten Prosa-Menschen, gar nichts wissen: — diese schreiben und sprechen denn auch nur schlechte Prosa!“

Es finden sich in seinen Werken viele an die Adresse der „Dichter“ gerichtete schalkhafte Vorwürfe und selbst leidenschaftliche Anklagen, die aus dem gleichen, oft spöttischen Humor heraus geschrieben sind, mit dem er sich selbst und seine eigenen Eigenschaften zu betrachten vermochte. Jedoch war er sich vollständig bewußt, Dichter zu sein und nicht allein Philosoph und Prosaschriftsteller; deshalb schreibt er an Rohde am 22. Februar 1884: „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenheil aller Dichterei tyrannisirt habe“. In jenen Jahren der Entstehung des Zarathustra wuchs ihm im Geheimen, im Kämmerlein, die seligste Lust des Dichtens, das Selbstbewußtsein und jene himmelstürmende dichterische Kraft, um über Vieles „tausend Meilen hinauszufiegen, was bisher Poesie hieß“. Und

wie mein Bruder Alles, woran er rührte, schöpferisch neu gestaltete und mit der Gluth seiner innersten Erlebnisse erfüllte, so schuf er sich auch, wie wir sahen, die in der höchsten Entzückung des dichterischen Geistes concipirte, mit seinem Herzblut geschriebene neue Sprache des Zarathustra.

Dieses Werk ist gleichsam umrahmt von einer Fülle einzelner dichterischer Productionen, die aus dem Jahre vor dem ersten Theil des Zarathustra und besonders auch aus der Zeit zwischen dem dritten und vierten Theil, aus jenem glücklichen Herbst 1884 stammen. Selbst die Dionysos-Dithyramben gehören ihrer ersten Conception nach in diesen in Zürich und Mentone verlebten Herbst. Immerhin haben erst die späteren Jahre 1886 bis 1888 zunächst weitere Pläne und schließlich ihre Vollendung gebracht. Mein Bruder empfand diese Dithyramben so eng mit dem Zarathustra verbunden, daß er sie die „Lieder Zarathustra's“ nannte, „welche er sich selber zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge“.

Blicken wir nun auf diese dreißig Jahre dichterischer Entwicklung zurück, so ergreift uns tiefe Wehmuth. Ach wie mein Bruder doch immer derselbe geblieben ist, an denselben Dingen gelitten hat, sich auf dieselbe Weise über die Bitternisse des Lebens zu trösten suchte und nach denselben Idealen drängte! Wie finden wir vom Anfang bis zum Ende das Gefühl der Vereinsamung, der Heimatlosigkeit, die innige persönliche Beziehung zur Natur, eine eigenartig musikalisch-lyrische Stimmung, die Sehnsucht nach dem verstehenden Freunde, den Schmerz, losgelöst zu sein von Allem, was sonst die Menschen lieben, ersehnen, ehren, fürchten und als beglückend empfinden; — wie sucht er den schwermüthigen Untergrund seiner Natur, alle bitteren und traurigen Erlebnisse durch schalkhafte Ironie, durch allerhand Scherze, selbst in derber Form, zu verhüllen und sich erträglicher zu machen — und wie entfaltet sich immer stärker und machtvoller der Zug und Flug nach der Höhe, wie wächst von Jahr zu Jahr die Seligkeit des eignen Glückes, des einsamen Höhenglückes! — bis er den Gipfel: „Also sprach Zarathustra“ erreichte. Wie liebte er aber auch dieses Werk, wie erschütterte es ihn, diesen Gesang seiner eignen Seele zu hören: „Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine

halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden.“ Die Gestalt des Zarathustra ist das Höchste, was der Dichter geschaffen hat, es ist ein Typus ewiger Schönheit, göttlicher Weltverklärung, — der Übermensch selbst. So empfand ihn der Dichter und schreibt im *Ecce homo*:

„Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff ‚Übermensch‘ ward hier höchste Realität, — in einer unendlichen Ferne liegt alles Das, was bisher groß am Menschen hieß, — unter ihm. Das Halkyonische, die leichten Füße, die Allgegenwart von Bosheit und Übermuth und was sonst Alles typisch ist für den Typus Zarathustra, ist nie geträumt worden als wesentlich zur Größe. Zarathustra fühlt sich gerade in diesem Umfang an Raum, in dieser Zugänglichkeit zum Entgegengesetzten als die höchste Art alles Seienden; und wenn man hört, wie er diese definiert, so wird man darauf verzichten, nach seinem Gleichniß zu suchen.

— die Seele, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann,

die umfanglichste Seele, welche am weitesten in sich laufen und irren und schweifen kann,

die nothwendigste, welche sich mit Lust in den Zufall stürzt,

die seiende Seele, welche in's Werden, — die habende, welche in's Wollen und Verlangen will —,

die sich selber fliehende, welche sich selber in weitesten Kreisen einholt,

die weiseste Seele, welcher die Narrheit am süßesten zuredet,

die sich selber liebendste, in der alle Dinge ihr Strömen und Widerströmen und Ebbe und Fluth haben — —

„Aber das ist der Begriff des Dionysos selbst. — Eben dahin führt eine andre Erwägung. Das psychologische Problem im Typus des Zarathustra ist: wie Der, welcher in einem unerhörten Grade Nein sagt, Nein thut, zu Allem, wozu man bisher Ja sagte, trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes sein kann; wie der das Schwerste von Schicksal, ein Verhängniß von Aufgabe tragende Geist trotzdem der leichteste und

jenseitigste sein kann, — Zarathustra ist ein Tänzer —; wie Der, welcher die härteste, die furchtbarste Einsicht in die Realität hat, welcher den ‚abgründlichsten Gedanken‘ gedacht hat, trotzdem darin keinen Einwand gegen das Dasein, selbst nicht gegen dessen ewige Wiederkunft findet, vielmehr einen Grund noch hinzu, das ewige Ja zu allen Dingen selbst zu sein, ‚das ungeheure unbegrenzte Ja-und-Amen-sagen‘ . . . ‚In alle Abgründe trage ich noch mein segnendes Jasagen‘ . . . ‚Über das ist der Begriff des Dionysos noch einmal.“

Immer wieder kehrten seine Gedanken und sein Entzücken, vorzüglich in seinen letzten persönlichen Aufzeichnungen im *Ecce homo* zum Zarathustra zurück:

„Innerhalb meiner Schriften steht für sich mein Zarathustra. Ich habe mit ihm der Menschheit das größte Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dies Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das eigentliche Höhenlust-Buch — die ganze Thatsache Mensch liegt in ungeheurer ferne unter ihm —, es ist auch das tiefste, das aus dem innersten Reichthum der Wahrheit heraus geborene, ein unerschöpflicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen. Hier redet kein Prophet, keiner jener schauerlichen Zwitter von Krankheit und Willen zur Macht, die man Religionsstifter nennt. Man muß vor Allem den Ton, der aus diesem Munde kommt, diesen halyonischen Ton, richtig hören, um dem Sinn seiner Weisheit nicht erbarmungswürdig Unrecht zu thun. Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen; Gedanken, die mit Taubenzüßgen kommen, lenken die Welt“ —

Die Feigen fallen von den Bäumen, sie sind gut und süß; und indem sie fallen, reißt ihnen die rothe Haut. Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.

Also, gleich Feigen, fallen euch diese Lehren zu, meine Freunde: nun trinkt ihren Saft und ihr süßes Fleisch! Herbst ist es umher und reiner Himmel und Nachmittag —

„Hier redet kein Fanatiker, hier wird nicht ‚gepredigt‘, hier wird nicht Glauben verlangt: aus einer unendlichen Lichtfülle und Glückstiefe fällt Tropfen für Tropfen, Wort für Wort, — eine zärtliche Langsamkeit ist das Tempo dieser Reden. Der-

gleichen gelangt nur zu den Auserwähltesten; es ist ein Vorrecht ohne Gleichen, hier Hörer zu sein; es steht Niemandem frei, für Zarathustra Ohren zu haben. . . . Ist Zarathustra mit Alledem nicht ein Verführer? . . . Aber was sagt er doch selbst, als er zum ersten Male wieder in seine Einsamkeit zurückkehrt? Genau das Gegentheil von dem, was irgend ein ‚Weiser‘, ‚Heiliger‘, ‚Welt-Erlöser‘ und anderer décadent in einem solchen Falle sagen würde. . . . Er redet nicht nur anders, er ist auch anders. . . .

„Allein gehe ich nun, meine Jünger! Auch ihr geht nun davon und allein! So will ich es.

„Geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht betrog er euch.

„Der Mensch der Erkenntniß muß nicht nur seine Feinde lieben, er muß auch seine Freunde hassen können.

„Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?

„Ihr verehrt mich: aber wie, wenn eure Verehrung eines Tages umfällt? Hütet euch, daß euch nicht eine Bildsäule erschlage!

„Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen: aber was liegt an allen Gläubigen!

„Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thut alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben.

„Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst, wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren. . . .“

XXIX. Capitel.

Weib, Liebe und Ehe.

Motto: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern
hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!“
(Zarathustra I.)

Ein Verehrer meines Bruders sagte mir einmal, daß kein heiliges Buch der ganzen Welt solche herrliche Worte über die Ehe enthielte wie der Zarathustra. Überhaupt habe die Ehe durch ihn eine Weihe, eine Höhe der Auffassung erhalten, wie sie vordem nie gehabt habe. „Und dennoch“, fiel ihm eine ältere Dame in's Wort, „war Nietzsche ein solcher Frauenfeind!“ — Ich war damals erst kurze Zeit aus dem Ausland wieder nach Deutschland zurückgekehrt und hörte überall Urtheile über Nietzsche, die ich gar nicht begreifen konnte; aber das Wort „Frauenfeind“ schien mir doch eines der verwunderlichsten zu sein. Das Thema dünkt mich schwerwiegend genug, um ein Capitel der Stellung meines Bruders zu Weib, Liebe und Ehe zu widmen und dadurch den Fortgang der Biographie zu unterbrechen.

Es ist richtig, daß er niemals begeisterte Reden auf „das deutsche Weib“ gehalten hat, dazu war er wohl von Jugend auf ein zu guter Europäer; auch hat er in den wichtigsten Jünglingsjahren Schopenhauers wüste Reden gegen das weibliche Geschlecht kennen gelernt, die gerade deshalb tiefen Eindruck auf ihn machten, weil damals seine Kenntniß in dieser Hinsicht gering war. So gehörte nun Alles, außerhalb des ihm bekannten Kreises, zu den Schopenhauer'schen Weibern. Übrigens die Hand auf's Herz, liebe deutsche Mitschwester, das von den Dichtern verherrlichte deutsche Weib ist etwas recht Seltenes! Mein Bruder

hat nur einen Typus als den zu verherrlichenden anerkannt: den der deutschen Landedelfrau, und ich schließe mich diesem Geschmack vollständig an. Diese Frauen, die mit dem ruhigen Selbstbewußtsein und den Formen der guten Rasse das umfangreiche Gebiet ihres Hauswesens beherrschen, die durch Gesundheit, Natürlichkeit, frohen Lebensmuth und thatkräftige Frömmigkeit einen so erfreulichen Anblick gewähren, geben sicherlich die beste Vorstellung vom deutschen Weibe. Doch verschwieg sich mein Bruder nicht, daß andere Nationen ebensolche eigenartige Typen, vielleicht auf andern Gebieten, besitzen, daß aber das vollkommene Weib, das allein der Anbetung würdig sei, etwas überaus Seltenes sei und vielleicht nur im Kopfe des Mannes existire. Verfolgen wir seine Aussprüche über die Frauen durch eine Reihe von Jahren, um uns seine Gedanken klar zu machen.

Aus der Jugendzeit meines Bruders ist mir unlängst noch ein anmuthiges Dokument zur Hand gekommen, das seine damalige Stellung zu dem weiblichen Geschlecht gut zum Ausdruck bringt. Fräulein Mathilde Maier in Mainz wollte sich im Frühjahr 1874, als die Bayreuther Angelegenheit so schwankend schien, an die deutschen Frauen wenden, um sie aufzufordern, Richard Wagner bei seinem so schwierigen Unternehmen beizustehen. Sie bat nun meinen Bruder ihr einen Aufruf zu verfassen. Er antwortete:

[Basel, 11. März 1874.]

„Verehrtes Fräulein!

„Sie gaben mir wieder einen Beweis von hochzuschätzender persönlicher Theilnahme; wie sehr muß ich gerade deshalb bedauern, Ihrem für mich so ehrenvollen Anliegen mit einem Nein zu entgegnen. Nein, das kann ich nicht! Im Namen der Frauen das Wort zu führen ist mir versagt; was ich Ihnen allerdings auf indirecte Weise sogar demonstrieren kann. Lesen Sie den mitfolgenden Mahnruf*) an das deutsche Volk, den ich vorigen Herbst geschrieben habe. So und nicht anders empfinde ich in dieser Sache, so und so stark spreche ich, wenn ich einmal sprechen muß — freilich zu stark selbst für Männer, wie der Erfolg mich damals belehrt hat. Die Vertreter der Wagner-Vereine, die in

*) Biographie II, Seite 219 ff.

Bayreuth zusammenkamen, wagten nicht, ihre Namen unter diesen Aufruf zu setzen. Milder über die Sache zu denken habe ich inzwischen nicht gelernt, und die schöne frauenhafte Milde, die Ihrem Geschlecht auch in harten und verzweifelten Lagen ansetzt, ist dem meinigen versagt.

„Also Verzeihung, wenn ich einfach sage ‚ich kann nicht‘. . .

„Übrigens: glauben Sie an die sogenannte ‚deutsche Frau‘, daß Sie es wagen würden, sich an sie zur Unterstützung unserer Bayreuther Wunderhoffnungen zu wenden? Glauben Sie? Ich glaube nur an einzelne Individuen, zweifle aber — sträflicher Weise — an Allem, was in Zeitungen und Zeitromanen als ‚deutsches Weib‘ glorificirt wird.“

Es ist bedauerlich, daß er sich nicht im Zusammenhang über „das Weib“ ausgesprochen hat. Er hat einmal Anfang der achtziger Jahre die Absicht gehabt, eine Schrift über dies Thema zu schreiben, vielleicht hat er aber selbst gefunden, daß ihm als Junggeselle doch nicht eine genügende Kenntniß zur Seite stünde; wenigstens sagte er einmal zu mir: „Über das Weib sollten eigentlich nur Ehemänner schreiben.“ [Hierzu bemerkte ein Ehemann schwermüthig-spöttisch: „Ach Gott, wie naiv!“] In seinen Manuscripten findet sich jedoch noch der Plan zu dieser leider nicht ausgeführten Schrift:

1. „Die weibliche Beurtheilung der Affecte, der einzelnen Tugenden und Laster von Mann und Weib.
Weib und Arbeit.
Weib und Staat.
Weib und Ruhm.
2. Das weibliche Urtheil und der Glaube des Weibes in Betreff seines Urtheils.
3. Die verkehrte Wirklichkeit und
4. die Unwirklichkeit, welche ein Weib sich verpflichtet fühlt als wahr zu behaupten.
5. Die Verführung der Andern zur guten Meinung über sich, und das Sich-Beugen vor dieser Meinung als einer Autorität.
6. Tempo der weiblichen Affecte.
7. Schwangerschaft als der Cardinalzustand, welcher allmählich das Wesen des Weibes überhaupt gestaltet hat.
Relation aller weiblichen Denk- und Handlungsweisen dazu.

8. Die Pflege der Kinder — theils zurückbildend, theils allzu- sehr entkündlichend. Weiblicher Rationalismus.
9. Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Herrschsucht.
10. Das weibliche Gefühl der Vollkommenheit — im Dienen und Gehorchen.
11. Was als unweiblich empfunden wird. Geschichte.
12. Verneinen, zerstören, hassen, sich rächen: warum das Weib darin barbarischer ist als der Mann.
13. Sinnlichkeit von Mann und Frau verschieden.“

Daß aus diesem Gedankengang eine blinde Verehrung für das weibliche Geschlecht spräche, kann man nicht behaupten, aber wenn ich meine persönlichen Erfahrungen zu Rathe ziehe, so kann ich nur constatiren, daß in Allem, was mein Bruder sagte und that, sich eine herzliche, gewissermaßen väterliche Fürsorge für das weibliche Geschlecht aussprach. Natürlich können Väter auch streng sein, wenn sie sehen, daß die, welche sie behüten wollen, falsche Wege einschlagen. Sicherlich hat er niemals, auch nicht einen Schatten von Haß gegen das weibliche Geschlecht gezeigt, und seine scharfen Worte gelten nur den Emancipirten, von denen er glaubte, daß sie dem Einfluß und Ansehen des weiblichen Geschlechtes im Allgemeinen großen Schaden bringen würden. Er schreibt z. B.: „Genau weil ich eine höhere und tiefere, auch wissenschaftlichere Auffassung des Weibes habe, als die Emancipatoren und Emancipatricen desselben, wehre ich mich gegen die Emancipation: ich weiß besser, wo der Frauen Stärke ist, und sage zu ihnen: ‚sie wissen nicht, was sie thun‘. Sie lösen ihre Instincte auf mit ihren jetzigen Bestrebungen!“ Von diesem Gesichtspunkt aus müssen alle Bemerkungen, auch die scharfen Worte, die wir in seinen Büchern gegen die Weiber und besonders gegen die emancipirten finden, betrachtet werden. Dazu stimmt es auch, daß er in der Praxis gegen alle Frauen der zartfühlendste, rücksichtsvollste Mann war, der mir jemals begegnet ist; und zwar nicht nur gegen die jungen, hübschen Frauen und Mädchen und die geistreichen, berühmten, älteren Frauen, was keinem Manne zum Verdienst anzurechnen ist, sondern ebenso gegen alte langweilige Huzelweibchen und derbe Biederweiber, die sicherlich nicht zu den Tieren des weiblichen Geschlechtes gehörten und durch Häßlichkeit, Alltäglichkeit und

Derbheit die Höflichkeit der andern Männer zurückscheuchten. Hier spreche ich nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern berufe mich auch auf die Erfahrungen anderer Leute, z. B. auch Solcher, die mit ihm in den Pensionen an der Riviera waren. Man erzählt sich jetzt noch von seiner rührenden Höflichkeit Frauen gegenüber, gegen welche sonst Niemand liebenswürdig war.

Wie ist es nun gekommen, daß mein Bruder im Allgemeinen als Frauenfeind gilt? Ich glaube es ist die eine kleine Bemerkung aus dem Zarathustra: „Du gehst zu Frauen? vergiß die Peitsche nicht.“ Das ist nämlich das Einzige, was hunderttausend Frauen von Nietzsche allein kennen. Sie geben sich nicht einmal die Mühe im Zarathustra nachzulesen, wer das Wort sagt: nämlich ein altes Weibchen, und selbst die es lesen, scheinen nicht die Schalkhaftigkeit dieses ganzen Capitels zu begreifen. Ich will kurz seinen Sinn recapituliren. Zarathustra wandelt allein und wird von einem Freund gefragt, warum er so einsam durch die Dämmerung schleiche. Er antwortet: er trage eine kleine Wahrheit in seinem Mantel, die ihm von einem alten Weiblein geschenkt worden sei. Es habe ihm gesagt: „viel sprach Zarathustra auch zu uns Weibern, doch nie sprach er uns über das Weib.“ Zarathustra antwortet: „über das Weib soll man nur zu Männern reden.“ Doch da das alte Weiblein ihn drängt, so sagt er mancherlei über dieses Thema, Gutes und Schlimmes. (In der That verherrlicht er nur das liebende, gehorchende Weib, das von den emancipirten Frauen von heutzutage und vielleicht auch von den schwächlichen Männern, die selbst nicht recht wissen, was sie wollen, etwas gering geschätzt wird.) „Ein Spielzeug sei das Weib, rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist . . . Das Glück des Mannes heißt: ich will, das Glück des Weibes heißt: er will. Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen, also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.“ Das Capitel schließt: „Da entgegnete mir das alte Weiblein: ‚Vieles Artige sagte Zarathustra, und sonderlich für die, welche jung genug dafür sind . . . und nun nimm zum Danke eine kleine Wahrheit! Bin ich doch alt genug für sie.‘ ‚Gieb mir, Weib, deine kleine Wahrheit!‘ sagt Zarathustra. Und also sprach das alte Weiblein: ‚Du gehst zu

Frauen, vergiß die Peitsche nicht.' — Jeder, der Sinn für Nuance und Schalkhaftigkeit hat, ergötzt sich an dieser dichterischen Einkleidung einer etwas herben Wahrheit, der sicherlich alle Frauen, die in der großen Welt gelebt haben, wo sich das Weib im Allgemeinen natürlicher zu zeigen wagt als in schlichten bürgerlichen Verhältnissen, zustimmen werden. Es giebt in ihren Trieben und Charakteren ungebändigte Frauen, die des Herrn — denn natürlich ist hier die Peitsche nur ein Symbol der Herrschaft — und zwar des starken Herrn bedürfen, um im Zaum gehalten zu werden.

Übrigens ist der Ursprung dieser Bemerkung eine ganz harmlose heitere Geschichte. Als Fritz im Frühjahr 1882 in Naumburg bei uns zum Besuch war, las ich ihm Turgeniew's Novelle „Erste Liebe“ vor. Ein reizendes junges Wesen, wohl etwas zweifelhafter Natur, wird zu gleicher Zeit von Vater und Sohn geliebt. Der Vater ist eine kraftvolle, brutale Natur von 40 Jahren, der Sohn ein idealer 18jähriger Jüngling. Die Schöne zieht den Vater vor. Späterhin belauscht der jugendliche Schwärmer eine Scene, wo das reizende Wesen den bevorzugten Liebhaber auf den Knien um etwas bittet, dieser aber mit der Reitpeitsche nach ihr schlägt, sodaß auf den weißen Armen rothe Streifen sichtbar werden; — aber sie liebt ihn trotzdem. Mein Bruder begleitete die Vorlesung mit allerhand humoristischen Bemerkungen; bei dieser Scene aber äußerte er sich mißbilligend über die Handlungsweise des Liebhabers. Da konnte ich aber nicht umhin, ihm an einigen uns bekannten Beispielen zu zeigen, daß es eben Frauennaturen giebt, die nur durch die brutale Machtbetonung des Mannes im Zaume gehalten werden und die, sobald sie nicht jene symbolische Peitsche über sich fühlen, frech und unverschämt werden und mit dem allzuguten Mann, der sie anbetet, Fangball spielen, ja ihn sogar mit Füßen treten. Mein Bruder kannte die Beispiele sehr wohl und hatte sich darüber oft genug entrüstet ausgesprochen. Bei dieser Erwähnung aber lehnte er sich auf dem Sofa zurück, erhob die Arme und rief mit gut gespielmtem Erstaunen: „Also das Lama rätth dem Manne die Peitsche an!“ — „Nein“, antwortete ich lachend, — „natürlich für Lamas und für alle vernünftigen, tugendhaften Frauen ist die Peitsche nichts; die wollen mit zarter Rücksicht und Liebe behandelt werden. Aber für die Andern!“

Mit mancherlei Scherzen giengen wir über die Angelegenheit hinweg. Ein Jahr darauf traf mein Bruder mit mir in Rom zusammen und gab mir dort den ersten Theil des „Zarathustra“. Da kam ich auch zu dem Capitel, wo das alte Weibchen Zarathustra den Rath giebt: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ — „O Fritz“, rief ich erschrocken, das alte Weibchen bin ich!“ Mein Bruder lachte und sagte, das wolle er keinem Menschen verrathen. Inzwischen, seit wir die Novelle gelesen hatten, mochte Fritz über die Frauen etwas umgelernt oder dazu gelernt haben, sodaß er jetzt in der Peitschengeschichte den Kern der Wahrheit so deutlich erkannte, daß er sich veranlaßt fühlte, ihn besonders stark hervorzuheben.

Mein Bruder beklagt sich einmal auf das Tiefste über die Leser seiner Schriften: „Wer zu ihnen greift und sich dabei vergreift, als Einer, der kein Recht auf solche Bücher hat, der macht sich sofort lächerlich — ein kleiner Anfall von Wuth treibt ihn sein Innerstes und Lächerlichstes auszuschütten: und wer wüßte nicht, was da immer herauskommt.“ Er klagt dann weiter über „die Unfähigkeit das Neue und Originale zu sehen, die plumpen Finger, die eine Nuance nicht zu fassen wissen, den steifen Ernst, der über ein Wort stolpert und zu Falle kommt.“ Mich dünkt, daß die Emancipirten und ihre Champions schon öfter über das Wort: „Du gehst zu Frauen, vergiß die Peitsche nicht“ gestolpert sind.

Hie und da begegne ich aber noch einer anderen Auffassung, der wohl auch widersprochen werden muß. Man sagt: „wenn Nietzsche diese oder jene Frau kennen gelernt hätte, würde er anders geurtheilt haben.“ Da muß ich nun doch auf den Inhalt dieser Lebensbeschreibung aufmerksam machen. Jeder wird sich sagen, daß er die besten und eigenartigsten Exemplare des weiblichen Geschlechts, die es zu seiner Zeit gab, kennen gelernt und einigen von ihnen die wärmste, verehrungsvollste Freundschaft geschenkt hat, daß er sich aber nicht durch diese Ausnahmen hat verleiten lassen, sein allgemeines Urtheil über das Weib, das doch in unzähligen Millionen von Exemplaren besteht, zu verändern. Es ist wahrhaft kindlich, von einem Philosophen zu verlangen, daß er sich die kleine Reihe seiner Bekanntschaften für sein allgemeines Urtheil zur Richtschnur nehmen soll. Nichts

mißbilligte er mehr, als dieses persönliche, befangene Urtheilen gerade in Hinsicht auf das Weib, wie es so viele Romanciers thun. Er schreibt deshalb warnend mit einem Hintergrund von Humor und Schalkhaftigkeit: „Man muß hier nicht aus dem Winkel urtheilen, wie die Herren Pariser, die das Weib als Krankheit, das heißt ihren Zufall von Paris und neunzehntem Jahrhundert, zur Lösung vom Problem „Weib“ überhaupt benutzen, — man muß ein wenig Geschichte des Weibes kennen. Daß zum Beispiel an sich schon das Weib das „schwächere“ Geschlecht sein sollte, ist historisch ebenso wenig als ethnologisch aufrecht zu erhalten: fast überall finden sich Culturformen — oder fanden sich —, wo die Herrschaft beim Weibe ist. Es ist ein Ereigniß, es ist, wenn man will, eine Art Entscheidung im Schicksal der Menschheit, daß das Weib endgültig unterlag, — daß alle Instinkte der Unterliegenden obenauf in ihm kamen und den Typus Weib schufen . . . Zweifeln wir nämlich nicht daran, daß erst seitdem das Weib etwas Bezauberndes, Interessantes, Vielfaches, Eistiges ist, — ein filigran von unaus-rechenbarer Psychologie: es hat damit aufgehört, langweilig zu sein . . . Die Macht ist langweilig — man sehe sich doch das „Reich“ an! . . . Wäre es überhaupt auf Erden auszuhalten, wenn nicht das Weib ein Genie der Unterhaltung und der Anmuth, wenn es nicht Weib geworden wäre? — Aber dazu muß man schwach sein . . . Auch ein Genie in der Bosheit! Ein wenig Mänade selbst! . . .“

Wollen wir also feststellen, welche weibliche Typen mein Bruder am höchsten geschätzt hat, so war es zunächst der Typus der in der Familie und großem Haushalt würdig waltenden deutschen Landedelfrau. Vielleicht ist dieses Ideal aber nicht rein germanischer Abkunft, sondern nach den homerischen Dichtungen gebildet. Auch dort finden wir die am meisten bewunderte Frau nicht in der Öffentlichkeit, sondern als beste Rathgeberin ihres Gatten und ihrer Kinder, als weise Herrscherin eines ausgedehnten Hauswesens, die sich voll edler Würde, Bescheidenheit, Geduld und Selbstbeherrschung dem Willen des Mannes unterordnet, selbst in bedenklichen Fällen, wenn er ihr z. B. eine Nebenfrau zuführt. Andromache findet dafür Worte verzeihender Milde, daß Hector der „Bethörung durch Kypris“ erlegen sei.

Sodann war, wie aus der oben angeführten Aufzeichnung hervorgeht, das bezaubernde, liebenswürdige, feinsinnige, interessante Weib gleichfalls einer der von meinem Bruder zumeist geschätzten weiblichen Typen. Mein Bruder hatte für diese Eigenschaften der Frau, wie die meisten seiner Geschlechtsgenossen, eine sehr hohe Schätzung, für ihren Intellekt sogar eine viel höhere, als sie Männer im Allgemeinen zu haben pflegen. Er schreibt: „für Solche gesagt, welche sich etwas zurecht zu legen wissen: die Weiber haben den Verstand, die Männer das Gemüth und die Leidenschaft. Dem widerspricht nicht, daß die Männer thatsächlich es mit ihrem Verstande so viel weiter bringen: sie haben die tieferen, gewaltigeren Antriebe; diese tragen ihren Verstand, der an sich etwas Passives ist, so weit.“ — Er meinte, daß sich der Verstand der Frauen, wenn ihnen auch die gewaltigsten Antriebe fehlen, immer noch deutlich und kräftig in der vollkommenen Beherrschung, Gegenwartigkeit des Geistes und Benutzung aller Vortheile zeigt; doch muß ich hinzufügen, daß es noch manche Äußerung meines Bruders giebt, wo er auch dem Gemüth der Frau eine stärkere Bedeutung beimißt, als wie dies in diesen Aphorismen erscheint, — wie er denn überhaupt den großen Unterschied zwischen dem Weib aus dem Volke mit dem vergeistigten, feiner besaiteten und zarter gewordenen Weib der höheren Stände stets hervorhob. Das gebildete Weib ist gemüthvoller und eine höhere Art geworden, aber damit auch verletzlicher und schwächer.

Mit welchem Zartgefühl er leidenden Frauen gegenüberstand, davon können diese selbst am besten Zeugniß ablegen. Eine leidende, fromme, vornehme, englische Dame, die mein Bruder öfters in Sils-Maria traf, machte mir die rührendste Schilderung, wie zart er für sie besorgt gewesen sei und immer zu verhindern gewußt habe, daß das Gespräch auf seine Philosophie gekommen wäre, ja wie er sie zuletzt mit Thränen auf das innigste gebeten habe, seine Bücher nicht zu lesen; „denn“, fügte die alte Engländerin mit liebenswürdigem Humor hinzu: „ein so schwaches, fränkliches Wesen, wie ich bin, hätte nach seiner Philosophie, die mir eine seiner Jüngerinnen ziemlich brutal und wohl auch falsch auseinandersetzte, eigentlich überhaupt kein Recht zu leben gehabt.“ So verkehrten die Beiden, die fromme Engländerin und der Freigeist, in der reizendsten Weise mit einander. Die

geistvolle Frau besaß sehr gute Formen, von denen mein Bruder entzückt war, und die ihm überhaupt „in diesem Pöbel- und Bauernzeitalter mehr galten, als Tugend, Geist und Schönheit“. „Die sehr leidende Engländerin, von der ich wohl schon im Herbst erzählte, machte mir nach dieser Seite hin Vergnügen und wenn Du irgend ein Wunderthier von Elegance des Geistes und der Gebärden noch entdeckst, meine liebe Schwester, so melde mir's: Dein Bruder hat wenig Dinge übrig, die ihm noch Vergnügen machen.“

Aber das eigentliche Ideal, welches mein Bruder von dem Weibe hatte, war das, wie es jedem edlen Manne vorschwebt: das tapfere Weib, welches den Mann in seinen öden Berufsgeschäften und bei der Last seiner schweren Gedanken über die schwierigsten Probleme durch heiteres, liebevolles Wesen das Leben zu erhellen versucht, ihm die Sorge für die Alltäglichkeiten abnimmt und Verständniß für seine höheren Bestrebungen zeigt, das gesunde, schöne Weib, welches gesunde, starke Kinder zur Welt bringt, für ihre Kinder lebt und ihnen eine liebende Mutter ist, — also im Allgemeinen das Ideal, das alle Künstler bisher verklärt haben. Mein Bruder schreibt über die Sirtina: „Hier wollte Raffael einmal eine Vision malen: aber eine solche, wie sie edle, junge Männer ohne „Glauben“ auch haben dürfen und haben werden, die Vision der zukünftigen Gattin, eines klugen, seelisch-vornehmen, schweigsamen und sehr schönen Weibes, das ihren Erstgeborenen im Arme trägt. Mögen die Alten, die an das Beten und Anbeten gewöhnt sind, hier, gleich dem ehrwürdigen Greise zur Linken, etwas Übermenschliches verehren: wir Jüngeren wollen es, so scheint Raffael uns zuzurufen, mit dem schönen Mädchen zur Rechten halten, welche mit ihrem auffordernden, durchaus nicht devoten Blicke den Betrachtern des Bildes sagt: „Nicht wahr? diese Mutter und ihr Kind — das ist ein angenehmer, einladender Anblick?“ Ewig sollte uns die Mutter mit dem Kinde das rührendste Bild sein und ein Symbol, das uns das Fortbestehn der Menschheit, die liebende Verkettung der auf einander folgenden Geschlechter, in höchster Verklärung zeigt! Dieses Ideal ist es, das mein Bruder mit der zartesten Verehrung betrachtet und stets mit der größten Ehrerbietung behandelt hat. Er hielt es für eine außerordentliche Gefahr, wenn dieses Ideal,

die Mutter mit dem Kinde, nicht mehr als das höchste betrachtet würde, wie es jetzt den Anschein habe. Er meinte, daß bei der gegenwärtigen Richtung, die die Frauenbewegung genommen hat, der Accent so stark auf das persönliche Individuum mit seiner oft so kleinlichen Selbstsucht und Bequemlichkeit gelegt wird, daß dabei ganz die Beantwortung der Frage vergessen werden könnte: welche Nachtheile entstehen daraus für das Menschengeschlecht? Er fürchtete, daß sich unter dem Einfluß der Unverheiratheten, die zumeist an der Spitze der Emancipationsbewegung stehen, ein für die Fortpflanzung und Höherbildung der Menschheit schädliches Ideal ausbilden könnte, — deshalb schwingt er die Geißel seiner schärfsten Worte: „Emancipation des Weibes — das ist der Instincthaß des misrathenen, das heißt gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgerathene — der Kampf gegen den „Mann“ ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie sich hinausheben, als „Weib an sich“, als „höheres Weib“, als „Idealistin“ von Weib, das allgemeine Rang-Niveau des Weibes heruntersbringen: kein sichereres Mittel dazu, als Gymnastalbildung, Hosen und politische Stimmvieh-Rechte. Im Grunde sind die Emancipirten die Anarchisten in der Welt des „Ewig-Weiblichen“, die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinct Rache ist“ Diese Schlechtweggekommenen, glaubte er, hätten heutzutage, wo alle anarchitischen Triebe an das Tageslicht zu treten wagen, einen zu starken Einfluß, sie wären im Stande, nicht nur ein schädliches neues Ideal aufzustellen, sondern auch gerade den besten Frauen, den tapferen, vornehm-denkenden, die Ehe zu vereckeln.

Er befürchtete, daß die guten Ehen durch diese Bewegung abnehmen würden, weil sich die Frauen, durch die Unverheiratheten unzufrieden gemacht, den Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten des Ehestandes zu entziehen wünschten. Diese Befürchtung scheint inzwischen schon eine gewisse Berechtigung erhalten zu haben, wie uns ein Brief des Präsidenten Roosevelt über die Ehe lehrt. Er hält darin den Amerikanerinnen eine scharfe Strafpredigt für ihre zunehmende Abneigung gegen die Ehe und namentlich gegen die Mutterschaft, indem sie sich durch die Geringschätzung und Verachtung der Ehe den Pflichten des

Weibes entziehen. Der Brief ist an zwei amerikanische Schriftstellerinnen, Mrs. Van Doorst und ihre Schwester, gerichtet, die ein Buch herausgegeben haben, das den Titel führt: „Das Weib, das sich abarbeitet“. In diesem Buch beklagen die beiden Schwestern van Doorst die Entartung des menschlichen Geschlechts und sein Bestreben, selbstmörderisch zu wirken. Sie sprechen unumwunden die Überzeugung aus, daß die Mädchen in Amerika zu selbstsüchtig seien, um zu heirathen und um Kinder aufzuziehen. Präsident Roosevelt, der selbst Vater von sechs Kindern ist, bekennt sich nun in seinem Briefe als ein entschiedener Anhänger des biblischen Grundsatzes: „Wachset und mehret euch!“ Er sagt in seinem Briefe: „Jene, welche sich ihrer Verantwortlichkeit durch den Hang nach Unabhängigkeit, Bequemlichkeit und Wohlleben entziehen, begehen ein Verbrechen gegen ihre Rasse und sollten der Gegenstand der Verachtung und des Abscheues für ein gesundes Volk sein. Wenn Männer es vermeiden, Familienväter zu werden, und wenn Frauen es nicht erkennen, daß die Mütterchaft die wichtigste Angelegenheit für sie sei, so habe die Nation alle Ursache, hierdurch beunruhigt über ihre Zukunft zu sein.“

Mein Bruder hielt es sogar für möglich, daß durch den Einfluß der Emancipations-Bestrebungen wiederum, wie durch das Christenthum, auf die Entstehung des Lebens Schmutz geworfen werden könnte. Aber die Entstehung des Lebens wurde von ihm gerade als das höchste und heiligste Mysterium betrachtet, und für seine tiefsten Gedanken wählt er so oft als Sinnbild: Zeugung, Schwangerschaft, das Verhältniß von Mutter und Kind. Das geschlechtliche Leben so heilig wie möglich aufzufassen, war seine ernsteste Forderung: „Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist das Verbrechen selbst am Leben — ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ — Daß ein Philosoph, dem die Höherzüchtung der Menschheit, dem der Übermensch für die Allgemeinheit sowohl als für den Einzelfall als das höchste Ziel erscheint, der im Zarathustra für die Frauen schreibt: „Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heiße: „möge ich den Übermenschen gebären!“ — daß ein solcher Philosoph die Heilighaltung des Geschlechtslebens,

die Heilighaltung der Frau in der Schwangerschaft, überhaupt die Heilighaltung der Frau, daß sie „rein und fein sei, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist“, fordern muß, wird wohl jeder denkende Mensch begreifen und ebenso, daß er von der gegenwärtigen Emancipationsbewegung, die die Frau eben nicht mehr in erster Linie als Mutter und Gattin aufzufassen wünscht, nur eine ungünstige Meinung haben kann. Vielleicht dachte er wie eine prächtige, geistig und körperlich gesunde Frau, die, nach einer längeren Besprechung über moderne Schriftstellerinnen, fröhlich ausrief: „Es bleibt eben doch dabei, daß das Beste, was wir Frauen hervorbringen können, ein liebes gesundes Kind ist!“

Ich gedenke hier einer kleinen Geschichte aus den Briefen meines Bruders. Er schrieb an eine Freundin: „Neulich fiel mir ein, Sie, meine Freundin, möchten einen kleinen Roman schreiben und ihn mir zu lesen geben: man übersieht so schön, was man hat und was man vom Leben wünscht und wird gewiß dabei nicht unglücklicher, — das ist die Wirkung der Kunst. Jedenfalls wird man weiser dabei. Vielleicht ist es ein thörichter Rath: dann sagen Sie mir, daß Sie über mich gelacht haben; es macht mir Vergnügen, dies zu hören.“

Und die Freundin lachte in der That, denn sie hatte keine Zeit zu solchen Dingen. So schreibt mein Bruder späterhin: „Man hat mir erzählt, daß Sie — nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen; mit inniger Theilnahme hörte ich es und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Da Sie es durchaus ablehnen, sich in Romanen zu verewigen, so thun Sie es auf jene Weise; wir Alle müssen Ihnen sehr dankbar dafür sein, zumal es (wie man mir sagt) sehr viel mehr Noth macht als selbst das Romanschreiben.“

Wenn sich nun mein Bruder mit solcher Entschiedenheit gegen die Emancipationsbestrebungen ausspricht, die übrigens damals einen weniger sympathischen Eindruck als heute machten, so ist das im Grunde die logische Schlußfolgerung seiner Philosophie. Er wünschte eine Stärkung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, dazu gehören aber vor allen Dingen schöne, starke

und gesunde Mütter. Daß nun auf dem Wege der Gymnasialbildung dieses Ziel irgendwie erreicht würde, kann wohl selbst die leidenschaftlichste Vertheidigerin der Frauenbewegung nicht behaupten. Mein Bruder schreibt: „Um alles in der Welt nicht noch unsere Gymnasialbildung auf die Mädchen übertragen! Sie, die häufig aus geistreichen, wißbegierigen, feurigen Jungen — Abbilder ihrer Lehrer macht.“ Auch wollte mein Bruder das weibliche Geschlecht unter allen Umständen möglichst bezaubernd und klug haben und glaubte nicht, daß es durch Emancipation darin gewinnen könnte. Wenn er sich also gegen die Emancipationsbewegung wendet, so thut er es mit einer gewissen Verwunderung, daß unser sonst so kluges Geschlecht sich solche Thorheiten gestattet: „Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe masculine Dummheit, deren sich ein wohlgerathenes Weib — das immer ein kluges Weib ist — von Grund aus zu schämen hätte.“ Er glaubte, daß das weibliche Geschlecht dabei so viel von seinen Vorrechten verlöre, daß es mit dem, was es hinzu gewänne, gar nicht im Verhältniß stände. Doch hat er die daraus entstehenden Eventualitäten genau geprüft.

„Man kann in den drei oder vier civilisirten Ländern Europa's aus den Frauen durch einige Jahrhunderte von Erziehung Alles machen, was man will, selbst Männer, freilich nicht in geschlechtlichem Sinne, aber doch in jedem andern Sinne. Sie werden unter einer solchen Einwirkung einmal alle männlichen Tugenden und Stärken angenommen haben, dabei allerdings auch deren Schwächen und Laster mit in den Kauf nehmen müssen: so viel, wie gesagt, kann man erzwingen. Aber wie werden wir den dadurch herbeigeführten Zwischenzustand aushalten, welcher vielleicht selber ein paar Jahrhunderte dauern kann, während denen die weiblichen Narheiten und Ungerechtigkeiten, ihr uraltes Angebinde, noch die Übermacht über alles Hinzugewonnene, Angelernte behaupten? Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlich männlichen Affect ausmacht, der Zorn darüber, daß alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammmt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen

der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und in jeder Beziehung außer der Sitte zu stehen bestrebt sind. Hatten nämlich die Frauen ihre größte Macht in der Sitte, wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?"

Man sieht deutlich, daß es die Besorgniß um die zukünftige Cultur ist, die meinem Bruder die Frauenemancipation so beunruhigend erscheinen ließ. Professor Daehinger sagt in seinem Buche: „Nietzsche als Philosoph“ sehr richtig:

„Höchste Cultur ist für Nietzsche nur da vorhanden, wo kräftige ungezähmte Männer mit mächtigen Leidenschaften sich geltend machen wo der natürliche männliche Instinct des Willens zur Macht nicht verpönt, nicht durch Tausende von Paragraphen eingeengt ist. Darum eben sieht Nietzsche, wie wir eben fanden, in der staatsocialistischen Strömung eine Gefahr für die Cultur, ein Zeichen der *décadence*. Ein solches Zeichen muß er consequenterweise auch in der feministischen Strömung sehen, insofern man darunter die Bestrebungen versteht, die von Natur schwächere Frau künstlich mit männlichen Eigenschaften und Rechten auszustatten und den naturgewollten Unterschied der Geschlechter zu verwischen. Die Natur hat diese Ungleichheit weise geschaffen: sie hat dem Manne größere Stärke gegeben, sie hat ihm den natürlichen Instinct zum Herrschen verliehen. Es erscheint Nietzsche somit als eine Auflehnung gegen die Natur und damit aber auch als eine Verfälschung der Cultur, die Frauen den Männern gleichzustellen. Die Natur hat den Frauen als, den Schwächeren die Unterordnung, das Dienen und Gehorchen angewiesen, die Vorrechte des Mannes sind die Naturrechte des Stärkeren. So ist für Nietzsche die Tendenz zur Emancipation der Frauen ein Zeichen der *décadence*. Dieser Frauenaufstand fordert seinen schärfsten Spott heraus. In diesem Sinne ist Nietzsche Antifeminist. Aber man würde irren, wenn man bei ihm so rohe Ausfälle gegen die Frauen suchen wollte, wie bei Schopenhauer: Nietzsche hat Worte der innigsten Verehrung für das, worin er die wahre Bestimmung der Frauen findet, insbesondere für die function der Mutterschaft. Soll doch eben die Ehe dazu dienen, durch vorsichtigste Auswahl die Zukunftsmenschen zu schaffen. In einem feinen Bon-mot faßt Nietzsche

seine Auffassung des Verhältnisses von Mann und Frau zusammen: „Das Glück des Mannes heißt: Ich will! Das Glück der Frau heißt: Er will!“ Auch die antifeministische Haltung Nietzsche's fließt mit logischer Nothwendigkeit aus seinen fundamentalen Positionen: er ist Antifeminist in demselben Sinne, in dem er Antisocialist ist: er ist gegen die Bestrebungen, welche die natürliche Ungleichheit der Menschen künstlich aufheben wollen. Die Cultur soll an die Natur anknüpfen und sie fortsetzen, nicht aber der Natur schnurstracks entgegenhandeln.“

Besonders in „Jenseits von Gut und Böse“ spricht sich mein Bruder über die Stellung des modernen Weibes sehr ausführlich aus. Man darf dabei nicht vergessen, daß darin auch viele Antithesen sind, die sich gegen manche lächerliche Behauptung einiger studirten Damen wenden, mit denen mein Bruder in den achtziger Jahren bekannt geworden war. Ihrer Hauptthese, die vollkommene persönliche Freiheit und Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne, stellt er die asiatische Auffassung, das Weib als einzuschließender Besitz des Mannes, als Antithese gegenüber. Es giebt deshalb über dieses Thema auch harte und übertriebene Bemerkungen meines Bruders, die sich gegen ebenso übertriebene Bemerkungen von der anderen Seite richten. Aber trotzdem könnten die klugen Frauen aus diesen Rathschlägen mehr lernen, als aus hundert Schriften ihrer Emancipationsverkündiger männlichen oder weiblichen Geschlechts! Manche dieser klugen Frauen sind schon zu der Überzeugung gekommen, daß mein Bruder ihr bester Freund und Rathgeber ist und hören mit Wohlgefallen nachfolgende Stelle: „Man will die Frauen überhaupt noch mehr „cultiviren“ und, wie man sagt, das „schwache Geschlecht“ durch Cultur stark machen: als ob nicht die Geschichte so eindringlich wie möglich lehrte, daß „Cultivirung“ des Menschen und Schwächung — nämlich Schwächung, Zersplitterung der Willenskraft — immer mit einander Schritt gegangen sind, und daß die mächtigsten und einflußreichsten Frauen der Welt (zuletzt noch die Mutter Napoleons) gerade ihrer Willenskraft — und nicht den Schulmeistern! — ihre Macht und ihr Übergewicht über die Männer verdankten.“

Nun will ich zugeben, daß mein Bruder gerade den Frauen, die sich durch eigene Kraft ein Lebensloos gründen müssen, etwas

ferne gestanden hat, und vielleicht würde er heutzutage, wo so viele gesunde, hübsche, energische Mädchen eigne Lebensbahnen gehen, auch etwas anderer Meinung sein. Schließlich kann sich ein Mann, und wenn er der feinste Psychologe ist, nicht vollkommen in die Seele eines stolzen, energischen Mädchens hineinsetzen. Es ist hart, auf den Mann warten zu müssen, der dem Leben erst Zweck und Ziel geben soll, da nimmt man inzwischen das Schicksal lieber selbst in die Hand. Jedenfalls würde auch er beklagen, wenn jetzt, wo nur die Hälfte der Mädchen heirathet, die andern ihre Thatkraft in unnützen kleinlichen Dingen verträdelten. Die Rathschläge, die mein Bruder für Solche in Bereitschaft hatte, sind nicht ohne Berechtigung und unüberlegt. Vor Allem, meinte er, solle man bei dieser neuen Bewegung nicht aus dem Auge lassen, daß es doch eine Fülle von Berufszweigen gäbe, wozu sich das weibliche Geschlecht seiner Natur nach viel besser eigne, als zur Gymnasialbildung und den oft so öden männlichen Berufen, z. B. könnte man der Krankenpflege eine andere Grundlage geben, sie nicht, wie das früher zumeist der Fall war, zu einer rein religiösen Institution machen, sondern sie zu einer staatlichen Einrichtung umschaffen, die nach einer Reihe von Dienstjahren den treuen Pflegerinnen eine Pension gewähre, welche ihnen dann erlaubt, sich im späteren Leben ihren eigenen Angehörigen anzuschließen oder selbständig zu leben. Auch fand mein Bruder, daß wir Frauen uns eigentlich in unserem eigensten Gebiet, der Küche, die höchsten Triumphe hätten entreißen lassen. Man bedenke doch, daß die Ernährungsfrage auf das Engste mit der Heilkunst verbunden ist. Wenn ich in vornehmen und einfacheren Kreisen umherblicke, so hat mich öfter eine kleine Enttäuschung ergriffen, wie wenig erfinderisch die gebildeten Frauen auf dem Gebiet der Kochkunst sind und wie es fast als etwas Inferiores gilt, darin gut bewandert zu sein. Wenn die gebildeten Frauen darauf ihre Talente und Erfindungsgabe werfen wollten — was könnten sie nicht alles erreichen! Mein Bruder schreibt (ich fürchte von mir inspirirt) in „Jenseits von Gut und Böse“: „Die Dummheit in der Küche; das Weib als Köchin; die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung der Familie und des Hausherrn besorgt wird! Das Weib versteht nicht, was die Speise bedeutet: und will Köchin sein! Wenn

das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja, als Köchin seit Jahrtausenden, die größten physiologischen Thatfachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen! Durch schlechte Köchinnen — durch den vollkommenen Mangel an Vernunft in der Küche ist die Entwicklung des Menschen am längsten aufgehalten, am schlimmsten beeinträchtigt worden: es steht heute selbst noch wenig besser. Eine Rede an höhere Töchter.“

Hierzu bemerkt eine emancipirte Dame: „Zum Glück sind die Frauen heute schon in der Lage, über derlei spleenhafte Bemerkungen philosophischer Hagestolze lächeln zu können; denn daß sie im Stande sind, größere wissenschaftliche Aufgaben als die Lösung des Küchenproblems zu bewältigen, haben sie bereits zur Genüge dargethan.“ — Hier möchte ich mir die Frage erlauben: Welche Probleme könnten wichtiger sein, als eine Förderung der Gesundheit und der Entwicklung des Menschengeschlechts? und welche wissenschaftlichen Aufgaben haben die Frauen gelöst, die eine solche Aufgabe irgendwie überträfen? — Die Dame fährt fort: „Im Übrigen weiß jeder Vorurtheilslose, daß die Köche, wenn ihr Bildungsniveau über das der gewöhnlichen Köchinnen nicht emporragt, in ihrer Amtswaltung denselben Mangel an wissenschaftlicher Methode zeigen wie diese.“ Die Schreiberin übersieht vollständig, daß mein Bruder seine Worte an die höheren Töchter richtet, also gerade die gebildeten Frauen auffordert, sich auf das Ernsteste mit der Ernährungsfrage zu beschäftigen; aber dies thut nicht bloß die Schreiberin, sondern mit Vorliebe thun es auch andere emancipirte Frauen. Sie suchen den Glauben zu erwecken, als ob eine Beschäftigung mit Küche und Ernährung minderwerthig sei im Vergleich zu irgendwelchen sogenannten gelehrten Berufen. Dieses Vorurtheil zu beseitigen, sollte die Pflicht aller tüchtigen Frauen sein. Eine gesunde, wohlschmeckende, der Individualität der einzelnen Menschen angepasste Ernährung, überhaupt ein gut geleiteter Haushalt ist ein ebensolches Kunstwerk, wie ein Gemälde und mit ebenso viel wissenschaftlichem Nachdenken verbunden, als zu irgendwelchem Doctor-Examen gehört. Dabei ist es nicht nöthig, daß die gebildeten Frauen selbst kochen oder irgendwelchen sinnverwirrenden Lärm von der Leitung des Haushalts machen, sondern im Gegen-

theil, daß sie sich in der Stille ernstlich mit der Zubereitungsart und den zu den Speisen gehörigen Ingredienzen beschäftigen und ihre wohlüberlegten Anordnungen geben. Durch manche gut geleitete Kochschule wird übrigens in Hinsicht auf Nachdenken über Essen und Trinken schon viel Gutes gestiftet. —

Soll ich noch einmal zusammenfassen, welche Eigenschaften mein Bruder auch jetzt noch bei den Frauen am höchsten schätzte und im Allgemeinen für wünschenswerth hielt, so waren es fast die gleichen wie bei den Griechen, nämlich: Gesundheit des Leibes und des Geistes, Tapferkeit, Bescheidenheit und Begabung für den Haushalt. Außerdem legte er auf Heiterkeit und Selbstbeherrschung bei einer Frau besonders hohen Werth, wovon ich allerdings nicht weiß, ob dies in Griechenland geschätzte Eigenschaften waren. Aus sogenannter „Bildung“ machte er sich nicht viel, denn er meinte, daß eine kluge Frau alles noch leicht hinzu lerne, was ihr fehle, vorzüglich wenn es ihr durch ihren eigenen Mann gelehrt würde; den dummen Frauen nütze die Gymnasialbildung ebenso wenig, wie den dummen Männern, es mache sie nämlich nur noch dümmer, d. h. instinctschwächer. Daß die jetzige Bildung unserer jungen Mädchen nichts Erfreuliches ist und jeder ernste Mann davor einen aufrichtigen Schrecken empfinden muß, wird wohl Niemand bestreiten. Dieses ehrfurchtslose Geschwätz über Kunst und Künstler, große Geister und geschichtliche Vorgänge war meinem Bruder geradezu unerträglich. Er meinte, ernste Männer sollten Frauen unter dreißig Jahren überhaupt noch keine Kritik gestatten und bezeichnete diese weise redenden höheren Töchter nur mit dem unhöflichen Namen „superkluge Schnattergänse“. Allerdings glaubte er, daß sich diese jungen Wesen, trotz dem demokratischen Zug unseres Zeitalters, welches die Ehrfurcht vor dem Genie und dem Alter kaum noch kennt, solche unbescheidene, voreilige Urtheile nicht erlauben würden, wenn die Männer von heutzutage anders wären. „Die Männer von heute sind heruntergekommen“, war seine bekümmerte Rede, „das Weib hat deshalb die Furcht und die Ehrfurcht vor dem Manne verloren“. Ihm erschien das Emancipationsgelüste eines weiblichen Wesens immer als die Kritik der sie umgebenden Männerwelt. Als er einmal einer ungewöhnlich unbescheidenen jungen Frau begegnete, sagte

er gedankenvoll: „Was muß der Mann für ein alberner Hohlkopf sein!“ —

Es ist erklärlich, daß mein Bruder bei seinen Überzeugungen und bei seinem leidenschaftlichen Wunsch, die Menschheit zu einer höheren Vollkommenheit zu führen, gerade der Ehe eine ungeheure Wichtigkeit beilegte. Die leichtfertige Art der heutigen Eheschließung, wo der kurze Kausch zweier Verliebten oder der Geldbeutel, und nicht ernste Überlegung, die Weisheit des alten Herkommens und die Tradition der Familie entscheidet, bekümmerte ihn. Er schreibt:

„Hier sind neue Ideale zu erfinden. — Es sollte nicht erlaubt sein, im Zustande der Verliebtheit einen Entschluß über sein Leben zu fassen und einer heftigen Grille wegen den Charakter seiner Gesellschaft ein für allemal festzusetzen: man sollte die Schwüre der Liebenden öffentlich für ungültig erklären und ihnen die Ehe verweigern: — und zwar weil man die Ehe unsäglich wichtiger nehmen sollte! so daß sie in solchen Fällen, wo sie bisher zu Stande kam, für gewöhnlich gerade nicht zu Stande käme! Sind nicht die meisten Ehen der Art, daß man keinen Dritten als Zeugen wünscht? Und gerade dieser Dritte fehlt fast nie — das Kind — und ist mehr als ein Zeuge, nämlich der Sündenbock!“

. „Wäre ich ein Gott, und ein wohlwollender Gott, so würden mich die Ehen der Menschen mehr als alles Andere ungeduldig machen. Weit, weit kann ein Einzelner vorwärts kommen, in seinen siebenzig, ja in seinen dreißig Jahren, — es ist zum Erstaunen, selbst für Götter! Aber sieht man dann, wie er das Erbe und Vermächtniß dieses Ringens und Siegens, den Lorbeer seiner Menschlichkeit, an den ersten besten Ort aufhängt, wo ihn ein Weiblein zerplückt; sieht man, wie gut er zu erringen, wie schlecht zu bewahren versteht, ja wie er gar nicht daran denkt, daß er vermittelst der Zeugung ein noch sieghafteres Leben vorbereiten könne: so wird man, wie gesagt, ungeduldig und sagt sich, es kann aus der Menschheit auf die Dauer Nichts werden, die Einzelnen werden verschwendet, der Zufall der Ehen macht alle Vernunft eines großen Ganges der Menschheit unmöglich; — hören wir auf, die eifrigen Zuschauer und Narren dieses Schauspiels ohne Ziel zu sein! — In dieser Stimmung zogen sich einstmals die Götter Epikur's in ihre

göttliche Stille und Seligkeit zurück: sie waren der Menschen und ihrer Liebeshändel müde.“

Man schließt vielleicht aus diesen Aphorismen mit Recht, daß mein Bruder das Verliebtsein nicht allzu stark selbst erfahren haben muß, wenn er auch von der Liebe sonst eine wundervolle und hohe Vorstellung hatte. Noch im Jahre 1886 schreibt er: „Ich habe nie den Namen der Liebe entweiht!“ Die Liebe im vulgären Sinn war seiner vornehmen Natur etwas Peinliches; er schreibt von sich: „Wahrlich, es giebt Keusche von Grund aus: sie sind milder von Herzen, sie lachen lieber und reichlicher als ihr. Sie lachen auch über die Keuschheit und fragen: was ist Keuschheit? Ist Keuschheit nicht Thorheit? Aber diese Thorheit kam zu uns und nicht wir zu ihr. Wir boten diesem Gaste Herberge und Herz: nun wohnt er bei uns, — mag er bleiben, wie lange er will!“ Und dieser liebliche Gast ist gern bei ihm geblieben. Im Jahre 1888 schreibt er: „Was ist Keuschheit am Mann? Daß sein Geschlechts-Geschmack vornehm geblieben ist; daß er in eroticis weder das Brutale, noch das Krankhafte, noch das Kluge mag!“ Übrigens die große Leidenschaft hat er nicht gekannt, denn wenn Jemand alle höchsten und stärksten Empfindungen dem Menschengeschlechte weihet, dann bleibt für das einzelne Individuum nicht viel übrig. Jeder Mensch hat nur über ein bestimmtes Maß von Kraft und Leidenschaft zu verfügen: wenn er es so wie mein Bruder in der Welt der Erkenntniß ausgiebt (und er ist einer der wenigen Philosophen, bei denen eine neue Erkenntniß als Ereigniß und tiefstes Erlebniß empfunden wird), der findet wenig Zeit für die großen Liebespassionen. Daß die Liebesleidenschaft bei Männern und Frauen oft so ungeheure Dimensionen annimmt, schob er vielfach auf den Mangel an Beschäftigung; er glaubte, daß sehr viel freie Zeit und selbst etwas Langeweile zur Entstehung eines so übermächtigen Gefühles gehöre. Dabei muß ich noch erwähnen, daß meinem Bruder Frauen, die ihre Verliebttheit stark zeigten, etwas Widerwärtiges waren; dieses Zeigen des Verliebtseins erschien ihm als etwas hysterisches, Krankhaftes. Er war fest überzeugt, daß das gesunde Weib, und ebenso der gesunde Mann, keusch und zurückhaltend sei. Das peinliche Hervortreten des überreizten Erotischen schob er vielfach auf die Wirkung des Alkohols und

anderer Erregungsmittel. „In den Städten ist schlecht zu leben: da giebt es zu Viele der Brünstigen.“

Sehr zuwider waren ihm jene coquetten Frauen, die sozusagen an den Fingern aufzählen, wieviele Eroberungen sie gemacht haben; aber nicht minder jene blasirten Männer, die sich im vertrauten Männerkreise der Gunst der Frauen rühmen. Er schreibt darüber: „Niemals sich lieben lassen, sondern wo man nicht den Impuls der Gegenliebe fühlt, dann die Liebe des Andern verhindern, und wenn es nöthig wäre, ihn verspotten, ja uns vor ihm erniedrigen. Künstler (und Weiber!) werden durch nichts gemeiner, als durch das Sich-lieben-lassen. Wir sollen verhindern, daß wir das Ideal eines Andern werden: so vergeudet er seine Kraft, sich selber sein ganz eignes Ideal zu bilden, wir führen ihn irre und von sich ab, — wir sollen alles thun, ihn aufzuklären oder wegzustossen!“

Man sieht also wohl, daß „la femme fatale“, wie die Franzosen sie nennen, jene schönen, herzenskalten Ungeheuer, die die Männer duzendweise unterjochen und in der modernen Litteratur eine so große Rolle spielen, von ihm einfach als gemein empfunden wurden. Zuweilen erging er sich auch in heiteren Späßen über dergleichen Wesen und über das Gejammer der Männer, die diesen bezaubernden Ungeheuern zum Opfer gefallen waren.

Mein Bruder schreibt über Liebe und Ehe in alter und moderner Zeit: „Bei Ehen im bürgerlichen Sinne des Wortes, wohlverstanden im achtbarsten Sinne des Wortes „Ehe“, handelt es sich ganz und gar nicht um Liebe, ebensowenig als es sich dabei um Geld handelt — aus der Liebe läßt sich keine Institution machen —: sondern um die gesellschaftliche Erlaubniß, die zwei Personen zur Geschlechtsbefriedigung an einander ertheilt wird, unter Bedingungen, wie sich von selbst versteht, aber solchen, welche das Interesse der Gesellschaft im Auge haben. Daß einiges Wohlgefallen der Betheiligten und sehr viel guter Wille — Wille zu Geduld, Verträglichkeit, Fürsorge für einander — zu den Voraussetzungen eines solchen Vertrages gehören wird, liegt auf der Hand; aber das Wort Liebe sollte man dafür nicht mißbrauchen! Für zwei Liebende im ganzen und starken Sinne des Wortes ist eben die Geschlechtsbefriedigung nichts Wesentliches

und eigentlich nur ein Symbol, für den einen Theil, wie gesagt, Symbol der unbedingten Unterwerfung, für den anderen Symbol der Zustimmung zu ihr, — Zeichen der Besitzergreifung. — Bei der Ehe im adeligen, altadeligen Sinne des Wortes handelt es sich um Züchtung einer Rasse — (giebt es heute noch Adel? quaeritur!). Also um Aufrechterhaltung eines festen, bestimmten Typus herrschender Menschen: diesem Gesichtspunkt wurde Mann und Weib geopfert. Es versteht sich, daß hierbei nicht Liebe das erste Erforderniß war, im Gegentheil! und noch nicht einmal jenes Maß von gutem Willen für einander, welches die gute bürgerliche Ehe bedingt. Das Interesse eines Geschlechts zunächst entschied, und über ihm der Stand. Wir würden vor der Kälte, Strenge und rechnenden Klarheit eines solchen vornehmen Ehe-Begriffs, wie er bei jeder gesunden Aristokratie geherrscht hat, im alten Athen, wie noch im Europa des achtzehnten Jahrhunderts frösteln, wir warmblütigen Thiere mit kitzlichen Herzen, wir „Modernen“! Eben deshalb ist die Liebe, als Passion, nach dem großen Verstande des Wortes, für die aristokratische Welt erfunden worden und in ihr da, wo der Zwang, die Entbehrung eben am größten waren.“

Die wünschenswertheste Veranlassung zu einer modernen Ehe würde nach den Ansichten meines Bruders nicht Verliebtheit, sondern eine tiefe Freundschaft sein. Er schreibt: „Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein (das seltene!), unser eignes Ideal durch ein andres Ideal zu stärken: wir sollten das Ideal des Andern auch sehen und von ihm aus das unsrige!“ . . . „Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft. Ist diese groß genug, so vermag sie selbst über das Aphrodisische mildernd hinwegzusehn und hinwegzukommen. Ohne Freundschaft macht die Ehe beide Theile gemein denkend und verachtungsvoll.“

Aber mein Bruder war ein viel zu guter Psychologe, um nicht zu wissen, daß nur in den seltensten Fällen eine solche Freundschafts-Ehe wirklich möglich ist und daß, sobald diese etwas Allgemeineres würde, sie wahrscheinlich eine Fülle von Unvollkommenheiten nach sich ziehen würde. Er sagt deshalb:

„Jene edlen, freigeesinnten Frauen, welche die Erziehung und Erhebung des weiblichen Geschlechts sich zur Aufgabe stellen, sollten einen Gesichtspunkt nicht übersehen: die Ehe in ihrer

höheren Auffassung gedacht, als Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, also so, wie sie von der Zukunft erhofft wird, zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation geschlossen, — eine solche Ehe, welche das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes, gelegentliches Mittel für einen größeren Zweck gebraucht, bedarf wahrscheinlich, wie man besorgen muß, einer natürlichen Beihülfe, des Concubinats. Denn wenn aus Gründen der Gesundheit des Mannes das Eheweib auch zur alleinigen Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses dienen soll, so wird bei der Wahl einer Gattin schon ein falscher, den angedeuteten Zielen entgegengesetzter Gesichtspunkt maßgebend sein: die Erzielung der Nachkommenschaft wird zufällig, die glückliche Erziehung höchst unwahrscheinlich. Eine gute Gattin, welche Freundin, Gehülfin, Gebärerin, Mutter, Familienhaupt, Verwalterin sein soll, ja vielleicht abgesondert von dem Manne ihrem eigenen Geschäft und Amte vorzustehen hat, kann nicht zugleich Concubine sein: es hieße im Allgemeinen zu viel von ihr verlangen. Somit könnte in Zukunft das Umgekehrte dessen eintreten, was zu Perikles' Zeiten in Athen sich begab: die Männer, welche damals an ihren Eheweibern nicht viel mehr als Concubinen hatten, wandten sich nebenbei zu den Aspasiën, weil sie nach den Reizen einer kopf- und herzbefreienden Geselligkeit verlangten, wie eine solche nur die Anmuth und geistige Biegsamkeit der Frauen zu schaffen vermag. Alle menschlichen Institutionen, wie die Ehe, gestatten nur einen mäßigen Grad von praktischer Idealisirung, widrigenfalls sofort grobe Remeduren nöthig werden.“ —

Mit welcher Empfindung, nach welcher ersten Selbstprüfung soll nun, nach meines Bruders Ansicht, ein Mann in die Ehe treten? Aber hier möchte ich ihn nur selbst reden lassen:

„Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

„Du bist jung und wünschest dir Weib und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

„Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

„Oder redet aus deinem Wunsche das Thier und die Nothdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

„Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

„Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

„Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

„Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

„Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

„Dies sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe

„. . . . Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichniß und eine schmerzhafteste Gluth. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll.

„Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum müßtet ihr den bitteren Kelch eurer Liebe trinken.

„Bitterniß ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden!

„Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

„Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe. —“

Man stelle sich nun vor, daß wirklich solche edlen Worte auf junge Menschen einen Einfluß gewonnen, daß sie die Siegreichen, die Selbstbezwinger, die Gebieter ihrer Sinne würden, daß sie sich die ernste Frage vorlegten: „darf ich mir ein Kind wünschen? bin ich rechtwinklig an Leib und Seele gebaut?“ und daß sie dann ihren Körper und ihre Ehe heilig hielten, um einem höheren Leib das Leben geben zu können; — müßte das nicht schließlich zu einer Erhöhung der Menschheit führen?

Aber ach! wie selten entsprechen heutzutage die Ehe und die Eheschließenden jenem Idealbild, das mein Bruder hier ge-

zeichnet hat, und wie Recht hat er, wenn er von der Ehe der meisten Menschen sagt:

„Ach, diese Armuth der Seele zu Zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu Zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu Zweien!

„Ehe nennen sie dies Alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen.

„Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen! Nein, ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Thiere!“

Aber nicht nur zwei Thiere finden sich oft in der Ehe zusammen, sondern oft ist auch ein Heiliger an eine Gans gekettet, ein Wahrheitsliebender an eine kleine geputzte Lüge, oder umgekehrt: eine großdenkende Frau an einen gemeingefinnten Gatten, der dann das Beste und Höchste ihrer Natur vernichtet, bis sie endlich die Ketten zerreißt: „Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe mich!“ — Aus allen diesen quälendsten Verbindungen, Ehen, „die vielen kurzen Thorheiten ein Ende gemacht haben, als eine lange Dummheit“, entwickelt sich dann jener leidenschaftliche Haß der Geschlechter, der meinem Bruder eine so seltsame Definition der Liebe eingab. Er zeichnet sie auf nach einer Aufführung von „Carmen“ und man kann daraus sehen, daß ihm diese Musik Bizet's die deutlichste Vorstellung jener ungeheuren, düstern, schicksalsvollen, von ihm selbst nicht erlebten Leidenschaft gab, von der er früher mit einem so ungläubigen oder erstaunten Lächeln zu sagen pflegte: „Und dies Alles um ein kleines Mädchen!“ Er schreibt:

„Endlich die Liebe, die in die Natur zurückübersetzte Liebe! Nicht die Liebe einer „höheren Jungfrau“! Keine Senta-Sentimentalität! Sondern die Liebe als fatum, als fatalität, cynisch, unschuldig, grausam — und eben darin Natur! Die Liebe, die in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter ist! — Ich weiß keinen Fall, wo der tragische Wit, der das Wesen der Liebe macht, so streng sich ausdrückte, so schrecklich zur Formel würde, wie im letzten Schrei Don José's, mit dem das Werk schließt:

„Ja! Ich habe sie getödtet,
ich — meine angebetete Carmen!“

„— Eine solche Auffassung der Liebe (die einzige, die des Philosophen würdig ist —) ist selten: sie hebt ein Kunstwerk unter Tausenden heraus. Denn im Durchschnitt machen es die Künstler wie alle Welt, sogar schlimmer — sie mißverstehen die Liebe. Auch Wagner hat sie mißverstanden. Sie glauben in ihr selbstlos zu sein, weil sie den Vortheil eines andern Wesens wollen, oft wider ihren eignen Vortheil. Aber dafür wollen sie jenes andre Wesen besitzen L'amour — mit diesem Spruch behält man unter Göttern und Menschen Recht — est de tous les sentiments le plus égoïste, et par conséquent, lorsqu'il est blessé, le moins généreux. (B. Constant.)“

Mein Bruder konnte sich nichts Qualvolleres und für den Charakter Verderblicheres vorstellen, als eine unglückliche Ehe, und so macht er den Vorschlag einer Art von Versuchs-Ehe: „Schlimm-Gepaarte fand ich immer die schlimmsten Rachsüchtigen: sie lassen es aller Welt entgelten, daß sie nicht mehr einzeln laufen.

„Deswillen will ich, daß Redliche zu einander reden: wir lieben uns: laßt uns zusehn, daß wir uns lieb behalten! Oder soll unser Versprechen ein Versehen sein?“

„— Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, daß wir zusehn, ob wir zur großen Ehe taugen! Es ist ein großes Ding, immer zu Zwein sein!“

„Also rathe ich allen Redlichen; und was wäre denn meine Liebe zum Übermenschen und zu Allem, was kommen soll, wenn ich anders riethe und redete!

„Nicht nur fort euch zu pflanzen, sondern hinauf — dazu, oh meine Brüder, helfe euch der Garten der Ehe! —“

Mein Bruder war ein warmer Fürsprecher der Ehe, allerdings nur für gesunde Menschen von gesunder Herkunft. Wir finden in seinen privaten Aufzeichnungen folgende Notizen: „Zur Zukunft der Ehe: eine Steuer-Mehrbelastung (bei Erbschaften u. s. w.), auch Kriegsdienst-Mehrbelastung der Junggesellen, von einem bestimmten Alter an und anwachsend; — Vortheile aller Art (innerhalb der Gemeinde) für Väter, welche reichlich Knaben in die Welt setzen: unter Umständen eine Freiheit von Steuern; — ein ärztliches Protokoll, jeder Ehe vorangehend und von den Gemeinde-Vorständen unterzeichnet, worin mehrere bestimmte Fragen seitens der Verlobten und der

Ärzte beantwortet sein müssen (Familien-Geschichte); — als Gegenmittel gegen die Prostitution (oder als deren Veredelung): Ehen auf Frist, legalisirt mit Garantie für die Kinder (auf Jahre, auf Monate); — jede Ehe verantwortet und befürwortet durch eine bestimmte Anzahl Vertrauensmänner einer Gemeinde: als Gemeinde-Angelegenheit.“

Was nun meines Bruders persönliche Stellung zur Ehe betrifft, so muß ich es als einen vollkommenen Zufall bezeichnen, daß er im Anfang der siebziger Jahre, während seiner Professur in Basel, nicht geheirathet hat. Grundgesund, wie er trotz seiner als Krankenpfleger im Krieg erworbenen Migräne war (Prof. Deussen beschreibt ihn im Herbst 1872 als „feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe“), sprach er oft die Absicht aus, heirathen zu wollen, und wenn es trotzdem nicht dazu kam, so lag es nur daran, daß die Absicht von den geistigen Problemen, die er mit solcher Leidenschaft verfolgte, in den Hintergrund gedrängt wurde. Mit vollem Recht schreibt er 1885: „Man hat immer etwas Nöthigeres zu thun als sich zu verheirathen: Himmel, so ist mir's immer gegangen!“ Ich citire einige Briefstellen, um seine Geneigtheit zur Ehe zu beweisen. Er schreibt an Fräulein von Meyßenbug am 25. Oktober 1874 über seine Lebenswünsche und seine litterarische Zukunft und fährt fort:

„Was sollte mich in meinem Laufe stören? Selbst feindselige Gegenwirkungen werden mir jetzt zu Nutzen und Glück, denn sie klären mich oftmals schneller auf als die freundlichen Mitwirkungen und ich begehre nichts mehr als über das ganze höchst verwickelte System von Antagonismen, aus denen die „moderne Welt“ besteht, aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise fehlt es mir an jedem politischen und socialen Ehrgeize, so daß ich von da aus keine Gefahren zu befürchten habe, keine Abziehungen, keine Nöthigung zu Transaction und Rücksichten; kurz, ich darf heraus sagen, was ich denke, und ich will einmal erproben, bis zu welchem Grade unsre auf Gedankenfreiheit stolzen Mitmenschen freie Gedanken vertragen. . . . Ebenfalls bin ich mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt worden, nun wünsche ich mir, vertraulich gesprochen, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen — alles Übrige steht dann bei mir. —“

Und im December 1874 schreibt er an Freiherrn von Gersdorff:

„Nun mein herzlichster Freund, Du weißt, daß wir über den Tag Deiner Geburt nicht klagen und fluchen; wie immer auch das Menschenloos im Ganzen sei, gewiß beklagens-, vielleicht fluchenswerth — aber gute Freunde sind eine sehr achtenswerthe Erfindung, derenthalben soll das Menschenloos gerühmt werden. Bis jetzt war es die einzige Art, wie wir mit unserem Besten etwas weiter wirkten und weiter lebten über das Individuum hinaus; gelegentlich müssen wir auch nun unsre andre Schuldigkeit thun und für einen kräftigen geistig-leiblich ebenbürtigen Nachwuchs sorgen . . .“

Man sieht, daß Weib, Ehe und Kind durchaus zu den beglückenden Zukunftsplänen meines Bruders gehörten, auch hat er jene anmuthige Form lebhafter Verliebtheit recht gut gekannt. Es schweben mir einige ungewöhnlich reizende Gestalten vor, die er mit vollem Recht bewunderte und liebte. Aber allzusehnell wurde aus dem Verliebtsein eine zarte und schöne Freundschaft, und wenn damit auch nun die wirkliche Grundlage für eine von ihm gewünschte Ehe geschaffen war, so ist doch Freundschaft immer klarblickender als Verliebtheit. Außer den äußerlichen nicht gut passenden Verhältnissen, die ihm nun schärfer vor die Augen traten, wirkte wahrscheinlich auch die Furcht vor dem „ewigen Mißverständniß“ verhindernd: „das ist jener wohlwollende Genius, der Personen verschiedenen Geschlechts so oft von übereilten Verbindungen abhält, zu denen Sinne und Herz rathen — und nicht irgend ein Schopenhauerischer ‚Genius der Gattung‘ —!“ Ich muß sagen, daß erst vom Jahre 1875 an, wo wir deshalb einen eigenen Haushalt begannen, mein Bruder anfing, mißtrauisch der Wahl einer Gattin gegenüber zu stehen. Er schreibt an Freiherrn von Gersdorff Mai 1875: „Auch die Frage von Mann und Weib habe ich viel überlegt und möchte jetzt Dir auch zur allergrößten Vorsicht rathen. Es ist furchtbar, wie die Männer, an ein inferiores Geschöpf gebunden, herunterkommen, und mitunter kommt es mir so vor, als ob wir bessere Aufgaben hätten als dem ganzen Ehecapitel unsre Aufmerksamkeit zu schenken. Mündlich im Sommer viel mehr darüber, ich bin jetzt mit Gründen und Erwägungen vollgestopft.“

Je mehr aus dem Philologen ein Philosoph wurde, desto schwankender wurde seine Ansicht über seine eigene beabsichtigte Ehe. Den Gedanken daran hatte er damals doch noch nicht aufgegeben; aber seine Stellung dazu war etwas eigenthümlich. Er schreibt: „Jeder Umgang, der nicht hebt, zieht nieder, und umgekehrt; deshalb sinken gewöhnlich die Männer etwas, wenn sie Frauen nehmen, während die Frauen etwas gehoben werden. Allzu geistige Männer bedürfen eben so sehr der Ehe, als sie ihr wie einer widrigen Medicin widerstreben.“

Der ungewöhnlich liebenswerthe Charakter meines Bruders verführte nicht nur mich, sondern auch alle Frauen seiner Umgebung (die ihn sämmtlich verehrten und liebten), unsere liebe Mutter, Fräulein von Meysenbug, die Frauen seiner Freunde, ihm auf das Eifrigste zum Heirathen zuzureden, und im späteren Leben haben wir noch oft darüber gelacht, wie wir Alle von der festen Überzeugung durchdrungen waren, daß jede junge Dame hochbeglückt sein müsse, seine Gattin zu werden. Das besonders Komische war dabei, daß die meisten der von uns in Aussicht genommenen reizenden Mädchen niemals geahnt haben, welche Ehre ihnen zugebracht war, und das noch Heitlere, daß mein Bruder sie meistens gar nicht gesehen hat. In unseren Plänen wurden die jungen Mädchen wie auf dem Geflügelmarkt mit gebundenen Flügeln zur Prüfung vor ihn hingelegt, als ob er nur zuzugreifen hätte, und mein Bruder war der Einzige, der zuweilen mit Humor in unsere phantastischen Pläne hinein bemerkte: „Erstens kenne ich sie nicht und zweitens: wer weiß ob sie will?“ was wir aber Alle für selbstverständlich hielten. Meine Heirathsbriefe fand er immer außerordentlich lustig. Er schreibt einmal aus Sorrent, Winter 1877: „Nichts Heitres, als Dein Brief, liebste Schwester, der in allen möglichen Punkten den Nagel auf den Kopf traf. Mir gieng es recht schlimm und als ich aufstand, wurde Fräulein von Meysenbug krank. In aller Tiefe unseres Elendes lachten wir sehr zusammen, als ich ihr einige ausgewählte Stellen Deines Briefes vorlas . . . In der Idealisierung der jungen Dame hast Du viel geleistet, Lob, Ehre und Preis!“ — Damals forderte er von den ihm vorgeschlagenen Heirathscandidatinnen vorzüglich „geistige Qualitäten“, aber später (in den achtziger Jahren) wollte er von geistreichen Damen als

Ehegenossinnen nichts mehr wissen. Er schreibt mir im Sommer 1886 einmal, als ich ihm eine solche rühmte: „Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig und meistens ist dieser sogenannte Geist, von dem sich nur oberflächliche Männer dupiren lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung. Nichts ermüdender, als solche geistreiche Gans, die nicht einmal weiß, wie langweilig sie ist . . . Du glaubst, daß sie die Liebe verändern würde, aber ich glaube nicht an irgend welche Veränderung durch Liebe. Außerdem: ich denke nicht daran, geliebt zu werden, dazu müßte ein solches Wesen doch eine Ahnung haben, wer ich bin. Für Menschen wie ich bin giebt es keine Ehe, es sei denn im Stil unseres Goethe.“

Über eine derartige Gattin spricht er sich ausführlicher im Herbst 1885 aus: „Noch rationeller wäre vielleicht eine gute wirthschaftliche Gattin für mich, welche ihre Aufgabe darin sähe, mich in dem Zustand zu erhalten, in dem ich meiner über-schweren Lebensaufgabe am besten nachkomme. Aber Alles, was ich von Weibern kennen gelernt habe, ist mir, auf diese Mission angesehen, als unzureichend erschienen: so daß ich eigentlich in diesem Punkte keinen Glauben mehr habe. Sie müßte jung sein, sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht „gebildet“ und außerdem eine gute Wirthschafterin, aus eigener Neigung. Voilà! hier hast Du zu lachen!“

Man sieht aus dem Schluß, daß er auch zu einer solchen Lebensgefährtin kein großes Zutrauen hatte, und so wurden die nachfolgenden Aphorismen wohl immer mehr zu seiner Lebensansicht: „Ob die Freigeister mit Frauen leben werden? Im Allgemeinen glaube ich, daß sie, gleich den wahrsagenden Vögeln des Alterthums, als die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart es vorziehen müssen, allein zu fliegen.“ — „Es ist zum Lachen, wenn eine Gesellschaft von Habenichtsen die Abschaffung des Erbrechts decretirt, und nicht minder zum Lachen ist es, wenn Kinderlose an der praktischen Gesetzgebung eines Landes arbeiten: — sie haben ja nicht genug Schwergewicht in ihrem Schiffe, um sicher in den Ocean der Zukunft hineinsегeln zu können. Aber eben so ungereimt erscheint es, wenn Der, welcher die allgemeinste Erkenntniß und die Abschätzung des gesammten Daseins zu seiner Aufgabe er-

foren hat, sich mit persönlichen Rücksichten auf eine Familie, auf Ernährung, Sicherung, Achtung von Weib und Kind belastet und vor sein Teleskop jenen trüben Schleier aufspannt, durch welchen kaum einige Strahlen der fernen Gestirnwelt hindurchzudringen vermögen. So komme auch ich zu dem Satze, daß in den Angelegenheiten der höchsten philosophischen Art alle Verheiratheten verdächtig sind.“

Schließlich wurde er unserer Pläne immer mehr müde; ein Freund schreibt ihm im Jahre 1886: „Da kam nun noch Dein Brief an meine Frau, in welchem Du so liebenswerth die zum 99sten Male versuchte Kuppelei sanft abweist (,aber jedesmal that er's etwas sanfter', heißt es im Julius Cäsar, — ,und mir schien als käme es ihm hart an . . .').“

In dem Sinn, daß ein Philosoph das Opfer seines persönlichen Wohlbehagens bringen muß, um den Blick für die Menschheit frei zu haben, lauten auch alle seine späteren Auseinandersetzungen und Überlegungen über die Heirathsfrage. Sein liebevolles, gern sich mittheilendes Wesen sehnte sich nach einer harmonischen, beglückenden Umgebung, nach Weib und Kind, aber die Furcht, durch die Verwegenheit seiner Meinungen den Geliebtesten wehe zu thun und sie ebenso wie sich selbst in schwierige Verhältnisse zu bringen, hielt ihn immer zurück, seinem Bedürfniß nach einer liebenden Umgebung nachzugeben. Er schreibt Anfang Februar 1887:

„Als ich gestern meinen gewohnten Spaziergang machte, hörte ich plötzlich auf einem Nebenweg Jemand warm und herzlich lachen (es klang fast als ob Du es wärest), und als dann der Jemand zum Vorschein kam, war es ein reizendes braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh anschaute. Da wurde es mir einsamen alten Philosophen ganz warm um's Herz — ich gedachte Deiner Heirathspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergang nicht von dem Gedanken an das liebliche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohlthun, etwas so Holdes um mich herum zu haben — aber würde es ihr wohlthun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt, daß ich sie liebte), ein so liebliches Wesen leiden zu sehen? . . . Nein, nichts von Heirathen!“

In etwas kräftigerer Stimmung schreibt er ein anderes Mal: „Außerdem bin ich gar noch von einer gräßlichen und ganz unmöglichen Verwegenheit meiner Meinung, ich meine für deutsche Verhältnisse und sittsame gute Freunde und Nachbarn unmöglichen Verwegenheit. Immer aber Komödie spielen, wie ich es so viel thue und gethan habe, geht mir wider den Geschmack; zuletzt ist man doch gern bei sich zu Hause wenigstens ehrlich. Ich meine: ich kann mir eine „Lebensgefährtin“ gar nicht vorstellen, ohne aus der Haut zu fahren“

. . . . „Nein sicherlich, eine Frau fehlt mir nicht, eher schon eine junge lustige Tochter, für die ich ein Gegenstand der Verehrung und Fürsorge wäre. Das Beste aber wäre, ich hätte mein altes gutes Lama wieder! Eine Schwester ist für einen Philosophen eine sehr wohlthätige Einrichtung, vorzüglich wenn sie heiter, tapfer und liebevoll ist (kein alter Sauertopf wie die Schwester von G. Keller!) — aber solche Wahrheiten erkennt man meistens erst, wenn es zu spät ist! . . .“

Auch ein späterer Brief vom 25. März 1887 ist in dem gleichen Sinne geschrieben: „Mich zu verheirathen wäre jetzt vielleicht eine einfache Dummheit, bei der mir meine blutig erworbene Unabhängigkeit sofort wieder flöten gieng. Ich hätte dabei ja wieder nöthig, in irgend einem Staate Europa's mich zum Lügner zu machen, mitzuwählen, ich würde Rücksicht auf Weib, Kind, Familie des Weibes, den Ort, wo ich lebte, die Menschen, mit denen wir verkehrten, zu nehmen haben! aber mir dergestalt die Junge zu binden wäre mein Untergang. Lieber elend, krank, gefürchtet in irgend einem Winkel leben, als „arrangirt“ und eingereiht in die moderne Mittelmäßigkeit. Es fehlt mir weder an Muth noch an guter Laune: beides ist mir geblieben, weil ich keine Feigheiten und falschen Compromisse auf dem Gewissen habe.“

So war es die Rücksicht auf seine ungeheure Lebensaufgabe, die ihn die Einsamkeit ohne Weib und Kind wählen ließ, und aus dieser Einsamkeit ist schließlich jene unbeschreibliche Verlassenheit, selbst ohne Freunde, geworden, in der es ihm schien, als ob kein Laut der Liebe mehr zu ihm dringte, jene Verlassenheit, die ihm zuletzt das Herz brach. — — —

XXX. Capitel.

„Jenseits von Gut und Böse.“

Motto: „Gegen das, was ich in diesem Buche vorzutragen wage, läßt sich gewiß, aus der Nähe, und noch mehr von der ferne her, mancher herzhafte Einwand machen. Einen Theil dieser Einwände habe ich selbst, Dank mannigfacher Übung im Verhören, im Zweikampf zu Einem, vorweggenommen, leider aber immer auch vorweg beantwortet: so daß bisher die ganze Last meiner „Wahrheiten“ auf mir liegen geblieben ist. Man wird verstehen, daß es sich hier um lästige Wahrheiten handelt, und wenn es einen Glauben giebt, der selig macht, nun wohlan, hier ist ein Glaube, der das nicht thut! Aber weshalb sollten die Dinge darauf eingerichtet sein, uns Vergnügen zu machen? — Obschon ich gerade diesmal, aufrichtig gesagt, gerne das Vergnügen gönne, widerlegt zu werden.“

(XIV. Band.)

Auch nach Beendigung des IV. Theiles des Zarathustra ergriff meinen Bruder die Sehnsucht nach Venedig. Eigentlich hatte er sie schon den ganzen Winter 84/85 gehabt, denn so gut wie ihm das Klima in Nizza bekam, so wenig erfreute ihn der Ort mit seinem Großstadtlärm und ebensowenig seine Pension, die in jenem Winter seine Geduld in gesellschaftlicher Hinsicht auf die härteste Probe stellte. Ich bin sicher, daß er es in seiner Höflichkeit Niemand hat merken lassen, aber ich will doch einen solchen brieflichen Ausbruch seiner Ungeduld nicht unterdrücken, als ein Beispiel, wie sehr er unter schlechten Manieren litt. Er schreibt mir im Januar 1885:

„Dann ist Nizza auf die Dauer nicht möglich, die große Stadt, das unerträgliche Gelärm der Wagen u. s. w. Ebenso habe ich die Herren Mit-Pensionäre satt, man ist eigentlich in einer gar zu schlechten Gesellschaft, und darf kaum hinschauen,

wie der liebe Tisch-Nachbar bei Tisch Messer und Gabel führt. Von dem, was bei Tisch geredet wird, nicht zu reden. Ich denke an meine ehemalige Genueser Isolirtheit mit Trauer und Sehnsucht zurück, obgleich ich wie der ärmste Schlucker gelebt habe; aber ich war nicht von solchem mittelmäßigen deutschen „Paß“ umgeben, es war stolzer und mir angemessener.

„Herr *** ist ein rücksichtsvoller, mir sehr ergebener Mensch — aber die alte Geschichte: während ich Jemanden nöthig habe, der mich unterhält, läuft es darauf hinaus, daß ich unterhalte. Er schweigt, seufzt, sieht aus wie ein Schuster, und versteht weder zu lachen noch Geist zu zeigen. Unausstehlich auf die Länge. —“

„Im Geiste bin ich viel in Venedig: das wäre für mich der rechte Ort, wenn er nicht gerade die umgekehrten klimatischen Verhältnisse wie Nizza besäße.“

So sah er der Beendigung des Drucks vom IV. Theile des Zarathustra mit Ungeduld entgegen und schreibt am 30. März 1885 an Peter Gast: „Lieber Freund, seltsam! Ich erinnere mich gar nicht mehr, daß ich jemals eine Reise nach einem Orte hin mit Vergnügen unternommen hätte. Aber diesmal: — zu denken, daß ich bald in Venedig und bei Ihnen sein werde, erquickt mich, entzückt mich, es ist wie die Hoffnung auf Genesung bei einem lange und geduldig Kranken. Dabei habe ich entdeckt, daß Venedig mir bisher allein gefallen und wohlgethan hat: oder vielmehr, ich sollte ganz andre (und bescheidenere) Ausdrücke gebrauchen. Als Landschaft ist mir Sils-Maria verwandt (leider nicht als Ort) — wüßte ich nur wie ich dort mir eine würdige Einsamkeit und Einsiedlerschaft erhalten könnte! Aber — es kommt in Mode!

„Sie selber aber, mein lieber Freund und maestro, gehören einstweilen für mich wesentlich zu Venedig, und im Grunde höre ich nichts lieber als daß Sie dieser Stadt noch nicht müde sind. Wie viel habe ich neuerdings an Sie und über Sie gedacht! Sogar, als ich in den mémoires des alten de Brosses (1739—40) über Venedig las und über den damals berühmtesten maestro, nämlich Haffe (il detto „Sassone“). Seien Sie nicht böse, es liegt mir ferne, unehrerbietige Vergleichen zu machen.

„An Malwida schrieb ich dieser Tage, Herr Peter Gast werde für seinen Theil dafür sorgen, daß die Herrn Schauspieler und Schein-Genie's der Musik nicht mehr lange den Geschmack verderben. „Nicht mehr lange“ — das ist vielleicht eine große Übereilung. In einem demokratischen Zeitalter ist das Schöne jeder Art Eigenthum Weniger: pulchrum paucorum est hominum. Ich freue mich, in Ihrem Falle ein „Weniger“ zu sein. Die Menschen, die tief und lustig genug für mich sind, mit âmes mélancoliques et folles, gleich meinen verstorbenen Freunden Stendhal und Abbé Galiani, haben es auf Erden nicht aushalten können ohne die Liebe zu einem Musiker des Glücks (Galiani nicht ohne Piccini, und Stendhal nicht ohne Cimarosa und Mozart).

„Ah, wenn Sie wüßten, wie allein ich jetzt auf der Welt bin! Und wie viel Komödie noth thut, um nicht, hier und da, aus Überdruß, irgend Jemandem in's Gesicht zu spucken! Glücklicher Weise ist etwas von den höflichen Manieren meines Sohnes Zarathustra auch in seinem Vater vorhanden.

„Wenn ich aber zu Ihnen und nach Venedig komme, hat es, für eine Zeit lang, einmal mit der „Höflichkeit“ und der „Komödie“ und dem „Überdruß“ und der ganzen verfluchten Nizza-haftigkeit ein Ende — nicht wahr, mein werther Freund?

„Nicht zu vergessen: es werden wieder „bajicoli“ gegessen! — Von Herzen Ihr N.“

Bei diesem Aufenthalt im Frühjahr 1885 nahm mein Bruder ganz besondere Rücksichten, dem trefflichen Jünger Peter Gast nicht zu viel von seiner, der Musik gewidmeten Zeit zu rauben, und außer den Stunden, wo er sich an seinem Vorspielen erquickte, wandelte er viel allein umher und griff die Gedankenreihen wieder auf, die ihn schon seit dem Abschluß der „Fröhlichen Wissenschaft“ beschäftigt hatten. In den Jahren 1882/84 sollten sie aber zu andern Schriften gehören, die nach der jetzmaligen Anordnung der Materien und nach dem veränderten Ziele, das sie verfolgten, verschiedenartige Titel trugen: „Moral für Moralisten“, „Die Unschuld des Werdens“ u. s. w. Die Entstehung des Zarathustra hatte jedoch all diese Buchpläne in den Hintergrund gedrängt. Nun hatte er im vergangenen Jahre bei der Skizzirung des großen Planes zu seinem theoretisch-philoso-

sophischen Prosawerk wohl gefühlt, daß er durch eine vorbereitende kürzere Schrift den Lesern den Weg begreiflich machen mußte, auf welchem er zu seinen Hauptwerken gekommen sei. So begann er im Frühjahr 1885 die Zusammenstellung einer solchen Schrift, die schließlich nach den mannigfachsten Veränderungen „Jenseits von Gut und Böse“ geworden ist. Vor Allem aber sollte zunächst darin eine Reihe der Gedanken des Zarathustra deutlicher gemacht werden, wie wir aus einer beabsichtigten, aber ungedruckt gebliebenen Vorrede zu einer der früheren Stufen des „Jenseits von Gut und Böse“ ersehen:

„Das Buch ist aus Niederschriften zusammengestellt, welche ich während der Entstehung von „Also sprach Zarathustra“, richtiger in den Zwischenakten dieser Entstehung, machte: sei es zur Erholung, sei es als Selbst-Verhör und Selbst-Rechtfertigung inmitten eines unbegrenzt gewagten und verantwortlichen Unterfangens. Wenn jemals etwas aus sich selbst entsprungen ist oder, wie man ehemals sagte — inspirirt —, ohne Vorbild, Beispiel, Rücksicht, Absicht, so ist es dieser Zarathustra.

„Möge man sich des aus ihm erwachsenen Buches zu einem ähnlichen Zwecke oder auch als eines vielverschlungenen Fußwegs bedienen, der immer wieder unvermerkt zu jenem gefährlichen und wilden Boden hinlenkt, aus dem dieses eben genannte „Buch für Alle und für Keinen“ entsprungen ist. Gesezt, daß dieses „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“ kein Commentar zur Lehre Zarathustra's sei und sein wollte, so vielleicht doch eine Art Glossarium, in dem die wichtigsten Begriffs-Neuerungen jenes „Buches ohne Vorbild, Beispiel und Rücksicht“ sämmtlich irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind.“

Aber nicht allein die Gedankenwelt des Zarathustra wollte er durch diese neue Schrift deutlicher hervorheben, sondern wie ich schon erwähnte, den Weg dahin, d. h. den Weg zu seiner Weltanschauung, die sich ihm im Jahr zuvor in dem geplanten, großen philosophisch-theoretischen Prosawerk in ihrem Zusammenhang klar und abgeschlossen dargestellt hatte. (Übrigens tauchten schon 1885 die Titel „Wille zur Macht“ und „Umwertung aller Werthe“ für dieses Hauptwerk auf, so daß ich von jetzt an diese Titel zu seiner Bezeichnung gebrauchen will.) Um nun den Gang seiner Entwicklung deutlicher zu machen, plante

„An Malwida schrieb ich dieser Tage, Herr Peter Gast werde für seinen Theil dafür sorgen, daß die Herrn Schauspieler und Schein-Genie's der Musik nicht mehr lange den Geschmack verderben. „Nicht mehr lange“ — das ist vielleicht eine große Übereilung. In einem demokratischen Zeitalter ist das Schöne jeder Art Eigenthum Weniger: pulchrum paucorum est hominum. Ich freue mich, in Ihrem Falle ein „Weniger“ zu sein. Die Menschen, die tief und lustig genug für mich sind, mit âmes mélancoliques et folles, gleich meinen verstorbenen Freunden Stendhal und Abbé Galiani, haben es auf Erden nicht aushalten können ohne die Liebe zu einem Musiker des Glücks (Galiani nicht ohne Piccini, und Stendhal nicht ohne Cimarosa und Mozart).

„Ah, wenn Sie wüßten, wie allein ich jetzt auf der Welt bin! Und wie viel Komödie noth thut, um nicht, hier und da, aus Überdruß, irgend Jemandem in's Gesicht zu spucken! Glücklicher Weise ist etwas von den höflichen Manieren meines Sohnes Zarathustra auch in seinem Vater vorhanden.

„Wenn ich aber zu Ihnen und nach Venedig komme, hat es, für eine Zeit lang, einmal mit der „Höflichkeit“ und der „Komödie“ und dem „Überdruß“ und der ganzen verfluchten Nizza-haftigkeit ein Ende — nicht wahr, mein werther Freund?

„Nicht zu vergessen: es werden wieder „bajicoli“ geessen! — Von Herzen Ihr A.“

Bei diesem Aufenthalt im Frühjahr 1885 nahm mein Bruder ganz besondere Rücksichten, dem trefflichen Jünger Peter Gast nicht zu viel von seiner, der Musik gewidmeten Zeit zu rauben, und außer den Stunden, wo er sich an seinem Vorspielen erquickte, wandelte er viel allein umher und griff die Gedankenreihen wieder auf, die ihn schon seit dem Abschluß der „Fröhlichen Wissenschaft“ beschäftigt hatten. In den Jahren 1882/84 sollten sie aber zu andern Schriften gehören, die nach der jetzmaligen Anordnung der Materien und nach dem veränderten Ziele, das sie verfolgten, verschiedenartige Titel trugen: „Moral für Moralisten“, „Die Unschuld des Werdens“ u. s. w. Die Entstehung des Zarathustra hatte jedoch all diese Buchpläne in den Hintergrund gedrängt. Nun hatte er im vergangenen Jahre bei der Skizzirung des großen Planes zu seinem theoretisch-philoso-

sophischen Prosawerk wohl gefühlt, daß er durch eine vorbereitende kürzere Schrift den Lesern den Weg begreiflich machen müßte, auf welchem er zu seinen Hauptwerken gekommen sei. So begann er im Frühjahr 1885 die Zusammenstellung einer solchen Schrift, die schließlich nach den mannigfachen Veränderungen „Jenseits von Gut und Böse“ geworden ist. Vor Allem aber sollte zunächst darin eine Reihe der Gedanken des Zarathustra deutlicher gemacht werden, wie wir aus einer beabsichtigten, aber ungedruckt gebliebenen Vorrede zu einer der früheren Stufen des „Jenseits von Gut und Böse“ ersehen:

„Das Buch ist aus Niederschriften zusammengestellt, welche ich während der Entstehung von „Also sprach Zarathustra“, richtiger in den Zwischenakten dieser Entstehung, machte: sei es zur Erholung, sei es als Selbst-Verhör und Selbst-Rechtfertigung inmitten eines unbegrenzt gewagten und verantwortlichen Unterfangens. Wenn jemals etwas aus sich selbst entsprungen ist oder, wie man ehemals sagte — inspirirt —, ohne Vorbild, Beispiel, Rücksicht, Absicht, so ist es dieser Zarathustra.

„Möge man sich des aus ihm erwachsenen Buches zu einem ähnlichen Zwecke oder auch als eines vielverschlungenen Fußwegs bedienen, der immer wieder unvermerkt zu jenem gefährlichen und wilden Boden hinlenkt, aus dem dieses eben genannte „Buch für Alle und für Keinen“ entsprungen ist. Gesezt, daß dieses „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“ kein Commentar zur Lehre Zarathustra's sei und sein wollte, so vielleicht doch eine Art Glossarium, in dem die wichtigsten Begriffs-Neuerungen jenes „Buches ohne Vorbild, Beispiel und Rücksicht“ sämmtlich irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind.“

Über nicht allein die Gedankenwelt des Zarathustra wollte er durch diese neue Schrift deutlicher hervorheben, sondern wie ich schon erwähnte, den Weg dahin, d. h. den Weg zu seiner Weltanschauung, die sich ihm im Jahr zuvor in dem geplanten, großen philosophisch-theoretischen Prosawerk in ihrem Zusammenhang klar und abgeschlossen dargestellt hatte. (Übrigens tauchten schon 1885 die Titel „Wille zur Macht“ und „Umwerthung aller Werthe“ für dieses Hauptwerk auf, so daß ich von jetzt an diese Titel zu seiner Bezeichnung gebrauchen will.) Um nun den Gang seiner Entwicklung deutlicher zu machen, plante

er, zu dem ersten Band „Menschliches, Allzumenschliches“ zurückzugehen, ihn nochmals durchzuarbeiten, den Stil zu verbessern, die Aphorismen anders zu gruppieren und manches Neue hinzuzufügen. Keines seiner Bücher hatte seiner Meinung nach so viel Irrthümer, Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten hervorgerufen, wie gerade diese Schrift. Er wollte nun Vieles darin klarer ausdrücken, als wie es ursprünglich geschehen war, und im Anschluß daran einen zweiten Band „Menschliches, Allzumenschliches“ herausgeben, der aus der Fülle des inzwischen angesammelten Materials zusammengestellt, ungefähr dem Inhalt des jetzigen „Jenseits“ entsprechend, die Entwicklung seiner Ideen in den letzten zehn Jahren bringen sollte. Ich muß darauf aufmerksam machen, daß die Schriften, welche jetzt den zweiten Theil des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ bilden: „Vermischte Meinungen und Sprüche“ und „Der Wanderer und sein Schatten“ damals noch Einzelschriften waren, die nur dem Gedankenkreis, aber nicht dem Titel nach mit dem I. Band des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ verbunden waren.

Während der Neubearbeitung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“, Sommer und Herbst 1885, machten sich aber manche Einwendungen dagegen geltend, so daß er mitten darin aufhörte. Aber die Spuren der Verquickung des „Jenseits“ mit dem „Menschlichen“ zeigen sich jetzt noch im „Jenseits“, denn die ersten Aphorismen behandeln dieselben Themen, wie die ersten Aphorismen des „Menschlichen“; z. B. der zweite Aphorismus mit der Frage: „Wie könnte etwas aus seinem Gegensatz entstehen?“ weist ganz auf den ersten Aphorismus des „Menschlichen“ hin und ist sicher das Ergebnis erneuter Befassung mit den gleichen Problemen. Wir haben im II. Band der Gesamtausgabe [Seite 432 f.] die Umarbeitungen der ersten drei Aphorismen des „Menschlichen“ abgedruckt, die allerdings von der Absicht einer sehr radikalen und umfangreichen Umänderung Zeugniß geben. Ein Fragment einer Vorrede zu diesem umgeänderten „Menschlichen Allzumenschlichen“ mag hier folgen. Er blickt zunächst zurück auf die Zeit seiner Entstehung und fährt dann fort: „Damals nannte ich mich bei mir selber einen ‚freien Geist‘ oder den Prinzen Vogelfrei; und, wer mich gefragt hätte: ‚wo bist Du eigentlich zu Hause?‘ dem hätte ich

geantwortet ‚nirgends — oder jenseits von Gut und Böse: da mag mein Reich sein‘. Aber ich war ungern allein und trug hart daran, daß ich keinen Wandergenossen hatte. Indem ich nach Wandergenossen suchte und nach Menschen meiner Erfahrungen und Bedürfnisse, warf ich einen Angelhaken nach ihnen aus — mit eben diesem Buche, das ich hiermit, nach fast 10 Jahren, zum zweiten Male ‚auswerfe‘. Heute freilich — was geht alles in zehn Jahren vor! — weiß ich kaum noch, ob ich mir mit demselben ‚Wandergenossen‘ suche. Inzwischen nämlich lernte ich, was jetzt Wenige verstehen — Einsamkeit ertragen, Einsamkeit ‚verstehen‘ — und ich würde es heute mit unter die Anzeichen des freien Geistes setzen, daß er lieber allein ‚läuft‘, allein fliegt, ja selbst noch, wenn er einmal franke Beine hat, lieber allein kriecht. Die Einsamkeit ist eine schwere und gefährliche Heilkunst: sie erprobt am gründlichsten, mehr noch als irgend eine Krankheit, ob Einer zum Leben geboren ist; — genug, ich lernte erst aus der siebenten Einsamkeit heraus den Begriff ‚freier Geist‘ ganz zu Ende denken.“

Den ganzen Sommer 1885 schwankte mein Bruder, ob es ihm möglich sein würde, zu uns nach Deutschland zu kommen, um meinen Mann näher kennen zu lernen und ihm und mir vor unserer Abreise nach Paraguay Lebewohl zu sagen. Wir hatten im Frühjahr 1885 geheirathet und beabsichtigten im Januar 86 nach Paraguay überzusiedeln. Da meines Bruders Gesundheit im Sommer 85 im Allgemeinen gut war, so hatte er sich ganz besonders in seine Arbeiten vertieft (wobei er sich natürlich die Augen verdarb). Immer deutlicher versuchte er seine Hauptgedanken auszudrücken, was ihn manchmal — wie er schrieb — vor Sorgen schlaflos machte. Er fühlte die Verantwortlichkeit schwer auf sich lasten, ob es ihm gelingen würde, den ganzen Umfang seiner philosophischen Anschauungen den Andern begreiflich darzustellen, und glaubte nun, da er auf so gutem Wege war, sich nicht durch eine Reise unterbrechen zu dürfen. Dazu fürchtete er sich vor den Erschütterungen eines persönlichen Abschiednehmens, wenn er auch so innig wünschte, mich vor der Abreise zu sehen und zu sprechen. Diese verschiedenen Empfindungen zeigt der nachfolgende an uns Beide gerichtete Brief vom 6. September 1885:

„Meine Lieben. Eure schönen Gaben und Lockspeisen sind eingetroffen — ach, es bedurfte der Lockmittel nicht, Ihr könnt es gar nicht ausdenken, wie sehr und wie lange schon eine Art von grimmigem Heimweh mich quält und mich zu der nordischen Reise zu überreden sucht. Ja, es ziehen auch noch andre Zauber mich nach Eurer Richtung: z. B. daß mit großer Wahrscheinlichkeit diesen Winter in Dresden meine himmlische Leib- und Trostmusik-Oper ‚Der Löwe von Venedig‘ zu hören ist. Und trotzdem: es geht nicht! Es geht nicht! Ich bin ein armes Thier mit meiner Gesundheit, das wißt Ihr — und es ist schlecht in diesen Tagen gegangen, bei aller Vorsicht. Das liegt daran, daß ich mich von übermäßig schweren Pflichten und Skrupeln bedrängt weiß, denen eigentlich nur eine Löwen- und Bären-Gesundheit Stand hielte. Vielleicht kann ich dies nicht deutlich machen, aber glaubt es mir: ich leide Tag und Nacht daran. Daß ich ‚gute Miene‘ zu machen weiß und von Zeit zu Zeit sogar einen Anfall von Glück und von ausgelassener Munterkeit habe, das wißt Ihr auch: sonst lebte ich lange nicht mehr. Es wird mir schrecklich schwer, das Lama vor ihrer Abreise nicht mehr zu sehen, es geht mir durch und durch. Trotzdem ist es, glaube ich, besser so — und nicht nur meinethwegen. Vielleicht könnte es bei einem nochmaligen Wiedersehen herauskommen, zu sehr herauskommen, wie vereinsamt sich Euer Fritz jetzt fühlt — denn ich bin ohne Ausnahme alle meine Freunde in den letzten Jahren losgeworden — und wie er thatsächlich schon in einem ferneren, fremderen, auch unzugänglicheren Lande lebt als alle Paraguay's sein könnten. Aber wir sollten uns Alle miteinander hübsch Muth machen, da wir allesammt nichts Kleines vorhaben. Ich habe diesen Sommer hier in Sils oft mit großer Neigung über das Projekt meines Herrn Schwagers geredet, vor Deutschen und Ausländern; und seit er von jener Agitation zurückgetreten ist, die, gleich jeder negativen Bestrebung, die Gefahr in sich birgt, einen edelgearteten Charakter am leichtesten zu verderben, bin ich voller Theilnahme und herzlicher Wünsche für seine Unternehmungen. Das Lama wird ihre Sache gut machen, daran ist kein Zweifel (nur bin ich besorgt, daß sie aus Liebe zu ihrem Gatten zu wenig Fleisch ißt — ‚Eins schießt sich nicht für Alle, Verzeihung, meine Lieben!‘). Mit

meiner lieben Mutter will ich, wenn sie erst allein ist, dies und jenes Zusammentreffen und Zusammenleben verabreden: inzwischens müssen wir uns Alle tapfer zusammenehmen. Sils bleibt mein Sommer-Aufenthalt: das hat sich entschieden, dank einigen Veränderungen, die meinen Augen angemessen waren. Jetzt muß ich noch den Winterort feststellen: ein Versuch mit Florenz soll zunächst gemacht werden. — In Liebe und mit Thränen
Euer Fritz.

Aber acht Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, befand er sich doch auf der Reise zu uns: „eine geschäftliche Angelegenheit, die eine persönliche Erledigung rathsam erscheinen ließ, kam meiner Sehnsucht zu Hülfe“, sagte er scherzend. Er blieb ungefähr sieben Wochen in Deutschland und theilte seine Zeit zwischen Naumburg und Leipzig. Immer wenn wir beide allein zusammen waren, standen wir unter dem Einfluß des tief melancholischen Gedankens, daß, was wir uns zu sagen hätten, wir uns jetzt sagen müßten, weil wir niemals wieder so miteinander reden würden. Einige Spaziergänge in der durch ihre herbstliche Schönheit wunderbar verklärten Umgebung Naumburgs sind mir in der rührendsten und schwermüthigsten Erinnerung geblieben. Bei diesen Wanderungen hat mir mein theurer Bruder mehr denn je von dem innern Zusammenhange aller seiner Gedanken gesprochen. Ich habe damals noch wenig davon verstehen können, aber seine Worte, den Klang seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichts in treulichem Herzen aufbewahrt, so daß mir in der Erinnerung daran jetzt erst oft der wahre Sinn dessen aufgeht, was er mir damals mitgetheilt hat.

Ich bin ihm so von Herzen dankbar, daß er mich damals dieser ausführlichen Aussprache gewürdigt hat, denn es war ein Opfer. Es wurde ihm nämlich unbeschreiblich schwer, von den Gedanken zu reden, die ihm am meisten am Herzen lagen. Schon über peinliche persönliche Erlebnisse vermochte er nicht zu sprechen, und nur aus diesem Grunde ist es erklärlich, daß in jenen Jahren 1882—84 so schwere Mißverständnisse zwischen uns aufkommen konnten. Aber welche viel höhere Wichtigkeit hatten allen Erlebnissen gegenüber seine Gedanken und Lehren, die er der Menschheit übergeben wollte! Nur die Vermuthung, daß wir uns erst nach langen, langen Jahren oder vielleicht nie

widersprechen könnten, hat ihn vermocht, sich in dem Maße zu überwinden, mir von seinen höchsten Plänen, von seinen tiefsten Empfindungen zu reden. Er hatte mir schon wenige Tage vor meiner Hochzeit am 20. Mai 1885, von Venedig aus in diesem Sinne geschrieben:

„Mein liebes Lama,
für den Tag, welcher über Dein Lebensloos entscheidet (und zu dem Dir Niemand mehr als ich Glück und Gedeihen und gute Vorzeichen und guten Muth anwünschen kann) — für diesen Tag muß ich mir selber eine Art Lebens-Abrechnung machen. Von jetzt an wirst Du ganz andere Sachen zunächst und zuvorderst in Kopf und Herzen haben, als die Sachen Deines Bruders, und so soll es recht und billig sein — und ebenso liegt es in der Natur, daß Du mehr und mehr die Denkweise Deines Gatten theilen wirst: welche ganz und gar nicht die meine ist, so viel ich an ihr auch zu ehren und zu rühmen habe. Damit Du aber künftighin eine Art Direction hast, inwiefern die Beurtheilung Deines Bruders viele Vorsicht und vielleicht auch Schonung erfordert: schreibe ich es Dir heute, zum Zeichen großer Herzlichkeit, worin das Schlimme und Schwere meiner Lage liegt. Ich habe bis jetzt, von Kindesbeinen an, Niemanden gefunden, mit dem ich dieselbe Noth auf Herzen und Gewissen hätte. Dies zwingt mich heute noch, wie zu allen Zeiten, mich, so gut es gehn will, und oft mit sehr viel schlechter Laune unter irgend einer der heute erlaubten und verständlichen Menschheits-Sorten zu präsentiren. Daß man aber eigentlich nur unter Gleichgesinnten, Gleich-Gewillten gedeihen kann, ist mein Glaubenssatz (bis hinab zur Ernährung und Förderung des Leibes); daß ich Keinen habe, ist mein Malheur. Meine Universitäts-Existenz war der langwierige Versuch der Anpassung an ein falsches Milieu; meine Annäherung an Wagner's war daselbe, nur in entgegengesetzter Richtung. Fast alle meine menschlichen Beziehungen sind aus den Anfällen des Vereinsamungs-Gefühles entstanden: Overbeck so gut als Rée und Malwida — ich bin lächerlich-glücklich gewesen, wenn ich mit Jemandem irgend ein Fleckchen und Eckchen gemein fand oder zu finden glaubte. Mein Gedächtniß ist überladen mit tausend beschämenden Erinnerungen, in Hinsicht auf solche Schwächen, in denen ich die Einsamkeit

absolut nicht mehr ertrug. Mein Kranksein hinzugerechnet, welches immer die schauerlichste Entmuthigung über mich bringt; ich bin nicht umsonst so tief krank gewesen, — und auch jetzt noch durchschnittlich krank d. h. betrübt — wie gesagt, nur weil es mir am rechten Milieu fehlt und ich immer etwas Komödie spielen muß, statt mich an den Menschen zu erholen. — Ich betrachte mich deshalb ganz und gar nicht als einen versteckten oder hinterhältigen oder mißtrauischen Menschen; im Gegentheil! Wäre ich's, so würde ich nicht so viel leiden! Man hat es aber nicht in der Hand, sich mitzutheilen, wenn man auch noch so mittheilungslustig ist, sondern man muß Den finden, gegen den es Mittheilung geben kann. Das Gefühl, daß es bei mir etwas sehr Fernes und Fremdes gebe, daß meine Worte andere Farben haben als dieselben Worte bei andern Menschen, daß es bei mir viel bunten Vordergrund giebt, welcher täuscht, — genau dies Gefühl, das mir neuerdings von verschiedenen Seiten bezeugt wird, ist immer noch der feinste Grad von ‚Verständniß‘, den ich bisher gefunden habe. Alles, was ich bisher geschrieben habe, ist Vordergrund; für mich selber geht es erst immer mit den Gedankenstrichen los. Es sind Dinge gefährlichster Art, mit denen ich zu thun habe; daß ich dazwischen in populärer Manier bald den Deutschen Schopenhauern oder Wagnern empfehle, bald Zarathustra's ausdenke, das sind Erholungen für mich, aber vor Allem auch Verstecke, hinter denen ich eine Zeit lang wieder sitzen kann.“

Aber in jenem Herbst 1885 ist er aus seinem Versteck ein wenig hervorgekommen, sodaß, als ich kurz darauf mit Heinrich von Stein zusammentraf, ich ihm doch, wie er Andern erzählt hat, eine ungefähre Vorstellung von der ungeheuren Aufgabe gegeben habe, die auf meinem Bruder lag. — Ein unbefchreiblich trauriger Abschied beendete diese rührend schönen Wochen.

Gleichsam um uns über die Schwermuth jener Zeit hinwegzutäuschen, bauten wir auch manches Luftschloß für seine Zukunft, um welche ich mich so innig sorgte. Da ich besonders die Vereinsamung fürchtete und so wohl wußte, welche ausgezeichnete Lehrer er für begabte Jünglinge war, so kam ich auf meinen oftgemachten Vorschlag zurück, an irgend einer Universität, mit einer unbefangeneren freieren Geistesrichtung, Vorträge zu

halten. Schon im Frühjahr 1885 hatte ich deshalb nach verschiedenen Seiten Verbindungen angeknüpft und ihm darüber geschrieben. Er antwortet darauf:

„Deine Vorschläge für die Zukunft klingen nicht übel auf meinem Resonanz-Boden wieder; für die Sorge, die sich darin ausdrückt, weiß ich nicht genug zu danken. . . . Ich werde zu blind, um noch viel lesen und schreiben zu dürfen, es fällt mir fast jeden Tag genug ein, daß deutsche Professoren daraus zwei dicke Bücher machen könnten, aber ich habe Niemanden, für den das Zeug paßt. Es ist so viel Unerlaubtes darunter; es thut Andern wehe. Ich gestehe, daß ich ganz gerne hier und da eine Vorlesung halten würde, ganz ziemlich und schicklich, als Moralist und großer ‚Erzieher‘, der nicht auf den Kopf gefallen ist; aber Studenten sind so dumm, Professoren sind noch dümmer! Und wo! Ich habe jetzt keinen Ort mehr, wo ich gern bin, ausgenommen Venedig.“ Zu einem andern Resultat kamen wir auch im Herbst 1885 nicht, doch wurde Zürich in's Auge gefaßt. — Schließlich besprachen wir auch viel Geschäftliches und Litterarisches miteinander, z. B. über die Umänderung und Fortsetzung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“. Aber schon damals war er zweifelhaft, ob es nicht besser sei, zu einem andern Buche die Fortsetzung zu schreiben, z. B. zur „Morgenröthe“. Wir reisten zusammen nach Leipzig, um einen neuen Verleger zu suchen. Mit dem Verleger Ernst Schmeißner, der meinem Bruder verschiedene Unannehmlichkeiten bereitet hatte, außerdem nicht aufhörte ihm mitzutheilen, daß „das Publikum seine Aphorismen nicht lesen wollte“, wünschte er abzubrechen. Bei dieser Reise sagte er mir, daß das Buch, das er dem Verleger anbieten wolle, nur noch zum Theil der Abschrift bedürfe; er habe sehr viel von dem dazu vorhandenen Material ausgeschaltet.

Nach dem Aufenthalt in Naumburg und Leipzig, der ihm dieses Mal ganz leidlich bekam („Es hat mir gut gethan bei Euch zu sein, meine lieben Lieben“ schreibt er nach seiner Abreise), machte er sich auf, um sich für den Winter 1885/86 einen anderen Aufenthaltsort als Nizza zu suchen. Der letzte Winter dort war ihm in recht peinlicher Erinnerung geblieben, wie man sich nach den oben angeführten Briefstellen leicht vorstellen kann. Er reiste

zunächst nach München, wo er den Jugendfreund Freiherrn von Seydlitz aufsuchte und mit ihm und seiner ausgezeichneten Frau sehr glückliche Stunden verlebte. Von dort fuhr er nach Florenz. Man stelle sich nun unser Erstaunen vor, als wir plötzlich am 15. November aus Nizza eine Postkarte erhielten:

„Wundert Euch nicht zu sehr, meine Lieben, wenn sich heute der Hamletische Maulwurf aus Nizza und nicht aus Vallombrosa („Schattenthal“ —) verlautbart. Es war mir sehr werthvoll, fast gleichzeitig die Luft von Leipzig, München, Florenz, Genua und Nizza zu experimentiren. Ihr könnt gar nicht glauben, wie sehr in diesem Wettkampfe Nizza triumphirt hat. Meine Wohnung ist nach wie vor Pension de Genève, petite rue St.-Etienne; sie ist inzwischen durch Umbau und gänzliche Erneuerung von Stoffen und Farben sehr appetitlich geworden. Mein Tischnachbar ist ein Bischof, ein Monsignore, der deutsch redet. Eurer viel, viel gedenkend

Prinz Eichhorn.“

(So nannte er sich in Folge einer in jenem Herbst wieder aufgefrischten scherzhaften Kindheitserinnerung und in Hinsicht auf den schnellen Wechsel der Aufenthaltsorte.)

Einige Tage später schreibt er noch ausführlicher über den ausgezeichneten Einfluß, den das herrliche Klima Nizza's auf ihn, d. h. auf seine Productivität, ausübe: „Mir ist zu Muth, als sei ich das erste Mal in Nizza; mindestens weiß ich jetzt besser mir das Schöne, was zu mir hier paßt, zu Gemüthe zu führen und das Übrige einfach zu ignoriren. Die feine Luft, die zarten Farben aller Art, die unbeschreibliche Sonnigkeit — es hat etwas Begeisterndes, wenigstens für mich. Mein Kopf ist hier zehn Mal mehr werth, als in Zürich oder Leipzig, hier, wo ihm das Klima „congenial“ ist, um mich äußerst gebildet auszudrücken. Es ist kein Zweifel, daß ich jedes Jahr (jeden Winter! aber nicht die andere Zeit!) jetzt einen Rucks weiter zur Gesundheit gemacht habe; und zwar zur Gesundheit meines Kopfes, nicht meiner Augen (unter uns gesagt —). Das Project mit Vorlesungen in Zürich hat viel Verführerisches; trotzdem darf man es nicht allzu sehr aus der Nähe betrachten, aus verschiedenen Gründen. Es thut gut, damit noch etwas Geduld zu haben; einstweilen solltet Ihr, meine

Lieben, Eure Blicke lieber nach etwas „Zeitgemäherem“ ausschweifen lassen. Zum Beispiel nach einer sogenannten Lebensgefährtin. Das Signalement ist: lustig, hübsch, noch sehr jung, und im Übrigen ein tapferes kleines Wesen à la Irene Seydlitz (mit der ich mich beinahe „Du“ nenne).

„Meine Lieben, es scheint mir nicht möglich, den hiesigen Himmel mit seinen 220 wolkenlosen Tagen wie ein Öfchen in den Koffer zu stecken und nach Zürich überzujedeln. Traurig!

„Auch hier Vorlesungen über Südamerika, eingerechnet Paraguay. Der Reisende, sehr entzückt im Ganzen (nach einer Reise von 3 $\frac{1}{2}$ Jahren) behauptet zuletzt, nichts gefunden zu haben, was schöner sei als Nizza.“

Eine herrliche Vorstellung von seiner damaligen Stimmung geben uns einige Briefe an Peter Gast, der inzwischen in Bezug auf seine Musik vielerlei Enttäuschungen erlebt hatte, und dem er nun Trost zuredet und ihn auffordert, nach Nizza zu kommen.

[Nizza, 24. Nov. 1885.]

„Lieber Freund,
endlich, nach langem Umherschweifen, zur Vernunft zurückgekehrt (welche in diesem Falle Nizza heißt), bekomme ich auch schon eine Belohnung dafür, nämlich sehr ersehnte Nachrichten über Sie, einmal durch Sie selber, sodann durch Frau Röder. Es sind schlechte Nachrichten im Grunde; aber so wie Sie sind, muß Ihnen das Schlechteste zum Vortheile gereichen — verzeihen Sie diesen Optimismus, der zum Mindesten aus der bona fides eines Freundes stammt. Sie haben „den Wind gegen sich“: gesetzt daß Sie schwindsüchtig und übermäßig zärtlich angelegt wären, so müßte man für Sie die größte Angst haben (zum Beispiel ich selber hätte für mich selber in Ihrem Falle wenig Zutrauen). Aber mit Ihren „starken Lungen“, Ihrer lebenslangen Übung im Alleinsein, Ihrer schweisgsamen Tapferkeit werden Sie Herr über alle schlechten Winde werden, und vielleicht sogar noch etwas „herrischer“ und „selbstherrlicher“ als bisher. Ein ganz alter Römer sagt von einem gleich Ihnen Kämpfenden:

„*increscunt animi, virescit volnere virtus*“

(es schwillt der Muth, durch die Wunde erst tritt die Tapferkeit in Saft und Kraft). Man soll es Ihrer Musik schon einmal

anhören, was Krieg und Sieg sind. Dieser Tage erquickte es mich zu erfahren, daß diese Stadt, welche ich nicht mehr wechseln und eintauschen darf, in ihrem Namen etwas vom Siege hat. Und wenn Sie hören, wie der Platz heißt, wohinaus mein Fenster schaut (herrliche Bäume, in der ferne röhliche große Gebäude, das Meer und die schön gewundene baie des anges), nämlich ‚square des Phocéens‘, so werden Sie vielleicht gleich mir über den ungeheuren Cosmopolitismus dieser Wort-Verbindung lachen — wirklich haben Phoceer einstmals hier sich angesiedelt —, aber etwas Siegreiches und Über-Europäisches klingt heraus, etwas sehr Tröstliches, das mir sagt ‚hier bist du an deinem Platze‘. Inzwischen nämlich prüfte ich München, Florenz, Genua, — aber es schickt sich für meinen alten Kopf nichts Anderes als dies Nizza, abgerechnet ein paar Monate Sils-Maria: obgleich der Sommer sogar hier erquicklicher sein soll als an irgend einem Binnen-Orte Deutschlands (die Abende frische Meerbrisen, die Nächte kühl), die Luft ist unvergleichbar, die anregende Kraft (ebenso die Lichtfülle des Himmels) in Europa nicht zum zweiten Male vorhanden. Ich erwähne endlich, daß man hier billig, sehr billig leben kann, und daß der Ort umfänglich groß genug ist, um jeden Grad einsiedlerischer Verborgenheit zu gestatten. Die ganz ausgesuchten Dinge der Natur, wie die Waldwege am nächsten Berge, wie die Halbinsel St.-Jean, hat unsereins für sich; ebenso ist die ganze herrlich-freie Promenade am stark brandenden Meere (circa dreiviertel Stunde lang —) nur für ein paar Stunden des Tages besucht. Vergeben Sie mir, daß ich mich öfter im Geiste mit Ihrem Loose beschäftige und dabei nicht selten zu dem Schlusse komme: Sie sollten es einmal mit diesem Nizza versuchen und Deutschland Deutschland sein lassen. Wir selber, als arbeitssame und solitäre Thiere, werden uns hübsch aus dem Wege gehen, aber hier und da ein kleines Fest des Zusammenseins veranstalten. Zuletzt bin ich einer der besten Liebhaber Ihrer Musik — es würde mir im letzten Theile meines Lebens etwas Nicht-zu-Ersetzendes fehlen, wenn Sie und Ihre Kunst mir gänzlich abhanden kämen . . . Es ist nicht nur Neugierde, welche mich fragen macht, wie auf Sie gerade dies Klima wirken möchte; es ist ebenfalls nicht nur das Verlangen eines Freundes. Man ist

hier so „außerdeutsch“ — ich kann es nicht stark genug ausdrücken. — Behalten Sie lieb Ihren Freund N.“

[Nizza, 6. Dec. 1885.]

„Lieber Freund,

eben kommt Ihr guter Brief mir zu Händen: ich weiß nichts Besseres zu thun als sofort darauf zu ‚antworten‘ — so groß ist meine Freude über Ihre Geduld und Ihr Ausharren in Wien. Gesezt, daß Alles zuletzt umsonst war und der Norden vorläufig noch nichts von Ihrem ‚Süden‘ wissen und hören will: so haben Sie nicht nur eine Schuldigkeit abgethan — es scheint mir, Sie haben selbst dann mehr erreicht. Sie dürfen sich für eine gute Zeit wieder die ganze Frage von „Angebot und Nachfrage“ aus dem Kopfe schlagen, und, mit gutem Gewissen, wieder in jenen himmlischen Abgrund der Einsamkeit des Schaffenden stürzen, in dem Sie gelebt haben, — in dem wir leben müssen, in dem, zuletzt, wir allein leben können! Ich habe es, mit meinen zwei Monaten in Deutschland, gerade so weit gebracht als ich es Ihnen hiermit wünschen möchte: es kam mir zur vollen Klarheit, daß ich dort gegenwärtig noch nichts zu suchen habe, und daß andre Aufgaben und „Aufgeber“ dort am Platze sind. Diese Klarheit hat mich nicht getrübt — Sie dürfen mir's glauben — umgekehrt, noch niemals bin ich in einer solchen halkanonischen Meeresstille und Unbekümmertheit in meinem Süden angelangt, so daß selbst die Leibes-Gesundheit sich verbessert zu haben scheint, trotz der greulichen Strapazen, welche ich mir seit Sils-Maria zugemuthet habe.“ . . .

[Nizza, 10. Dec. 1885.]

...„Zuletzt wundere ich mich über einen geheimen „Parallelismus“ unserer diesjährigen Erlebnisse und voyages en zigzag, bis zu dem Grade, daß ich mich fast darüber freue: — am Ende nämlich ist ein großes Gefühl von Ruhe und sanfter Gleichgültigkeit über mich gekommen, von dem ich wünsche, daß es auch Ihre Belohnung sein möchte. Es ist jetzt Niemand in Deutschland, der weiß, was ich will oder daß ich etwas will oder gar daß ich davon schon ein genügendes Theil erreicht habe, — Niemand, dem meine „Sachen“ recht von Herzen Vergnügen oder Besorgniß und Noth oder irgend Etwas machten —. Nun, vielleicht ist dies zu wissen eine unschätzbare Einsicht, mit ihr

ist man den Gärten Epikur's ganz nahe gekommen, vor Allem aber sich selber, — man springt nach dieser Einsicht mit einem muthwilligen Sprunge zu sich selber zurück. Fahren wir fort, Das zu machen, was uns wohlthut, wobei wir es bei uns selber zu einem guten Gewissen bringen: der Rest ist Schweigen oder gloria, „wie es Gott will“ — . . .

Aber gegen Weihnachten hin wurde die halbyonische Stimmung, in welche ihn Nizza versetzt hatte, doch wieder etwas herabgemindert; auch hatte er die ersten Wochen seines dortigen Aufenthaltes zu einer der vorher erwähnten Zusammenstellungen der neuen Schrift benutzt und hierbei wieder die Augen überanstrengt. Dazu kam die Sehnsucht nach den heimatlichen Freuden des Weihnachtsfestes, welches ich nun zum letzten Mal auf lange Zeit in Europa erleben sollte. Auch in diesem wie in allen sonstigen Briefen dieses Capitels nennt er Krankheit, was andere Menschen eine unlustige, traurige Stimmung nennen; wahrscheinlich durch irgendwelche Nachrichten oder Erlebnisse hervorgerufen, die ihm das Mißverstandenwerden seiner Schriften so deutlich zeigten. Er schreibt mir am 20. December 1885:

„Mein liebes Lama,

Hoffentlich ist kein Brief verloren gegangen; controliren kann ich es nicht mehr. Zuletzt bin ich vielleicht im Rückstande geblieben, weil es mit der Gesundheit in der letzten Zeit nicht gut gieng: ich mag nicht viel davon reden, — da läßt man das Briefschreiben lieber ganz. Sieben Jahre Einsamkeit sind nunmehr vorbei, im Grunde bin ich ganz und gar nicht für Einsamkeit gemacht, und es begegnet mir jetzt, wo ich nicht mehr absehe, wie ich sie los werde, beinahe alle Wochen ein so plötzlicher Lebensüberdruß, daß es mich krank macht. Meine Diät kommt mir recht vernünftig vor, Mittags trinke ich Milch zu etwas Grahambrod, Abends um 6 bin ich in der Pension de Genève, wo so gekocht wird, daß mein Magen dabei seine Rechnung findet. Schlafmittel brauche ich nicht mehr; wenigstens kommt mir das Seidel Münchner Kindl-Bräu, das ich öfter einmal zu mir nehme, mehr wie ein Verdauungsmittel vor, es ermüdet mich nicht. Gegen Grog habe ich jetzt einen Widerwillen. In meinem Zimmer friere ich leider zu stark, jetzt wo auch wir bis zu 4 Grad unter Null (gelegentlich —) herabsinken; auch giebt es

miserable Störung durch Musik, rechts durch ein Kind, das Tonleitern stümpert, hinter mir durch eine Violine und durch einen Trompeten-Virtuosen. So sehne ich mich auch hierin nach einer Verbesserung, doch nicht mehr für diesen Winter, wo ich aushalten will. Das Schlimmste ist, daß mir die menschlichen Ressourcen jeder besseren Art fehlen, ja daß ich kaum noch Menschen weiß, von denen ich wünschte, daß sie hier leben möchten. Ich hätte Gast gerne hier, weil er jetzt der einzige Musiker ist, dessen Geschmack mir „schmeckt“ — und weil er einsiedlerisch und anspruchslos für sich zu leben versteht. Aber es ist mir mehr nöthig, als nur gelegentlich einmal Musik. —

„Inzwischen ist auch das allerliebste Maschinchen, um Eier zu Schaum zu schlagen, angelangt; gebraucht habe ich es noch nicht; was meinst Du, welche Art Topf dazu gehört? Es soll mir viel Vergnügen machen und mich immer schön an Dich erinnern. Wie dumm, daß ich Niemanden mehr zum Lachen habe! Wäre ich bei besserer Gesundheit und reich genug, so würde ich, nur um noch Heiterkeit zu haben, nach Japan übersiedeln (zu meinem größten Erstaunen fand ich, daß auch Seydlitz inwendig diese Umwandlung durchgemacht hat, er ist artistisch jetzt der erste deutsche Japaner — lies beifolgende Zeitungsberichte über ihn!). Ich bin gern in Venedig, weil es dort leicht japanisch zugehen könnte — ein paar Bedingungen dazu sind da. Das übrige Europa ist pessimistisch-triste, die gräßliche Verderbniß der Musik durch Wagner ist nur ein Einzelfall der allgemeinen Verderbniß und Trübsal. —

„Nun ist es wieder Weihnachten, und es ist ein Jammer zu denken, daß ich immerfort (wie nun schon sieben Jahre) verurtheilt bin, wie ein Ausgestoßener oder wie ein cynischer Verächter der Menschen zu leben. Es sorgt sich jetzt Niemand mehr um eine Verbesserung meiner Existenz, das Lama hat „Besseres zu thun“ und jedenfalls genug zu thun! Alle die alten Bekanntschaften sind altbacken und steinhart geworden, — wenn ich daran denke, wie ich immer fürlieb genommen habe, so erschrecke ich vor der Zukunft, ich meine vor der Wahrscheinlichkeit, mit was für Menschen ich noch fürlieb nehmen werde, aus jener Noth, welche macht, daß der Teufel fliegen frißt. — Das ist einmal ein schöner lustiger Weihnachts-Brief? Es lebe das Lama!

Dein f.

„Warum geht Ihr nicht nach Japan? Es ist das billigste Leben, und so lustig! —“

Offenbar war ihm dieser Brief, der mich sehr betrübte, doch als zu wehmüthig und mit zu viel Galgenhumor gewürzt erschienen, denn einige Tage darauf schreibt er uns einen fröhlichen Weihnachtsbrief:

„Meine Lieben, es ist herrliches Wetter, da muß auch Euer Fritz wieder ein fröhliches Gesicht machen, ob er schon recht melancholische Tage und Nächte gehabt hat. Weihnachten gerieth aber zu einem Festtage. Mittags bekam ich Eure liebe Sendung zu Händen, und geschwind hieng die Uhrkette um den Hals, und das artige Kalenderchen kroch in die Westentasche. Darüber ist mir freilich das ‚Geld‘ entschlüpft, wenn nämlich Geld in dem Briefe war (unsre Mutter schreibt davon). Verzeiht es Eurem blinden Thiere, das seinen Kram auf der Straße auspackte: da mag wohl etwas daneben gerutscht sein, denn ich suchte sehr eifrig nach dem Briefe. Hoffentlich ist ein armes altes Weibchen in der Nähe gewesen und hat auf diese Weise ihr ‚Christkindchen‘ auf der Straße gefunden. Dann fuhr ich nach meiner Halbinsel St.-Jean, lief einen großen Weg um die ganze Küste ab und setzte mich endlich unter junge Soldaten, die Kegel schoben. Frische Rosen und Geranien in den Hecken, und alles grün und warm: gar nicht nordisch! Da trank denn Euer Fritz drei ganz große Gläser eines süßen Landweines und war beinahe a bitzeli betrunken; wenigstens sagte ich nachher zu den Wellen, wenn sie gar zu heftig heranschnoben, wie man zu den Hühnern sagt: „Butsch! Butsch! Butsch!“ Dann fuhr ich wieder nach Nizza und aß in meiner Pension zu Abend, fürstlich; auch brannte ein großer Weihnachtsbaum. Denkt Euch, ich habe einen boulanger de luxe gefunden, welcher weiß, was „Quarkkuchen“ ist: er erzählte, daß der König von Württemberg sich einen solchen zu seinem Geburtstage bestellt hat. Das fällt mir bei dem Worte „fürstlich“ ein. —

„Ein Paar Tage krank. So blieb der Brief unbeendet. Inzwischen schrieb Overbeck, daß Rohde einen Ruf nach Leipzig habe. Ob er ihn annimmt? Seltsam, es bewegt mich zu denken, daß jetzt in Leipzig oder seiner Nachbarschaft Alles zusammenkommt, was mir das Gefühl giebt, nicht ganz heimathlos zu

sein. Im Grunde war es auch diesen Herbst wieder hübsch in Leipzig; ein wenig melancholisch, aber gerade so, wie unser-einer alle Genüsse des Lebens gewürzt findet, mit einem alten kleinen Rosengeruch des Unwiederbringlichen.

„Meine Augen werden über kurz oder lang es nur noch in Wäldern aushalten; aber alte Freunde müssen diesen „Wäldern“ nahewohnen. Heißt das nicht — alles gerechnet — „Rosenthal“? — Und zuletzt hat man, durch Leipziger Rathsbeschluß, dem Knoblauch den Krieg erklärt: (die einzige form des Antisemitismus, welche Eurem cosmopolitischen Nashorne gut riecht) — Verzeihung! In alter Liebe

Euer F.

„NB. Ich habe wieder schlafen gelernt (ohne Schlafmittel).“

Es waren in Leipzig wegen der neuen Schrift mit der firma Veit & Comp. Verbindungen angeknüpft worden, die zu längeren schriftlichen Verhandlungen führten. Als mein Bruder sie aber für diesen Verlag zusammenstellte, sah er, daß es ganz unmöglich war, sie als einen zweiten Band von „Menschliches, Allzumenschliches“ oder der „Morgenröthe“ erscheinen zu lassen. Jedoch war das zuerst zusammengestellte Druckmanuscript noch von dem jetzt vorliegenden „Jenseits von Gut und Böse“ ziemlich verschieden, wie wir aus dem Entwurf eines Briefes an den Chef jener firma deutlich ersehen:

„Heute erlaube ich mir, Ihnen den Anfang und Schluß des neuen Buches vorzulegen (eine Art Widmungs-Gedicht und einen Ausklang des Ganzen), hoffentlich mit dem Ergebnis, daß Sie einigen weiteren Mittheilungen und Vorschlägen, die ich zu machen habe, ein um so geneigteres Ohr schenken. Das Buch ist als ‚Fortsetzung‘ oder als „neue folge der ‚Morgenröthe‘“ unmöglich auszugeben, davon habe ich mich während der Abschrift überzeugt. Es ist dazu viel zu fundamental, auch in dem Ton abweichend: ich kann es jetzt nicht anders betiteln als so: (Der Titel fehlt im Briefentwurf. U. d. V.) So wie ich jetzt das ganze Material geordnet habe, beginnt das Buch mit jenem Hymnus „an den Mistral“: darauf folgt eine lange Einleitung, welche die Züge der Philosophie der Zukunft, deren Heraufkommen ich voraussetze, darzustellen unternimmt. Darauf

Erster Theil: Buch der Loslösung.

Zweiter Theil: Buch der Heimlichkeit (mit eingestreuten Versen und Epigrammen).

Dritter Theil: Buch der Höhe.

Zum Schluß das mitgesandte Lied ‚Oh Lebensmittag‘.

„Der Umfang ist bedeutend geringer als der der ‚Morgenröthe‘: schon aus diesem Grunde aber verbietet es sich, das neue Buch als eine Art Fortsetzung herauszugeben. Ich bilde mir ein, daß es Ihnen erwünscht ist, auf diese Weise das Buch nicht an eines meiner früheren Werke angeketet zu wissen. — Nach meiner Berechnung wird es den Umfang der ‚fröhlichen Wissenschaft‘ haben: welche ich mir gestatte, Ihnen meinerseits zu präsentiren.

„Ein Punkt, in Betreff dessen ich schlechterdings um Ihr Entgegenkommen bitten muß, ist die äußere Form- und Formatfrage des Buchs. Gesezt, es giebt später einmal größere und umfänglichere Sachen von mir, deren Herausgabe zwischen uns vereinbart würde, so will ich von vornherein versprechen, dann meinerseits im ‚Nachgeben‘ großmüthig zu sein — aber dies Mal muß das neue Buch vollständig gleich meiner ganzen bisherigen Litteratur erscheinen: es ist dies eine Schicklichkeits- und Etiquette-Frage, bei der der Werth gerade dieses Buches entscheidet. Man hat sich außerdem an eine bestimmte Form der Ausstattung meiner Bücher gewöhnt: sie gehört jetzt mit zu dem Typus der in ihr repräsentirten Denkungsweise.“

Die Verhandlungen mit der Firma Veit & Comp. waren eine ganz unnütze Zeitverschwendung, da der Chef der Firma sein meinem Bruder gegebenes Versprechen schließlich nicht einhielt. So mußte der Arme auch noch andere Versuche machen, einen Verleger zu finden, die aber sämmtlich ohne Erfolg blieben.

Der Winter in Nizza verging mit Verleger-Verhandlungen und mit Umänderungen des Druckmanuscriptes, das von da an den Titel „Jenseits von Gut und Böse“ trägt. Welche Veränderung das Manuscript auch durchzumachen gehabt hat, Eines bleibt immer fest bestehen: daß die neue Schrift ein Vorspiel zu seiner Philosophie der Zukunft sein und auf das Hauptwerk vorbereiten soll. Er schreibt am 21. April 86 an Peter Gast,

dem er von seinen verschiedenen Verleger-Nöthen hie und da Mittheilungen gemacht hatte: „Was mein Manuscript angeht: so schwebt noch eine Verhandlung mit einem Berliner Verleger. Gesezt, es wird auch da Nichts ausgerichtet, so hat es seine gute Seite für mich. Denn es ist ein erschreckliches Buch, das dies Mal mir aus der Seele geflossen ist, — sehr schwarz, beinahe Tintenfisch. Mir ist zu Muthe, als hätte ich irgend etwas „bei den Hörnern“ gepackt: ganz gewiß ist es kein Stier.“

Die Verhandlungen mit dem Berliner Verleger hatten aber auch keinen Erfolg, und so schreibt mir mein Bruder ganz bekümmert, daß ihm nun nichts weiter übrig bliebe, als „ein Fädchen um's Manuscript und es beiseite legen.“ —

Auch in diesem Frühling, wie die beiden Jahre zuvor, trieb ihn seine Vorliebe für Venedig nach der Fertigstellung des Druckmanuscriptes und der Enttäuschung durch die Verleger wieder nach der geliebten Lagunenstadt, wo dieses Mal allerdings sein venezianischer Singvogel Peter Gast fehlte. Mein Bruder wurde aber in jenem Frühling dort nicht recht heimisch, so daß eine zufällige Schilderung von Erwin Rohde's Übersiedelung nach Leipzig plötzlich eine so große Sehnsucht nach diesem geliebten Jugendfreund wachrufen konnte, daß er dem ungestümen Drang seines Herzens folgte und nach Leipzig fuhr. Auch wollte er so gern unsere liebe Mutter in ihrer Einsamkeit nach unserer Abreise nach Paraguay etwas trösten. Leider traf er den Freund Erwin in der unglücklichsten Verfassung und in einem wahren Haß gegen die Leipziger Zustände: Rohde empfand seine Collegen als verlezend, seine Zuhörer dünkten ihn minderwerthig, das Klima unerträglich, der Lärm der Leipziger Messe widerlich. Mein Bruder war geradezu erschrocken, Rohde in einer solchen Stimmung zu finden, denn ihm schwebte noch jene herrliche Studentezeit vor, in welcher sie Beide vor 20 Jahren in Leipzig so glücklich gewesen waren.

Über auch den späteren Rohde, den er doch noch vor zehn Jahren gesehen und mit ihm so köstliche Stunden verlebt hatte, fand er in diesem Rohde, den er jetzt sah, nicht wieder. Er mochte ja wohl durch seine Briefe sich auf eine Veränderung vorbereitet haben, aber auf eine so starke Veränderung war er doch nicht gefaßt gewesen; sie war übrigens auch nur momentan,

da sich Rohde bald wieder zu seinem wahren Selbst zurückgefunden hat. Immerhin war es ein wirkliches Unglück, daß mein Bruder den Freund gerade in jener Zeit nach so langen Jahren wiedersehen mußte, denn es fand sich während dieses Zusammenseins kein Augenblick einer wirklich intimen Aussprache, in welcher sich die Herzen der Beiden hätten aufschließen können. Dieses Erlebniß machte auf meinen Bruder einen um so schmerzlicheren Eindruck, weil er sich schon seit Jahren darüber beklagt hatte, daß, seitdem Rohde sich mit Overbeck so nah befreundet habe, er ihn gewissermaßen nur immer mit dessen Augen ansähe. So hoch mein Bruder seinen Freund Overbeck schätzte, so war er sich doch vollkommen bewußt, daß dieser seiner ganzen Natur nach niemals ein inniges Verhältniß zu seinen Anschauungen haben könnte — eine Ansicht, die sich durch Professor Overbeck's späteres Verhalten zur Gesamtausgabe der Werke Nietzsche's und durch die Veröffentlichung über sein Verhältniß zu ihm vollständig bestätigt hat. Ganz anders aber stand es mit dem Freunde Erwin Rohde! Hier war wirklich Grund und Boden vorhanden, auf dem die Philosophie meines Bruders hätte wachsen und gedeihen können; deshalb hatte er auch nie den Glauben verloren, daß einst der Tag von Rohde's Verstandniß für seine Philosophie kommen müsse; und wäre Rohde nicht so früh gestorben, so wäre dies Verstehen sicherlich im reichsten Maße gekommen. Auf dieses Zusammensein mit Rohde, wo keine fremde Anschauung und Ausdeutung zwischen ihnen stand, hatte mein Bruder nun deshalb ein so großes Gewicht gelegt und so viel davon erhofft. Auch sahen wir aus dem Weihnachtsbrief in diesem Capitel, daß er vielleicht Leipzig zu seinem Aufenthaltsort wählen wollte, jetzt wo so viele alte Freunde dort zusammen kamen, — und nun mußte durch diese unglücklichen Zufälligkeiten dieses letzte Wiedersehen und die stille Hoffnung seines Herzens so vollständig zerstört werden. Es war eines jener schmerzlichen Erlebnisse, die ihn mit nie überwundener Bitterkeit erfüllten.

Es ist ganz natürlich, daß auch Rohde den Freund sehr verändert fand und daß er dies sehr stark betonte, gewissermaßen um den Mangel seines Eingehens auf seine Gedanken zu entschuldigen. Es ist sehr bezeichnend, daß er gerade in einem Brief

an Overbeck, dessen unabsichtlichem Einfluß die Entfremdung zum Theil zu verdanken war, sein Herz über die Begegnung mit meinem Bruder ausschüttete. „Eine unbeschreibliche Atmosphäre der Fremdheit, etwas mir damals völlig Unheimliches, umgab ihn. Es war etwas in ihm, was ich sonst nicht kannte, und vieles nicht mehr, was sonst ihn auszeichnete. Als käme er aus einem Lande, wo sonst Niemand wohnt.“

Von Naumburg aus schreibt mir mein Bruder im Mai 86 über dieses Zusammentreffen mit Rohde nur ganz wenig: „R. habe ich in Leipzig im Colleg gehört, aber auch da sagte ich mir schließlich: ich tausche heute mit Niemandem mehr.“ Leipzig ist keine Zufluchts- und Ausruhestätte für mich, — soviel ist klar.“ Als er aber in die Stille seines lieben Sils-Maria wieder zurückgekehrt war, brach der ganze Schmerz seiner Seele über diese unbeschreiblich traurige Enttäuschung in einem der ergreifendsten Briefe, die er je an mich gerichtet hat, hervor.

Sils-Maria, d. 8. Juli 1886.

„Mein liebes, liebes Lama,

Wie sehr hat mich Alles gefreut, was Du bisher geschrieben hast und daß Du bei all dem Fremden, Neuen nicht Deinen alten Bruder vergißest, der aber doch wohl ein guter Europäer bleibt — oder bleiben muß — trotz aller verführerischen Schilderungen deines dortigen Winters und Klima's. Nur daß ich mich nicht wieder in solchen klimatischen Gegensätzen bewegen darf, wie dieses Jahr. Der Sprung aus dem dumpfen heißen Naumburg, wo während meiner Anwesenheit ein ganz verfrühter Sommer eintrat, in diese ziemlich winterliche Luft, hat mich bis jetzt abscheulich nervös gemacht, sodaß ich von der schönen Landschaft noch wenig genießen konnte. Doch merke ich mit Freuden, daß ich an dieser Natur immer noch Genuß und Überraschung habe. Nur ist es etwas zu hell hier im Freien und im Zimmer zu düster. Die Augen sind schlimm daran: und die bösen vielen vielen Bücher um mich. — Im Ganzen glaube ich, daß das Engadin zu hoch ist: andere Jahre muß ich etwas Anderes versuchen. Aber um des Himmels Willen nicht in Deutschland! Es war nicht nur das Klima, was mich in Naumburg und Leipzig so bedrückte; wenn ich nicht mit dieser frühlingsreise nach dem Norden die wichtigen buchhändlerischen Besprechungen verbunden

hätte, so würde ich es nicht zwei Tage dort ausgehalten haben. Du wirst auch noch durch unsre Mutter von den Verlegernöthen gehört haben, mit denen sie selbst noch (leider!) nach meiner Abreise arg gequält worden ist. Es hat mir sehr leid gethan, weil sie solchen Situationen nicht ganz gewachsen ist; aber im Ganzen war es gut, daß ich selbst nicht mehr dort war: denn unzweifelhaft wären die zudringlichen Herren X und Y mir persönlich auf den Leib gerückt, was vermieden werden mußte. Wenn es noch mit Fritsch geräth, so bin ich ganz zufrieden: es ist ein guter Hafen für meine Litteratur, und der Musik so benachbart, wie es nun einmal Dein Bruder selber ist. [— . . —]

„Inzwischen ist mir der Gedanke, in Leipzig oder München dauernd zu leben, wieder ganz fremd geworden: ich muß zu viel von meinem Stolze zusehen, um in solchen Kreisen leben zu können; und zuletzt, wenn ich mich noch so sehr ‚erniedrige‘, so erreiche ich damit nicht den heiteren getrosten Muth und das Selbstvertrauen, welches mir zur Fortsetzung meines Lebenswegs nöthig ist und immer noch eher in Sils und in Nizza wächst als in den genannten Orten. Was habe ich bei meinem letzten Aufenthalte in Deutschland wieder für Demüthigungen und Dummheiten herunter schlucken müssen, ohne daß es unsre Mutter oder die ‚Freunde‘ auch nur ahnten! Nein, sie sind mir allesamt ‚wohlgesinnt‘. Ich habe Stunden einer seelischen Depression erlebt, die mir in wahrhaft schauerlicher Erinnerung sind. Die demüthigenden Erlebnisse des Herbstes 1882, die ich beinahe vergessen hatte, kamen mir wieder in den Sinn und die beschämende Erinnerung, welche Art Menschheit ich schon als meinesgleichen behandelt habe! [— . —] Auf Schritt und Tritt begegnete ich entgegengesetzten Empfindungen, — zu meiner Verwunderung nicht über Richard Wagner. Auch Rohde lehnt den Parsifal ab. —

„Wo sind jene alten Freunde, mit denen ich mich ehemals so eng verbunden fühlte? Es ist jetzt, als ob wir verschiedenen Welten angehörten und nicht mehr dieselbe Sprache redeten! Wie ein Fremder, Ausgestoßener wandle ich unter ihnen, kein Wort, kein Blick erreicht mich mehr. Ich verstumme — denn Niemand versteht meine Worte — ach sie haben mich wohl nie verstanden! — oder trägt das gleiche Schicksal, die

gleiche Last auf der Seele. Es ist furchtbar, zum Schweigen verurtheilt zu sein, wenn man so viel zu sagen hat [— . . —] Bin ich zur Einsamkeit geschaffen oder dazu, Niemanden zu haben, dem ich mich mittheilen kann? — Die Unmittelbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen, die Verschiedenheit ist die Maske, welche eiserner ist als jede eiserne Maske — und es giebt nur inter pares vollkommene Freundschaft. Inter pares! Ein Wort, das trunken macht: so viel Trost, Hoffnung, Würze, Seligkeit schließt es für den in sich, welcher immer nothwendig allein war; für einen, der ‚verschieden‘ ist — der Niemandem begegnet ist, welcher gerade ihm gehörte, ob er schon ein guter Sucher war, der auf vielerlei Wegen gesucht hat, der im Verkehr immer der Mensch der wohlwollenden und heiteren Verstellung, der gesuchten und oft gefundenen Anähnlichung sein mußte und jene gute Miene zum bösen Spiele aus allzulanger Erfahrung kennt, die Teufeligkeit heißt, — mitunter freilich auch jene gefährlichen, herzzereißenden Ausbrüche aller verhehlten Unseligkeit, aller nicht erstickten Begierde, aller aufgestauten und wildgewordenen Ströme der Liebe, — den plötzlichen Wahnsinn jener Stunden, wo der Einsame einen Beliebigen umarmt und als Freund und Zuwurf des Himmels und kostbarstes Geschenk behandelt, um ihn eine Stunde später mit Ekel von sich zu stoßen, mit Ekel nunmehr vor sich selbst, wie beschmutzt, wie erniedrigt, wie sich selbst entfremdet, wie an seiner eigenen Gesellschaft krank. Ein tiefer Mensch braucht Freunde: es wäre denn, daß er seinen Gott noch hat. — Und ich habe weder Gott noch Freunde! Ach meine Schwester, was Du so nennst, das waren wohl einmal Freunde — aber jetzt?! z. B. [. . — . . — . .]

„Verzeih diesen Ausbruch der Leidenschaft, aber daran ist nur mein Aufenthalt in Deutschland schuld, von welchem ich jedes Mal mit Erbitterung in mir zuträglichere Gegenden zurückkehre. (Übrigens das gegenwärtige Basel und vorzüglich ****'s gehören durchaus zu diesem Begriff „Deutschland“.) —

„Nun sollte ich mir einmal wieder etwas Ruhe gönnen: denn die seelische und geistige Spannung der letzten Jahre war zu stark, und mein Temperament hat sich verschärft und verdüstert. Meine Gesundheit ist in Wahrheit ganz normal —

nur die arme Seele ist so verletzlich und so sehnfüchtig nach guten Freunden, nach Menschen, die mir gleich sind. Verschaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen — und ich bin gesund! — —

„Hier ist Alles beim Alten: die beiden Engländerinnen und die musikalische alte Russin sind wieder hier, letztere dies Mal sehr leidend. Für den October ist das Zusammenkommen mit *** verabredet. Inzwischen wird darauf losgedruckt: was mich doch aufrecht hält und unterhält, wie sehr ich auch bisher noch bei unleidlicher Verfassung und Stimmung gewesen bin, was Du, mein gutes Lama, wohl gemerkt haben wirst. Verbrenne diesen Brief, wie Du schon manchen anderen verbrannt hast. Das Engadin wird mir aber meine gute Laune sicher bald wieder zurückgeben und dann sollst Du einen ganz lieblichen und holdseligen Brief haben von Deinem Fritz.“ —

Späterhin kommt er noch einmal auf dieses Zusammensein mit Rohde zurück, und um dessen Gemüthsverfassung zu entschuldigen, schreibt er mir in jenem „holdseligen“ Brief über seinen Aufenthalt in Leipzig: „Das Wetter war sehr entgegen, schändlich heiß schon im Mai (jeden Tag eine Woche lang bis zu 30° Celsius im Schatten). Freund Rohde saß wie auf einem Marterbett daselbst.“

Wie wir schon aus dem vorhergehenden Brief sahen, hatte mein Bruder seinen Aufenthalt in Leipzig zu allerhand geschäftlichen Verabredungen benutzt. Er war es müde geworden, für sein Manuscript einen Verleger zu suchen, und beschloß, es auf die „gleiche freiherrliche Manier“, nämlich auf eigene Kosten wie den IV. Theil des Zarathustra, drucken zu lassen — mit dem Unterschied, daß „Jenseits von Gut und Böse“ sogleich für die Öffentlichkeit bestimmt wurde, während der IV. Zarathustra-Theil nur für die Freunde gedruckt war. Er übergab Anfang Juni 1886 der Firma C. G. Naumann das Werk zum Druck und zugleich in Commissionsverlag. Erst im August war der Druck des Buches beendet.

Man wird verstehen, daß es nach dem Zarathustra für meinen Bruder sehr schwer war, wieder öffentlich das Wort zu ergreifen. Er schreibt deshalb am 20. Juli 1886 aus Sils-Maria an Peter Gast: „Die Schwierigkeit, die es dies Mal für mich hatte, zu reden (noch mehr: den Ort zu finden, von wo

aus ich reden konnte), nämlich unmittelbar nach dem Zarathustra, werden Sie mir reichlich nachgeföhlt haben; aber jetzt, wo das Buch ziemlich deutlich vor mir steht, scheint es mir, daß ich die Schwierigkeit ebenso schlau als tapfer überwunden habe. Um aber von einem „Ideal“ reden zu können, muß man eine Distanz und einen niedrigeren Ort schaffen: hier kam mir der früher vorbereitete Typus „freier Geist“ trefflich zu Hülfe. —

Wir finden eine private Aufzeichnung meines Bruders, die ungefähr den Gedankengang von „Jenseits von Gut und Böse“ wiedergiebt.

„Von einer Vorstellung des Lebens ausgehend (das nicht ein Sich-erhalten-wollen, sondern ein Wachsen-wollen ist), habe ich einen Blick in die Grundinstinkte unserer politischen, geistigen, gesellschaftlichen Bewegung Europa's gegeben:

1. daß hinter den grundsätzlichen Verschiedenheiten der Philosophen eine gewisse Gleichheit des Bekenntnisses steht: die unbewußte Führung durch moralische Hinterabsichten, deutlicher: durch volksthümliche Ideale; — daß folglich das moralische Problem radikaler ist, als das erkenntnistheoretische;

2. daß einmal eine Umkehrung des Blickes noth thut, um das Vorurtheil der Moral und aller volksthümlichen Ideale an's Licht zu bringen: wozu alle Art freier, d. h. unmoralischer Geister gebraucht werden kann;

3. daß das Christenthum als plebejisches Ideal, mit seiner Moral auf Schädigung der stärkeren, höher gearteten, männlicheren Typen hinausläuft und eine Heerdenart-Mensch begünstigt: daß es eine Vorbereitung einer demokratischen Denkweise ist;

4. daß die Wissenschaft, die im Bunde mit der Gleichheits-Bewegung vorwärts geht, — Demokratie ist; daß alle Tugenden des Gelehrten die Rangordnung ablehnen;

5. daß das demokratische Europa nur auf eine sublimen Züchtung der Sklaverei hinausläuft, welche durch eine starke Rasse commandirt werden muß, um sich selbst zu ertragen;

6. daß eine Aristokratie nur unter hartem langem Drucke entsteht (Herrschaft über die Erde).“

Auch dieser Gedankengang schließt mit dem Ausblick auf eine herrschende Rasse, auf eine neue Aristokratie. Diese Herren der Erde sollen nicht nur mächtig im brutalen Sinne sein, sondern

Menschen des großen Stils, d. h. vornehme Menschen, denen fast naturgemäß die anderen sich unterordnen. Was ist nun vornehm? Indem er die Frage stellt, beantwortet er sie auch zugleich in einer Reihe von Sätzen, die die markantesten Zeichen der Vornehmheit deutlich hervorheben.

„Was ist vornehm?“

— Die Sorgfalt im Äußerlichsten, in Wort, Kleid, Haltung, insofern diese Sorgfalt abgrenzt, fernhält, vor Verwechslung schützt,

— selbst der frivole Anschein, mit dem eine stoische Härte und Selbstbezwungung sich vor aller unbescheidenen Neugierde schützt.

— Die langsame Gebärde, auch der langsame Blick. Es giebt nicht zu viel werthvolle Dinge: und diese kommen und wollen von selbst zu den Werthvollen. Wir bewundern schwer.

— Das Ertragen der Armuth und der Dürftigkeit, auch der Krankheit.

— Das Ausweichen vor kleinen Ehren, und Mißtrauen gegen Jeden, welcher leicht lobt: denn der Lobende glaubt daran, daß er verstehe, was er lobt: verstehen aber — Balzac hat es verrathen, dieser typisch-Ehrgeizige — *comprendre c'est égal*.

— Unser Zweifel an der Mittheilbarkeit des Herzens geht in die Tiefe; die Einsamkeit, nicht als gewählt, sondern als gegeben.

— Die Überzeugung, daß man nur gegen Seines-Gleichen Pflichten hat, gegen die Anderen sich nach Gutdünken verhält: daß nur *inter pares* auf Gerechtigkeit zu hoffen (leider noch lange nicht zu rechnen) ist.

— Die Ironie gegen die ‚Begabten‘; der Glaube an den Geburtsadel, auch im Sittlichen.

— Immer sich als Den fühlen, der Ehren zu vergeben hat: während nicht gar häufig sich Jemand findet, der ihn ehren dürfte.

— Immer verkleidet: je höherer Art, um so mehr bedarf der Mensch das *incognito*. Gott, wenn es einen gäbe, dürfte, schon aus Anstandsgründen, sich nur als Mensch in der Welt bezeigen.

— Die Fähigkeit zum *otium*, die unbedingte Überzeugung, daß ein Handwerk in jedem Sinne zwar nicht schändet, aber sicherlich entadelt. Nicht ‚Fleiß‘ im bürgerlichen Sinn (wie

hoch wir ihn zu ehren und zur Geltung zu bringen wissen) oder wie der jener unersättlich gackernden Künstler, die es wie die Hühner machen — gackern und Eier legen und wieder gackern.

— Wir beschützen die Künstler und Dichter und wer irgendworin Meister ist.

— Die Lust an den Formen; das In-Schutz-nehmen alles Förmlichen; die Überzeugung, daß Höflichkeit eine der großen Tugenden ist; das Mißtrauen gegen alle Arten des Sich-gehens-lassens, eingerechnet alle Preß- und Denk-freiheit, weil unter ihnen der Geist bequem und tölpelhaft wird und die Glieder streckt.

— Das Wohlgefallen an den Frauen, als an einer vielleicht kleineren aber feineren und leichteren Art von Wesen. Welches Glück, Wesen zu begegnen, die immer Tanz und Thorheit und Puß im Kopfe haben! Sie sind das Entzücken aller sehr gespannten und tiefen Manneseelen gewesen, deren Leben mit großer Verantwortlichkeit beschwert ist.

— Das Wohlgefallen an den Fürsten und den Priestern, weil sie den Glauben an eine Verschiedenheit der menschlichen Werthe selbst noch in der Abschätzung der Vergangenheit, zum Mindesten symbolisch, und im Ganzen und Großen sogar thatsächlich aufrecht erhalten.

— Das Schweigen-können; aber darüber kein Wort vor „Hörern“.

— Das Ertragen langer Feindschaften: der Mangel der leichten Versöhnlichkeit.

— Der Ekel am Demagogischen, an der ‚Aufklärung‘, an der ‚Gemüthlichkeit‘, an der pöbelhaften Vertraulichkeit.

— Das Sammeln kostbarer Dinge; die Bedürfnisse einer hohen und wählerischen Seele; nichts gemein haben wollen. Seine Bücher, seine Landschaften.

— Wir lehnen uns gegen schlimme und gute Erfahrungen auf und verallgemeinern nicht so schnell. Der einzelne Fall: wie ironisch sind wir gegen den einzelnen Fall, wenn er den schlechten Geschmack hat, sich als Regel zu gebärden.

— Wir lieben das Naive und die Naiven, aber als Zuschauer und höhere Wesen; wir finden Faust ebenso naiv als sein Gretchen.

— Wir schätzen die Guten gering, als Heerdenthier: wir wissen, wie unter den schlimmsten bösesten härtesten Menschen oft ein unschätzbare Goldtropfen von Güte sich verborgen hält, welcher alle bloße Gutartigkeit der Milchseelen überwiegt.

— Wir halten einen Menschen unsrer Art nicht widerlegt durch seine Laster, noch durch seine Thorheiten. Wir wissen, daß wir schwer erkennbar sind, und daß wir Alle Gründe haben, uns Vordergründe zu geben.“

Man hat behauptet, daß mein Bruder stets eine starke Vorliebe für den Adel und das deutsche Offiziercorps ausgesprochen habe. Mit vollem Recht, — nur darf man den Begriff „Adel“ nicht zu eng fassen. In unserm demokratischen Zeitalter empfand er es als eine Wohlthat, daß es noch gesellschaftliche Klassen gab, die den Muth hatten, sich abzusondern, die männlichsten Tugenden allen andern voranzustellen und welche Befehlen und Gehorchen in der Vollkommenheit kennen und lehren. Allerdings wünschte er, daß der Adel und das Offiziercorps strenger in der Forderung guter Herkunft bei der Ehe sei, schärfer in dem Sich-Abheben von den Andern, tapferer und kräftiger in dem Sich-selbst-Ziele-Setzen.

Diese bevorzugten Klassen sollten die freudigste Genugthuung am Herrschen und Sich-Absondern haben und einen so erfreulichen Anblick gewähren, daß auch die niederen Stände daran ihr Wohlgefallen und ihren Stolz hätten, wie es z. B. heute noch die Engländer an ihrem alten Adel haben. Aber die Deutschen würden ganz gleich empfinden und thun es jetzt schon, wenn nur die Aristokratie ihrem Stolze genug thut. Man denke doch nur, wie viele Millionen von Deutschen in ihrem Stolz auf Bismarck und Moltke glücklich gewesen sind, und wie noch jetzt jeder Fürst und Fürstin, wenn sie nur irgendwie dem Ideal bevorrechteter Menschen entsprechen, von ihrem Volk geliebt und verehrt werden.

Jene Bewegungen, die heute darauf zielen, jegliches Vorrecht des Adels und des Offiziercorps zu vernichten, wurden von meinem Bruder in ungestüme Weise abgelehnt. Er hielt, wie Peter Gast sehr richtig sagt, die Institution der Stände für nöthig, „da die andere Rangordnung der Menschen — die ideale, die nach ihrem innersten Werthe — in jener äußerlichen ihr Vorbild hat, und haben muß.“ Die zunehmende Verkleinerung und Anähnlichung der Menschen, die demokratische Gleichstellung und

das allgemeine Wahlrecht waren ihm in der Seele zuwider, denn er erblickte in der Verleihung des allgemeinen Wahlrechts nicht nur einen enormen politischen Fehler, sondern vor allen Dingen einen Fehler in Hinsicht auf die Erziehung eines Volkes. Es hieß die Heerde zur Macht bringen. Peter Gass sagt: „Nietzsche sah im Demokratismus das deutlichste Zeichen des Verfalls, vor Allem des Mangels an großer Gesinnung, an hervorragenden, richtunggebenden Menschen, und empfand das Vorhaben, die menschliche Gesellschaft z. B. vom dritten oder vierten Stande (statt von den oberen) aus zu corrigiren, oder den Mann durch Emancipation des Weibes in die Höhe zu treiben, als die unheilvollste Verirrung, die es geben könne. Die Entwürdigung der oberen Stände zu Gunsten der niederen galt ihm nicht als Erhöhung der niederen, — sondern ebenfalls als Entwürdigung dieser niederen Stände.“

Aber gerade die Consequenzen, die sich aus der allgemeinen demokratischen Denk- und Handlungsweise jetzt ergeben, ließen ihn hoffen, daß sie allmählich die wirklich vornehm-gearteten höheren Menschen aufrütteln und zur Bildung einer neuen Aristokratie führen würden. Mein Bruder behauptete, daß jetzt Alles darauf hinführe, eine stärkere und vornehmere Rasse zu bilden, und daß sich dieses Ziel hinter all diesen großartigen wissenschaftlichen Entdeckungen schon jetzt bemerklich macht. „Es ist ein Zeitpunkt, wo der Mensch Kraft im Überfluß zu Diensten hat: die Wissenschaft ist darauf aus, die Sklaverei der Natur herbeizuführen, dann bekommt der Mensch Muße: sich selbst auszubilden, zu etwas Neuem, Höherem. Neue Aristokratie.“

Allerdings müßten dieser neuen Aristokratie-Bildung schwere Kämpfe vorausgehen, sie müßte eine Nothwendigkeit, eine Dringlichkeit haben, um ihre Entstehung und Existenz zu rechtfertigen. Vielleicht würde es ihre Aufgabe sein, die höchste Cultur vor dem letzten Ansturm der sozialistisch-demokratischen Anschauungsweise zu retten.

Daß sich nun gerade eine neue Aristokratie allein aus der alten entwickeln würde, hat mein Bruder natürlich niemals behauptet. Jedenfalls legt er den höchsten Werth auf gute Abkunft, worüber er, wie wir aus seinen Aufzeichnungen sehen, besonders strenge Ansichten hatte: „Man wird ein anständiger Mensch,

weil man ein anständiger Mensch ist: d. h. weil man als Capitalist guter Instincte und gedeihlicher Verhältnisse geboren ist. Kommt man arm zur Welt, von Eltern her, welche in Allem nur verschwendet und Nichts gesammelt haben, so ist man unverbesserlich.“ Und schalkhafter und deutlicher schreibt er im Jahre 1886: „Es giebt nur Geburtsadel, nur Geblütsadel (— ich rede hier nicht vom Wörtchen „von“ und dem Gothaischen Kalender: Einschaltung für Esel). Wo von Aristokraten des Geistes' geredet wird, da fehlt es zumeist nicht an Gründen, etwas zu verheimlichen; es ist bekanntermaßen ein Leibwort unter ehrgeizigen Juden. Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es erst etwas, das den Geist adelt. — Wessen bedarf es denn dazu? Des Geblüts.“

Was nannte mein Bruder nun „gute Abkunft“? Von Vorfahren, die ein mäßiges, gesundes, tapferes, allen tüchtigen Eigenschaften zugewandtes Leben geführt haben, die Selbstbeherrschung, Ehrfurcht und gute Formen übten, die ihre Kinder in solchen Maximen (mit einer gewissen herben Strenge und nicht mit dem jetzt üblichen gutmüthigen *laissez-aller*) erzogen haben — von solchen Vorfahren abzustammen, nannte er gute Abkunft. Und wenn dann bei solcher Herkunft ein außergewöhnlicher Mensch entsteht, so betrachtete mein Bruder dies nicht als dessen Verdienst, sondern er behauptete, daß sich darin nur eine Aufsummierung der besten Eigenschaften seiner Vorfahren zeige. Ich muß hierbei an die Weisheit eines alten Culturvolks, der Chinesen, denken. Wenn da ein nichtadeliger Mann sich als hervorragend erweist und zu hohen Ehren gelangt, so adelt man nicht nur ihn selbst, sondern auch seine sämtlichen Vorfahren.

Man sieht, daß mein Bruder einen ungeheuren Werth auf die ererbten guten Eigenschaften legt, gemäß seinem oftmaligen Wort „Alle Tugend, alles Gute muß Erbschaft sein. — Was nicht ererbt ist, ist unvollkommen.“ Das ist nun hart für Solche, die nicht auf Vorfahren zurückblicken können, welche ihnen eine Erbschaft vortrefflicher Eigenschaften hinterlassen haben. Aber das ist es gerade, wozu mein Bruder unter allen möglichen Formen anreizen will, daß wer nicht Erbe ist, Vorfahr sein soll, — Vorfahr eines höher und besser gearteten Geschlechtes; die Zukunft, seiner Kinder Land soll er lieben und daraufhin sein

Leben einrichten. Unter allen Umständen ist es besser, ein starker Vorfahr als ein schwächlicher Erbe zu sein.

Diese im „Jenseits von Gut und Böse“ geschilderte neue Aristokratie würde also dasselbe Ideal sein, das sich schon an den verschiedensten Punkten der früheren Capitel zeigte, nämlich jene vornehme, herrschende Rasse, aus welcher der Übermensch, diese Synthesis höchster Cultur, vornehmer Gesinnung und schönster Leiblichkeit, entstehen könnte.

Welchen Werth gerade in unserer Zeit die Aufstellung dieses neuen Ideals der Vornehmheit hat, beweist eine ausgezeichnete Auseinandersetzung von Georg Simmel.

„Die Voraussetzung der ganzen Idealbildung Nietzsche's ist das, was er die „Distanz“ unter den Persönlichkeiten nennt. Im Gegensatz zu allen demokratischen und sozialistischen Überzeugungen glaubt Nietzsche fest an die naturgegebenen Unterschiede zwischen Hohen und Niederen, Vorschreitenden und Verkümmerten, Herren und Sklaven — Unterschiede, die nicht nur unzerstörbar sind, sondern es auch sein sollen, weil alle Cultur und alle Entwicklung auf ihnen beruht. Er hält eine solche überhaupt für unmöglich, außer auf der Basis eines Sklaventhums — habe dies die Form der antiken Sklaverei oder der Hörigkeit oder der modernen Lohnarbeit. In welchem Maße die niederen Güter, Behagen und Bildung in der Masse verbreitet sind, das zeigt die Entwicklung unserer Gattung nicht an, die sich vielmehr nur an dem jeweils erreichten — wenn auch vielleicht nur von einem Einzigen erreichten — höchsten Theilstrich mißt. Wenn ihr die starken Gegensätze und Rangverschiedenheiten wegschaffen wollt, so schafft ihr die starke Liebe, die hohe Gesinnung, das Gefühl des für-sich-seins auch ab!“

„Was diesen Aristokratismus von auch sonst aufgetauchtem trennt, ist dies, daß er nicht als Mittel für die Wohlfahrt der Gesellschaft gedacht ist, daß er keine „Sozialaristokratie“ bedeutet. Er ist vielmehr Selbstzweck: die Ausbildung des aristokratischen Menschen ist die Rechtfertigung, daß überhaupt eine Gesellschaft besteht, und nicht umgekehrt. An dieser völligen Ablehnung eines sozialen Effektes der Aristokratie zeigt sich die Verschiedenheit des sozialen Interesses vom Interesse an der Gattung, die das moderne Empfinden ohne Weiteres für solidarisch zu halten

pflegt. Gar zu unbefangenen vielleicht glauben wir die absoluten Werthe der Menschheit damit gefördert, daß die sozialen, die der Masse, des Durchschnitts, der unteren Stände — gehoben werden. Möglich, daß dieser Glaube richtig ist; aber selbstverständlich ist er nicht. Er bedarf des Beweises gegenüber diesem anderen, daß das Leben unserer Gattung seinen eigentlichen Werth nur in der Höhe der Eigenschaften hat, die ihre höchsten Exemplare ausbilden. Vielleicht aber ist keiner von beiden Standpunkten beweisbar, sondern wir stehen hier vor einer jener letzten Entscheidungen, die nicht mehr auf Beweise hin getroffen werden, sondern in denen das letzte, unbelehrbare, jenseits von wahr und falsch stehende Sein der einzelnen Menschen seinen Ausdruck findet.

„Mit dieser Betonung der Distanz hat Nietzsche eine Werthkategorie eingeführt, die, so wirksam sie in der Wirklichkeit des Lebens ist, in der Ethik bisher so gut wie unbekannt war: die Vornehmheit. Dies ist ein innerer Werth, der auf keinen anderen ganz zu reduciren ist, eine ursprüngliche Wertheinheit, die die verstandesmäßige Beschreibung freilich nur aus einer Mehrheit von Tugenden zusammensetzen kann. Die vornehme Art Mensch fühlt sich als werthbestimmend, sie hat nicht nöthig, sich gut heißen zu lassen. Im Vordergrund steht das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte. Der vornehme Mensch ehrt sich in den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. — Die vornehme Seele gesteht sich zu, daß es mit ihr gleichberechtigte giebt; sobald sie über diese Frage des Ranges im Reinen ist, bewegt sie sich unter diesen Gleichen mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehr mit sich selbst hat. Der Vornehmheitswerth wird so von einer besonderen Art des Unterschiedes getragen: der Unterschied betont hier einerseits den Ausschluß des Verwechselferdens, des sich Gemeinmachens; andererseits darf er doch nicht so hervortreten, um das Vornehme aus seinem Sich-selbst-genügen und seiner Reserve herauszulocken und sein Wesen in eine Relation zu anderen zu verlegen. Die Vornehmheit repräsentirt eine ganz eigenartige Combination von Unterschiedsgefühlen, die auf Vergleichung be-

ruhen, und stolzem Ablehnen jeder Vergleichung überhaupt. Noch mehr als Schönheit ist sie sozusagen eine formale Eigenschaft, die den in aller sonstigen Hinsicht verschiedenartigsten Erscheinungen gemeinsam sein kann. Das Ideal der Vornehmheit in seiner eigenthümlichen Weite und gleichzeitigen Strenge erscheint mir als der eigentliche Mittelpunkt, auf den das Grundgefühl Nietzsche's alle Richtungen seines Denkens hinführt

„Die Vornehmheit ist der Punkt, in dem das Ideal, das Nietzsche lehrte, und die Wirklichkeit seiner Natur sich getroffen haben, gleichsam der Gipfel seines persönlichen Seins, von dem aus er den Flug nahm in das Reich der Wünsche für die Menschheit.“

Jedermann wird begreifen, daß mein Bruder ein Feind der Socialdemokratie, besonders ihrer Führer sein mußte, und nicht nur wegen der Unvornehmheit ihrer Gesinnung und Bestrebungen, die sich gegen Alles wenden, was mächtig, stark, schön und von höchster Cultur ist, sondern vor Allem, weil er ihnen vorwarf, daß sie das Volk unzufrieden und unglücklich machen, indem sie die Begierden nach Zuständen erregen, die nur aus der ferne beneidenswerth erscheinen, und auf Hoffnungen vertrusten, die weder erreichbar noch irgendwie wünschenswerth sind. Er glaubte, daß „arm, fröhlich und Slave“ (wie wir vielleicht jeden geistigen und körperlichen Lohnarbeiter bezeichnen müssen) „sehr wohl bei einander sein könnte“, wie uns das ja die Vergangenheit, besonders das klassische Alterthum in den verschiedensten Formen zeigt. Er verachtete es, daß die Socialistenführer die Leute nach stärkeren materiellen Genüssen lüsten machen, anstatt ihre Sehnsucht auf ein eignes festes Heim zu richten. Die Arbeiter könnten ein Beispiel geben von dem Glück und dem Stolz der Bedürfnislosigkeit, während aber gerade ihre Führer bis jetzt nichts weiter erreicht haben, als diesen fröhlichen, bedürfnislosen Charakter des Volkes zu ruiniren und ihm den heiteren Gleichmuth zu nehmen, der sonst so oft der Neid der höher Gebildeten, mit höheren Aufgaben Beladenen gewesen ist. Mein Bruder zürnte, daß die Führer der Socialdemokratie nicht einmal den Muth hätten, mit aller Kraft gegen den Alkoholgenuß zu kämpfen, der ein viel schlimmerer, die Arbeiter und ihre Kinder verwüstender Feind wäre, als Alles, was diese sonst als feindlich hassen.

Die Arbeiter wohnen und leben heutzutage besser und sicherer als die Ritter des Mittelalters, die in ihren unbequemen Burgen noch keine Fenster kannten und abends mit Kienspähnen ihre Räume erleuchteten. Sie haben es heute besser als die Arbeiter vor fünfzig oder hundert Jahren, sie sind besser genährt und gekleidet, sie haben fast keine Verantwortung zu tragen und für ihr Alter ist trotzdem gesorgt; aber nach allen Schilderungen waren die Leute früher in jenen engeren, einfacheren oder feudaleren Verhältnissen viel glücklicher als jetzt. Mein Bruder sagt sehr richtig:

„Nicht durch Veränderung der Institutionen wird das Glück auf der Erde vermehrt, sondern dadurch, daß man das finstere, schwächliche, grüblerische, gallichte Temperament aussterben macht. Die äußere Lage thut wenig hinzu oder hinweg. Insofern die Socialisten meistens jene üble Art von Temperament haben, verringern sie unter allen Umständen das Glück auf der Erde, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, neue Ordnungen zu stiften. —

„Ein tüchtiger Handwerker oder Gelehrter nimmt sich gut aus, wenn er seinen Stolz bei seiner Kunst hat und genügsam und zufrieden auf das Leben blickt. Nichts hingegen ist jämmerlicher anzuschauen, als wenn ein Schuster oder Schulmeister mit leidender Miene zu verstehen giebt, er sei eigentlich für etwas Besseres geboren. Es giebt garnichts Besseres als das Gute! und das ist: irgend eine Tüchtigkeit haben und aus ihr schaffen, virtù im italienischen Sinne der Renaissance. —

„Nur innerhalb des Herkommens, der festen Sitte, der Beschränkung giebt es Wohlbehagen auf der Welt; die Socialisten sind mit allen Mächten verbündet, welche das Herkommen, die Sitte, die Beschränkung zerstören; neue constitutive Fähigkeiten sind bei ihnen noch nicht sichtbar geworden.“

Auch bis heute nicht; dagegen sind alle jene Wirkungen in Hinsicht auf den Volkscharakter, die mein Bruder bereits vor zwanzig Jahren voraus sagte: jene Verbitterung und Verschärfung der Unzufriedenheit (trotz ihrer so sehr verbesserten Zustände) im stärksten Maaße hervorgetreten. Ich füge einige Bemerkungen aus noch unveröffentlichten Manuscripten meines Bruders hinzu, um seine Stellung zur Socialdemokratie, die er allerdings nur als die Folge der gesammten oberflächlichen demokratischen Gesinnung betrachtete, deutlicher zu machen.

„Der Socialismus — als die zu Ende gedachte Tyrannie der Geringsten und Dümmden, d. h. der Oberflächlichen, Neidischen und der Dreiviertels-Schauspieler — ist in der That die Schlußfolgerung der ‚modernen Ideen‘ und ihres latenten Anarchismus: aber in der lauen Luft eines demokratischen Wohlbefindens erschläfft das Vermögen, zu Schlüssen oder gar zum Schluß zu kommen. Man folgt, — aber man folgert nicht mehr. Deshalb ist der Socialismus im Ganzen eine hoffnungslose, säuerliche Sache: und nichts ist lustiger anzusehn, als der Widerspruch zwischen den giftigen und verzweifelten Gesichtern, welche heute die Socialisten machen — (und von was für erbärmlichen, gequetschten Gefühlen legt gar ihr Stil Zeugniß ab!) und dem harmlosen Lämmer-Glück ihrer Hoffnungen und Wünschbarkeiten. Dabei kann es doch an vielen Orten Europa's ihrerseits zu gelegentlichen Handstreichern und Überfällen kommen: dem nächsten Jahrhundert wird es hie und da gründlich im Leibe ‚rumoren‘, und die Pariser Commune, welche auch in Deutschland ihre Schutzredner und Fürsprecher hat, war vielleicht nur eine leichtere Unverdaulichkeit, gemessen an dem, was kommt. Trotzdem wird es immer zu viel Besitzende geben, als daß der Socialismus mehr bedeuten könnte als einen Krankheits-Anfall: und diese Besitzenden sind wie Ein Mann Eines Glaubens „man muß etwas besitzen, um etwas zu sein“. Dies aber ist der älteste und gesündeste aller Instincte: ich würde hinzufügen „man muß mehr haben wollen, als man hat, um mehr zu werden“. So nämlich klingt die Lehre, welche Allem, was lebt, durch das Leben selber gepredigt wird: die Moral der Entwicklung. Haben und mehr haben wollen, Wachsthum mit einem Wort — das ist das Leben selber. In der Lehre des Socialismus versteckt sich schlecht ein „Wille zur Verneinung des Lebens“: es müssen mißrathene Menschen oder Rassen sein, welche eine solche Lehre ausdenken. In der That, ich wünschte, es würde durch einige große Versuche bewiesen, daß in einer socialistischen Gesellschaft das Leben sich selber verneint, sich selber die Wurzeln abschneidet. Die Erde ist groß genug und der Mensch immer noch unausgeschöpft genug, als daß mir eine derartige praktische Belehrung und demonstratio ad absurdum, selbst wenn sie mit einem ungeheuren Aufwand von Menschenleben gewonnen würde,

nicht wünschenswerth erscheinen müßte. Immerhin, schon als unruhiger Maulwurf unter dem Boden einer in Dumpsheit rollenden Gesellschaft wird der Socialismus etwas Nützliches und Heilsames sein können: er verzögert den ‚Frieden auf Erden‘ und die gänzliche Vergutmüthigung des demokratischen Heerden-thieres, er zwingt die Europäer, Geist, nämlich List und Vorsicht übrig zu behalten, den männlichen und kriegerischen Tugenden nicht gänzlich abzuschwören, — er schützt Europa einstweilen vor dem ihm drohenden marasmus femininus. —

„Die Lehre von der Gleichheit! — Aber es giebt gar kein giftigeres Gift: denn sie scheint von der Gerechtigkeit selbst gepredigt, während sie das Ende der Gerechtigkeit ist. ‚Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches‘ — das wäre die wahre Rede der Gerechtigkeit: und was daraus folgt, ‚Ungleiches niemals gleich machen.‘ —

„Je nachdem ein Volk fühlt: ‚bei den Wenigen ist das Recht, die Einsicht, die Gabe der Führung u. s. w.‘ oder ‚bei den Vielen‘ — giebt es ein oligarchisches Regiment oder ein demokratisches. Das Königthum repräsentirt den Glauben an Einen ganz Überlegenen, einen Führer, Retter, Halbgott. Die Aristokratie repräsentirt den Glauben an eine Elite-Menschheit und höhere Kaste. Die Demokratie repräsentirt den Unglauben an große Menschen und an eine Elite-Gesellschaft, sie sagt: ‚Jeder ist Jedem gleich‘. ‚Im Grunde sind wir allesammt eigennütziges Vieh und Pöbel.‘ —

„Wie mir die Socialisten lächerlich sind, mit ihrem albernen Optimismus vom ‚guten Menschen‘, der hinter dem Busche wartet, wenn man nur erst die bisherige ‚Ordnung‘ abgeschafft hat und alle ‚natürlichen Triebe‘ losläßt.

„Und die Gegenpartei ist ebenso lächerlich, weil sie die Gewaltthat in dem Gesetz, die Härte und den Egoismus in jeder Art Autorität nicht zugesteht. ‚Ich und meine Art will herrschen und übrig bleiben: wer entartet, wird ausgestoßen oder vernichtet‘ — ist Grundgefühl jeder alten Gesetzgebung. —

„Man haßt die Vorstellung einer höheren Art Menschen, mehr als die Monarchen. Antiaristokratisch: das nimmt den Monarchenhaß nur als Maske. —

„Das langsame Hervortreten und Emporkommen der mittleren und niederen Stände, eingerechnet der niederen Art Geist

und Leib, bringt mit sich: Verdüsterung des Geistes, — das Beieinander eines stoischen und frivolen Anscheins von Glück, wie es vornehmen Culturen eigen ist, nimmt ab; man läßt viele Leiden sehn und hören, welche man früher ertrug und verbarg.“

Es ist behauptet worden, daß mein Bruder kein Verständniß für die socialistische Bewegung unserer Tage gehabt habe; aber ich glaube, daß man allmählich begreifen wird, daß er sie nur zu gut, ja besser und tiefer verstanden hat, als manche Wortführer der Gegenwart, die es nicht zu sehen scheinen, was es bedeutet, den Sklaven zum Herrn zu machen. Dagegen finde ich tief sinnige Forscher der Biologie und Rassenkunde auf den Wegen meines Bruders; sie verstehen, was die Herrschaft des Proletariats für Gefahren mit sich bringt: nämlich die Verschlechterung der Rasse und die Erschwerung aller jener Umstände, die bisher die Entstehung des höheren Menschen und damit einer höheren Cultur ermöglicht haben, denn „jede Erhöhung des Typus ‚Mensch‘ war bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft“. Man muß übrigens scharf zwischen der Abkunft aus dem Proletariat und der Abkunft aus festgeordneten, wenn auch bescheidenen Ständen, wie denen des zünftigen Handwerker- oder des Bauernthums, unterscheiden. „Bauernblut ist noch das beste in Deutschland“, sagt z. B. mein Bruder. Nur die aus dem Proletariat Abstammenden, von Manu „die Tschandala“ genannt, fand er als des stärksten Mißtrauens werth und unverbesserlich.

Es könnte ein hohes Ziel hinter dieser Bewegung stehen, das mit den letzten Absichten des Philosophen Nietzsche verwandt wäre, aber man sieht es noch nicht, denn Massenglück (das sich allerdings jetzt nur als Massenverelendung zeigt) kann doch unmöglich als ein solches bezeichnet werden, noch dazu wenn es mit einer vollkommenen Erschlaffung des Einzelwillens bezahlt würde.

„Der moderne Socialismus will die weltliche Nebenform des Jesuitismus schaffen: Jeder absolutes Werkzeug. Aber der Zweck ist nicht aufgefunden bisher! Wozu?“

Prüfen wir einmal die Geschichte, ob die Höhe eines Volkes und einer Cultur auf das Glück der niederen Massen basiert war. Vielleicht ist das eine noch nicht abgeschlossene Untersuchung, aber fragen wir uns, wodurch das 19. Jahrhundert in der Geschichte

als ein großes bezeichnet werden wird? Doch gewiß nicht, weil die Massen besser wohnten und sich nährten, sondern weil hochbegabte Menschen bedeutende Erfindungen machten, um die Naturkräfte zu unterjochen und weil Sterne ersten Ranges, wie Napoleon und Goethe an seinem Anfang und Bismarck, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche gegen sein Ende hin leuchteten.

Man macht nun jetzt öfters aus Höflichkeit gegen die Heerde den Versuch, den einzelnen, großen Menschen gewissermaßen als das Produkt einer Massenbewegung aufzufassen,— wer aber das Glück und den Schmerz erfahren hat, das Entstehen eines Genius und das Wirken seiner Ideen jahrelang zu beobachten, dem muß ein solcher Versuch als ein vollkommener Irrthum erscheinen. Die Masse ist nur das Material, an welchem der große Einzelne formt. Er giebt der Masse Richtung und Ziel und stellt für sie neue Tafeln der Werthe auf, die sie freilich dann später oft in kläglicher Weise mißverstehet; aber selbst „im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Accorde des großen Lebens vergangener Menschen hindurch: jede Werthabschätzung hat in großen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft“.

So begreift man daß mein Bruder sich den Grundsatz aufstellen mußte, daß es im Gegensatz zu der jetzigen Massenbeglückung seine Aufgabe sei, die Sorge für die ersten und gelungensten Exemplare der Menschheit als höchstes Ziel zu zeigen, damit diese nicht aus Rücksicht auf die Massen zu kurz kommen. Und diese höhere Art ist wie alles Seltene so ungeheuer gefährdet: „Es giebt vielleicht wenig so empfindliche Schmerzen, wie der es ist, einen außerordentlichen Menschen aus seiner Bahn gerathen und entarten zu sehen: wer aber ein Auge für die ungeheuerliche Zufälligkeit hat, welche bisher in Hinsicht auf die verborgenen Möglichkeiten des Menschen im Großen und Ganzen der Menschheit, im Gewirr der Völker-Schicksale, Völker-Beziehungen und Abtrennungen gewaltet hat, der leidet an einem Leiden, mit dem sich Nichts vergleichen läßt: denn er faßt mit Einem Blicke, was Alles, bei einer günstigen Ansammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben, aus dem Menschen zu züchten wäre, und an was für erbärmlichen Dingen gewöhnlich irgend ein werdendes höchsten Ranges plötzlich zerbricht, abbricht,

absinkt, erbärmlich wird . . . Die Entartung des Menschen, hinab bis zu dem, was heute den socialistischen Schwärmern als ihr Mensch der Zukunft erscheint, als ihr Ideal! — diese Entartung und Verkleinerung des Menschen zum vollkommenen Heerden-Thier ist möglich. Wer diese Möglichkeit einmal bis zu Ende gedacht hat, kennt einen Ekel mehr als alle übrigen Menschen.“ —

Nein, nicht das prosperirende Heerdenthier sondern nur der vergöttlichte Mensch kann das Ziel sein! Und selbst die bescheidenere Form des göttlichen Menschen, der Vornehm-Geartete, der die Ehrfurcht und die guten Formen, die immer eine Cultur des Geistes und Herzens voraussetzen, kennt und übt, wäre ein erstrebenswertheres, auch erquicklicheres Ziel für die Jugend als der „Volks- und Pöbelmann“. Dem Autor des „Jenseits von Gut und Böse“ schwebte eine andere so viel höhere Art von Führern der Völker vor, als wie sie jetzt die kleine Tagesmode verherrlicht: „Die Menschen auf Wagnisse und Versuche hin zu treiben, mit welchen man vielleicht neue Arten und Über-Arten des Menschen züchtet: dazu sind Führer nöthig, befehlende, kühne und vornehme Menschen mit einer umsichtigen, erfinderischen und umfänglichen Denkweise, wie sie Niemand vielleicht bisher gehabt hat. Das Bild solcher Führer ist es, das beständig vor mir schwebt: die Mittel, wie sie zu schaffen sind, die Gedanken, vermöge deren sie es aushalten das furchtbare Gewicht einer solchen Aufgabe und Verantwortlichkeit zu tragen, — das sind meine inneren Beschäftigungen seit zwanzig Jahren.“

Mein Bruder sah, wie schon auf Seite 527 angeführt ist, zwei Wege und zwei die Welt durchfluthende Bewegungen für die nächste Zukunft der Menschheit voraus: die eine, die ihre Nivellirung zur Folge haben würde, die andere — seine Bewegung —, die sich als Ziel die Beseitigung des Gleichheitsideals und das Schaffen Über-Mächtiger stellt. Aber dieses Ziel ist nicht zu erreichen, ohne daß eine Rangordnung erkannt wird: Herrschenden und Dienenden sind ganz verschiedene Werthe zuzumessen und Jedem, seiner Art und Ziel nach, andersartige moralische Vorstellungen zu gestatten.

„Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet: nicht auf eine individualistische Moral. Der Sinn der Heerde soll

in der Heerde herrschen, — aber nicht über sie hinausgreifen: die Führer der Heerde bedürfen einer grundverschiedenen Werthung ihrer eigenen Handlungen, insgleichen die Unabhängigen u. s. w.“

„Abseits gestellt gegen die beiden Bewegungen, die individualistische und die kollektivistische Moral, — denn auch die erste kennt die Rangordnung nicht und will dem Einen die gleiche Freiheit geben wie Allen. Meine Gedanken drehen sich nicht um den Grad von Freiheit, der dem Einen oder dem Andern oder Allen zu gönnen ist, sondern um den Grad von Macht, den Einer oder der Andre über Andere oder Alle ausüben soll, resp. inwiefern eine Opferung von Freiheit, eine Verflavung selbst, zur Hervorbringung eines höheren Typus die Basis giebt.“ —

Das Problem der Rangordnung empfand er als eine ungeheure Einsicht in das Wesen der Welt, die nun plötzlich in ihrer ganzen Macht, nach langen unbewußten Vorbereitungen vor ihm stand: „So muß es denn einem Jeden ergehen, in dem eine Aufgabe leibhaft wird und ‚zur Welt kommt‘: die heimliche Noth und Nothwendigkeit dieser Aufgabe wird über allen seinen einzelnen Schicksalen walten, wie eine lange Schwangerschaft, lange bevor er sie selber in's Auge gefaßt hat und ihren festen Namen weiß. Gesezt, daß es das Problem der Rangordnung ist, von dem ich sagen darf, daß es mein Problem ist: jetzt in dem Mittag meines Lebens sehe ich, was für Vorbereitungen (und selbst für Maskeraden) das Problem nöthig hatte, ehe es vor mir aufsteigen durfte: — und wie ich erst die vielfachsten und widersprechendsten Glücks- und Nothstände an Seele und Leib erfahren mußte — als ein Abenteuerer und Weltumsegler der Seele, — überallhin dringend, Alles auskostend und auf den Grund prüfend, Alles vom Zufälligen und Augenblicklichen in's Ewige reinigend und säubernd, — bis ich mir endlich sagen durfte: ‚hier ein neues Problem! Ich sehe eine Leiter, und ich selber, — ich saß auf jeder ihrer Sprossen!‘“

Doch gestand er nicht Jedem, der nicht die gleichen, bis in's Tiefste und Innerlichste gehenden Erfahrungen gemacht hatte, das Recht zu, über diese Probleme mitreden und miturtheilen zu wollen: „Dies sind meine Urtheile: und ich gebe dadurch,

daß ich sie drucke, noch Niemandem das Recht, sie als die seinen in den Mund zu nehmen: am wenigsten halte ich sie für öffentliches Gemeingut, und ich will Dem auf die Finger klopfen, der sich an ihnen vergreift. Es giebt Etwas, das in einem Zeitalter des „gleichen Rechts für Alle“ unangenehm klingt: das ist Rangordnung.“ —

„Jenseits von Gut und Böse“ hat ein Doppelgesicht. Es blickt zurück, zeigt die Entwicklung der Gedanken meines Bruders aus dem letzten Jahrzehnt und giebt die Erklärung zu den Hauptgedanken des Zarathustra, aber überall weist es auch auf die Zukunft hin, auf sein philosophisch-theoretisches Prosawerk „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe“, das bereits auf dem Umschlag jener ersten Ausgabe von „Jenseits von Gut und Böse“ als „in Vorbereitung begriffen“ angezeigt ist.

Worin besteht nun hauptsächlich in dieser vorbereitenden kleineren Schrift der Hinweis auf sein Hauptwerk? — Darauf giebt uns Peter Gast die beste Antwort: „In diesem Werke eröffnet uns Nietzsche einen ersten Blick in die Probleme seines geplanten Hauptwerkes, der „Umwerthung aller Werthe“. Liegen die Keime dieser Probleme auch schon in seinen früheren Schriften vor, so wachsen sie doch erst mit der hier beginnenden biokritischen Psychologie des Herren- und Sklaven-Menschen zu jener Umwerthungslehre empor, mit welcher Nietzsche's Name für immer verknüpft bleiben wird und in deren bewußter Anwendung durch Einzelne die künftige Größe und Macht der indogermanischen Rasse beschlossen liegt. Die höheren Typen sind biologisch anders bedingt, als die niederen; der führende Mensch hat eine andere Werthungsweise, als der geführte. Ein Zeitalter, das sich an die Forderung einer gleichen Werthungsweise für Alle gewöhnt hat und verlangt, der höhere Mensch solle die des niederen zur seinigen machen, arbeitet an der Herabstimmung nicht nur des höheren Menschen, sondern der gesammten Masse, über der er stehen soll. In Nietzsche's Unterscheidung der Herren-Moral („Gut“ — „Schlecht“, von Oben aus gesehen) und Sklaven-Moral („Gut“ — „Böse“, von Unten

aus gesehen) und der parallel laufenden Moralien des aufsteigenden und des niedergehenden Lebens liegt nicht nur die einzige Möglichkeit der Diagnose unserer europäischen Willenserkrankung und Verdüsterung, sondern zugleich das Mittel zu ihrer Sanirung. Nietzsche erkannte schließlich das Kräftepiel der gesammten Naturerscheinungen unter einander als im Zeichen des „Willens zur Macht“ (gleichsam der Herren-Moral) stehend: — nicht „Wille zum Leben“ (Schopenhauer), sondern Wille zur Steigerung des Lebens; nicht „Kampf um's Dasein“ (Darwin), sondern Kampf um höheres, stärkeres Dasein; nicht „Trieb zur Selbsterhaltung“ (Spinoza), sondern Trieb zum Selbstzuwachs; nicht *φιλα και νεικος* (Empedokles), sondern Wettkampf (*ἀγών*) um Sieg und Übermacht war für Nietzsche das Wesen alles Geschehens.“ —

Mitte September kam die neue Schrift erst in den Buchhandel. Mein Bruder schreibt an Jacob Burckhardt von Sils-Maria am 22. September 1886, als er hoffen durfte, daß die Exemplare an die Freunde versandt waren:

„Hochverehrter Herr Professor,

es thut mir wehe, so lange Sie nicht gesehen und gesprochen zu haben! Mit wem möchte ich eigentlich noch sprechen, wenn ich nicht mehr zu Ihnen sprechen darf? Das „silentium“ um mich nimmt überhand. —

„Hoffentlich hat inzwischen C. G. Naumann seine Schuldigkeit gethan und mein lezthin erschienenenes Werk „Jenseits“ in Ihre verehrten Hände gelegt. Bitte lesen Sie dies Buch (ob es schon dieselben Dinge sagt, wie mein Zarathustra, aber anders, sehr anders —). Ich kenne Niemanden, der mit mir eine solche Menge Voraussetzungen gemein hätte, wie Sie: es scheint mir, daß Sie dieselben Probleme in Sicht bekommen haben, — daß Sie an den gleichen Problemen in ähnlicher Weise laboriren; vielleicht sogar stärker und tiefer noch als ich, da Sie schweigsamer sind. Dafür bin ich jünger . . . Die unheimlichen Bedingungen für jedes Wachsthum der Cultur, jenes äußerst bedenkliche Verhältniß zwischen dem, „was Verbesserung des Menschen“ (oder geradezu „Vermenschlichung“) genannt wird, und der Vergrößerung des Typus Mensch, vor Allem der Widerspruch jedes Moralbegriffs mit jedem wissenschaftlichen Begriff des Lebens — genug, genug, hier ist ein Problem, das wir glück-

licher Weise, wie mir scheint, mit nicht gar Vielen unter den Lebenden und Todten gemein haben dürfen. Es auszusprechen ist vielleicht das gefährlichste Wagniß, das es giebt, nicht in Hinsicht auf Den, der es wagt, sondern in Hinsicht auf Die, zu denen er davon redet. Mein Trost ist, daß zunächst die Ohren für meine großen Neuigkeiten fehlen; — Ihre Ohren ausgenommen, lieber und hochverehrter Mann: und für Sie wiederum werden es keine „Neuigkeiten“ sein! — —

Treulich der Ihre Friedrich Nietzsche.“

„Jenseits von Gut und Böse“ scheint Jacob Burckhardt wirklich aufrichtig Freude bereitet zu haben. Man merkt es auch seiner Antwort an; ja in den letzten Jahren seines Lebens, wo er sich von allen Menschen und Urtheilen sonst fernhielt, war es allein dieses Buch, das er bei meinem Besuch in Basel, Herbst 1895, mit einigen anerkennenden Worten erwähnte.

Sein Brief aus Basel, vom 26. Sept. 1886, an meinen Bruder lautet:

„Verehrtester Herr!

„Vor Allem meinen ergebensten Dank für die Übersendung Ihres neuesten Werkes, welches richtig in meine Hände gekommen ist, und meinen Glückwunsch zu der ungebrochenen Kraft, welche in demselben lebt.

„Leider überschätzen Sie nur zu sehr, wie Ihr seither eingelangtes werthes Schreiben zeigt, meine Fähigkeit. Problemen, wie die Ihrigen sind, bin ich nie im Stande gewesen, nachzugehen oder mir auch nur die Prämissen derselben klar zu machen. Zeit meines Lebens bin ich kein philosophischer Kopf gewesen, und schon die Vergangenheit der Philosophie ist mir so viel als fremd. Ich könnte noch lange nicht einmal diejenigen Ansprüche machen, welche manchen Gelehrten die Schilderung auf Seite 135 zugezogen haben. Wo bei der Betrachtung der Geschichte allgemeinere Geistesfacten sich mir in den Weg stellten, habe ich immer nur das unumgänglich Nothwendige dafür gethan und auf bessere Autoritäten verwiesen. Was mir nun in Ihrem Werk am ehesten verständlich ist, sind die historischen Urtheile und vor Allem Ihre Blicke in die Zeit: über den Willen in den Völkern und dessen zeitweilige Lähmung; über die Antithese der großen curanz des Wohlbefindens gegenüber der wünschbaren Erzi

durch die Gefahr; über die Arbeitsamkeit als Zerstörerin der religiösen Instincte; über den jetzigen Heerdenmenschen und dessen Ansprüche; über die Demokratie als Erbin des Christenthums; ganz besonders aber über die künftigen Starken auf Erden! Hier ermitteln und schildern Sie deren vermuthliche Entstehungs- und Lebensbedingungen in einer Weise, welche die höchste Theilnahme erregen muß. Wie befangen nehmen sich daneben die Gedanken aus, welche sich Unserer bei Gelegenheit über das allgemeine Schicksal der jetzigen europäischen Menschheit zu machen pflegt! — Das Buch geht eben weit über meinen alten Kopf und ich komme mir ganz blöde vor, wenn ich Ihre erstaunliche Übersicht über das ganze Gebiet der jetzigen Geistesbewegung und Ihre Kraft und Kunst der nuancirenden Bezeichnung des Einzelnen inne werde.

„Wie gerne hätte ich aus Ihrem werthen Schreiben auch Etwas über Ihr Befinden erfahren. Ich meinerseits habe auf Grund meiner vorgerückten Jahre die Geschichtsprofessur niedergelegt und nur die Kunstgeschichte einstweilen noch beibehalten. In vollkommener Hochachtung Ihr stets ergebener J. Burckhardt.“

Die sonstigen Kritiken der damaligen Zeit waren auch bei diesem Buche nicht dazu angethan, meinem Bruder Freude zu bereiten; sie sind ihm auch nur rein zufällig in einer Sammlung, die der Verleger davon gemacht hatte, alle auf ein Mal, zu Gesicht gekommen, und er beschloß danach, sich nie wieder um Das zu kümmern, was man in Deutschland von ihm sage. Später aber betrachtete er doch diese wunderlichen Urtheile der verschiedenen deutschen Zeitungen mit einem gewissen heiteren Sarkasmus:

„In der That, man hat sich seit 1871 nur zu gründlich in Deutschland über mich unterrichtet: der Fall bewies es. Ich wundere mich nicht, wenn man meinen Zarathustra nicht versteht, ich sehe keinen Vorwurf darin: ein Buch so fern, so schön, daß man Götterblut im Leibe haben muß, seine Vogelsprache zu verstehen. Aber jenes ‚Jenseits‘ nicht zu verstehen — das bewundere ich beinahe. Man versteht es überall, sogar im Ausland, z. B. in Frankreich. — Ein Referent der Nationalzeitung verstand das Buch
Zeit, als echte, rechte Junkerphilosophie, zu der
gebreche. Ein kleines Licht

der Berliner Universität erklärte, in der „Rundschau“, offenbar in Rücksicht auf seine eigene Erleuchtung, das Buch sei psychiatrisch, und citirte sogar Stellen dafür: Stellen die das Unglück hatten, Etwas zu beweisen. — Ein Hamburger Blatt erkannte in mir den alten Hegelianer. Das Litterarische Centralblatt gestand ein, „den Faden“ für mich verloren zu haben (wann hat es ihn gehabt? —) und citirte, zur Begründung, ein paar Worte über den „Süden in der Musik“: als ob eine Musik, die nicht in Leipziger Ohren geht, damit aufhöre Musik zu sein. Es bleibt dennoch wahr, was ich dort im Princip bekenne: il faut méditerraniser la musique. — Eine theologische Unschuld gab mir zu verstehen, mir liege gar nichts an der Logik, sondern einzig an „schönem Stile“: wie könne man ernst nehmen, was ich selbst so wenig ernst nähme? — Dies Alles mag noch hingehn: aber ich habe Fälle erlebt, wo das „Verständniß“ das Maß des Menschlichen überschritt. Ein Schweizer Redakteur wußte dem Studium des genannten Werkes nichts Anderes zu entnehmen, als daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte: man sieht, er hatte sich bei den Worten „Jenseits von Gut und Böse“ wirklich Etwas gedacht... Aber einem solchen Falle war meine Humanität noch immer gewachsen. Ich dankte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehen, Niemand habe mich besser verstanden — . . . Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zarathustra als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvollkommenheit meines Stils —

„— Und ich hatte mein Vergnügen an dem Allen: was sollte ich's verschweigen? Man ist nicht umsonst Einsiedler. Das Gebirge ist ein stummer Nachbar; es vergehen Jahre, ohne daß Einen ein Wort erreicht. Aber der Anblick des Lebenden erquickt: man läßt endlich alle Kindlein zu sich kommen, man streichelt jede Art Gethier, selbst noch, wenn es Hörner hat. (Ich rede eine Kuh immer mit „mein Fräulein“ an: das schmeichelt ihrem alten Herzen —.) Nur der Einsiedler kennt die große Toleranz. Die Liebe zu den Thieren — zu allen Zeiten hat man die Einsiedler daran erkannt . . .“

Im Ecce homo schreibt er über „Jenseits von Gut und Böse“:

„Dies Buch ist in allem Wesentlichen eine Kritik der Modernität, die modernen Wissenschaften, die modernen Künste, selbst die moderne Politik nicht ausgeschlossen, nebst Fingerzeigen zu einem Gegensatz-Typus, der so wenig modern als möglich ist, einem vornehmen, einem ja sagenden Typus. Im letzteren Sinne ist das Buch eine Schule des Gentilhomme, der Begriff geistiger und radikaler genommen, als er je genommen worden ist. Man muß Muth im Leibe haben, ihn auch nur auszuhalten, man muß das Fürchten nicht gelernt haben. . . Alle die Dinge, worauf das Zeitalter stolz ist, werden als Widerspruch zu diesem Typus empfunden, als schlechte Manieren beinahe: die berühmte ‚Objektivität‘ zum Beispiel, das ‚Mitgefühl mit allem Leidenden‘, der ‚historische Sinn‘ mit seiner Unterwürfigkeit vor fremdem Geschmack, mit seinem Auf-dem-Bauch-liegen vor petits faits, die ‚Wissenschaftlichkeit‘. — Erwägt man, daß das Buch nach dem Zarathustra kommt, so erräth man vielleicht auch das diätetische Régime, dem es seine Entstehung verdankt. Das Auge, verwöhnt durch eine ungeheure Nöthigung, fern zu sehen — Zarathustra ist weit-sichtiger noch als der Czar —, wird hier gezwungen, das Nächste, die Zeit, das Um-uns scharf zu fassen.“

XXXI. Capitel.

Rückblicke.

Motto: „Ich habe mich in eine gute helle Höhe gehoben: und Mancher, der mir, als ich jung war, wie ein Stern über mir leuchtete, ist mir nun fern — aber unter mir.“ (XIV. Band.)

Mein Bruder hatte sich vorgenommen, sogleich nach der Vollendung des „Jenseits von Gut und Böse“ mit voller Kraft an die Arbeit zu seinem theoretisch-philosophischen Hauptwerk zu gehn. Schon während der langsamen Drucklegung, die ihm viel Zeit übrig ließ, war er mit der Ausarbeitung des neuen Planes auf das Intensivste beschäftigt und prüfte die vorhandenen Manuskripte, was von den früheren Niederschriften in diese neue Ordnung der Gedanken einzufügen sei. Pläne, Gedankengänge und ein Register, das er Ende Juli 1886 zusammenstellte, zeigen uns, daß das Werk damals schon vollständig disponirt war und daß er Vieles von dem, was er seit der ersten Conception dieses Prosa-Hauptwerks zwei Jahre vorher (1884) geschaffen hatte, in diese neue Umformung zu nehmen gedachte. Plötzlich sehen wir ihn aber, anstatt mit der ihm eigenen stürmischen Energie und freudigen Zuversicht in dieser Arbeit fortzuschreiten, mit einem Rückblick auf seine gesammte litterarische Entwicklung beschäftigt, den er allerdings bereits das Jahr zuvor als sehr nöthig empfunden hatte. Er muß aber damals schon selbst gefühlt haben, daß dieses Zurückblicken bei der Eigenart seines Wesens überraschen würde, und giebt uns in einem Aphorismus des „Jenseits“ die Antwort auf etwaige Fragen: „Schlimm! Schlimm! Wie? geht er nicht — zurück?“ — Ja! Aber ihr versteht ihn schlecht, wenn ihr darüber klagt. Er geht zurück, wie Jeder, der einen großen Sprung thun will. — —“

Mein Bruder schreibt an mich am 2. Sept. 86, als Antwort auf einen Brief, in welchem ich ihm unsere paraguayischen Pläne ausführlich auseinandergesetzt hatte: „Im Ganzen scheint es bei Euch anders zu stehen als bei mir, wo eine Art Ruhe und rückwärtsblickende Sammlung eingetreten ist.“ Die Veranlassung zu diesem sehr arbeitsreichen Rückwärtsblicken war eine neue Herausgabe seiner bis dahin erschienenen Schriften. Schon das Jahr zuvor (1885), als er aus dem Manuscript, das später „Jenseits von Gut und Böse“ wurde, einen zweiten Band des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ oder der „Morgenröthe“ machen wollte, und dazu genöthigt war, seine früher erschienenen Schriften nochmals genau durchzusehen, hatte er den lebhaften Wunsch ausgesprochen, seine ganze Litteratur neu herausgeben zu können. Es kam diesem Wunsch zu Hilfe, daß er wie schon erwähnt mit seinem damaligen Verleger E. Schmeitzner in Chemnitz in Schwierigkeiten gerathen war, so daß er hoffte, für die Forderung, die er an den Verleger hatte, sich wieder in den Besitz von einem Theil seiner früheren Schriften setzen zu können. Einer der Rechtsanwälte hatte nämlich (Sommer 1885) eine Auktion des Schmeitzner'schen Verlages vorgeschlagen, wozu mir mein Bruder schreibt:

„Mein Wunsch ist groß, den ganzen Rest von Exemplaren meiner Schriften zu besitzen; oder vielmehr, ich sehe gar kein anderes Mittel als das angegebene, um dazu zu gelangen, was jetzt noth thut: meine früheren Schriften neu und wesentlich verändert herauszugeben. Es ist mir also äußerst angenehm zu hören, daß es vielleicht möglich ist, selber bei der Ver-
auktionirung der Bietende zu sein (resp. vertreten durch Vetter Adalbert).

„Zur Instruktion für das Bieten bei dieser Auktion bitte ich diese Gesichtspunkte zu betrachten.

1. ich möchte vor Allem

{ Menschliches, Allzumenschliches. 1878.

{ Nachtrag dazu: vermischte Meinungen und Sprüche.
1879.

{ Der Wanderer und sein Schatten. 1880.

in Besitz bekommen; diese bedürfen nämlich absolut einer schleunigen neu redigirten Auflage (ich kann nicht darauf

warten, bis die spärlichen letzten Exemplare von „Menschliches Allzumenschliches“ sich verkauft haben: was bei dem augenblicklichen Stande der Dinge sich auf Jahrzehnte hinauschieben könnte).

2. Sodann will ich die drei Theile Zarathustra wiederbekommen (und sie, nach sorgfältigstem Ermessen, persönlich an einen neuen Verleger verkaufen).

3. Nicht will ich in Besitz bekommen die Reste der Exemplare von Geburt der Tragödie 2. Aufl. und der vier Anzeitgemäßen Betrachtungen. 1873—1876.

4. Was die „Morgenröthe“ und die „fröhliche Wissenschaft“ anbetrifft: so bin ich bei mir selber noch nicht entschlossen. Es würde mir zu viel Noth und Sucherei machen, gerade für solche Schriften (Elite-Schriften für Elite-Menschen, d. h. für ganz Wenige) neue Verleger zu finden. So mag es rathsam sein, auch diese, wie die unter 3. aufgezählten, laufen zu lassen.“

Eine Auktion schien mir ein etwas zu gewaltsames Mittel, die Angelegenheit zu arrangiren. Auf meine Fürsprache für den Verleger antwortet mir mein Bruder: „Eins ist nothwendiger als das Andre, mein liebes Lama! Ich bin gegen Deine Theilnahme für Schmeißner gar nicht unempfindlich, auch gegen ihn selber ohne Abneigung. Aber das Malheur, das dieser Verleger in Hinsicht auf die Wirkung Deines Bruders angerichtet hat, ist ungeheuer: nämlich daß ich jetzt im 41. Lebensjahr isolirt bin, keinen Schüler habe und es täglich empfinde, daß ich gerade in meiner besten Kraft stehe, um eine große Schülthätigkeit als Philosoph auszuüben; stelle Dir das auch vor die Seele! Die Bücher heraus aus diesem Winkel!!! Es sind meine Angelhaken; wenn sie mir keine Menschen fangen, so haben sie keinen Sinn! —“ Auf diese Mahnung stimmte auch ich den scharfen Maßregeln der Rechtsanwälte zu, durch welche übrigens gerade die Auktion verhindert wurde.

Endlich kam im Herbst 1885 ein Vergleich zu Stande, der meinem Bruder die Summe, die ihm sein Verleger schuldete, unverkürzt eintrug. Eigentlich war er bekümmert, daß ihm nun seine ganze Litteratur „entwischt“ sei; schließlich ergab er sich aber darein, weil er wohl einsah, daß es ihm sehr schwer werden würde, einen neuen Verleger für seine Werke zu finden. Diese

waren ja schon den mannigfachsten Schicksalen ausgesetzt gewesen. „Die Geburt der Tragödie“, die erste und zweite „Unzeitgemäße Betrachtung“ waren zunächst bei E. W. Fritsch in Leipzig erschienen; die weiteren Schriften aber — „Schopenhauer als Erzieher“, „Richard Wagner in Bayreuth“, „Menschliches, Allzumenschliches“, „Vermischte Meinungen und Sprüche“, „Der Wanderer und sein Schatten“, „Die Morgenröthe“, „Die fröhliche Wissenschaft“ und drei Theile des „Zarathustra“ — bei E. Schmeißner in Chemnitz, der auch die Reste von der zweiten Auflage der „Geburt der Tragödie“ und der ersten und zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ von E. W. Fritsch 1874 mit übernommen hatte. So war zehn Jahre lang 1874—84 Herr E. Schmeißner der Verleger meines Bruders. Von da an gab es mit diesem Verlag allerhand Unannehmlichkeiten, so daß mein Bruder wie schon erwähnt den IV. Theil des „Zarathustra“ sowohl als „Jenseits von Gut und Böse“ und alle späteren Schriften auf seine eignen Kosten drucken ließ. Der IV. Theil war aber nur ein Privatdruck und brauchte deshalb keinen Verleger; dagegen war „Jenseits von Gut und Böse“ der Firma C. G. Naumann in Commissionsverlag gegeben.

Da nun 1886 Herr E. Schmeißner in Chemnitz sich andern geschäftlichen Unternehmungen widmen wollte, so versuchte er endlich auch seinerseits den gesammten Verlag der Werke meines Bruders an einen anderen Verleger zu verkaufen. Schließlich übernahm die Firma E. W. Fritsch die sämtlichen Werke, mit Ausnahme der beiden letzten auf eigne Kosten gedruckten Schriften. Damit kamen „Die Geburt der Tragödie“, „David Strauß“ und „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie“ wieder in ihre alte Heimat zurück, von welcher sie ausgegangen waren. Die Verlegernoth hatte lange Zeit gedauert, endlich, „nach manchen Intermezzi“, wie mein Bruder schreibt, kam im Sommer 1886 die „ganze Misère“ doch zu Ende: „Fritsch hat Alles an sich gekauft und auch bereits die 62 Centner in seinem Hause.“ — Übrigens war bei all diesen Verkäufen nur von den Resten der ersten Auflagen jedes Buches die Rede, ein weiteres Verlagsrecht war von meinem Bruder Niemand zugestanden worden.

Bei seiner Anwesenheit in Leipzig hatte er bereits mit Herrn E. W. Fritsch über diesen Verlagswechsel gesprochen, ohne

daß er damals glaubte, daß die Angelegenheit mit dieser Firma perfekt werden könnte, weil sich noch andere Interessenten meldeten. Als er nun Anfang August in Sils-Maria die Nachricht bekam, daß Herr E. W. Fritsch nun sicher, wie in alter Zeit, sein Verleger werden würde, war er zunächst recht zufrieden damit, nur bedauerte er, daß er bei seinem Aufenthalt in Leipzig nicht ausführlich und bestimmt die weiteren Schritte, die sich für den Verlag seiner Schriften nöthig machten, mit Fritsch berathen hatte. War ihm das Reden über seine Bücher mit einem Verleger schon eine große Pein, so noch viel, viel mehr das Darüber-Schreiben. Er fand es einfach „ekelhaft“, daß er den Verlegern, um ihnen Muth zu seinen Büchern zu machen, sie ihnen anpreisen mußte. „Aber was thut man nicht für seine Kinder!“ sagte er seufzend, als wir einmal von den Verlegernöthen sprachen. So entschloß er sich endlich im August 1886 seine Pläne Herrn E. W. Fritsch in Leipzig schriftlich auseinanderzusetzen (übrigens mit einer gewissen Rührung über dessen Muth, den er durch die Übernahme dieser 62 Centner schweren Büchermasse bewiesen hatte), damit dieser nun auch Vortheil von dem Verlag seiner Bücher habe. Er schreibt: „Es ist schade, daß ich Ihnen meine Gedanken über Das, was in Bezug auf die andern Bücher mir räthlich scheint, nicht mündlich auseinandersetzen kann. Die Zahl der Exemplare ist so groß, daß es scheinen möchte, als ob es sich um eine ganz neue Ausgabe handle. Dies hat mir einen Gedanken eingegeben. Wenn nun einmal die Titel- und Umschlagblätter durch neue zu ersetzen sind und jedenfalls einige Buchbinder-Arbeit nöthig wird, was meinen Sie? wäre es nicht vernünftig, jenen Anschein zu benutzen, d. h. auf den Titel drucken zu lassen:

„Neue Ausgabe

vermehrt durch eine Vorrede, oder Einleitung u. s. w.“

„Sie werden bemerken, daß Menschliches, Allzumenschliches, die Morgenröthe, die fröhliche Wissenschaft einer Vorrede ermangeln: es hatte gute Gründe, daß ich damals, als diese Werke entstanden, mir ein Stillschweigen auferlegte — ich stand noch zu nahe, noch zu sehr „drin“ und wußte kaum, was mit mir geschehen war. Jetzt, wo ich selber am besten und genauesten sagen kann, was das Eigene und Unvergleichliche an diesen

Werken ist, und inwiefern sie eine für Deutschland neue Litteratur inauguriren (das Vorspiel einer moralistischen Selbst-Erziehung und Kultur, die bisher den Deutschen gefehlt hat), würde ich mich zu solchen zurückblickenden und nachträglichen Vorreden gerne entschließen. Meine Schriften stellen eine fortlaufende Entwicklung dar, welche nicht nur mein persönliches Erlebniß und Schicksal sein wird: — ich bin nur der Erste; eine heraufkommende Generation wird Das, was ich erlebt habe, von sich aus verstehen und eine feine Zunge für meine Bücher haben. Die Vorreden könnten das Nothwendige im Ganzen einer solchen Entwicklung deutlich machen: woraus sich nebenbei der Nutzen ergeben würde, daß, wer einmal auf eine meiner Schriften angebissen hat, es mit allen aufnehmen muß.

„Ich würde, im Falle daß mein Gedanke Ihnen gefiele und einleuchtete, diesen Winter darauf verwenden, mir solche Vorreden auszudenken: mein Bemühen würde sein, jeder dieser Vorreden einen so selbständigen Werth zu geben, daß um ihretwillen allein schon die Werke gelesen werden müßten. Anzufangen mit ‚Menschliches, Allzumenschliches‘, von dem 511 Exemplare noch da sind, gerade genug, um eine neue Ausgabe zu repräsentiren? Was meinen Sie? Die beiden Anhänge dazu (Vermischte Meinungen und Sprüche und der Wanderer und sein Schatten) könnten dann vielleicht das Jahr darauf erscheinen? Als zweiter Band? — Ich denke, Sie fühlen mir nach, hochgeehrter und lieber Herr Fritsch, daß ich bei diesen Vorschlägen sammt und sonders Ihr Interesse im Auge habe; ich möchte durchaus nicht, daß Sie jemals den großen Vertrauens-Beweis, den Sie mir durch den Ankauf meiner ganzen bisherigen Litteratur gegeben haben, zu bereuen hätten.

„Auf der Rückseite vom Umschlag des letzterschienenen Buchs finden Sie eine Art Überblick und Programm über meine bisherige und zukünftige Thätigkeit. Es sollen 10 Werke und nicht mehr sein, mit denen ich ‚übrig‘ bleiben will; 6 davon sind nunmehr in Ihren Händen. Vereinfachung der Titel (damit sie leicht zu citiren sind, z. B. bloß ‚Die Geburt der Tragödie‘), andererseits eine kleine Erläuterung, wo ich das Mißverständniß eines Titels erprobt habe (z. B. zu ‚Die fröhliche Wissenschaft‘ der Zusatz in Parenthese ‚gai saber‘, damit man an den pro-

venezianischen Ursprung meines Titels und an jene Dichter-Ritter, die Troubadours, erinnert wird, die mit jener Formel all ihr Können und Wollen zusammenfaßten), — dergleichen scheint mir nützlich. Genauerer erst, wenn ich Ihre Antwort auf meine hier angedeuteten Vorschläge habe."

Der Verleger gieng gern auf die ihm gemachten Vorschläge ein, doch mußte der Autor auch da die nicht unbedeutenden Kosten der Umänderung und der Neudrucke tragen. Da mein Bruder diese Vorreden als einen Gedanken-Wegweiser bezeichnet hatte, so machte frisch den Gegen-Vorschlag, ob sie nicht vielleicht als solcher in einem Büchlein zusammen gedruckt werden könnten. Mein Bruder scheint sich diesen Vorschlag überlegt zu haben, dann aber antwortet er: „Ein eigenes Bändchen mit lauter ‚Vorreden‘ würde gegen den Geschmack sündigen. Man verträgt das schreckliche Vorrede-Wörtchen ‚ich‘ eben nur unter der Bedingung, daß es in dem darauf folgenden Buche fehlt: es hat nur Recht in der Vorrede.“ —

Sehr hübsch faßt er den Inhalt jeder seiner Schriften für diese Vorreden in den nachfolgenden kurzen Sätzen zusammen:

„Geburt der Tragödie: Artisten-Metaphysik.

„David Strauß: der Bildungsphilister. Der Ekel.

„Vom Nutzen und Nachtheil der Historie: Leben und Historie — Grundproblem.

„Schopenhauer als Erzieher: Der philosophische Einsiedler.

„Erziehung.“

„Richard Wagner in Bayreuth: Der Künstler-Einsiedler. Was an Wagner zu lernen ist.

„Menschliches, Allzumenschliches: Der freie Geist.

„Vermischte Meinungen und Sprüche: Der Pessimist des Intellekts.

„Wanderer und Schatten: Einsamkeit als Problem.

„Morgenröthe: Moral als eine Summe von Vorurtheilen.

„Fröhliche Wissenschaft: Hohn über die europäische Moralistik. Aussicht auf eine Ueberwindung der Moral. Wie müßte ein Mensch beschaffen sein, der jenseits lebte? — Antwort: Zarathustra.“

Offenbar hat mein Bruder auf zwei dieser späten Vorreden zu seinen Werken einen besonders hohen Werth gelegt: auf die zur

„Geburt der Tragödie“ und zu „Menschliches, Allzumenschliches“. In seiner ganzen Entwicklung war so unglaublich viel Unbewußtes, was sich ihm gerade bei diesem Rückblick so deutlich zeigte. Er durfte sich aber der Führung seiner tiefsten Instinkte auch ruhig überlassen, wenn ihm auch erst später klar wurde, wohin er, zuweilen auf Umwegen, geführt worden war. Er schreibt z. B. an Gast den 16. August 1883 darüber: „Inzwischen habe ich mich in vielen Punkten geordnet und zurechtgerückt. Die durchgehende unbewußte ungewollte Gedanken-Congruenz und Zusammengehörigkeit meiner neueren Bücher hat mein Erstaunen erregt: man kann von sich nicht los, deshalb soll man es wagen, sich weithin gehen zu lassen.“ — Die „Geburt der Tragödie“ empfand er jetzt bei dem Rückblick, trotz mancher Irrthümer, als das bedeutendste seiner Jugendwerke, das am meisten sein eigenstes Wesen, wenn auch verhüllt, ausdrückte. Dagegen erschien ihm Einiges aus „Menschliches, Allzumenschliches“ als eine Art Abirrung oder zu stark betonter Gegensatz gegen früher, hervorgerufen durch die schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen, die ihm die Wagner'sche Musik und seine unbeschreibliche Liebe und Verehrung für Wagner selbst bereitet hatte, aber trotzdem als durchaus nothwendig und unentbehrlich in dem Gang seiner Entwicklung. Er schreibt bei der Übersendung des Druckmanuskriptes zur Vorrede am 16. August 1886 von Sils-Maria aus an den Verleger: „Das Stück Psychologie, welches in dieser Vorrede enthalten ist, dürfte an sich schon interessant genug sein, um das Buch flügge zu machen; es ist ein wesentlicher Beitrag zum Verständniß meiner Bücher und der ihnen zu Grunde liegenden schwerverständlichen Selbstentwicklung. Ich schrieb es in meinem letzten Monate des Nizzaer Winteraufenthaltes nieder, ein paar Wendungen abgerechnet, die das Engadin dazu erfunden hat. Mein Gedanke ist, daß Sie dies Buch (mein leicht verständlichstes und vorbereitendes) zuerst und zunächst in Umlauf setzen möchten. Es hat seine Freunde in den Vereinigten Staaten, in Holland, in Italien und namentlich in Frankreich.“

Und am 29. August 1886 schreibt er von Sils-Maria aus: „Hier folgt die Vorrede zur neuen Ausgabe der ‚Geburt der Tragödie‘: Sie können auf diese sehr inhaltreiche und gründlich orientirende Vorrede hin das Buch noch einmal vom Stapel

laufen lassen, — es scheint mir sogar von größtem Werthe, daß dies geschieht. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß man sich in den nächsten Jahren viel mit meinen Büchern beschäftigen wird (— insofern ich, mit Verlaub gesagt, bei weitem der unabhängigste und im großen Stile denkendste Denker dieser Zeit bin —); man wird mich nöthig haben, und alle möglichen Versuche, mir beizukommen, mich zu verstehen, zu ‚erklären‘ u. s. w. machen. Um den größten Fehlgriffen vorzubeugen, scheint mir (abgesehen von dem eben erschienenen ‚Jenseits von Gut und Böse‘) nichts nützlicher als die beiden Vorreden, welche ich mir erlaubte, Ihnen zu übersenden: sie deuten den Weg an, den ich gegangen bin — und, ernsthaft geredet, wenn ich selber nicht ein paar Winke gebe, wie man mich zu verstehen hat, so müssen die größten Dummheiten passieren. — Ich kann nicht beurtheilen, inwiefern es geschäftlich und buchhändlerisch rathsam oder unrathsam ist, Bücher desselben Autors zugleich auf den Markt zu bringen. Das Wesentliche ist, daß, um die Voraussetzungen für das Verständniß des ‚Zarathustra‘ zu haben (— ein Ereigniß ohne Gleichen in der Litteratur und Philosophie und Poesie und Moral u. s. w. Sie dürfen mir's glauben, Sie glücklicher Besitzer dieses Wunderthieres! —), alle meine früheren Schriften ernstlich und tief verstanden sein müssen; insgleichen die Nothwendigkeit der Aufeinanderfolge dieser Schriften und der in ihnen sich ausdrückenden Entwicklung. Vielleicht ist es ebenso nützlich, sogleich jetzt auch die neue Ausgabe der ‚Geburt‘ (mit dem ‚Versuche einer Selbstkritik‘) auszusenden. Dieser ‚Versuch‘, zusammengehalten mit der Vorrede von ‚Menschliches, Allzumenschliches‘, ergiebt eine wahre Aufklärung über mich und die allerbeste Vorbereitung für meinen verwegenen Sohn Zarathustra.

„Im Dezember hoffe ich mit den ‚Vorreden‘ fortfahren zu können, in Wizza, wo es mir bis jetzt niemals um die bezeichnete Zeit an Muth und Inspiration gefehlt hat:

„Nämlich 1) zu ‚Menschliches, Allzumenschliches‘. Zweiter Band (enthaltend ‚Verm. M. u. Spr.‘ und den ‚Wanderer‘).

2) ‚Morgenröthe‘.

3) ‚Freßliche Wissenschaft‘.

„Ich denke, Sie wissen, lieber Herr Verleger, wie viel Muth und Inspiration gerade zu solchen ‚Vorreden‘ noth thut? und außerdem noch mehr ‚guter Wille‘ —“

Wir finden in seinen Manuskripten eine unbeschreibliche Fülle von Skizzen, zum Theil sehr persönlicher Art, die sämmtlich zur „Geburt der Tragödie“ und „Menschliches, Allzumenschliches“ zu gehören scheinen. Offenbar sollten die Vorreden im Allgemeinen die ziemlich verwunderliche Thatsache begreiflich machen, daß der Autor der „Geburt der Tragödie“ gleichfalls der von „Menschliches, Allzumenschliches“ ist, und die noch viel verwunderlichere, daß der Letztere auch den Zarathustra geschaffen hat. Ich bringe einige von diesen Skizzen und Betrachtungen über seine Schriften, die besser als meine Erklärungen die Entwicklungsgeschichte der Werke meines Bruders geben können:

„Zur Geburt der Tragödie.

„Ein Buch aus lauter Erlebnissen über ästhetische Lust- und Unlustzustände aufgebaut, mit einer Artisten-Metaphysik im Hintergrunde. Zugleich ein Romantiker-Bekennniß (der Leidendste verlangt am tiefsten nach Schönheit, — er erzeugt sie); endlich ein Jugend-Werk voller Jugend-Muth und Melancholie.

„Psychologische Grunderfahrungen: mit dem Namen ‚apolinisch‘ wird bezeichnet das entzückte Verharren vor einer erdichteten und exträumten Welt, vor der Welt des schönen Scheins als einer Erlösung vom Werden: mit dem Namen des Dionysos wird andererseits das Werden aktiv gefaßt, subjektiv nachgeföhlt, als wüthende Wollust des Schaffenden, der zugleich den Ingrim des Zerstörenden kennt. Antagonismus dieser beiden Erfahrungen und der ihnen zu Grunde liegenden Begierden: die erstere will die Erscheinung ewig, vor ihr wird der Mensch stille, wunschlos, meeresglatt, geheilt, einverstanden mit sich und allem Dasein; die zweite Begierde drängt zum Werden, zur Wollust des Werden-machens, d. h. des Schaffens und Vernichtens. Das Werden, von Innen her empfunden und ausgelegt, wäre das fortwährende Schaffen eines Unbefriedigten, Überreichen, Unendlich-Gespannten und Gedrängten, eines Gottes, der die Qual des Seins nur durch beständiges Verwandeln und Wechseln überwindet: — der Schein als seine zeit-

„Es ist noch mehr Schade, daß ich das grandiose griechische Problem, wie ich es faßte, mir durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb, — daß ich Hoffnungen anknüpfte, wo Alles auf ein Ende hinwies — nämlich an die ungrischste aller möglichen Kunstbewegungen, an die Wagner'sche, und vom ‚deutschen Wesen‘ zu fabeln begann, als ob es eben im Begriff sei, sich selbst zu entdecken (zur Zeit, wo Deutschland eben unter dem pomphaften Vorwande der Gründung eines nationalen Reichs seinen Übergang zur Demokratisirung machte). —

„Ich fieng an mit einer metaphysischen Hypothese über den Sinn der Musik: aber zu Grunde lag eine psychologische Erfahrung, welcher ich noch keine genügende historische Erklärung unterzuschreiben wußte. Die Übertragung der Musik in's Metaphysische war ein Akt der Verehrung und Dankbarkeit; im Grunde haben es alle religiösen Menschen bisher so mit ihrem Erlebniß gemacht. — Nun kam die Kehrseite: die unleugbar schädliche und zerstörerische Wirkung eben dieser verehrten Musik auf mich — und damit auch das Ende ihrer religiösen Verehrung. Damit giengen mir auch die Augen auf für das moderne Bedürfniß nach Musik (welches gleichzeitig in der Geschichte erscheint mit dem zunehmenden Bedürfniß nach Narcotics). Gar das ‚Kunstwerk der Zukunft‘ erschien mir als Raffinement des Aufregungs- und Betäubungs-Bedürfnisses, wobei alle Sinne zugleich ihre Rechnung finden wollen, eingerechnet der idealistische, religiöse, hypermoralische Widersinn, — als eine Gesamt-Excitation der ganzen nervösen Maschinerie. Das Wesen der Romantik gieng mir auf (— der Mangel an Fruchtbarkeit im Menschen ist da zeugend geworden). Zugleich die Schauspielerei der Mittel, die Unechtheit und Entlehntheit aller einzelnen Elemente, der Mangel an Probität der künstlerischen Bildung, die abgründliche Falschheit dieser modernsten Kunst: welche wesentlich Theaterkunst sein möchte. Die psychologische Unmöglichkeit dieser angeblichen Helden- und Götterseelen, welche zugleich nervös, brutal und raffinirt sind gleich den Modernsten unter den Pariser Malern und Lyrikern. Genug, ich stellte sie mit hinein in die moderne ‚Barbarei‘. — Damit ist über das Dionysische Nichts gesagt. In der Zeit der größten Fülle und Gesundheit erscheint die Tragödie, aber auch in der Zeit

der pessimistischen Zerstörung der Illusion: — in der Vernichtung auch des schönsten Scheins kommt das dionysische Glück auf seinen Gipfel. —

„Wie weit reicht die Kunst in's Innere der Welt? Und giebt es abseits vom ‚Künstler‘ noch künstlerische Gewalten?‘ Diese Frage war, wie man weiß, mein Ausgangspunkt: und ich sagte Ja zu der zweiten Frage; und zur ersten: ‚die Welt selbst ist nichts als Kunst‘. Der unbedingte Wille zum Wissen, zur Wahr- und Weisheit erschien mir in einer solchen Welt des Scheins als Frevler am metaphysischen Grundwillen, als Widernatur: und billigerweise wendet sich die Spitze der ‚Weisheit‘ gegen den Weisen. Das Widernatürliche der Weisheit offenbart sich in ihrer Kunstfeindlichkeit: erkennen wollen, wo der Schein eben die Erlösung ist, — welche Umkehrung, welcher Instinkt zum Nichts! —

„Wie verkleidet hatte ich das zum Vortrag gebracht, was ich als ‚dionysisch‘ empfand! Wie gelehrtenhaft und wiederum wie bei Weitem nicht gelehrt genug, um auch nur die Wirkung hervorzubringen, einigen Generationen von Philologen ein neues Feld der Arbeit zu eröffnen! Dieser Zugang zum Alterthum ist nämlich am besten verschüttet; und wer sich eingebildet hat, besonders über die Griechen weise zu sein, Goethe z. B. und Winckelmann, hat von dorthier nichts gerochen. Es scheint die griechische Welt ist hundertmal verborgener und fremder, als sich die zudringliche Art heutiger Gelehrter wünschen mag. Wenn hier je erkannt werden soll, so gewiß nur das Gleiche durch das Gleiche. Jene Erlebnisse neuer großer Thatfachen, wie ich sie erlebte, geben auch jenes neue große Auge, das Gleiche in der vergangenen Welt wiederzuerkennen. —

„Es ist Schade, daß ich damals noch nicht den Muth hatte, mir in jedem Betracht eine eigne Sprache zu machen für so eigne Anschauungen: und daß ich mit Schopenhauer'schen Formeln Dinge auszudrücken suchte, denen innerhalb der Schopenhauer'schen Seele kein Erlebniß entsprochen haben kann: man höre doch, wie Schopenhauer von der griechischen Tragödie redet — und wie fern und falsch einem Jünger des Dionysos solch ein verzagter moralischer Resignationismus erscheinen

gemalt, unter dem Titel: Richard Wagner in Bayreuth. Einige Jahre später sagte ich mir: ‚Teufel! es ist gar nicht ähnlich.‘ Noch ein paar Jahre später antwortete ich: ‚um so besser! um so besser!‘ — In gewissen Jahren des Lebens hat man ein Recht, Dinge und Menschen falsch zu sehn, — Vergrößerungsgläser, welche die Hoffnung uns giebt. —

„Es ist sehr gleichgültig, ob nun mein damaliges Bild des Künstlers oder des Philosophen, in Hinsicht auf das vielleicht zufällig mir dargebotene Subjekt (Richard Wagner) falsch ist: vielleicht, daß der Irrthum sogar in's Ungeheuerliche geht, — es liegt jetzt noch weniger daran, daß man wisse, was ich damals eigentlich von Richard Wagner wollte (obwohl der Leser meiner ‚Geburt der Tragödie‘ darüber nicht im Unklaren sein sollte), ja daß ich, durch ein Verlangen dieser Art, allerdings auf das Gründlichste bewiesen habe, wie sehr ich mich über ihn und sein Vermögen im Irrthum befand. Genug, daß mein Irrthum — eingerechnet den Glauben an eine gemeinsame und zusammengehörige Bestimmung — weder ihm noch mir zur Unehre gereicht, und, unter allen Umständen, uns Beiden damals, als zwei auf sehr verschiedene Weise Vereinsamten, keine kleine Erquickung und Wohlthat verschafft hat. —

„Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein und mit Liebe vielen Sachen in's Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen wissen nicht, was die Dinge werth sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich, man muß eine Gegenkraft haben: einen Flug in so weite hohe Fernen, daß man auch seine bestbewundernten Dinge tief, tief unter sich sieht, und sehr nahe dem, was man vielleicht verachtete. — Ich habe meine Probe gemacht, als ich mich nicht durch die große politische Bewegung Deutschlands, noch durch die künstlerische Wagner's, noch durch die philosophische Schopenhauer's von meiner Hauptsache habe abspänstig machen lassen: doch ward es mir schwer, und zeitweilig war ich krank daran. —

„Ich selber bin hundertmal radikaler, als Wagner oder Schopenhauer, deshalb bleiben es doch meine verehrtesten Lehrer: ob ich schon jetzt zu meiner Erholung und Erquickung ganz andre Musik nöthig habe, als die Wagner's, und beim Lesen

Schopenhauer's jetzt mich langweile oder verdrießlich werde. Des falschen und Oberflächlichen ist zuviel darin.

„Meine ‚Unzeitgemäßen‘ bedeuten für mich Versprechungen: was sie für Andere sind, weiß ich nicht. Glauben Sie, daß ich längst nicht mehr leben würde, wenn ich diesen Versprechungen nur um Einen Schritt breit ausgewichen wäre! Vielleicht kommt noch ein Mensch, der entdeckt, daß von ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ an ich Nichts gethan habe, als mein Versprechen erfüllen. Das freilich, was ich jetzt die Wahrheit nenne, ist etwas ganz Furchtbares und Abstoßendes: und ich habe viele Kunst nöthig, um schrittweise die Menschen zu einer völligen Umdrehung ihrer höchsten Werthschätzungen zu überreden. —

„In Aphorismen-Büchern gleich den meinigen stehen zwischen und hinter kurzen Aphorismen lauter verbotene lange Dinge und Gedanken-Ketten; und Manches darunter, das für Ödipus und seine Sphing fragwürdig genug sein mag. Abhandlungen schreibe ich nicht: die sind für Esel und Zeitschriften-Leser. Ebenfowenig Reden. Meine ‚unzeitgemäßen Betrachtungen‘ richtete ich als junger Mensch an junge Menschen, welchen ich von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen sprach, um sie in meine Labyrinth zu locken, — an deutsche Jünglinge: aber man überredet mich zu glauben, daß die deutschen Jünglinge ausgestorben seien. Wohl, so habe ich keinen Grund mehr, in jener früheren Manier ‚beredt‘ zu sein. Damals schämte ich mich noch nicht, ‚beredt‘ zu sein; heute — könnte ich es vielleicht nicht mehr. Wer Tags, Nachts und Jahrein Jahraus mit seiner Seele im vertraulichsten Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — es kann ein Labyrinth oder auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber wurde, wer wie ich sich allerhand Gedanken, Bedenken und Bedenkliches durch den Kopf über das Herz laufen ließ und läßt, das er nicht immer mittheilen würde, selbst wenn er Geister seiner Art und ausgelassene tapfere Kameraden um sich hätte: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigene Zwielficht-Farbe, einen Geruch ebenso sehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmittheilsames und Widerwilliges, welches jeden Neugierigen kalt anbläst: und eine Einsiedler-Philosophie, wenn sie selbst mit einer Löwenklau ge-

schrieben wäre, würde immer wie eine Philosophie der ‚Gänsefüßchen‘ aussehen. —

„Man bemerkt bei meinen früheren Schriften einen guten Willen zu unabgeschlossenen Horizonten, eine gewisse kluge Vorsicht vor Überzeugungen, ein Mißtrauen gegen die Bezauberungen und Gewissens-Überlistungen, welche jeder starke Glaube mit sich bringt; mag man darin zu einem Theile die Behutsamkeit des gebrannten Kindes, des betrogenen Idealisten sehen — wesentlichler scheint mir der epikureische Instinkt eines Räthsel-freundes, der sich den ängstlichen Charakter der Dinge nicht leichten Kaufs nehmen lassen will, am wesentlichsten endlich ein ästhetischer Widerwille gegen die großen tugendhaften unbedingten Worte, ein Geschmack, der sich gegen alle plumpen, viereckigen Gegensätze zur Wehr setzt, ein gut Theil Unsicherheit in den Dingen wünscht und die Gegensätze wegnimmt, als Freund der Zwischenfarben, Schatten, Nachmittagslichter und endlosen Meere. —

„Menschliches, Allzumenschliches: mit diesem Titel ist der Wille zu einer großen Loslösung angedeutet, der Versuch eines Einzelnen, sich von zerbrochenen Vorurtheilen, welche zu Gunsten des Menschen reden, loszumachen und alle Wege zu gehn, welche hoch genug führen, um, für einen Augenblick wenigstens, auf den Menschen hintab zu sehen. Nicht das Verächtliche am Menschen zu verachten, sondern bis in die letzten Gründe hinein zu fragen, ob nicht selbst noch im Höchsten und Besten und an Allem, worauf der bisherige Mensch stolz war, ob nicht an diesem Stolze selber und der harmlosen oberflächlichen Zuversichtlichkeit seiner Werthschätzungen etwas zu verachten bleibt: diese zeitweilige, nicht unbedenkliche Aufgabe war ein Mittel unter allen den Mitteln, zu denen eine große, eine umfängliche Aufgabe mich gezwungen hat. Will Jemand mit mir diese Wege gehn? Ich rathe Niemandem dazu. — Aber ihr wollt es? So gehn wir denn! —

„Wer die Begierden einer hohen und wählerischen Seele hat, dessen Gefahr wird zu allen Zeiten groß sein: heute aber ist sie außerordentlich. In ein lärmendes, pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder, falls er endlich dennoch zugreift, vor Ekel zu Grunde gehen. Einem solchen

Menschen müssen schon zur rechten Stunde ein paar Glücksfälle zu Hülfe kommen!

„Darum kann ich die drei Glücksfälle meines Lebens nicht genugsam preisen, die zur rechten Zeit noch ausglich, worin ich etwa durch eine ungesättigte, sehnsüchtige und vereinsamte Jugend zu Schaden gekommen war. Das Erste war, daß ich in jungen Jahren eine achtbare und gelehrte Beschäftigung fand, welche mir erlaubte, mich in der Nähe der Griechen heimisch zu machen, wenn man mir diesen unbescheidenen, aber verständlichen Ausdruck nachsehen will. Solchermaßen bei Seite gerückt und auf das Beste unterhalten, brachte ich nicht leicht über mich, über Etwas, das sich heute begiebt, heftig zu zürnen. Dazu kam, daß ich einem Philosophen ergeben war, der auf eine tapfere Art allem Gegenwärtigen und den ‚modernen Ideen‘ zu widersprechen wußte, ohne doch durch ein Übermaß von Verneinung die Ehrfurcht selber bei seinen Schülern zu entwurzeln. Endlich bin ich von Kindesbeinen an ein Liebhaber der Musik und auch jederzeit guten Musikern selber Freund gewesen: dies Alles zusammen ergab, daß ich wenig Grund hatte, mich um die heutigen Menschen zu kümmern: — denn die guten Musiker sind alle Einsiedler und außer der Zeit. —

„Es geschah spät, daß ich dahinter kam, was mir eigentlich noch ganz und gar fehle: nämlich die Gerechtigkeit. Was ist Gerechtigkeit? Und ist sie möglich? Und wenn sie nicht möglich sein sollte, wie wäre da das Leben auszuhalten? — solchermaßen fragte ich mich unablässig. Es beängstigte mich tief, überall, wo ich bei mir selber nachgrub, nur Leidenschaften, nur Winkel-Perspektiven, nur die Unbedenklichkeit Dessen, dem schon die Vorbedingungen zur Gerechtigkeit fehlen, zu finden: aber wo war die Besonnenheit? — nämlich Besonnenheit aus umfänglicher Einsicht. Was ich mir allein zugestand, das war der Muth und eine gewisse Härte, welche die Frucht langer Selbstbeherrschung ist: und in der That gehörte schon Muth und Härte dazu, sich so Vieles und noch dazu so spät einzugestehn.

„Dieses einleitende Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewußt hat und irgend eine Kunst verstehn muß, durch die auch spröde und widerspännstige Geister verführt werden, ist meinen näheren Freun-

den am unverständlichsten geblieben: — es war ihnen, als es erschien, ein Schrecken und ein Fragezeichen und legte eine bange Entfremdung zwischen sie und mich. In der That, der Zustand, aus dem es entsprang, hatte des Räthselhaften und Widersprechenden genug in sich: ich war damals sehr glücklich und sehr leidend, eines Sieges stolzbewußt, den ich eben über mich davon getragen hatte, — aber eines jener Siege, an denen man zu Grunde zu gehn pflegt. Eines Tages — es war im Sommer 1876 — kam mir eine plötzliche Verachtung und Einsicht in mich: unbarmherzig schritt ich über die schönen Wünschbarkeiten und Träume hinweg, wie sie bis dahin meine Jugend geliebt hatte, unbarmherzig gieng ich meines Weges weiter, eines Weges der ‚Erkenntniß um jeden Preis‘: und ich that dies mit einer Härte, mit einer Ungeduld der Neugierde und auch mit einem Übermuth, daß es mir auf Jahre hinaus die Gesundheit verdarb. —

„Was begab sich damals eigentlich mit mir? Ich verstand mich nicht, aber der Antrieb war wie ein Befehl. Es scheint, daß unsre ferne einstmalige Bestimmung über uns verfügt; lange Zeit erleben wir nur Räthsel. Die Auswahl der Ereignisse, das Zugreifen und plötzliche Begehren, das Wegstoßen des Unangenehmsten, oft des Verehrtesten: dergleichen erschreckt uns, wie als ob aus uns eine Willkür, etwas Launisches, Tolles, Vulkanisches hier und da herausspränge. Aber es ist nur die höhere Vernunft und Vorsicht unserer zukünftigen Aufgabe. Der lange Satz meines Lebens will vielleicht — so fragte ich mich unruhig — rückwärts gelesen werden? Vorwärts, daran ist kein Zweifel, las ich damals nur ‚Worte ohne Sinn‘. —

„Eine große, immer größere Loslösung, ein willkürliches In-die-Fremde-gehn, eine ‚Entfremdung‘, Erkältung, Ernüchterung — dies allein, nichts weiter war in jenen Jahren mein Verlangen. Ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und geliebtesten Dinge um und sah mir ihre Kehrseiten an, ich that das Entgegengesetzte mit Allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am feinsten geübt hat. Damals gieng ich um Manches, das mir bis dahin fremd geblieben war, mit einer schonenden, selbst liebevollen Neugierde herum, ich

lernte billiger unsere Zeit und alles ‚Moderne‘ empfinden. Es mag im Ganzen wohl auch eine Art des bösen Spiels gewesen sein; — ich war oft krank daran. Aber mein Entschluß blieb stehen; und selbst krank machte ich noch die beste Miene zu meinem ‚Spiele‘ und wehrte mich hoshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit oder Einsamkeit oder die Ermüdung der Wanderschaft Antheil haben könnten. ‚Vorwärts, sprach ich zu mir, morgen wirst Du gesund sein; heute genügt es, Dich gesund zu stellen.‘ Damals wurde ich über alles ‚Pessimistische‘ bei mir Herr; der Wille zur Gesundheit selbst, das Schauspielern der Gesundheit war mein Heilmittel. Was ich damals als ‚Gesundheit‘ empfand und wollte, drücken diese Sätze verständlich und verrätherisch genug aus: ‚eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein braucht und in ihren Äußerungen Nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trägt — jenen bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben‘; — und als der wünschenswertheste Zustand erschien mir ‚jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge‘. — In der That eine Art Vogel-Freiheit und Vogel-Umblick, etwas wie eine Neugierde und Verachtung zugleich, wie dergleichen ein Jeder kennt, der unbetheiligt ein ungeheures Vielerlei überfieht — das war endlich der erreichte neue Zustand, in dem ich es lange aushielt. ‚Ein freier Geist‘ — dies kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe; der Mensch ist zum Gegenstück Derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen; den freien Geist giengen lauter Dinge an, die ihn nicht mehr ‚bekümmern‘. —

„Das persönliche Ergebnis von Alledem war damals (M. Allzum. p. 47), wie ich es bezeichnete, die logische Welt-Verneinung: nämlich das Urtheil, daß die Welt, die uns überhaupt etwas angeht, falsch sei. Nicht die Welt als Ding an sich — diese ist leer, sinnleer und eines homerischen Gelächters würdig! — sondern die Welt als Irrthum ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schoße tragend: so decretirte ich damals —. Die ‚Überwindung der

Metaphysik', 'eine Sache der höchsten Anspannung menschlicher Besonnenheit', p. 38, galt mir als erreicht; und zugleich stellte ich die Forderung, für diese überwundenen Metaphysiken, insofern von ihnen 'die größte Förderung der Menschheit' gekommen sei, einen großen, dankbaren Sinn festzuhalten.

„Über im Hintergrunde stand der Wille zu einer viel weiteren Neugierde, ja zu einem ungeheuren Versuche: der Gedanke dämmerte in mir auf, ob sich nicht alle Werthe umkehren ließen, und immer kam die Frage wieder: was bedeuten überhaupt alle menschlichen Werthschätzungen? Was verrathen sie von den Bedingungen des Lebens, deines Lebens, weiterhin des menschlichen Lebens, zuletzt des Lebens überhaupt? —

„Ich war schon über die zwanziger Jahre hinaus, als ich dahinter kam, daß mir die Kenntniß des Menschen fehlte; und ist es auch wahrscheinlich, daß Jemand zum Menschenkennner werden könnte, der seinen Sinn weder auf Ehren, noch auf Geld, noch auf Ämter, noch auf Weiber gerichtet hat und die längsten Stücke jedes Tags mit sich allein verbringt? Hier gäbe es mancherlei Anlaß zu spotten: wenn es nicht wider den guten Geschmack gieng, in der Vorrede eines Buches dessen Urheber zu verspotten. Genug, ich fand Gründe und immer bessere Gründe, meinem Lobe wie meinem Tadel zu mißtrauen und über die richterliche Würde, die ich mir angemacht hatte, zu lachen; ja, ich verbot mir mit Beschämung endlich jedes Recht auf Ja und Nein; zugleich erwachte eine plötzliche und heftige Neugierde nach 'der unbekanntem Welt' in mir, — kurz, ich beschloß, in eine harte und lange neue Schule zu gehn und möglichst weit weg von meinem Winkel! Vielleicht, daß mir unterwegs wieder die Gerechtigkeit selber begegnen würde. —

„Also kamen für mich Jahre der Wanderschaft; dies waren Jahre der Genesung: vielfältige Jahre voll bunter, schmerzlich-zauberhafter Verwandlungen, Begebnisse, von denen die Gesunden, die Dierschrötigen des Geistes eben so wenig etwas begreifen und riechen dürften, als die Krankhaften, die Verurtheilten, die zum Tode und nicht zum Leben Vorherbestimmten. Damals hatte ich 'mich' noch nicht gefunden: aber ich war tapfer unterwegs nach 'mir' und prüfte tausend Dinge und

Menschen, an denen ich vorbeikam, ob sie nicht zu ‚mir‘ gehörten oder etwas mindestens von ‚mir‘ wüßten. —

„Allmählich aber gerieth ich in ein reineres, tieferes Erstaunen, — es wurde wärmer um mich, gelber gleichsam. Mir ward zu Muthe, als ob nach solchen fernblicken mir meine Augen, die Augen für meine ‚Nähe‘ erst aufgingen. Diese nahen und nächsten Dinge: welchen Flaum und Zauber hatten sie inzwischen bekommen! Wie dankbar ward ich meinen Abenteuern! und daß ich nicht, wie ein ängstlicher Eckensteher und Winkel-frosch, immer ‚zu Hause‘ geblieben war! Welche Überraschungen fand ich nun! Welche neuen Schauder! Welches Glück noch in der Müdigkeit! Welches Ausruhen in der Sonne! Und diese neue Stimme, die ich hörte, — diese Begegnungen, diese seltenen Zärtlichkeiten! Was habe ich nicht damals gehört! — Und freilich auch immer wieder die alte, harte Stimme, welche befahl: ‚fort von hier! Vorwärts, Wanderer! Der Mensch ist dir noch unentdeckt! Es sind noch viele Länder und Meere übrig, welche du sehen mußt: wer weiß, wem du noch begegnen wirst! Dir selber vielleicht!‘ — —

„Ich habe seltsame Dinge in Bezug auf Wirkung von meinen Büchern erlebt. Kürzlich traf der Brief eines alten reichen Holländers ein, welcher ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ als seinen treuesten Lebensgesellen betrachtet; die ‚Geburt der Tragödie‘ hat vielleicht im Leben Richard Wagner's den größten Glücks-Klang hervorgebracht, er war außer sich, und es giebt wunderschöne Dinge in der Götterdämmerung, welche er in diesem Zustande einer unerwarteten äußersten Hoffnung hervorgebracht hat. Ich möchte wissen, ob dies Buch von Jemandem verstanden ist; seine Hintergründe gehören zu meinem persönlichsten Eigenthum. Zarathustra hat die Werthschätzungen von ein paar Jahrtausenden gegen sich; ich glaube absolut nicht daran, daß Jemand heute im Stande ist, seinen Gesamt-Ton klingen zu hören: auch setzt sein Verstehen eine solche philologische und mehr als philologische Arbeit voraus, wie sie heute Niemand daran setzen wird aus Mangel an Zeit. —

„Ich habe manche nicht unbedenkliche Versuche gemacht, um mir Menschen heranzulocken, denen ich von so seltsamen Dingen reden könnte: alle meine Schriften waren bisher ausge-

worfene Netze: ich wünschte Menschen mit tiefen reichen und ausgelassenen Seelen mir dazu einzufangen. Aber an wen sich wenden? Meine längsten Versuche machte ich an jenem vielfachen und geheimnißvollen Menschen, dem vielleicht von den Menschen dieses Jahrhunderts die meisten guten und schlimmen Dinge über die Seele gelaufen sind, an Richard Wagner. Später gedachte ich die deutsche Jugend zu ‚verführen‘ — denn es ist mir gut bekannt, wie gefährlich es in den zwanziger Jahren in einem Deutschen zugeht. Noch später machte ich mir eine Sprache für verwegene Mannsköpfe und Mannsherzen zurecht, die irgendwo in einem Winkel der Erde auf meine wunderlichen Dinge warten mochten. Endlich — doch man wird es nicht glauben, zu welchem ‚endlich‘ ich gelangte. Genug, ich erdichtete ‚Also sprach Zarathustra‘. Soll ich es gestehen? Ich fand Keinen bisher, aber immer wieder irgend eine wunderliche Form jener ‚rasenden Dummheit‘, welche sich gern noch als Tugend anbeten lassen möchte: ich nenne sie am liebsten ‚die moralische Tartüfferie‘, ehre sie als Kaster unseres Jahrhunderts und bin bereit, ihr noch hundert Fluchworte beizugesellen. —“

„So wie ich über moralische Dinge denke, bin ich zu langem Stillschweigen verurtheilt gewesen. Meine Schriften enthalten diesen und jenen Wink; ich selber stand kühner dazu; schon in meinem 26. Jahre verfaßte ich für mich ein promemoria ‚über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‘. Ich bin sogar mit Menschen umgegangen, welche sich auf ihre Art mit Moral beschäftigten: sie werden mir bezeugen, daß ich nie auf meine Art mit ihnen von Moral gesprochen habe. Jetzt, wo ich einen freieren Überblick über diese Zeit habe und Vieles mir erlaube, was ich früher für unerlaubt gehalten hätte, sehe ich keine Gründe mehr, hinter dem Berge zu halten. ‚Daß die ‚Wahrheit‘ in diesen Dingen schädlich ist‘, um mich der Sprache der moralischen Hypokriten zu bedienen, und daß sie Viele zu Grunde richten kann, gebe ich zu: aber ‚schädlich sein‘ und ‚zu Grunde richten‘ gehört so gut zu den Aufgaben des Philosophen wie ‚nützlich sein‘ und ‚aufbauen‘. —

„Wenn ich an meine philosophische Genealogie denke, so fühle ich mich im Zusammenhang mit der antiteleologischen d. h. spinozistischen Bewegung unsrer Zeit, doch mit dem Unter-

schied, daß ich auch ‚den Zweck‘ und ‚den Willen‘ in uns für eine Täuschung halte; ebenso mit der mechanistischen Bewegung (Zurückführung aller moralischen und ästhetischen Fragen auf physiologische, aller physiologischen auf chemische, aller chemischen auf mechanische), doch mit dem Unterschied, daß ich nicht an ‚Materie‘ glaube und Boscovich für einen der großen Wendepunkte halte, wie Copernicus; daß ich alles Ausgehen von der Selbstbespiegelung des Geistes für unfruchtbar halte und ohne den Leitfaden des Leibes an keine gute Forschung glaube. Nicht eine Philosophie als Dogma, sondern als vorläufige Regulative der Forschung. —

Im Herbst 1886 gieng mein Bruder nach Rota an der Riviera di Levante, welchen Ort er ungemein lieb gewann, an dem er deshalb wahrscheinlich viel länger geblieben wäre, wenn ihn nicht unangenehme Gesellschaft weggetrieben hätte. Er macht in einem Brief vom 10. Okt. 1886 an Peter Gast eine reizende Schilderung der dortigen Gegend:

„Lieber Freund, ein Wort aus diesem wunderlichen Weltwinkel, wo ich Sie selbst lieber wüßte als in München. Denken Sie sich eine Insel des griechischen Archipelagos, mit Wald und Berg willkürlich überworfen, welche durch einen Zufall eines Tages an das Festland herangeschwommen ist und nicht wieder zurück kann. Es ist etwas Griechisches daran, ohne Zweifel; andrerseits etwas Piratenhaftes, Plötzliches, Verstecktes, Gefährliches; endlich an einer einsamen Wendung ein Stück tropischen Pinienwaldes, mit dem man aus Europa weg ist, etwas Brasilianisches, wie mir mein Tischgenosse sagt, der die Erde mehrmals umreist hat. Ich lag nie so viel herum, in wahrer Robinson-Insularität und Vergessenheit; mehrfach auch lasse ich große Feuer vor mir emporlodern. Die reine unruhige Flamme, mit ihrem weißgrauen Bauche, sich gegen den wolkenlosen Himmel aufrichten zu sehn — Heidekraut rings herum, und jene Oktober-Seligkeit, welche sich auf hundert Arten Gelb versteht — oh lieber Freund, ein solches Nachsommer-Glück wäre etwas für Sie, ebenso sehr und vielleicht noch mehr als für mich!“

Er hatte den Ort schon im Januar 1883 kennen gelernt, als er von Rapallo aus einen Spaziergang im dämmernden Morgen dahin unternahm, — „traurigen Herzens“, wie er mir sagte und im Glauben in's Land hinein eine Gebirgstour zu machen. Plötzlich aber „ganz ungeahnt“ lag das weite große Meer vor ihm. Im Zarathustra (S. 225) schildert er diese schwer-müthige Wanderung in der Morgen-Dämmerung.

„Also sprach Zarathustra im Steigen zu sich, mit harten Sprüchlein sein Herz tröstend: denn er war wund am Herzen wie noch niemals zuvor. Und als er auf die Höhe des Bergrückens kam, siehe, da lag das andere Meer vor ihm ausgebreitet: und er stand still und schwieg lange. Die Nacht aber war kalt in dieser Höhe und klar und hellgestirnt.“

Jeder, der diesen Spaziergang gemacht hat, wird sich erinnern, wie überraschend der plötzliche Anblick des Meeres wirkt, bis er begreift, daß das kleine Stück Gebirgsland, welches mit Porto fino, einem der bezauberndsten Punkte der Erde, endet, sich als ein Vorgebirge weit hinaus in das Meer schiebt und daß der ansteigende Weg von Rapallo bis Rota die Halbinsel durchschneidet.

In Rota sind mehrere der neuen Vorreden zu seinen Werken entstanden, besonders aber das fünfte Buch der „fröhlichen Wissenschaft“. Bei der Durchsicht seiner Werke hatte er gefunden, daß die „fröhliche Wissenschaft“ etwas mehr abgerundet werden müßte; er fügte deshalb noch den fünften Theil „Wir Furchtlosen“ hinzu. Wenn er nun auch versucht hat, den Ton aus der Zeit der Entstehung der „fröhlichen Wissenschaft“ in den Jahren 1881—82 wieder zu finden, so fühlt doch der aufmerksame Leser die ganze Entwicklung der Zwischenzeit deutlich heraus. Ich komme später noch einmal auf den Inhalt dieses fünften Theiles zurück. Bei dieser Umänderung verstärkte mein Bruder das Vorspiel: „Scherz, List und Rache“ am Anfang der „fröhlichen Wissenschaft“ durch eine Anzahl von Sprüchen, und dem Schluß fügte er noch eine Sammlung Gedichte hinzu, die er schon immer als zur „fröhlichen Wissenschaft“ gehörig betrachtet hatte. Er schreibt darüber:

„Die Lieder des Prinzen Vogelfrei, zum besten Theil in Sicilien gedichtet, erinnern ganz ausdrücklich an den pro-

vençalischen Begriff der ‚gaya scienza‘, an jene Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare Fruhkultur der Provençalen gegen alle zweideutigen Culturen abhebt; das allerletzte Gedicht zumal, ‚an den Mistral‘, ein ausgelassenes Tanzlied, in welchem — mit Verlaub! — über die Moral hinweggetanzt wird, ist ein vollkommener Provençalismus.“

Im Dezember 1886 gieng er wieder nach Nizza zurück, um den Winter dort zu bleiben, immer noch mit der Ausarbeitung seiner Vorreden beschäftigt, dabei aber recht unzufrieden mit der zögernden Art seines Verlegers Frihsch, der die ganze Umarbeitung der Werke sehr langsam vorwärts brachte. Im Januar 1887, wo er schon mit den Arbeiten zum „Willen zur Macht“ beschäftigt ist, scheint aber diese Umarbeitung von Seiten meines Bruders vollständig beendet zu sein, da er am 26. Januar 1887 bereits rückblickend auf die letzten Monate von Nizza aus mir schreibt. (Wir hatten längere Zeit von einander nichts gehört, da wegen der Cholera in Argentinien sich Paraguay von dort und somit von der ganzen Welt abgesperrt hatte.)

Meine liebe Schwester,

„Donnerstag Nachmittag, als ich im Spazierengehn gerade an das fremdherrliche Lama dachte und ihm einen Brief zu schreiben beschloß, trat ein unbekannter Herr zu mir und sagte „Madame Gazzola a des lettres pour Monsieur.“ Sofort gieng Monsieur zu Madame Gazzola — ah eine gazza ladra schlimmen Ungedenkens vom letzten Winter her — und siehe da, es gab einen Brief mit der unverkennbaren Handschrift eines süd-amerikanischen Lama’s. Allerschönsten Dank! Er kam sehr erwünscht, denn die Cholera-Nachrichten der Zeitungen hatten mich recht auf ein Lebenszeichen von Dir warten machen. Das beste aber an Deinem guten Briefe ist die in ihm über vier Jahre weg gespannte Hoffnung und Regenbogenbrucke eines Wiedersehens, und zwar hier in Nizza: — was, beiläufig gesagt, selbst auf verwöhnte Südamerikaner nicht ohne Anziehungskraft zu sein scheint, denn wir haben immer Gäste von dort, diesen Winter zum Beispiel die erste Militär-Personnage von Montevideo, eine Zeit lang auch den Präsidenten von Argentinien. Dies Mal gerade, wo Europa sich in einen Schneeberg und Eisbär verwandelt hat, verdient unser Streifen Riviera dreifache Sterne der

Auszeichnung: bisher noch kein Stäubchen Schnee; und wenn auch die ferneren Berge um Nizza herum sich weiß gepudert haben, so möchte dies mehr unter die Toilettenkünste dieser süd-ländischen Schönheit und Zauberin gehören als unter ihre Bös-artigkeiten (an denen sie übrigens reich ist, *comme beauté et comme femme*). Wie gut, daß ich nicht in München bin! Seydlitz meldete mir kürzlich von dort eine bis dahin noch gar nicht dagewesene Verdummung bei sich (man hat ihn zum Prä-sidenten des Wagner-Vereins gemacht —): sicherlich die Conse-quenz der ewigen betrübten eisigen feuchten Sonnenlosigkeit des deutschen Winters. Rothplezens sind allesammt nach Teneriffa entschlüpft; Herr Gast, nach einer langen resultatlosen Thier-quälerei daselbst, die mir große Besorgnisse gab, hat sich wieder in die Venediger Einstedelei davongemacht. Aus Rom meldet man (nämlich Malvida ebenso als General Simon) die große allgemeine Schmutzerei in den Gassen — man beneidet mich um das reinliche Nizza. Kurz, jenes philosophische Mürmel-thier, welches seine Sommer im Engadin verpfeift — — denn das Mürmelthier pfeift, es hat nichts Besseres von der Musik gelernt — macht dies Mal wieder seinen Winterschlaf in Nizza ab: und es ist Vernunft darin — *quod erat demon-strandum*. Übrigens sagt man mir, daß ich noch nie so gesund ausgesehn hätte als diesen Winter. Thatsächlich fehlt noch viel an der wirklichen Gesundheit; ich erinnere mich aber eines ganzen Nachmittags, wo ich mir gesund vorkam, und es ist kein Zweifel, daß ich jeden Winter seit 7 Jahren einen Hops in der Richtung hin gemacht habe, wo die vollkommne Gesundheit wohnt. Hoffen wir, daß ich sie bei einem längeren Leben schließ-lich doch noch erwische, sei es auch nur im Greisenalter, als wackeliger alter Weisheits-Greis. Was nämlich meine bisherige ‚Weisheit‘ betrifft, so habe ich sie satt. Inzwischen wurde meine ganze bisherige Litteratur mit Vorreden und neuen Man-schetten versehen: vielleicht daß sie dadurch anziehender für Andere geworden ist — für mich ist es damit aus. Wenn es Euch, meine verehrten Hinterwäldler, darnach gelüsten sollte, so wird einmal das Ganze meiner Litteratur, l'œuvre de Frédéric Nietzsche, wie man sich in Frankreich ausdrücken würde, seine Reise über den Ozean machen (in summa 4 starke Bände).

Aber wer weiß, wann endlich die sächsische Verleger- und Drucker-Bummelei mit dem *œuvre* fertig wird! Das Letzte, was zu Stande kam, ist die ‚Morgenröthe‘; die größte Veränderung aber begiebt sich mit der fröhlichen Wissenschaft, welche zuletzt in lauter Lieder und Liederlichkeit ausläuft, unter dem Titel ‚Lieder des Prinzen Vogelfrei‘. — Unbei, nämlich indem ich gezwungen war, meine ganze Büchermensch-Vergangenheit still für mich wiederzukäuen, habe ich constatirt

1) daß die lieben Deutschen es in fünfzehn Jahren noch nicht zu einer einzigen auch nur mittelmäßig gründlichen und ernsthaften Recension irgend eines meiner 12 Bücher gebracht haben;

2) daß ich selber dies Faktum erst jetzt bemerke, also wahrscheinlich innewendig nicht sehr um die Aufmerksamkeit der lieben Deutschen bemüht gewesen bin — kurz, daß ich's „verdient“ habe —;

3) daß ich keinen Menschen weiß, der von dem Hintergrunde dieser ganzen Litteratur, von meinem sehr merkwürdigen eigentlichen Schicksale, etwas ‚wüßte‘, oder es mir zu verstehen gegeben hätte, daß er etwas wüßte; ich bin folglich in der Ironie und Menschenverspottung ziemlich avancirt, jetzt bereits so weit, daß ich auf ‚verehrende Briefe‘, wie sie nicht ganz selten eintreffen, nicht mehr antworte, — ich rieche die Verwechslung immer fünfhundert Schritt weit.

„Genug. Aber ich sage dies, um auch meinerseits das Bedürfniß auszudrücken, einige Wochen nichts zu thun als zu lachen. Also: in vier Jahren, meine liebe Schwester, wird gelacht, dabei bleibt es, ich danke von ganzem Herzen für dies Versprechen.

„Inzwischen die treulichsten Wünsche für Eure muthigen Unternehmungen, die fortfahren, mich in Erstaunen zu setzen.

In Liebe f.“

Man sieht aus dem Ton des ganzen an mich gerichteten Briefs, daß ihn der Rückblick auf seine Werke besonders lebhaft und peinlich auf die völlige Verständnißlosigkeit seiner Kritiker aufmerksam gemacht hatte. Es erscheint heute vollkommen unbegreiflich, daß es damals offenbar Niemand gegeben hat, der auch nur von ferne geahnt hätte, welche ungeheure Bedeutung

die Werke meines Bruders haben würden. Aber es ist dies zugleich der beste Beweis, wie neu und fremd seine Ideen damals waren und daß er sich selbst erst hat die Menschen formen müssen, die seine Werke verstehen konnten. Es wird in der späteren Zeit eine Aufgabe des Nietzsche-Archivs sein, an der Hand des gesammelten Materials von Schriften und Kritiken über Nietzsche die Geschichte des allmählichen Verständnisses seiner Werke zu schreiben, und festzustellen, welchen Autoren es zu verdanken ist, daß sich langsam (sehr langsam) eine richtigere Auffassung seiner gesammten Gedankenwelt Bahn gebrochen hat. Mit innigem Dank nenne ich das erste bedeutende Buch: „Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker“ von Alois Riehl, das im Jahre 1897 erschien und den besten Einfluß ausübte. Es erschien an einer Stelle, die Muth erforderte und Aufsehen erregte, nämlich in der Fromman'schen Sammlung: „Klassiker der Philosophie“. Man hielt Nietzsche damals noch nicht für einen Philosophen, geschweige für einen Klassiker! Dieses allmähliche Verständniß zu schildern wird allerdings eine ungeheure Aufgabe sein, wenn man den incommensurablen Einfluß sieht, den Friedrich Nietzsche in der ganzen Welt auf allen Gebieten der Kunst, der Philosophie, Sociologie, Rechtspflege u. s. w. u. s. w. ausübt und die erdrückende Fülle von Artikeln und Büchern betrachtet, die über ihn geschrieben werden. Welche Mühe macht er meinem hochverehrten Freund Geheimrath Max Heinze, dem Fortsetzer und Herausgeber der Ueberweg'schen Geschichte der Philosophie, der dem Problem Friedrich Nietzsche, wie es sich in den verschiedenartigsten Vorstellungen zeigt, mit zarter Empfindung nachgeht! Welche Unmasse von Büchertiteln bringt jede neue Auflage dieser Philosophie-Geschichte und wird sie noch bringen müssen! Es vergeht kein Monat, ohne daß mir nicht zwei bis vier neue Bücher über Nietzsche in deutscher, englischer oder französischer Sprache zugesandt werden, ungerechnet die sehr bedeutsamen Artikel, die die Zeitschriften bringen. Jetzt, welche Überfülle von Interesse und Kritik, und damals tödtliches Schweigen oder hie und da einmal oberflächliches, boshaftes Geschwätz, das keine Ahnung von Verständniß zeigte! Ich habe es immer unsäglich bedauert, daß der ausgezeichnete Kritiker Karl Hillebrand, den mein Bruder „den letzten humanen Deutschen“ nannte, nicht bei voller Frische der Gesund-

heit die spätere Entwicklung des Autors der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, über welche er so vortreffliche Essays schrieb, miterlebt hat. Vielleicht würde er da verstanden haben, daß er mit seinen Prophezeiungen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in glänzendster Weise Recht bekommen hat.

Wenn aber in späterer Zeit das Archiv die Litteratur der Gegenwart auf den Einfluß Fr. Nietzsche's hin prüfen wird — wieviel Unredlichkeit wird da zu Tage kommen! Es giebt Autoren der Gegenwart, die alles Neue, was sie bringen und wodurch sie wirken, von ihm entlehnt haben. Zum Dank dafür schimpfen sie auf ihn, und jedenfalls verschweigen sie vollständig, woher sie ihre Gedanken bezogen haben. Ich hörte einmal eine ergötzliche Antwort auf die Expansionen eines begeisterten jungen Mannes, der sich ungefähr so äußerte: „Nietzsche ist ein Goldschacht, aus welchem wir Goldbarren über Goldbarren gewinnen.“ „Jawohl“, erwiderte der Andere, ein wirklich geistreicher und redlicher Schriftsteller, mit sarkastischem Lächeln „wir bestehlen ihn Alle.“ Aber mein Bruder ist reich genug, um sich von allen Seiten bestehlen zu lassen und doch nicht zu verarmen. —

Übrigens muß ich hier noch erwähnen, daß der Gedanke meines Bruders, Vorreden zu seinen Werken zu schreiben, um seine Ideen und Entwicklung den Lesern begreiflich zu machen, schon 1885 auftauchte und daß er bereits damals zu der gleichen Erwägung kam, daß noch Niemand bis dahin ein vernünftiges Wort über ihn geschrieben habe. Er schreibt am 16. August 1885 von Sils-Maria aus an Gast: „Ich gestehe, was ich mir jetzt sehr wünschte — daß einmal ein anderer Mensch eine Art Résumé meiner Denk-Ergebnisse machte und mich selber dabei in Vergleichung zu bisherigen Denkern brächte. Es verlangt mich, aus einem wahren Abgrunde unverdientester und sehr ausgedehnter Geringschätzung heraus, in welcher mein ganzes Thun und Trachten seit 1876 steht, nach einem ‚Wort der Weisheit‘ über mich.“

Aber in den spätern Jahren fügt er bedeutend schärfere Worte über seine Kritiker hinzu, wenn er auch dazwischen in dem Bewußtsein, den Andern so unendlich vorausgeeilt zu sein, mildere Töne anschlägt.

„Diesem mesquinen Zeitalter, mit dem ich mich nun einmal irgendwie abfinden muß, eine Probe davon zu geben, was Psychologie im großen Stile ist, hat eigentlich keinen Sinn; — wer käme mir auch nur mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegen, um begreifen zu können, wie man zum Wissen in solchen fremden und entscheidenden Dingen kommt?

„Und was muß Einer Alles in sich erlebt haben, um mit seinem 25. Jahre die Geburt der Tragödie zu concipiren?

„Ich habe mich nie beklagt über die unbeschreibliche innere Entbehrung, nie einen verwandten Laut zu hören, nie von gleichem Leiden und Willen . .

„Ich selbst kenne in keiner Litteratur Bücher, welche diesen Reichthum von seelischen Erfahrungen hätten, und das vom Größten bis zum Kleinsten und Raffinirtesten. Daß das außer mir im Grunde Niemand sonst weiß, hängt an der Thatsache, daß ich verurtheilt bin, in einer Zeit zu leben, wo das Rhinoceros blüht, und noch dazu unter einem Volke, welchem in psychologischen Dingen überhaupt noch jede Vorschulung fehlt. —

„Welche Verlegenheit macht meinen wohlwollendsten Lesern unter den Deutschen zum Beispiel mein ‚Jenseits von Gut und Böse! Der Schlüssel fehlt; sie sperren die Ohren auf und hören nichts; sie würden es nicht glauben, wenn man's ihnen sagte, daß es sich hier nicht um fünfhundert Einfälle handele, sondern um die lange Logik einer ganz bestimmten philosophischen Sensibilität. —

„Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen Alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (— meine Formel dafür ist ‚Umwerthung aller Werthe‘), ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausginge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus . . . Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnißvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab — durch eine immer wachsende, immer eifrigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre

lieben Deutschen! . . In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahr stehe und ungefähr 15 Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den ‚Zarathustra‘ —) auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: ‚egcentrisch‘, ‚pathologisch‘, ‚psychiatrisch‘. Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in Bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten, — aber wie kommt es, daß nie Jemand dagegen protestirt? daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und Jahre lang kein Labfal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe. —

„Es giebt Fälle, wo eine uns bezeugte Sympathie indignirt: z. B. unmittelbar nach einer außerordentlichen Handlung, die ihren Werth an sich hat. Aber man gratulirt uns, ‚daß wir mit ihr fertig sind‘ u. s. w. —

„Ich habe bei meinen Kritikern häufig den Eindruck einer Canaille gehabt: nicht, was man sagt, sondern daß ich es sage und inwiefern gerade ich dazu gekommen sein mag, dies zu sagen — das scheint ihr einziges Interesse, eine Journalisten-Judringlichkeit, gegen die man in praxi einen Fußtritt als Antwort hat. Man beurtheilt mich, um nichts mit meinem Werke zu thun zu haben: man erklärt dessen Genesis, — damit gilt es für abgethan. —

„Ich will nicht besorgt sein: der Schutz tiefer Bücher liegt jetzt darin, daß die Meisten keine Zeit haben, sie tief zu nehmen, gesetzt sie hätten selbst die Kraft dazu. —

„Welche Art Menschen mag sich beim Lesen meiner Schriften schlecht befinden? Von denen, wie billig, abgesehen, welche überhaupt ‚nicht verstehen‘ (wie die gebildeten Schweine und Großstadt-Gänse, oder die Pfarrer, oder die ‚deutschen Jünglinge‘, oder Alles, was Bier trinkt und nach Politik stinkt). Da sind zum Beispiel die Litteraten, welche mit dem Geiste Schacher treiben und von ihren Meinungen ‚leben‘ wollen, — sie haben nämlich entdeckt, daß etwas an einer Meinung (wenigstens an gewissen Meinungen) ist, das Geldes Werth hat, — gegen sie bläst aus meinen Schriften ein beständiger Hauch eisiger Ver-

achtung. Insgleichen beglücke ich schwerlich die ‚Litteratur-Weiberchen‘, wie sie zu sein pflegen, mit krankhaften Geschlechts-Werkzeugen und Tintenklegern an den Fingern; vielleicht weil ich zu hoch vom Weibe denke, als daß ich es zum Tintenfische herabbringen möchte? Insgleichen verstehe ich, warum alle geschwollenen Agitatoren mir gram sind: denn sie brauchen gerade die großen Worte und den Lärm tugendhafter Principien.

„An aller dieser Gegnerschaft ist mir wenig gelegen: aber es giebt eine andere, deren Wehe mir selbst weh thut: — das sind die aus dem Pöbel Sich-mühsam-Emporararbeitenden, die Menschen des sittlichen Durstes, der kämpfenden Spannung, die nach dem Vornehmen leidenschaftlich Verlangenden. Ihnen muß es scheinen, als ob aus meinen Schriften sie ein ironisches Auge anblicke, dem sich Nichts von ihrem kleinen Heldenthum entziehen läßt, — ein Auge, dem ihr ganzes kleines Elend, auch ihre Ermüdungen, und was von Eitelkeit allen Müden noth thut, ihr Ameisen-Klettern und Herabpurzeln beständig gegenwärtig ist. —

„Zuletzt kann Niemand aus den Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiß. Wofür man vom Erlebniße her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — daß es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach Nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo Nichts gehört wird, auch Nichts da ist. — Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung. Wer Etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich Etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen ‚Idealisten‘; wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, daß ich überhaupt in Betracht käme. —

„Ich gebe meine Argumentation in allen wesentlichen Schritten, Punkt für Punkt. Mit etwas Logik im Leibe und einer mir verwandten Energie, mit einem Muth zu dem, was man eigentlich weiß, . . . hätte man diese Argumentation auch schon meinen früheren Schriften entnehmen können. Man hat das Umgekehrte gethan und sich darüber beschwert, daß es den-

selben an Consequenz fehle: dieses Mischmasch-Gesindel von Heute wagt das Wort ‚Consequenz‘ in den Mund zu nehmen! —“

Die Schwierigkeit, um mit einer Kritik meinem Bruder Freude zu machen, lag darin, daß er nur die Besten als Beurtheiler haben wollte. Man würde sehr irren, wenn man annähme, daß ihm eine Kritik, selbst die wohlwollendste, angenehm gewesen wäre, wenn ihm der Kritiker zu jung und unerfahren, oder auch sonst ungeeignet erschien. Die Firma C. G. Naumann fragte einmal deswegen an, — man sieht aus der Antwort meines Bruders, wie er darüber dachte.

Ruta Figure (Italia), 4. Oktober 1886.

„Werthester Herr Verleger, in Erwiderung Ihres gefälligen Briefes will ich dies Mal nur meine Ungeneigtheit ausdrücken, auf den Wunsch des Herrn Conradi einzugehn. Solche vier- undzwanzigjährige Dichterlinge sind die letzten Leser, die ich mir wünsche; noch weniger möchte ich von ihnen gelobt und öffentlich ausposaunt sein. —“

Der Hauptirrthum aller Derer, die über ihn urtheilten oder ihm nachahmten, war, daß sie es nicht verstanden (wie es Viele auch heute noch nicht verstehen), daß alle diese Aphorismen auf dem Hintergrund einer vollständig in sich geschlossenen Gesamt-Anschauung ruhen, allerdings einer Gesamt-Anschauung von so ungeheurer Dimension, daß sie von den Allermeisten nicht zu überblicken ist. Seine ersten Nachahmer waren deshalb wirklich ergötzlich! Sie glaubten, man brauche sich nur hinzusetzen und niederzuschreiben, was einem gerade durch den Kopf ginge, und wunderten sich dann, daß ihre zusammengewürfelten Niederschriften einen jämmerlichen Eindruck machten. Daß der Aphorismus ein Werk der höchsten Kunst sein konnte, wie er es bei meinem Bruder ist, begriffen sie nicht. Mein Bruder empörte sich geradezu über diese thörichten Nachahmer. Er schreibt z. B. an Frä. von Meysenbug:

„Mein, meine verehrte Freundin, das lasse ich mir nicht gefallen, daß Sie mich mit dem schwachsinnigen und eiteln Burschen * * * verwechseln, einem Litteraten zehnten Ranges, dem ich einen Fußtritt gegeben habe, als ich merkte, welchen Mißbrauch er mit mir und meiner Litteratur zu treiben anfieng.

Halten Sie denn eine Seite von seinem süßlichen Gewäsch aus? für mich wäre dergleichen ein Brechmittel. Es versteht sich von selbst, daß sein Buch, von dem Sie schreiben, mir absolut unbekannt ist: — es darf Nichts von ihm mehr über meine Schwelle, so wenig als er selber. — Von seiner „Litteratur“ abgesehen, ist er anscheinend ein ziemlich gutmüthiger und braver, aber innerlich umsomehr corruptirter Mensch (wenn ich die Wahrheit darüber vor Ihnen ausdrücken darf); wenn solche mißrathne Creaturen gar noch sich den „Mantel der Weisheit“ umthun, so muß man sie behandeln wie die unverschämtesten Lügner und ihnen ein für alle Mal den Stuhl vor die Thür setzen. — Daß Sie nie Mensch von Mensch unterscheiden lernen, meine verehrte Freundin! — nun, das ist kein Grund, Ihnen böse zu sein: im Gegentheil! Ich glaube, man hat Sie immer gerade deshalb geliebt, durch Ihr ganzes an Liebe reiches Leben hindurch.

„Nein, Nichts für ungut! — Ihnen, ernsthaft und scherzhaft, immer in gleicher Liebe zugethan, f. A.“

Wie sehr seine Bücher, trotz der aphoristischen Form, der Ausdruck einer in sich geschlossenen Gesamtanschauung sind, beweist am besten die Entstehung seiner Schriften. Zuerst leuchtet immer der Hauptgedanke und der ganze Plan eines Werkes, der oft durch jahrelanges Nachdenken und vielerlei Studien vorbereitet ist, wie durch Inspiration in ihm auf. Das waren jene glücklichen Stunden, wo er mit kraftvollen Schritten, mit strahlendem Antlitz viele Stunden lang über die Berge wanderte und vor den Augen seines Geistes das Werk entstehen und sich bilden sah. Wer ihm auf solchen Wanderungen begegnet ist, kann den Eindruck dieser kraftvollen hohen Gestalt mit den leuchtenden Augen, die in weite Fernen zu schauen schienen, nicht vergessen. Auch manches komische Zeugniß ist mir darüber zu Ohren gekommen; eine alte Dame soll gesagt haben: „Wenn ich ihm so begegnete, da dachte ich immer, er wäre ein Bräutigam und dächte an seine Braut.“ Sehr unangenehm war es ihm, wenn ihn Jemand auf solchen Wanderungen anredete; Fr. von Salis

beschreibt es in ihren Erinnerungen an meinen Bruder: „Philosoph und Edelmann“ sehr hübsch aus dem Sommer 1886 oder 1887, wie er abwehrend und bittend die Hände gegen liebe Bekannte ausstreckte, ihn, der mit Gedanken beladen zurückeilte, unangesprochen vorüber zu lassen, damit es ihm möglich war, die im Notizbuch flüchtig mit Bleistift hingeschriebenen Hauptsätze zu Hause mit Tinte weiter auszuführen. Auch diese zweite Niederschrift ist noch gewissermaßen im Sprechstil gehalten, wird nochmals überarbeitet und dann ein drittes Mal sauber hingeschrieben, damit er den Gedanken klar lesen kann. Immer bleibt ihm aber dabei der Plan und das Ziel des Buches deutlich vor Augen, wenn sich auch die einzelnen Dispositionen verändern, weil er immer bemüht ist, diese neue Gedankenwelt so verständlich wie möglich auszudrücken.

Merkwürdiger Weise ist die Entstehung seiner Werke von Jugend an die gleiche: immer ist es die Wanderung in der Natur, die ihm den Plan und den Hauptgedanken einer neuen Schrift einflößt. Schon als Schüler und Student war es seine Gewohnheit, die ersten Gedankenreihen zu seinen deutschen, lateinischen und griechischen Arbeiten im Spazierengehen festzustellen. Während seines Aufenthaltes in Pforta beklagte er sich öfters, daß ihn der Stundenplan an solchen Wanderungen verhinderte. Aber in der Studentenzeit war es ihm möglich, selbst seine philologischen Arbeiten auf langen einsamen Wanderungen zu concipiren; danach begann erst das „Bücherwälzen“, wie er sich scherzend ausdrückte. Deshalb schreibt er auch zu allen Zeiten in den verschiedensten Formen, daß er nur den „ergangenen“ Gedanken traute, und schüttet die Schale seines Spottes über die Schriftgelehrten aus, die am Schreibtisch ihre Ideen und Bücher „erfitzen“.

In seinen Aufzeichnungen unterstreicht er gewissermaßen den plötzlichen Charakter der Inspiration, mit der ihm seine Hauptgedanken gekommen sind. „Man muß nicht Wissenschaftlichkeit affectiren, wo es noch nicht Zeit ist, wissenschaftlich zu sein; aber auch der wirkliche Forscher hat die Eitelkeit von sich zu thun, eine Art von Methode zu affectiren, welche im Grunde noch nicht an der Zeit ist. Ebenso Dinge und Gedanken, auf die er anders gekommen ist, nicht mit einem falschen Arrange-

ment von Deduction und Dialektik zu ‚fälschen‘. So fälscht Kant in seiner ‚Moral‘ seinen innwendigen psychologischen Hang; ein neuerliches Beispiel ist Herbert Spencer's Ethik. — Man soll die Thatsache, wie uns unsre Gedanken gekommen sind, nicht verhehlen und verderben. Die tiefften und unerschöpftesten Bücher werden wohl immer etwas von dem aphoristischen und plötzlichen Charakter von Pascal's Pensées haben. Die treibenden Kräfte und Werthschätzungen sind lange unter der Oberfläche; was hervorkommt, ist Wirkung.“ —

Wir hatten vorhin die Entstehung seiner Schriften bis zur dritten Stufe der Niederschrift verfolgt — den weiteren Verlauf schildert sehr anschaulich Dr. Fritz Koegel in der ersten Auflage des neunten Bandes:

„Nun schreitet Nietzsche von der Conception zum eigentlichen Gestalten, indem er aus den verschiedenen Ansätzen die endgültige, streng gebaute, scharf gegliederte Disposition bildet. Um die noch ungeordnete Gedankenmasse ihr einzugliedern, liest er mit dem Stift in der Hand alles bis dahin Geschriebene nochmals durch und bezeichnet durch Zahlen oder Buchstaben, in welche Theile des neu zu bauenden Ganzen die einzelnen Partien aufgehen sollen. Und nun erst beginnt, nach Beendigung der eigentlichen Gedanken-Arbeit, die im engeren Sinne schriftstellerische: er schreibt, indem er die Niederschrift der ersten Conception umbildend, weiterspinnend benutzt, seiner Disposition gemäß die erste Fassung des zusammenhängenden Textes.

„Hiermit ist die vierte und letzte Stufe der Niederschriften erreicht. Auch diese Vorstufen des endgültigen Textes haben noch manche Umwandlung zu erleiden, ehe aus ihnen das Druckmanuskript hervorgeht. Der formende Stilkünstler kann sich im Umformen, Feilen und Verfeinern kaum genug thun; er scheut keine Mühe der Meisterschaft und schreibt große Abschnitte, ja ganze Schriften nochmals ab, nur um dabei, mit dem empfindlichsten Ohre das Geschriebene hörend, die letzten, feinsten Stilfeilungen vorzunehmen. Nicht selten ist die Reinschrift die dritte, ja vierte Niederschrift des eigentlichen Buchs. Die von Nietzsche selbst geschriebnen Druckmanuskripte sind Muster an Klarheit und Sauberkeit der Schriftzüge und Zuverlässigkeit des Textes; Schreibfehler und Versehen sind selten, unvergleichlich

seltener als in den Fällen, wo das Druckmanuskript nach seinen Vorstufen durch fremde Hand copirt ist. Auch größere Correcturen finden sich nicht häufig, lange Partien verlaufen ohne einen verbessernden Strich. Und wenn er ausnahmsweise noch in der Reinschrift zu durchgreifenden Änderungen gezwungen ist, so sorgt er durch peinlich genaue Zeichen, daß der Klarheit und Leserlichkeit des Manuskripts nirgends Abbruch geschehe. Ein guter Correcturenleser war er ebensowenig, wie er als Philologe ein glücklicher Conjecturenjäger war: seinem müden Auge entgingen die Druckfehler, aber sein Ohr blieb scharf: bis in das imprimatur hinein förderte er durch Verbesserungen die Schönheit der Form und die Klarheit des Gedankens.

„Die obige Darstellung des Processes, wie Nießsche's Schriften entstanden, scheint auf die Aphorismenbücher der zweiten Periode nicht zu passen; und doch bleibt seine Arbeitsweise in ihren Grundzügen unverändert, so sehr auch die Form der Schriften in den mittleren Jahren von den vorhergehenden wie den folgenden abweicht. Die erste Stufe der Aufzeichnungen zu den Aphorismenbüchern entspricht haargenau der beschriebenen ersten Conceptionsstufe der Werke, die in zusammenhängender Gedankenentwicklung geschrieben sind: beide stellen sich dem flüchtigen Blick als ein wirrer Haufe kürzerer und längerer Einzelgedanken dar. Wären die Vorarbeiten der ersten Conception zusammenhängender Schriften mit einiger stilistischer Abrundung in der Fassung gedruckt, wie sie in den Handschriften vorliegen, so würden sie sich in der äußern Form von Büchern wie die ‚Morgenröthe‘ gar nicht unterscheiden. Daß Nießsche aber in der Zeit vom ‚Menschlichen‘ bis zur ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ seine Gedanken in der Form drucken mußte, die sie in einer der früheren Niederschriften bei ihm stets tragen, und ähnlich bei jedem Denker tragen müssen, — das war zunächst nichts als ein harter äußerer Zwang.

„Aus solcher Noth eine Tugend zu machen, dadurch daß er alle künstlerischen Feinheiten entwickelte, deren der Aphorismus in seinen verschiedenen Formen, von der gedankenschweren wortkargen Sentenz bis zum lyrisch überströmenden Stimmungserguß und dem in einige Seiten zusammengedrängten Essay, fähig ist, — das lag ganz im Geiste Nießsche's, der solche

Lebensweisheit in bitterer Noth hatte lernen müssen, und der zu stolz war, einem brutalen äußern Druck sich nur widerwillig passiv zu beugen: er überwand sich zum ‚amor fati‘ und hat sich noch aus jedem Zwange, ihn überwindend, eine neue Kraft und Freiheit geschmiedet. Vielleicht wären gewisse Eigenschaften seines Stils, die meisterliche Freiheit, die innere Beweglichkeit, die fähig ist, den zartesten Regungen der Empfindung und des Gedankens sich anzuschmiegen, nie zu solcher Wolkenhöhe getrieben, wenn nicht die Noth ihn gezwungen hätte, sich Flügel zu schmieden: und so verdanken wir ihr vielleicht die Unvergleichbarkeit, Einzigkeit und Vollendung seines Stils.

„Daß er aber im untersten Grunde nie aufgehört hat, den Aphorismus, so sehr der Künstler ihn zu einer ‚Form der Ewigkeit‘ umschuf, als einen Nothbehelf für den Denker anzusehn, beweist die Thatsache, daß er, sobald, Anfang der achtziger Jahre, sein Leiden sich milderte, zur litterarischen Form seiner ersten Zeit zurückkehrt. Er dichtet den Weltbau des ‚Zarathustra‘, den komische Wortklauber und Brillenträger für aphoristisch halten, weil er in Spruchform geschrieben ist; er verfaßte das ‚Jenseits‘, dessen einzelne Bücher die zusammenhängende Gedankenentwicklung fast ganz erreichen, — gab in der ‚Genealogie der Moral‘ das Muster einer streng entwickelnden Abhandlung und würde nach den ‚Seitensprüngen‘ des übrigen scharfsinnig disponirten ‚Fall Wagner‘ und der ‚Gökendämmerung‘, in seinem großen theoretisch-philosophischen Hauptwerke, dem ‚Willen zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe‘, von der alle diese Schriften nur Seitensprünge und Erholungen waren, einen großen streng gegliederten Bau aufgethürmt haben.“ —

Sehr merkwürdig ist es, daß man beim Überschauen der zwanzig Jahre seiner geistigen Produktivität die Entdeckung macht, daß diese schöpferische Kraft während dieser Zeit von 1868 bis zum Schluß des Jahres 1888 sich fast immer gleich geblieben ist. Man blicke auf den Winter 1868—69 zurück, auf die überraschende Fülle philologischer Arbeiten, die in den Vorträgen (in dem von ihm und Rohde gegründeten philologischen Studenten-Verein) nur unvollständig zum Ausdruck kommt. Dazu beginnt im Januar 1869, als er durch Ritschl von seiner möglichen Berufung nach Basel hört, bereits die heimliche Vor-

bereitung für sein Lehramt als Universitäts-Professor. Sodann arbeitet er an dem Index der 25 Bände des Rheinischen Museums und schließlich schreibt er noch eine längere eigene Lebensbeschreibung, von welcher die Basler Behörde nur einen kürzeren Auszug erhalten hat. Mitte April 1869 tritt er bereits seine Professur an und hält am 28. Mai seine Antrittsrede über Homer. Geheimrath Ritschl hat es nicht nur mündlich wiederholt bewundernd ausgedrückt, sondern sogar an die Basler Universitäts-Behörde geschrieben: „Nietzsche kann Alles, was er will.“ Diese überquellende schöpferische Kraft blieb ihm zu allen Zeiten treu — er war sich ihrer oft mit einem glücklichen Übermuth bewußt, wie man aus seinen Briefen ersieht. Und weil er selbst so verschwenderisch mit Gaben des Geistes ausgestattet ist, so sieht er auch in der ganzen Natur Überfülle und Verschwendung. Der Kampf um's Dasein erschien ihm als eine ärmliche Anschauungsweise. „Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesamt-Aspekt des Lebens ist nicht die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichtum, die Üppigkeit, selbst die absurde Verschwendung.“

Nun war es natürlich, daß während der Jahre 1869—79 sein Lehr-Amt, das noch dazu ein Doppelamt war, ihm viel Zeit wegnahm, außerdem aber die Folgen jener schweren Erkrankung, die er sich 1870 im Krieg geholt hatte, seine Leistungsfähigkeit zeitweise sehr verminderten. So mußte in der That während dieser zehn Basler Jahre die schöpferische Kraft etwas zurückgedrängt werden, worüber er sich auch oft den Freunden gegenüber beklagt. Später schreibt er darüber, daß es „ein vollkommen sinnloser Mißbrauch außerordentlicher Kräfte“ gewesen sei und in einer privaten Aufzeichnung finden wir die ausführlichere Schilderung:

„Will man eine Probe davon, wie ich mich selber damals empfand, — entartet beinahe zum Gelehrten, ein Bücherwurm mehr, der die antiken Metriker mit Akribie und schlechten Augen durchkroch, in ein Handwerk verbohrt, welches mir die Zeit selbst nahm, um auch nur an einen Ersatz von Kraft zu denken? Ich gebe jenes herbe Stück Psychologie des Gelehrten, welche Einem in der genannten Schrift (III. Unzeitgemäße) plötzlich wie aus einer unsäglichen Erfahrung heraus, in's Gesicht springt“ (Bd. I, S. 455—61).“

Der Unterschied der Produktion zwischen dieser Zeit und den folgenden neun Wanderjahren ist augenblicklich noch in den 15 Bänden der ersten und zweiten Abtheilung der Gesamtausgabe, die ungefähr 420 Druckbogen umfassen, recht auffällig. Davon kommen nämlich 158 Bogen auf die Zeit von 1869 bis 1879, und 260 Bogen auf die Jahre 1879–88. Aber dieses Verhältniß wird sich verschieben, wenn erst die philologischen Schriften, die sämmtlich aus den ersten zehn Jahren seiner Produktionskraft stammen, erschienen sein werden. Dann kommen vielleicht noch mehrere Bände als Ertrag der Basler Zeit hinzu, so daß äußerlich fast ein Gleichgewicht hergestellt sein wird. — Natürlich soll damit nicht der Inhalt der Bände verglichen werden.

Aber diese 18 oder 19 Bände, trotzdem sie ein so außerordentliches Resultat von kaum 20 Arbeitsjahren sind, geben doch noch keine richtige Vorstellung von der fast beispiellosen Arbeitskraft, über die mein Bruder verfügte, denn allen diesen Werken und selbst den, in den Nachlaßbänden veröffentlichten Schriften und Entwürfen giengen noch die mannigfachsten Vorstufen, vor allem aber das Studium der dazu gehörigen Materialien und Bücher in einem bisher ungeahnten Umfang voraus, und schließlich hat er seine Druckmanuskripte sogar zum größten Theil selbst geschrieben. Wenn also seine armen Augen oft übermüdet wurden und wenn diese Ermüdung, sowie die leidenschaftliche Bewegung seiner Seele, die mit allen jenen Produktionen verbunden war, zuletzt auf seine Kopfnerven zurückwirkte und zu einem Schlaganfall führte, so wird sich wohl Niemand darüber verwundern. Es bedarf gewiß nicht aller jener thörichten und verleumderischen Insinuationen, um zu begreifen, daß unter einer solchen Arbeitsleistung, die mit so tiefen Erschütterungen verbunden war, selbst die kräftigste Natur zusammenbrechen mußte.

Gewiß, beim Anblick seiner Werke erscheint Alles wie das köstlichste Spiel; leicht, kühn, stolz, übermüthig schreitet sein Stil daher — aber wie sagt doch ein großer Künstler? „Ein Kunstwerk ist nur dann vollkommen und vollendet, wenn man ihm Mühe und Arbeit nicht mehr ansieht.“ Ich brauche über die Vollkommenheit seines einzigartigen Stiles nichts hinzuzufügen. Wenn irgend etwas von ihm anerkannt worden ist, und

zwar schon zu sehr früher Zeit, so ist es gerade der Stil seiner Schriften, und doch fehlt noch eine wirkliche Untersuchung darüber und die Erkenntniß, daß eigentlich der Stil jeder Schrift, je nach dem Ziel, das das Buch verfolgt, ein anderer ist. Er schreibt deshalb über Spitteler als Kritiker:

„Es fehlt nicht an Übereilungen, es verräth sich, daß er diese Bücher zum ersten Mal gelesen hat (— ich könnte vielleicht beweisen, daß er ganze große Partien gar nicht gelesen hat). Auch glaubt er an Etwas, woran ich nicht glaube, an einen alleinseigmachenden Stil: mir umgekehrt scheint die Absicht einer Schrift erst das Gesetz ihres Stils zu bestimmen. Ich verlange, daß man fähig ist, wenn diese Absicht sich ändert, sich auch das gesammte Procedurensystem seines Stils neu zu organisiren: das habe ich z. B. im ‚Jenseits‘ gethan, dessen Stil meinem früheren Stile nicht mehr ähnlich sieht; das habe ich nochmals in der letzten Streitschrift gethan, wo ein allegro feroce und der Leidenschaft an Stelle der raffinirten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung des ‚Jenseits‘ getreten ist. Ich bin viel mehr Artist, als Herr Spitteler es glauben machen möchte.“

Und im „Ecce homo“ schreibt er noch einmal auf seine gesammten Schriften zurückblickend:

„Ich sage zugleich noch ein allgemeines Wort über meine Kunst des Stils. Einen Zustand, eine innere Spannung von Pathos durch Zeichen, eingerechnet das Tempo dieser Zeichen, mitzutheilen — das ist der Sinn jedes Stils; und in Anbetracht, daß die Vielheit innerer Zustände bei mir außerordentlich ist, giebt es bei mir auch viele Möglichkeiten des Stils, — die vielfachste Kunst des Stils überhaupt, über die je ein Mensch verfügt hat. Gut ist jeder Stil, der einen inneren Zustand wirklich mittheilt, der sich über die Zeichen, über das Tempo der Zeichen, über die Gebärden — alle Gesetze der Periode sind Kunst der Gebärde — nicht vergreift. Mein Instinkt ist hier wohl unfehlbar. — Guter Stil an sich — eine reine Thorheit, bloßer ‚Idealismus‘: etwa wie das ‚Schöne an sich‘, wie das ‚Gute an sich‘, wie das ‚Ding an sich‘! — Immer noch vorausgesetzt, daß es Ohren giebt, — daß es Solche giebt, die eines gleichen Pathos fähig und würdig sind, daß Die nicht

fehlen, denen man sich mittheilen darf. — Mein Zarathustra zum Beispiel sucht einstweilen noch nach Solchen, — ach! er wird noch lange zu suchen haben! — Man muß dessen werth sein, ihn zu hören. — Und bis dahin wird es Niemanden geben, der die Kunst, die hier verschwendet ist, begreift: es hat nie Jemand mehr von neuen, von unerhörten, von wirklich erst dazu geschaffenen Kunstmitteln zu verschwenden gehabt. Daß dergleichen gerade in deutscher Sprache möglich war, blieb zu beweisen: ich selbst hätte es vorher am härtesten abgeleugnet.“

XXXII. Capitel.

Der Wille zur Macht.

Motto: „Wir Philosophen haben kein Recht darauf, irgend worin einzeln zu sein: wir dürfen weder einzeln irren, noch einzeln die Wahrheit treffen. Vielmehr mit der Nothwendigkeit, mit der ein Baum seine Früchte trägt, wachsen aus uns unsre Gedanken, unsre Werthe, unsre Ja's und Nein's und Wenn's und Ob's — verwandt und bezüglich allesammt unter einander und Zeugnisse Eines Willens, Einer Gesundheit, Eines Erdreichs, Einer Sonne.“
(Band VII S. 289.)

Schon im Frühjahr 1883, als ich mit meinem Bruder in Rom war, sagte er, daß, wenn einmal der Zarathustra fertig wäre, er sein theoretisch-philosophisches Hauptprosawerk schreiben wollte; und als ich im Herbst 1884 in Zürich auf dieses Gespräch zurückkam und ihn danach fragte, lächelte er geheimnißvoll und deutete an, daß der Aufenthalt im Engadin in dieser Beziehung sehr fruchtbar gewesen sei. Wir wissen schon aus dem 27. Capitel, wie bedeutungsvoll dieser Sommer gerade für dieses Hauptprosawerk gewesen ist. Indessen man darf durchaus nicht annehmen, daß die Grundgedanken dieses Werkes erst damals entstanden wären, nein, sie sind bereits sämmtlich in poetischer Form im Zarathustra enthalten, was sich besonders darin zeigt, daß Pläne und Gedankengänge von Ende 1882, also aus der Zeit dicht vor der Entstehung des ersten Theiles des Zarathustra, die größte Ähnlichkeit mit dem gedanklichen Inhalt des „Willens zur Macht“ haben, wie die folgenden Beispiele zeigen.

„Das, was kommt. Das eigentliche Streben in's Nichts. Kriege über das Princip von Besser-Nichtsein als Sein.

a) Erste Consequenz der Moral: das Leben ist zu verneinen. Letzte Consequenz: die Moral selber ist zu verneinen.

b) Also: fällt die erste Consequenz dahin.

Befreiung der Selbstsucht.

Befreiung des Bösen.

Befreiung des Individuums.

Die neuen Guten: „ich will!“, die alten Guten: „ich soll“.

Befreiung der Kunst als Abweisung der unbedingten Erkenntniß. Lob der Lüge.

Rückgewinnung der Religion.

c) Durch alle diese Befreiungen wächst der Reiz des Lebens.

Seine innerste Verneinung, die moralische, ist beseitigt. Damit Anfang vom Untergange. Die Nothwendigkeit der Barbarei. —

„Die Moral der Auserwählten oder die freie Moral. Wir als die Erhalter des Lebens.

„Unvermeidlich entstehend die Verachtung und der Haß gegen das Leben. Buddhismus. Die europäische Thatkraft wird zum Massen-Selbstmord treiben. Dazu: meine Theorie der Wiederkunft als furchtbarste Beschwerung.

„Wenn wir, die Freunde des Lebens, uns nicht selber erhalten — uns selber durch eine Organisation — geht Alles zu Ende.“ —

Aber es versteht sich von selbst, daß die Welt neuer Gedanken im Zarathustra nicht erschöpft werden konnte und nach einer theoretisch-philosophischen prosaischen Darstellung verlangte, dabei aber von Jahr zu Jahr wuchs und deutlicher wurde. Wir begegnen deshalb in den Plänen des Sommers 84 immer den gleichen Problemen wie im Zarathustra und wie später im „Willen zur Macht“. Alle Niederschriften von dieser Zeit an sind Erklärungen und Darstellungen jener Hauptgedanken, sodaß man wohl vom „Willen zur Macht“ dasselbe sagen kann, was mein Bruder an Jacob Burckhardt von „Jenseits von Gut und Böse“ schreibt: „daß es dieselben Dinge sagt, wie der Zarathustra, aber anders, sehr anders“.

Wir sehen ihn also während und nach der Vollendung des Zarathustra immer mit jenem Hauptprosawerk beschäftigt, das seine Gesamtanschauungen zur Darstellung bringen sollte. Alle veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften und Niederschriften aus den Jahren 85—88, mit Ausnahme des Zarathustra, sind

Theile jenes großen Werkes, das uns leider ein grausames Schicksal nur als Stückwerk gegönnt hat.

Daß sich der Autor mehrere Jahre Zeit lassen wollte (er spricht von sechs und auch von zehn Jahren), ehe er an die endgültige Ausarbeitung dieses ungeheuren Werkes dachte, und zunächst nur die köstlichen Bausteine zusammentrug und die umfassendsten Studien dazu machte, ist nur zu begreiflich. Im Übrigen sahen wir aus den Plänen des Sommers 84, daß er damals noch nicht entschlossen war, welchem seiner Hauptgedanken: ob der ewigen Wiederkunft oder der Umwerthung aller bisherigen höchsten Werthe, ob der Rangordnung bis zu ihrem Gipfel, dem Übermenschen, oder dem Willen zur Macht, als Princip des Lebens, Wachsens und Herr-sein-wollens, er den Vorrang lassen wollte, in den Mittelpunkt dieses Werkes gestellt zu werden. Die Erkenntniß aber, daß das ungeheuer complicirte Gewebe des Willens zum Leben am besten im Willen zur Macht zusammenzufassen sei, scheint ihm in jener Zeit von Jahr zu Jahr immer deutlicher geworden zu sein.

Hier ist wohl die Stelle, wo wir fragen dürfen, wann wohl dem Philosophen zuerst dieser Gedanke des Willens zur Macht als verkörperter Lebenswille erschienen sein mag? Solche Fragen sind außerordentlich schwer zu beantworten, da wir bei meinem Bruder den Keim zu seinen Hauptgedanken immer in sehr entfernter Zeit zu suchen haben. Wie bei einem gesunden, kraftvollen Baum dauerte es viele Jahre, ehe seine Gedanken ihre endgültige Gestalt gewannen und hervortraten, mit Ausnahme eines einzigen: der ewigen Wiederkunft, der ihm im Sommer 1881 zuerst auftauchte und kaum ein Jahr später zur Darstellung kam. Vielleicht ist es mir gestattet, hier eine Erinnerung zu bringen, die einen Fingerzeig zur ersten Entstehung des Gedankens vom Willen zur Macht geben könnte. Ich habe schon früher von jenen wehmüthigen und doch so wundervollen Spaziergängen in der Umgebung Naumburgs im Herbst 1885 gesprochen. So giengen mein Bruder und ich auch einmal über die Höhen hinauf zu den ehemaligen Schießständen der Jäger; der Weg dahin bietet herrliche weite Ausichten, und gerade an diesem Tage — es gieng schon gegen Abend — war es besonders schön: der Himmel hatte eine gelbröthliche Färbung mit tiefschwarzen Wolken,

was eine merkwürdige Farben-Stimmung in der Natur hervorrief. Mein Bruder bemerkte plötzlich, wie sehr ihn diese Wolkenbildung an einen Abend jener Zeit (1870) erinnerte, da er als Krankenpfleger auf dem Kriegsschauplatz gewesen war (die neutrale Schweiz gestattete ihrem Universitätsprofessor nicht als Soldat mitzuziehen). Nach seiner Ausbildung als Pfleger in Erlangen wurde er von dem dortigen Comité als Vertrauensperson und Führer einer Sanitätskolonne nach dem Kriegsschauplatz geschickt. Es wurden ihm größere Summen anvertraut und eine Fülle persönlicher Aufträge mitgegeben, sodaß er von Lazareth zu Lazareth, von Ambulanz zu Ambulanz, über Schlachtfelder hinweg seinen Weg suchen mußte, sich nur unterbrechend, um Verwundeten und Sterbenden Hilfe zu leisten und ihre letzten Grüße in Empfang zu nehmen. Was das mitsühlende Herz meines Bruders in jener Zeit gelitten hat, ist nicht zu beschreiben; noch monatelang hörte er das Stöhnen und den klagenden Jammerschrei der armen Verwundeten. Es war ihm in den ersten Jahren fast unmöglich, darüber zu sprechen, und als sich Rohde einmal in meiner Gegenwart darüber beklagte, daß er wenig von des Freundes Erlebnissen als Krankenpfleger gehört habe, brach mein Bruder mit dem schmerzlichsten Ausdruck in jene Worte aus: „Davon kann man nicht sprechen, das ist unmöglich, man muß diese Erinnerungen zu verbannen suchen!“ Auch an jenem Herbstabend, von welchem ich soeben sprach, erzählte er nur, wie er einmal Abends nach solchen entsetzlichen Wanderungen „das Herz von Mitleid fast gebrochen“ in eine kleine Stadt gekommen sei, durch welche eine Heerstraße führte. Als er um eine Steinmauer biegt und einige Schritte vorwärts geht, hört er plötzlich ein Brausen und Donnern, und ein wundervolles Reiterregiment, prachtvoll als Ausdruck des Muthes und Übermuthes eines Volkes, flog wie eine leuchtende Wetterwolke an ihm vorüber. Der Lärm und Donner wird stärker, und es folgt seine geliebte Feldartillerie im schnellsten Tempo — ach, wie es ihn schmerzt, sich nicht auf ein Pferd werfen zu können, sondern thatenlos an dieser Mauer stehen bleiben zu müssen! Zuletzt kam das Fußvolk im Lauffschritt: die Augen blitzten, der gleichmäßige Tritt klang wie wuchtige Hammerschläge auf den harten Boden. Und als dieser ganze Zug an ihm vorüberstürmte,

der Schlacht, vielleicht dem Tode entgegen, so wundervoll in seiner Lebenskraft, in seinem Kampfesmuth, so vollständig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder untergehen will — „da fühlte ich wohl, meine Schwester“, fügte mein Bruder hinzu, „daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem elenden Ringen um's Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Übermacht!“ „Aber“, fuhr er nach einer Weile fort, während er in den glühenden Abendhimmel hinausschaute, „ich fühlte auch, wie gut es ist, daß Wotan den Feldherren ein hartes Herz in den Busen legt, wie könnten sie sonst die ungeheure Verantwortung tragen, Tausende in den Tod zu schicken, um ihr Volk und damit sich selbst zur Herrschaft zu bringen.“ — Viele, unendlich Viele haben damals Ähnliches erlebt, aber die Augen des Philosophen sehen anders, als andere Leute, und finden neue Erkenntnisse in Erlebnissen, die Andere zu entgegengesetzten Resultaten führen. Wenn mein Bruder später an diese Vorgänge zurückdachte, wie anders und vielgestaltig mag ihm da das von Schopenhauer so gepriesene Gefühl des Mitleids erschienen sein, im Vergleich mit jenem wundervollen Anblick des Lebens-, Kampfes- und Machtwillens. Hier sah er einen Zustand, bei welchem der Mensch seine stärksten Triebe, sein gutes Gewissen und seine Ideale als identisch fühlt, und er sah diesen Zustand nicht bloß in den Ausführenden jenes Machtwillens, sondern vor Allem auch in dem Zustande des Feldherrn selbst. Damals mag ihm das Problem zuerst aufgestiegen sein, daß der große Mensch das Recht hat, Menschen zu opfern, wie es dem Feldherrn zugestanden wird und wie es den größten geistigen Führern der Menschheit zugestanden werden sollte, um ihre höchsten Ziele zu erreichen.

Wie ergreifend erscheint der Gedanke des Willens zur Macht zuerst in der poetischen Form des Zarathustra; beim Lesen des Capitels „Von der Selbstüberwindung“ steigt mir immer eine leise Erinnerung an die eben geschilderten Erlebnisse empor, besonders bei den nachfolgenden Worten:

„Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein.“

„Daß dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herr sein will: dieser Lußt allein mag es nicht entzathen.

„Und wie das Kleinere sich dem Größeren hingiebt, daß es Lußt und Macht am Kleinsten habe: also giebt sich auch das Größte noch hin und setzt um der Macht willen — das Leben dran.

„Das ist die Hingebung des Größten, daß es Wagniß ist und Gefahr, und um den Tod ein Würfelspielen.“ —

Im Jahre 1885, nach der Vollendung des vierten Theiles des Zarathustra, scheint er bereits, den Aufzeichnungen nach, entschlossen gewesen zu sein, den Willen zur Macht als Lebensprincip zum Mittelpunkt seines theoretisch-philosophischen Hauptwerkes zu machen. Wir finden den Titel: „Der Wille zur Macht, eine Auslegung alles Geschehens“. Im Winter 85/86 wollte er aber zunächst eine kleine Schrift darüber zusammenstellen, zu der wir eine ganze Reihe Aufzeichnungen haben. Er nennt sie: „Der Wille zur Macht. Versuch einer neuen Weltauslegung.“ Es ist so begreiflich, daß er vor der ungeheuren Aufgabe schauderte, den Willen zur Macht in der Natur, Leben, Gesellschaft, als Wille zur Wahrheit, Religion, Kunst, Moral, bis in alle Consequenzen hinein darzustellen. Ach, wie oft wird er sich verzweifelt gesagt haben: „ein Einzelner! ach nur ein Einzelner! und dieser große Wald und Urwald!“ So versucht er immer wieder, um sich die Aufgabe etwas leichter und übersichtlicher zu machen, das große Werk in kleinere, weniger umfangreiche Schriften zu zerlegen. Er plant z. B. im Frühjahr 1886 zehn neue Schriften zu verfassen und vielleicht als neue „Unzeitgemäße Betrachtungen“ zu veröffentlichen.

„1) Der Wille zur Macht. Versuch einer neuen Weltauslegung.

2) Zur Geschichte der modernen Verdüsterung.

3) Musik.

4) Die Künstler. Hintergedanken eines Psychologen.

5) Erfahrungen eines Schriftgelehrten.

6) Wir Gottlosen.

7) Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

- 8) Gedanken über die alten Griechen.
- 9) Gai saber, Lieder des Prinzen Vogelfrei.
- 10) Mittag und Ewigkeit."

Er schreibt in einem geplanten Vorwort: „Jene vier ersten Unzeitgemäßen Betrachtungen, denen ich nunmehr, nach zehn Jahren, eine fünfte, sechste und siebente anhängte, waren Versuche, von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen so zu reden, daß ich nicht mein Eigenstes dabei unterstrich, sondern das, was ich mit manchem Sohne unsrer Zeit gemeinsam habe, — Versuche, die Art Menschen an mich heranzulocken, welche zu mir gehören, also Angelhaken, ausgeworfen nach „Meines-Gleichen“. Damals war ich jung genug, um mit ungeduldigen Hoffnungen auf einen solchen Fischfang zu gehn; heute — nach hundert Jahren, wenn ich die Zeit nach meinem Maße messen darf! — bin ich immer noch nicht alt genug, um jede Hoffnung, jede Geduld verloren zu haben.

„Was ich damals geschrieben — und weniger geschrieben als gemalt habe, noch dazu hitzig und, wie mich heute dünkt, in einem nicht unbedenklichen und verwegenen *Alfresco*: das würde darum noch nicht wahrer werden, daß ich es nunmehr, wo vielleicht Hand und Auge etwas hinzugelernt haben, noch einmal zarter, bunter und strenger darstellte. Jedes Lebensalter versteht die „Wahrheit“ auf seine eigne Weise; und wer mit jungen brausenden Sinnen und großen Ansprüchen vor jene Gemälde tritt, wird an ihnen so viel Wahrheit finden, als er zu sehen im Stande ist.“

Er schrieb das in jener Zeit, wo das Manuskript von „Jenseits von Gut und Böse“, das er April 1886 in *Nizza* beendet hatte, „mit einem Fädchen umwunden bei Seite gelegt war“, aus welcher wir noch eine ganze Reihe Aufzeichnungen finden, die offenbar zu neuen Unzeitgemäßen Betrachtungen: „Die Musik“, „Die Künstler, Hintergedanken eines Psychologen“ gehören sollten. Im XIV. Band der Gesamt-Ausgabe sind diese Aufzeichnungen gedruckt. Bei der schon früher geschilderten Reise von *Nizza* nach *Venedig*, und von da acht Tage später nach *Naumburg* und *Leipzig*, scheint er noch sehr ernstlich dem Gedanken einer Ausführung neuer unzeitgemäßer Be-

trachtungen nachgegangen zu haben. Aber während seines Aufenthaltes in Leipzig, Mai-Juni 1886, während er mit dem Verleger wegen der Drucklegung des „Jenseits“ verhandelte, kam er doch zu dem festen Entschluß, außer dem „Jenseits“, das eben eine Vorbereitung auf das große Werk sein sollte, die nächsten Jahre ganz allein der Ausarbeitung und Drucklegung des „Willens zur Macht“ zu widmen. Ich darf vielleicht mit Recht die Vermuthung aussprechen, daß dieser Aufenthalt Mai-Juni 1886 in Leipzig ihm die letzte Hoffnung geraubt hat, daß es ihm möglich sein würde, Mitarbeiter und Genossen zu diesem großen Werke zu finden. Diese Hoffnung auf mitarbeitende Freunde, die bei der Schwäche seiner Augen doppelt verführerisch war, und welche immer wieder auftauchte, trotz der großen Enttäuschungen, war von Jugend an der entzückende Traum seiner Seele gewesen — ein Traum, der sich niemals erfüllen sollte. Er schreibt:

„Die Probleme, vor welche ich gestellt bin, scheinen mir von so radikaler Wichtigkeit, daß ich mich beinahe jedes Jahr ein paar Mal zu der Einbildung verstieg, daß die geistigen Menschen, denen ich diese Probleme sichtbar machte, darüber ihre eigene Arbeit bei Seite legen müßten, um sich einstweilen ganz meinen Angelegenheiten zu widmen. Das, was dann jedes Mal statt dessen geschah, war in so komischer und unheimlicher Weise das Gegentheil dessen, was ich erwartet hatte, daß ich alter Menschenkenner mich meiner selber zu schämen lernte und ich immer von Neuem wieder in der Anfänger-Lehre umzulernen hatte, daß die Menschen ihre Gewohnheiten hunderttausend Mal wichtiger nehmen, als selbst — ihren Vortheil . . .“

Der Aufenthalt in Leipzig mit den schmerzlichen Enttäuschungen, die das Wiedersehen mit Erwin Rohde und auch noch mit andern Jugendbekannten brachte, nahm ihm diese Hoffnung für immer. Alle tüchtigen Leute, ehemalige Freunde und Bekannte, waren mit ihren eignen Arbeiten beschäftigt; selbst Peter Gast, der einzige helfende Freund, legte doch, nach meines Bruders eigenem Wunsch, den Hauptaccent seines Lebens und seiner Thätigkeit auf seine Musik. Andere Mitarbeiter, als die allertüchtigsten, konnte er nicht gebrauchen. Die schmerzliche Gewißheit, daß er niemals einen sich ihm

ganz hingebenden, verstehenden Freund, dem er sich rückhaltslos mittheilen könnte, niemals einen Genossen für seine schwierigsten Arbeiten finden würde, daß er Alles, Alles allein thun und in absoluter Einsamkeit seinen schweren Weg gehen mußte, hat ihn in Leipzig tief getroffen — wie tief, das zeigt der im 30. Capitel abgedruckte, an mich gerichtete Brief vom 9. Juli 1886.

Während der Correcturen des Jenseits, die er von Sils-Maria aus besorgte, benutzte er jede freie Stunde, den bereits vorhandenen Stoff zu dem in vier Bänden geplanten Hauptwerk zu sichten. Er stellte auch das erste Register von 52 Nummern zusammen und bezeichnete ungefähr 140—150 Stellen in seinen Manuscripten mit großen rothen Zahlen, die zu diesen 52 Nummern gehören. Vor Allem aber stellte er den ganzen Plan des ungeheuren Werkes zusammen, mit einem Gedankengange, der das ganze Werk umfaßt und im Wesentlichen mit kleinen Verschiebungen beibehalten worden ist. Der Plan lautet folgendermaßen:

„Der Wille zur Macht.

Versuch
einer Umwerthung aller Werthe.

In vier Büchern.

Erstes Buch: Die Gefahr der Gefahren (Darstellung des Nihilismus als der nothwendigen Consequenz der bisherigen Werthschätzungen). Ungeheure Gewalten sind entfesselt: aber sich widersprechend; die entfesselten Kräfte sich gegenseitig vernichtend. Im demokratischen Gemeinwesen, wo Jedermann Spezialist ist, fehlt das Wozu? für Wen? der Stand, in dem alle die tausendfältige Verkümmernng aller Einzelnen (zu Funktionen) Sinn bekommt.

Zweites Buch: Kritik der Werthe (der Logik u. s. w.). Überall die Disharmonie aufzuzeigen zwischen dem Ideal und seinen einzelnen Bedingungen (z. B. Redlichkeit bei Christen, welche fortwährend zur Lüge gezwungen sind).

Drittes Buch: Das Problem des Gesetzgebers (darin die Geschichte der Einsamkeit). Die entfesselten Kräfte neu zu binden, daß sie sich nicht gegenseitig vernichten; Augen aufmachen für die wirkliche Vermehrung an Kraft!

Viertes Buch: Der Hammer. Wie müssen Menschen beschaffen sein, die umgekehrt werthschätzen? — Menschen, die alle Eigenschaften der modernen Seele haben, aber stark genug sind, sie in lauter Gesundheit umzuwandeln; ihre Mittel zu ihrer Aufgabe.

Sils-Maria, Sommer 1886.

Am 2. September 86 schreibt er mir, nachdem er sich recht befriedigt über den Zustand seiner Gesundheit ausgesprochen hat: „für die nächsten vier Jahre ist die Ausarbeitung meines vierbändigen Hauptwerkes angekündigt, der Titel ist schon zum fürchten-machen: ‚Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe.‘ Dafür habe ich Alles nöthig, Gesundheit, Einsamkeit, gute Laune, — und vielleicht auch eine Frau.“ Und an Freiherrn von Seydlitz schreibt er über seinen Plan: „Wahrscheinlich mache ich eine Wallfahrt nach Corte auf Corsica, woselbst Napoleon zwar nicht geboren, aber — was vielleicht sehr viel mehr werth ist, concipirt worden ist. Es handelt sich jetzt auch bei mir um eine conceptio: Du wirst es aus dem Umschlage meines letzt erschienenen Werks errathen, welches ich Dir zugesandt habe.“

Es wäre ganz falsch, wenn man nun annehmen wollte, daß der Autor des „Willens zur Macht“ in diesem Werke sein System hätte geben wollen. Wir wissen, wie sehr er allen Systemen mißtraute, und wie es ihm als ein trauriges Zeichen für einen Philosophen galt, wenn er seine Gedanken zu einem System erstarren läßt. „Ein Systematiker ist ein Philosoph“, ruft er aus „der seinem Geist nicht länger mehr zugestehen will, daß er lebt, daß er wie ein Baum mächtig in die Breite und unerfättlich um sich greift, der schlechterdings keine Ruhe kennt, bis er aus ihm etwas Lebloses, etwas Hölzernes, eine viereckige Dummheit, ein „System“ herausgeschnitzt hat!“

Gewiß wollte er seine Philosophie, seine Weltanschauung in diesem großen Werke darstellen, aber sicherlich nicht als Dogma, sondern als vorläufige Regulative der Forschung. —

Aus dem vorigen Capitel sahen wir, daß er mitten in seiner Arbeit durch den Rückblick auf seine früheren Werke und durch deren neue Herausgabe unterbrochen wurde. Aber wie sehr er trotzdem mitten in der Gedankenwelt des „Willens zur Macht“ ist, beweisen alle Vorreden, die er von August bis Ende des Jahres 86 zu seinen früheren Werken schrieb, und ebenso das fünfte Buch der „fröhlichen Wissenschaft“: „Wir furchtlosen“, das durchaus den Gedankengängen des „Willens zur Macht“ angehört. Unbekümmert darum, sich den Inhalt des Hauptwerks zu schmälern, nimmt dieser Verschwender an Geist die herrlichsten Aphorismen aus dem vorhandenen Material und fügt sie einem alten bereits erschienenen Buche an. Wenn ich im späteren Leben gesehen habe, wie ängstlich die Leute ihre zwei, drei Ideen hüten und festhalten, um sie in ihrem Hauptbuch zu serviren, da mußte ich immer mit stillem Lachen an meinen Bruder denken, der verschwenderisch wie die Natur seine Gedanken hinwarf, bewußt, daß ihm jede neue Sonne, jeder schöpferische Tag tausendfältigen Ersatz brachte.

Im Januar 1887 waren die Vorreden und das fünfte Buch der fröhlichen Wissenschaft druckfertig abgeschickt, er kehrte wieder zurück zur Arbeit an seinem Hauptwerke. Dieser Winter in Nizza im Jahre 86/87 gestaltete sich im Allgemeinen in Bezug auf die Gesellschaft in seinem Hôtel angenehmer als sonst. Vorzüglich scheint er sich gern mit einer Frau v. P. unterhalten zu haben, mit der er auch manchen Ausflug unternahm. Von einem solchen Ausflug nach San Remo schreibt er in recht wehmüthiger Stimmung, da er für Kaiser Friedrich, der dort als Kranker weilte, eine große Vorliebe hatte. Immer sah er ihn noch wie in jener Kriegszeit, schön wie ein Kriegsgott, inmitten seiner Generäle, und nun diese traurige Veränderung!

Der Februar 1887 brachte jenes furchtbare Erdbeben an der Riviera, das er mit einer merkwürdigen Ruhe und Geistesgegenwart durchlebte. Er schreibt darüber an Gast am 24. Februar 1887: „Lieber Freund, vielleicht sind Sie durch die Nachrichten über unser Erdbeben beunruhigt: hier ein Wort, das Ihnen wenigstens sagen soll, wie es bei mir steht. Die Stadt ist voll zerrütteter Nervensysteme, die Panik in den Hôtels kaum glaublich. Diese Nacht, gegen 2—3 Uhr, habe ich eine Rundtour gemacht und

einige mir befreundete Personen besucht, die im freien, auf Bänken oder in Droschken, der Gefahr vorzubeugen glaubten. Mir selbst geht es gut; noch keinen Augenblick Schrecken — und sogar sehr viel Ironie!”

Am 7. März schreibt er: „Ich bleibe hier bis zum 3. April, hoffentlich ohne noch weitere Bekanntschaft mit dem Erdbeben zu machen; jener Dr. Falb nämlich warnt vor dem 9. März, wo er eine Recrudescenz der Erscheinungen für unsere Gegend erwartet, insgleichen vor dem 22. und 23. März. Bisher bin ich kaltblütig genug dabei geblieben und habe mitten unter tollgewordenen Tausenden mit dem Gefühl der Ironie und der kalten Neugierde gelebt. Aber man kann nicht für sich gut sagen: vielleicht bin ich in wenigen Tagen unvernünftiger als irgend Jemand. Das Plötzliche, das imprévu hat seine Reize...“

Nizza verödete vollständig nach diesem Ereigniß, mein Bruder ließ sich aber nicht abhalten seine bestimmte Zeit dort zu bleiben, auch nach der Wiederholung eines Erdstoßes. Anfang April gieng er nach Badia bei Canobbio am Lago maggiore, wo ihn wieder die Ungeduld ergriff, so mißverstanden zu werden, und der Zweifel, ob er allein mit seinem Riesenwerk fertig werden könnte. Er schreibt mir am 20. April 1887 von dort aus: „Ich weiß mir jetzt gar nicht mehr zu rathen und zu helfen und sehe mit Trübsal dem zu, was werden soll. Das Beste ist, daß ich wieder die alten Knochen schwinge und fleißig herumlaufe (täglich 4 bis 6 Stunden), aber seit langer Zeit habe ich keinen „guten Tag“ mehr gehabt, gut, das heißt einen Tag, wo ich mich frisch, stark, fröhlich und voller Geist und Unternehmungslust fühle. Dabei ist doch Vieles fertig gemacht worden, trotz dem Widerstande der Gesundheit, und es giebt gute Gründe mit dem ganzen Jahre zufrieden zu sein. In Hinsicht aber auf Das, was ich nunmehr auf mir habe, bin ich jetzt voller Sorgen: das kann man nur mit der allertüchtigsten Frische der Gesundheit leisten.“

Wir sehen also, daß er im Frühjahr 1887 beabsichtigt, mit allen Kräften des Leibes und der Seele an die Vollendung seines Hauptwerkes zu gehen. Hatte er doch unter all den Aufregungen, die das Erdbeben in Nizza hervorrief, ungestört sein großes Hauptwerk im Geiste zusammen zu fassen gesucht und zwar unter dem nachfolgenden Plan:

„Der Wille zur Macht.
Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

Erstes Buch.

Der europäische Nihilismus.

Zweites Buch.

Kritik der höchsten Werthe.

Drittes Buch.

Prinzip einer neuen Werthsetzung.

Viertes Buch.

Zucht und Züchtung.

Entworfen den 17. März 1887, Uizza.“

Von Badia gieng er nach Zürich, hauptsächlich der dortigen Bibliothek wegen; aber der Aufenthalt dort scheint nicht so fruchtbar gewesen zu sein, wie er gehofft hatte, denn die Correkturen des fünften Buches der „fröhlichen Wissenschaft“ und nachträgliche Einfügungen nahmen ihm viel Zeit weg. Es folgte von Mitte Mai bis 10. Juni ein Aufenthalt in Chur, der ziemlich ertragreich gewesen zu sein scheint. Eigentlich war er dort nur gezwungener Weise geblieben, nämlich weil er vom Engadin die Nachricht bekam, daß es dort noch sehr winterlich sei und der Paß neuen Schnee bekommen habe. Auf der Fahrt von Chur nach Sils-Maria unterbricht er auf der Lenzer Haide seine Fahrt und schreibt dort die Einleitung zum „Willen zur Macht“. Nach kurzer Zeit aber, als er im Engadin war, legt er die Arbeit daran wieder bei Seite. Verschiedene Briefe, die er über „Jenseits von Gut und Böse“ erhalten hatte, ließen es ihm als nothwendig erscheinen, sich ausführlicher über die Herkunft der jetzt herrschenden Moral auszusprechen. Wiederum greift er in das Gedanken-Material, ohne jede Rücksicht auf sein Hauptwerk, um drei Abhandlungen zu schreiben, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was er je geschrieben hat. Der größte Theil der „Genealogie der Moral“ ist in kaum 20 Tagen entstanden und zu dem ausgesprochenen Zweck verfaßt, das Verständniß des „Jenseits“ anzubahnen und zu erweitern, weshalb der Schrift auch die Bemerkung vorangestellt wurde: „Jenseits von Gut und Böse zur Ergänzung und Verdeutlichung beigegeben.“ Am Schluß der Genealogie wird wiederum der „Wille zur Macht“,

diesmal im Text, angekündigt. Der Autor sagt im VII. Bande der Gesamtausgabe, Seite 480, daß er für die Darstellung des europäischen Nihilismus auf ein Werk „der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe“ verweise, das er vorbereite.

Die Niederschrift des Schlußtheiles der Genealogie und die Correkturen nahmen natürlich wieder fast die ganze Arbeitszeit des Sommers 87 in Anspruch. An Peter Gast, der die Correkturen las, schreibt er nach den zwei ersten Abhandlungen als Antwort auf dessen begeisterten Brief: „In der Hauptsache steht es gut: der Ton dieser Abhandlungen wird Ihnen verrathen, daß ich mehr zu sagen habe, als in denselben steht.“ Die „Genealogie der Moral“ ist im November 1887 im Druck erschienen. Er schreibt am 14. November von Nizza aus an Jacob Burckhardt:

„Verehrtester lieber Herr Professor, auch diesen Herbst bitte ich wieder um die Erlaubniß, Ihnen etwas von mir vorlegen zu dürfen, moralhistorische Studien unter dem Titel Zur Genealogie der Moral: auch dies Mal wieder, wie alle Male, nicht ohne eine gewisse Unruhe. Denn — ich weiß es nur zu gut — alle Schüsseln, welche von mir aufgetischt werden, enthalten so viel Hartes und Schwerverdauliches, daß zu ihnen sich noch Gäste einladen und verehrte Gäste wie Sie es sind! eigentlich eher ein Mißbrauch freundschaftlich-gastfreundschaftlicher Beziehungen ist. Man sollte mit solcher Unzuderderei hübsch bei sich bleiben und nur die eignen Zähne in Gefahr bringen. Gerade in diesem neuesten Falle handelt es sich um psychologische Probleme härtester Art: sodaß es fast mehr Muth bedarf, sie zu stellen als irgend welche Antworten auf sie zu riskiren. Wollen Sie mir noch einmal Gehör schenken? . . . Jedenfalls bin ich diese Abhandlungen Ihnen schuldig, weil sie im engsten Bezuge zu dem letztübersandten Buche („Jenseits von Gut und Böse“) stehen. Es ist möglich, daß ein paar Hauptvoraussetzungen jenes schlecht zugänglichen Buchs hier deutlicher herausgekommen sind; — wenigstens gieng meine Absicht dahin. Denn alle Welt hat mir über jenes Buch das Gleiche gesagt: „daß man nicht begreife, um was es sich handele, daß es so etwas sei wie „höherer Blödsinn“: zwei Leser ausgenommen, Sie selbst, hochverehrter

Herr Professor, und andererseits einer Ihrer dankbarsten Verehrer in Frankreich, Mr. Taine. Verzeihung, wenn ich mir mitunter zum Troste sage: „ich habe bis jetzt nur zwei Leser, aber solche Leser!“ — Das sehr innerliche und schmerzhaft-verwickelte Leben, das ich bisher gelebt habe (und an dem meine im Grunde stark angelegte Natur Schiffbruch gelitten hat) hat nachgerade eine Vereinsamung mit sich gebracht, gegen die es kein Heilmittel mehr giebt. Mein liebster Trost ist immer noch der, der Wenigen zu gedenken, die es unter ähnlichen Bedingungen ausgehalten haben, ohne zu zerbrechen, und sich eine gütige und hohe Seele zu bewahren gewußt haben. Es kann Niemand Ihrer dankbarer gedenken, hochverehrter Mann! als ich es thue.

Treulich und unveränderlich Ihr ergebenster Nietzsche.“

Zwischen den Correkturen der „Genealogie“ im Herbst 1887 war natürlich mit vollem Eifer die Hauptarbeit wieder aufgenommen worden. Allerdings empfand er sehr stark, daß er ein ungeheures Material dazu nöthig hatte, und daß die Bibliothek, die er mit sich herumsührte oder im Engadin deponirt hatte bei Weitem nicht seinen Ansprüchen genügen konnte. Anfang September 87 war er deshalb fast entschlossen anstatt nach Venedig nach Deutschland zu gehen, obgleich dieser Plan einem großen inneren Widerstreben begegnete. Er schreibt am 15. September an Peter Gast über die Gründe für und wider diese Reise: „Ich schwankte, aufrichtig, zwischen Venedig und — Leipzig: letzteres zu gelehrten Zwecken, denn ich habe in Hinsicht auf das nunmehr zu absolvirende Hauptpensum meines Lebens noch viel zu lernen, zu fragen, zu lesen. Daraus würde aber kein „Herbst“, sondern ein ganzer Winter in Deutschland: und, Alles erwogen, rath mir meine Gesundheit für dies Jahr dringend noch von diesem gefährlichen Experiment ab. Somit läuft es auf Venedig und Nizza hinaus: — und auch von Innen her geurtheilt, brauche ich jetzt die tiefe Isolation mit mir zunächst noch dringlicher als das Hinzulernen und Nachfragen in Bezug auf fünftausend einzelne Probleme.“

Es blieb also bei Venedig, wo er einige Wochen mit Gast verlebte. Doch kann Dieser sich nicht erinnern, daß er in jener Zeit übermäßig beschäftigt gewesen wäre; offenbar hat er die Zeit zu seiner Erholung benutzt. Sobald er aber im Oktober

wieder nach Nizza zurückkam, begann er mit der höchsten Anspannung der Geistes- und Arbeitskraft in wahrhaft stürmischer Weise die Zusammenstellung seines Werkes zu Ende zu führen. Er schreibt am 20. Dez. 87 an Peter Gast: „Die Unternehmung, in der ich drin stecke, hat etwas Ungeheures und Ungeheuerliches“, — und am 6. Jan. 88: „Zuletzt will ich nicht verschweigen, daß diese ganze letzte Zeit für mich reich war an synthetischen Einsichten und Erleuchtungen; daß mein Muth wieder gewachsen ist, „das Unglaubliche“ zu thun und die philosophische Sensibilität, welche mich unterscheidet, bis zu ihrer letzten Folgerung zu formuliren.“

Der Plan vom 17. März 1887, der mit dem aus dem Sommer 1886 in seiner Gesamtanordnung fast identisch ist, wird diese ganze Zeit festgehalten. Erst im Frühjahr 1888, das er zum ersten Mal in Turin verlebt, wo er sich sehr wohl und ungemein angeregt fühlt, prüft er noch einmal das gesammte Material und faßt den Entschluß, es in eine vollständig neue Anordnung zu bringen. Es ist auch ein Theil der Niederschriften aus dem letzten Winter 87/88 durch Überschriften als zu diesem Plan gehörig bezeichnet, aber der allergrößte Theil des ganzen Materials aus den Jahren 1884—87 ist durch einen Registerband, in welchem er 372 nummerirte Abschnitte aufführte und durch ein Stichwort oder eine kurze Inhaltsangabe kennzeichnete, in die vier Bücher jenes Plans vom 17. März eingeordnet. Das Nähere darüber mag man in der Vorrede zum XV. Band nachlesen.

Das Riesenwerk, wie es dem Autor vorgeschwebt hat, ist unvollendet geblieben. Uns Herausgebern des Nietzsche-Archivs war es mit unsern schwachen Kräften und vielfach unzureichendem Verständniß vorbehalten, die köstlichen Bausteine nach den Angaben des Autors, wie sie noch vorhanden sind, gewissenhaft zusammenzustellen. Es ist nicht sogleich bei der ersten Ausgabe in übersichtlicher Weise gelungen, auch fehlt noch Manches, was der Autor ausdrücklich für dieses Werk bestimmt hatte. Spätere Auflagen werden hoffentlich noch eine deutlichere Vorstellung von dem Werke geben, auf das der Autor seine höchsten Hoffnungen baute. Aber es war schwer, wenn man an die Absichten des Autors denkt, dieses Werk in dieser unvollkommenen Form

in die Welt zu schicken. Man stelle sich vor, daß seine eigene Meisterhand diesen ungeheuren Stoff mit all der logischen Folgerichtigkeit wie z. B. in der „Genealogie der Moral“ ausgearbeitet und mit dem Glanze seines unerreichbaren Stiles verklärt hätte — welches Werk stünde jetzt vor uns! Und was unsere Trauer noch erhöht, ist, daß wir durch seine persönlichen Aufzeichnungen wissen, wie er sich die Ausführung seines philosophisch-theoretischen Hauptwerkes gedacht hat:

„Zur Einleitung: Die düstere Einsamkeit und Öde der Campagna romana. Die Geduld im Ungewissen.

„Mein Werk soll enthalten ein Gesamturtheil über unser Jahrhundert, über die ganze Modernität, über die erreichte ‚Civilisation‘.

„Jedes Buch als eine Eroberung, Griff — tempo lento — bis zum Ende dramatisch geschürzt, zuletzt Katastrophe und plötzliche Erlösung.“

Nicht ohne tiefe Bewegung kann man die nachfolgende ausführliche Niederschrift lesen, in welcher der Autor sich selbst eine Richtschnur aufstellt, nach welcher er dies Hauptwerk zu gestalten gedenkt. Er kleidet die Vorschriften zunächst in die Form eines allgemeinen Aphorismus und schreibt darüber: „Das vollkommene Buch.“ Aber je weiter er in der Aufzeichnung dieser Vorschriften kommt, desto mehr sieht man: es ist sein eigenes Buch, das er meint, und zwar sein Hauptwerk, das in umfassendster Weise seine Philosophie darstellen soll. Er schreibt im Herbst 1887:

„Das vollkommene Buch. Zu erwägen:

1) Die Form, der Stil. — Ein idealer Monolog. Alles Gelehrtenhafte aufgesaugt in der Tiefe. — Alle Accente der tiefen Leidenschaft, Sorge, auch der Schwächen, Milderungen, Sonnenstellen, — das kurze Glück, die sublimen Heiterkeit. — Überwindung der Demonstration; absolut persönlich. Kein „ich“ . . . — Eine Art mémoires; die abstraktesten Dinge am lebhaftesten und blutigsten. — Die ganze Geschichte wie persönlich erlebt und erlitten (— so allein wird's wahr). — Gleichsam ein Geistergespräch; eine Vorforderung, Herausforderung, Todtenbeschwörung. — Möglichst viel Sichtbares, Bestimmtes, Beispielsweises, aber Vorsicht vor Gegenwärtigem. —

Vermeiden der Worte „vornehm“ und überhaupt aller Worte, worin eine Selbst-in-Scenesetzung liegen könnte. — Nicht „Beschreibung“; alle Probleme in's Gefühl übersetzt, bis zur Passion —

2) Sammlung ausdrücklicher Worte. Vorzug für militärische Worte. Ersatzworte für die philosophischen Termini: womöglich deutsch und zur Formel ausgeprägt. — Sämmtliche Zustände der geistigsten Menschen darstellen; sodas ihre Reihe im ganzen Werke umfaßt ist (— Zustände des Legislators, des Versuchers, des zur Opferung Gezwungenen, Zögernden —, der großen Verantwortlichkeit, des Leidens an der Unerkennbarkeit, des Leidens am Scheinen-Müssen, des Leidens am Wehethun-Müssen, der Wollust am Zerstoren —).

3) Das Werk auf eine Katastrophe hin bauen.“ —

Ich will versuchen in den eignen Worten des Autors von diesem Werke, das seine Gesamttanschauung deutlich zum Ausdruck bringen sollte, den Gedankengang zu geben, wie er nach sorgfältiger Prüfung aus den Bruchstücken ungefähr hervorzugehen scheint; wo dieser nicht mit der jetzigen Auflage übereinstimmt, ist bereits auf spätere Auflagen zu schließen. Ich füge Nichts hinzu, sondern nur die einzelnen Aphorismen so aneinander, daß sie eine fortlaufende Gedankenreihe bilden. Einige der Hauptgedanken, die vielfach Mißverständnisse veranlaßt haben, und in der Biographie sonst nicht ausführlich behandelt sind, werden in zahlreicheren Ausführungen wiedergegeben als die andern.

Erstes Buch.

Der europäische Nihilismus.

Der Nihilismus steht vor der Thür: (Nihilismus als Zustand, der den Werth und Sinn des Lebens, sowie alle Ideale, ablehnt). Woher kommt uns dieser unheimlichste aller Gäste? — Es ist ein Irrthum, auf „soziale Nothstände“ oder „physiologische Entartung“ oder gar auf Corruption hinzuweisen als Ursache des Nihilismus. Es ist die honnetteste, mitfühlendste Zeit. Noth, seelische, leibliche, intellektuelle Noth ist an sich durchaus nicht vermögend, Nihilismus, d. h. die radikale Ablehnung von Werth, Sinn, Wünschbarkeit hervorzubringen. Diese Nothe erlauben immer noch ganz verschiedene Ausdeutungen; sondern in einer ganz bestimmten Ausdeutung, in der christlich-moralischen, steckt der Nihilismus.

1) Das Christenthum geht an seiner Moral, die unablässig von ihm ist, zu Grunde. Diese Moral wendet sich gegen den christlichen Gott selbst, denn der Sinn der Wahrhaftigkeit ist durch das Christenthum hochentwickelt; er bekommt Ekel vor der Falschheit und Verlogenheit aller christlichen Welt- und Geschichtsdeutung. Es kommt der Rückschlag von „Gott ist die Wahrheit“ in den fanatischen Glauben „Alles ist falsch“.

An dem unbedingten Charakter seiner Moral zerbricht das Christenthum. — Die Wissenschaft hat den Zweifel an der Wahrhaftigkeit des christlichen Gottes geweckt: an diesem Zweifel stirbt das Christenthum (Pascal's deus absconditus).

Jede rein moralische Werthsetzung (wie z. B. die buddhistische) endet mit Nihilismus: dies für Europa zu erwarten! Man glaubt mit einem Moralismus ohne religiösen Hintergrund auszukommen; aber damit ist der Weg zum Nihilismus nothwendig. In der Religion fehlt der Zwang, uns als werthsetzend zu betrachten.

2) Die andere Ursache des Nihilismus ist die Skepsis an der Moral selbst. Es kommt der Untergang der moralischen Weltauslegung, die keine Sanction mehr hat. Nachdem sie versucht hat, sich in eine Jenseitigkeit zu flüchten, endet sie im Nihilismus: „Alles hat keinen Sinn“. Die Undurchführbarkeit einer Weltauslegung, der ungeheure Kraft gewidmet worden ist, erweckt das Mißtrauen, ob nicht alle Weltauslegungen falsch sind; — ein buddhistischer Zug, die Sehnsucht in's Nichts.

3) Zu den weiteren Ursachen des Nihilismus gehören die nihilistischen Consequenzen der jetzigen Naturwissenschaft, nebst ihren Versuchen, in's Jenseitige zu ent schlüpfen. Aus ihrem Betriebe folgt endlich eine Selbstzersetzung, eine Wendung gegen sich, eine Anti-Wissenschaftlichkeit. Seit Copernicus rollt der Mensch aus dem Centrum in's x .

4) Sodann die nihilistischen Consequenzen der politischen und volkswirtschaftlichen Denkweise, wo alle „Prinzipien“ nachgerade zur Schauspielerei gehören. Der Jahrmarktslärm und die großen Worte aller Arten von Agitatoren finden keinen Glauben mehr; ein Hauch von Mittelmäßigkeit, Erbärmlichkeit und Unaufrichtigkeit liegt darüber. Es fehlt der erlösende Stand und Mensch, die Rechtfertiger jener gesammten Kraftaufwendung.

5) Dazu kommen die nihilistischen Consequenzen der Historie und der „praktischen Historiker“, die zu Romantikern geworden sind.

6) Vor Allem aber ist die verdüsterte moderne Kunst eine Vorbereitung des Nihilismus. Man sehe nur Wagner's Nibelungen-Schluß.

Der radikale Nihilismus ist die Überzeugung einer absoluten Unhaltbarkeit des Daseins, wenn es sich um die höchsten Werthe, die man anerkennt, handelt; hinzugerechnet die Einsicht, daß wir nicht das geringste Recht haben, ein Jenseits oder ein An-sich der Dinge anzusetzen.

Wie wir schon sahen, ist diese Einsicht eine Folge der „gezogenen Wahrhaftigkeit“: somit selbst eine Folge des Glaubens an die Moral. — Dies ist die Antinomie: sofern wir an die christliche Moral glauben, verurtheilen wir das Dasein.

Die christliche Moral-Hypothese bot aber große Vortheile:

- 1) sie verlieh dem Menschen einen absoluten Werth, im Gegensatz zu seiner Kleinheit und Zufälligkeit im Strom des Werdens und Vergehens;
- 2) sie diente den Advokaten Gottes, insofern sie der Welt trotz Leid und Übel den Charakter der Vollkommenheit ließ: das Übel erschien voller Sinn;
- 3) sie setzte ein Wissen um absolute Werthe beim Menschen an und gab ihm somit gerade für das Wichtigste adäquate Erkenntniß;
- 4) sie verhütete, daß der Mensch sich als Menschen verachtete, daß er gegen das Leben Partei nahm, daß er am Erkennen verzweifelte: sie war ein Erhaltungsmittel.

In summa: Moral war das große Gegenmittel gegen den praktischen und theoretischen Nihilismus.

Die christliche Moral hat das Leben vor der Verzweiflung und dem Sprung in's Nichts bei solchen Menschen und Ständen geschützt, welche von Menschen vergewaltigt und niedergedrückt wurden: denn die Ohnmacht gegen Menschen, nicht die Ohnmacht gegen die Natur, erzeugt die desperateste Verbitterung gegen das Dasein. Die christliche Moral hat die Gewalthaber, die

Gewaltthätigen, die „Herren“ überhaupt als die Feinde behandelt, gegen welche der gemeine Mann geschützt, das heißt zunächst ermutigt, gestärkt werden muß. Die Moral hat folglich Das am tiefsten hassen und verachten gelehrt, was der Grundcharakterzug der Herrschenden ist: ihr Wille zur Macht.

Aber es giebt Nichts am Leben, was Werth hat außer dem Grade der Macht — gesetzt eben, daß Leben selbst der Wille zur Macht ist. Die Moral behütete die Schlechtweggekommenen vor Nihilismus, indem sie Jedem einen unendlichen Werth, einen metaphysischen Werth beimaß und in eine Ordnung einreichte, die mit der weltlichen Macht und Rangordnung nicht stimmt: sie lehrte Ergebung, Demuth u. s. w. Gesetzt daß der Glaube an diese Moral zu Grunde geht, so würden die Schlechtweggekommenen ihren Trost nicht mehr haben — und zu Grunde gehn.

Sie würden zerstören, um zerstört zu werden, da sie, von der Moral abgelöst, keinen Grund mehr haben, sich zu ergeben. Sie werden sich auf den Boden des entgegengesetzten Prinzips stellen und auch ihrerseits Macht wollen, indem sie die Mächtigen zwingen, ihre Henker zu sein.

Die „Noth“ ist nicht etwa größer geworden: im Gegentheil! „Gott, Moral, Ergebung“ waren Heilmittel, auf furchtbar tiefen Stufen des Elends: der aktive Nihilismus tritt bei relativ viel günstiger gestalteten Verhältnissen auf. Schon daß die Moral als überwunden empfunden wird, setzt einen ziemlichen Grad geistiger Kultur voraus; diese wieder ein relatives Wohlleben. Eine gewisse geistige Ermüdung, durch den langen Kampf philosophischer Meinungen bis zur hoffnungslosesten Skepsis gegen Philosophie gebracht, kennzeichnet ebenfalls den keineswegs niederen Stand jener Nihilisten. Man denkt an die Lage, in der Buddha auftrat. Die Lehre der ewigen Wiederkunft würde gelehrt Voraussetzungen haben, wie die Lehre Buddha's.

Die Energie des Wissens und der Kraft zwingt zu einem solchen Glauben. Es ist die wissenschaftlichste aller möglichen Hypothesen. Wir leugnen Schluß-Ziele: hätte das Dasein eins, so müßte es erreicht sein.

Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne ein finale in's Nichts: „die ewige Wiederkehr“.

Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das „Sinnlose“) ewig!

Die „Schlechtweggekommenen“ (physiologisch, nicht mehr politisch), das heißt die ungesundeste Art Mensch in Europa (in allen Ständen) ist der Boden des Nihilismus: sie wird den Glauben an die ewige Wiederkunft als einen Fluch empfinden, von dem getroffen man vor keiner Handlung mehr zurückscheut. Der Werth einer solchen Krisis ist, daß sie reinigt, daß sie die verwandten Elemente zusammendrängt, daß sie den Menschen entgegengesetzter Denkweisen gemeinsame Aufgaben zuweist, — auch unter ihnen die schwächeren, unsicheren an's Licht bringt und so zu einer Rangordnung der Kräfte, im Gesichtspunkt der Gesundheit, den Anstoß giebt: Befehlende als Befehlende erkennend, Gehorchende als Gehorchende. Natürlich abseits von allen bestehenden Gesellschaftsordnungen.

Welche werden sich als die Stärksten dabei erweisen? Die Mäßigsten, Die, welche keine extremen Glaubenssätze nöthig haben, Die, welche einen guten Theil Zufall, Unsinn nicht nur zugestehn, sondern lieben, Die, welche vom Menschen mit einer bedeutenden Ermäßigung seines Werthes denken können, ohne dadurch klein und schwach zu werden: die Reichsten an Gesundheit, die den meisten Malheurs gewachsen sind und deshalb sich vor den Malheurs nicht so fürchten — Menschen, die ihrer Macht sicher sind und die die erreichte Kraft des Menschen mit bewußtem Stolz repräsentiren.

Der Nihilismus führt zum Problem der Stärke und der Schwäche:

- 1) die Schwachen zerbrechen daran,
- 2) die Stärkeren zerstören, was nicht zerbricht,
- 3) die Stärksten überwinden ihn.

Das zusammen macht das tragische Zeitalter für Europa: bedingt durch den Kampf mit dem Nihilismus.

Modernität.

Das allgemeinste Zeichen der modernen Zeit: der Mensch hat in seinen eigenen Augen unglaublich an Würde eingebüßt. Lange als Mittelpunkt und Tragödien-Held des Daseins überhaupt; dann wenigstens bemüht, sich als verwandt mit der entscheidenden und an sich werthvollen Seite des Daseins zu beweisen — wie es alle Metaphysiker thun, die die Würde des Menschen festhalten wollen, mit ihrem Glauben, daß die moralischen Werthe cardinale Werthe sind. Wer Gott fahren ließ, hält um so strenger am Glauben an die Moral fest.

Aber die moralische Welt-Ausdeutung endet in Weltverneinung. Wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß die Welt nicht das werth ist, was wir glaubten, — unser Glaube selber hat unsere Triebe nach Erkenntniß so gesteigert, daß wir dies heute sagen müssen. Zunächst gilt sie damit als weniger werth: sie wird so zunächst empfunden, — nur in diesem Sinne sind wir Pessimisten, nämlich mit dem Willen, uns rückhaltslos diese Umwerthung einzugestehen und uns nichts nach alter Weise vorzuleiern, vorzulügen. — Gerade damit finden wir das Pathos, welches uns vielleicht treibt, neue Werthe zu suchen. In summa: die Welt könnte viel mehr werth sein, als wir glaubten, — wir müssen hinter die Naivetät unsrer Ideale kommen, und daß wir vielleicht im Bewußtsein, ihr die höchste Interpretation zu geben, unserem menschlichen Dasein nicht einmal einen mäßig-billigen Werth gegeben haben.

Es giebt eine unendliche Ausdeutbarkeit der Welt: jede Ausdeutung ist aber ein Symptom des Wachsthums oder des Untergehens. Wohin gehört nun unsre moderne Welt: in die Erschöpfung oder in den Aufgang? Wir prüfen zunächst das Problem des neunzehnten Jahrhunderts. Ob seine starke und schwache Seite zu einander gehören? Ob es aus Einem Holze geschnitzt ist? Ob die Verschiedenheit seiner Ideale, ob deren Widerspruch in einem höheren Zwecke bedingt sind, als etwas Höheres? — Denn es könnte die Vorbestimmung zur Größe sein, in diesem Maße in heftiger Spannung zu wachsen. Die Unzufriedenheit, der Nihilismus könnte ein gutes Zeichen sein.

Wir gewinnen den besten Überblick, wenn wir das neunzehnte Jahrhundert mit seinen beiden Vorgängern vergleichen. Ihre verschiedene Sensibilität drückt sich am besten so aus:

XVII. Jahrhundert: Aristokratismus: Descartes, Herrschaft der Vernunft, Zeugniß von der Souveränität des Willens;

XVIII. Jahrhundert: Femininismus: Rousseau, Herrschaft des Gefühls, Zeugniß von der Souveränität der Sinne, verlogen;

XIX. Jahrhundert: Animalismus: Schopenhauer, Herrschaft der Begierde, Zeugniß von der Souveränität der Animalität, redlicher aber düster.

Das siebzehnte Jahrhundert ist aristokratisch, ordnend, hochmüthig gegen das Animalische, streng gegen das Herz, sogar ohne Gemüth, „undeutsch“, „ungemüthlich“, dem Burlesken und dem Natürlichen abhold, generalisirend und souverän gegen Vergangenheit: denn es glaubt an sich. Viel Raubthier au fond, viel asketische Gewöhnung, um Herr zu bleiben. Das willensstarke Jahrhundert; auch das der starken Leidenschaft.

Das achtzehnte Jahrhundert ist vom Weibe beherrscht, schwärmerisch, geistreich, flach, aber mit seinem Geist im Dienste der Wünschbarkeit des Herzens, libertin im Genusse des Geistigsten, alle Autoritäten unterminirend; berauscht, heiter, klar, human, falsch vor sich, viel Canaille au fond, gesellschaftlich.

Das neunzehnte Jahrhundert ist animalischer, unterirdischer, häßlicher, realistischer, pöbelhafter, und eben deshalb „besser“, „ehrlicher“, vor der Wirklichkeit jeder Art unterwürfiger, wahrer; aber willensschwach, traurig und dunkel-begehrlich, fatalistisch. Weder vor der „Vernunft“, noch vor dem „Herzen“ eine Scheu und Hochachtung; tief überzeugt von der Herrschaft der Begierde (Schopenhauer sagt „Wille“; aber Nichts ist charakteristischer für seine Philosophie, als daß der Wille in ihr fehlt). Selbst die Moral auf einen Instinkt reduzirt („Mitleid“).

Die Romantik ist Nachschlag des achtzehnten Jahrhunderts; eine Art aufgethürmtes Verlangen nach dessen Schwärmerei großen Stils (— thatsächlich ein gut Stück Schauspielerei und Selbstbetrügerei: man wollte die starke Natur, die große Leidenschaft darstellen).

Es sind zwei große Tentativen gemacht worden, das achtzehnte Jahrhundert zu überwinden:

Napoleon, indem er den Mann, den Soldaten und den großen Kampf um Macht wieder aufweckte — Europa als politische Einheit concipirend;

Goethe, indem er eine europäische Cultur imaginirte, die die volle Erbschaft der schon erreichten Humanität macht.

Die deutsche Cultur dieses Jahrhunderts erweckt Mißtrauen — in der Musik fehlt jenes volle erlösende und bindende Element Goethe, — wir haben nur eine verdüsterte schwarze Musik.

Es gab bisher noch keine deutsche Cultur. Gegen diesen Satz ist es kein Einwand, daß es in Deutschland große Einsiedler gab — (Goethe z. B.): denn diese hatten ihre eigne Cultur. Gerade aber um sie herum, gleichsam wie um mächtige trotzige vereinsamt hingestellte Felsen, lag immer das übrige deutsche Wesen als ihr Gegensatz, nämlich wie ein weicher mooriger unsicherer Grund, auf dem jeder Schritt und Tritt des Auslandes „Eindruck“ machte und „Formen“ schuf: die deutsche Bildung war ein Ding ohne Charakter, eine beinahe unbegrenzte Nachgiebigkeit.

Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden etwas; also haben sie noch keine Cultur — also können sie noch keine Cultur haben! — Sie sind noch nichts; das heißt: sie sind allerlei. Sie werden etwas: das heißt, sie hören einmal auf, allerlei zu sein. Das letztere ist im Grunde nur ein Wunsch, kaum noch eine Hoffnung; glücklicherweise ein Wunsch, auf dem man leben kann, eine Sache des Willens, der Arbeit, der Zucht, der Züchtung so gut als eine Sache des Unwillens, des Verlangens, der Entbehrung, des Unbehagens, ja der Erbitterung, — kurz wir Deutschen wollen etwas von uns, was man von uns noch nicht wollte — wir wollen etwas mehr!

Die Höhepunkte der Cultur und der Civilisation liegen auseinander: man soll sich über den abgründlichen Antagonismus von Cultur und Civilisation nicht irre führen lassen. Die großen Momente der Cultur waren immer, moralisch geredet, Zeiten der Corruption; und wiederum waren die Epochen der gewollten und erzwungenen Thierzähmung („Civilisation“ —) des Menschen Zeiten der Unduldsamkeit für die geistigsten und

kühnsten Naturen. Civilisation will etwas Anderes, als Cultur will: vielleicht etwas Umgekehrtes.

Es werden die unerledigten Probleme neu gestellt: das Problem der Civilisation, der Kampf zwischen Rousseau und Voltaire um 1760. Der Mensch wird tiefer, mißtrauischer, „unmoralischer“, stärker, sich-selbst-vertrauender — und insofern „natürlicher“: das ist „Fortschritt“. — Dabei legen sich, durch eine Art von Arbeitstheilung, die verbösernten Schichten und die gemilderten, gezähmten auseinander: sodaß die Gesamthat-sache nicht ohne Weiteres in die Augen springt. — Es gehört zur Stärke, zur Selbstbeherrschung und Fascination der Stärke, daß diese stärkeren Schichten die Kunst besitzen, ihre Verböserung als etwas Höheres empfinden zu machen. Zu jedem „Fortschritt“ gehört eine Umdeutung der verstärkten Elemente in's „Gute“.

Das siebzehnte Jahrhundert, überhaupt die christlichen Jahrhunderte, waren mit ihrem Pessimismus stärkere Jahrhunderte, als das achtzehnte, entsprechend dem tragischen Zeitalter der Griechen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist in Manchem Erbe des achtzehnten Jahrhunderts; der Rückgang gegen dasselbe: es ist geistloser, geschmackloser; der Fortschritt über dasselbe: es ist stärker, realistischer, düsterer.

Unser Zeitalter hat sich neue Augen eingesetzt, um überall das Leiden zu sehen und mit einer ungeheuren hypnotischen Starrheit des Blicks, die nur Einmal in der Geschichte bisher ihres Gleichen hatte, das Auge der Beschauer in die gleiche Richtung zu zwingen.

Was sind nun die Ursachen dieser modernen Verdüsterung? —

- 1) daß die mächtigsten und zukunftsvollsten Triebe des Lebens bisher verleumdet sind, sodaß das Leben einen Fluch über sich hat;
- 2) daß die wachsende Tapferkeit und das kühnere Mißtrauen des Menschen die Unlösbarkeit dieser Instinkte vom Leben begreift und dem Leben sich entgegenwendet;
- 3) daß nur die Mittelmäßigsten, die jenen Conflict gar nicht fühlen, gedeihen, die höhere Art mißrath und

als Gebilde der Entartung gegen sich einnimmt, — daß, andererseits, das Mittelmäßige, sich als Ziel und Sinn gebend, indignirt (— daß Niemand ein Wo- zu? mehr beantworten kann —);

- 4) daß die Verkleinerung, die Schmerzfähigkeit, die Unruhe, die Hast, das Gewimmel beständig zunimmt, — daß die Vergegenwärtigung dieses ganzen Treibens, der sogenannten „Civilisation“, immer leichter wird, daß der Einzelne angesichts dieser ungeheuren Maschinerie verzagt und sich unterwirft.

Es fehlt die höhere Species, d. h. die, deren unerschöpfliche Fruchtbarkeit und Macht den Glauben an den Menschen aufrecht erhält. (Man denke, was man Napoleon verdankt: fast alle höheren Hoffnungen dieses Jahrhunderts.) Dagegen verlernt die niedere Species, „Heerde“, „Masse“, „Gesellschaft“, die Bescheidenheit und hauscht ihre Bedürfnisse zu kosmischen und metaphysischen Werthen auf. Dadurch wird das ganze Dasein vulgarisirt: insofern nämlich die Masse herrscht, tyrannisiert sie die Ausnahmen, sodaß diese den Glauben an sich verlieren und Nihilisten werden.

Man spricht von der „tiefen Ungerechtigkeit“ des socialen Pakts: wie als ob die Thatsache, daß Dieser unter günstigen, Jener unter ungünstigen Verhältnissen geboren wird, von vorn herein eine Ungerechtigkeit sei; oder gar schon, daß Dieser mit diesen Eigenschaften, Jener mit jenen geboren wird. Von Seiten der Aufrichtigsten unter diesen Gegnern der Gesellschaft wird dekretirt: „wir selber sind mit allen unseren schlechten, krankhaften, verbrecherischen Eigenschaften, die wir eingestehen, nur die unvermeidlichen Folgen einer sekulären Unterdrückung der Schwachen durch die Starken“; sie schieben ihren Charakter den herrschenden Ständen in's Gewissen. Und man droht, man zürnt, man verflucht; man wird tugendhaft vor Entrüstung —, man will nicht umsonst ein schlechter Mensch, eine Canaille geworden sein. Diese Attitüde, eine Erfindung der letzten Jahrzehnte, heißt sich, soviel ich höre, auch Pessimismus, und zwar Entrüstungs-Pessimismus. Hier wird der Anspruch gemacht, die Geschichte zu richten, sie ihrer Fatalität zu entkleiden, eine Verantwortlichkeit hinter ihr, Schuldige in ihr zu finden. Denn darum

handelt es sich: man braucht Schuldige. Die Schlechtweggekommenen, die *Décadents* jeder Art sind in Revolte über sich und brauchen Opfer, um nicht an sich selbst ihren Vernichtungsdurst zu löschen (— was an sich vielleicht die Vernunft für sich hätte). Dazu haben sie einen Schein von Recht nöthig, d. h. eine Theorie, auf welche hin sie die Thatsache ihrer Existenz, ihres So-und-so-seins auf irgend einen Sündenbock abwälzen können. Dieser Sündenbock kann Gott sein — es fehlt in Rußland nicht an solchen Atheisten aus Ressentiment —, oder die gesellschaftliche Ordnung, oder die Erziehung und der Unterricht, oder die Juden, oder die Vornehmen, oder überhaupt Gutweggekommene irgendwelcher Art. „Es ist ein Verbrechen, unter günstigen Bedingungen geboren zu werden: denn damit hat man die Andern enterbt, bei Seite gedrückt, zum Laster, selbst zur Arbeit verdammt. Was kann ich dafür, miserabel zu sein! Aber Jemandem muß etwas dafür können, sonst wäre es nicht auszuhalten!“ Kurz, der Entrüstungs-Pessimismus erfindet Verantwortlichkeiten, um sich ein angenehmes Gefühl zu schaffen — die Rache. „Süßer als Honig“ nannte sie schon der alte Homer. —

Daß eine solche Theorie nicht mehr Verständniß, will sagen Verachtung findet, das macht das Stück Christenthum, das uns Allen noch im Blute steckt: sodaß wir tolerant gegen Dinge sind, bloß weil sie von fern etwas christlich riechen. Die Socialisten appelliren an die christlichen Instinkte, das ist noch ihre feinste Klugheit. Vom Christenthum her sind wir an den abergläubischen Begriff der „Seele“ gewöhnt, an die „unsterbliche Seele“, an die Seelen-Monade, die eigentlich ganz wo anders zu Hause ist und nur zufällig in diese oder jene Umstände, in's „Irdische“ gleichsam hineingefallen ist, „Fleisch“ geworden ist: doch ohne daß ihr Wesen dadurch berührt, geschweige denn bedingt wäre. Die gesellschaftlichen, verwandtschaftlichen, historischen Verhältnisse sind für die Seele nur Gelegenheiten, Verlegenheiten vielleicht; jedenfalls ist sie nicht deren Werk. Mit dieser Vorstellung ist das Individuum transcendent gemacht; es darf auf sie hin sich eine unsinnige Wichtigkeit beilegen. In der That hat erst das Christenthum das Individuum herausgefordert, sich zum Richter über Alles und Jedes aufzuwerfen, der Größenwahn ist ihm

beinahe zur Pflicht gemacht: es hat ja ewige Rechte gegen alles Zeitliche und Bedingte geltend zu machen! Was Staat! Was Gesellschaft! Was historische Gesetze! Was Physiologie! Hier redet ein Jenseits des Werdens, ein Unwandelbares in aller Historie, hier redet etwas Unsterbliches, etwas Göttliches: eine Seele. — Ein anderer christlicher, nicht weniger verrückter Begriff hat sich noch weit tiefer in's Fleisch der Modernität vererbt: der Begriff von der „Gleichheit der Seelen vor Gott“. In ihm ist das Prototyp aller Theorien der gleichen Rechte gegeben: man hat die Menschheit den Satz von der Gleichheit erst religiös stammeln gelehrt, man hat ihr später eine Moral daraus gemacht: was Wunder, daß der Mensch damit endet, ihn ernst zu nehmen, ihn praktisch zu nehmen, — will sagen politisch, demokratisch, socialistisch, entrüstungs-pessimistisch!

Die Billigkeit der höheren Naturen treibt zum „suffrage universel“, zu „gleichen Rechten“ u. s. w., ihre „Menschlichkeit“ zur Milde gegen Verbrechen und Dummheit. Auf die Dauer bringen sie damit die Dummheit und die Unbedenklichen zum Siege.

Alle Versuche, höhere Typen auszudenken, sind bisher manquirt, es ist sogar ein Widerstand gegen sie als Resultat dieser Versuche hervorgegangen. Man kämpft gegen das Genie, gegen den großen Einzelnen, indem man den Massen die Entstehung ihrer Werke zuschreibt, und sie z. B. als „Volkspoesie“ verherrlicht. Zudem nimmt man als Maßstab für die Höhe der Seele das Mitleid mit den Niederen und Leidenden.

Es fehlt der Philosoph, der Ausdeuter der That, nicht nur der Umdichter.

Es fehlt ein Typus: der Mensch, welcher am stärksten befehlt, führt, neue Werthe setzt, am umfanglichsten über die ganze Menschheit urtheilt und Mittel zu ihrer Gestaltung weiß, — unter Umständen sie opfernd für ein höheres Gebilde. Erst wenn es eine Regierung der Erde giebt, werden solche Wesen entstehen, wahrscheinlich lange im höchsten Maße mißrathend.

Unzählig viele Einzelne höherer Art gehen jetzt zu Grunde: aber wer davon kommt, ist stark wie der Teufel. Ähnlich wie zur Zeit der Renaissance.

Der Begriff „starker und schwacher Mensch“ reduziert sich darauf, daß im ersten Falle viel Kraft vererbt ist — er ist eine Summe: im andern noch wenig — (— unzureichende Vererbung, Zersplitterung des Ererbten). Die Schwäche kann ein Anfangs-Phänomen sein: „noch wenig“; oder ein End-Phänomen: „nicht mehr“.

Der Ansatz-Punkt ist der, wo große Kraft ist, wo Kraft auszugeben ist. Die Masse, als die Summe der Schwachen, reagirt langsam; wehrt sich gegen Vieles, für das sie zu schwach ist, — von dem sie keinen Nutzen haben kann; schafft nicht, geht nicht voran.

Dies gegen die Theorie, welche das starke Individuum leugnet und meint „die Masse thut's“. Es ist die Differenz wie zwischen getrennten Geschlechtern: es können vier, fünf Generationen zwischen dem Thätigen und der Masse liegen — eine chronologische Differenz.

Im Großen gerechnet, ist in unsrer jetzigen Menschheit ein ungeheures Quantum von Humanität erreicht. Daß dies im Allgemeinen nicht empfunden wird, ist selber ein Beweis dafür: wir sind für die kleinen Nothstände so empfindlich geworden, daß wir das, was erreicht ist, unbillig übersehn.

Eine gewisse Überreizung selbst der moralischen Empfindung und das Quantum Verbitterung und Verdüsterung, das der Pessimismus mit sich in die Beurtheilung trägt: beides zusammen hat der entgegengesetzten Vorstellung, daß es schlecht mit unsrer Moralität steht, zum Übergewicht verholfen.

Hier ist abzurechnen, daß es viel Décadence giebt: und daß mit solchen Augen gesehn, unsre Welt schlecht und miserabel aussehn muß. Aber diese Augen haben zu allen Zeiten das Gleiche gesehn.

Die günstigsten Hemmungen und Remeduren der Modernität mit ihrer Schwäche und Verworrenheit sind:

- 1) die allgemeine Wehrpflicht mit wirklichen Kriegen, bei denen der Spasß aufhört;
- 2) die nationale Bornirtheit (vereinfachend, concentrirend);
- 3) die verbesserte Ernährung (Fleisch);
- 4) die zunehmende Räumlichkeit und Gesundheit der Wohnstätten;

- 5) die Vorherrschaft der Physiologie über Theologie, Moralistik, Ökonomie und Politik;
- 6) die militärische Strenge in der Forderung und Handhabung seiner Schuldigkeit. — man lobt nicht mehr.

Wir kommen zu dem Grundsatz: es giebt etwas von Verfall in Allem, was den modernen Menschen anzeigt: aber dicht neben der Krankheit stehen Anzeichen einer unerprobten Kraft und Mächtigkeit der Seele. Dieselben Gründe, welche die Verkleinerung der Menschen hervorbringen, treiben die Stärkeren und Seltneren bis hinauf zur Größe.

Gesamt-Einsicht. — Thatsächlich bringt jedes große Wachsthum auch ein ungeheures Abbröckeln und Vergehen mit sich: das Leiden, die Symptome des Niedergangs gehören in die Zeiten ungeheuren Vorwärtsgehens; jede fruchtbare und mächtige Bewegung der Menschheit hat zugleich eine nihilistische Bewegung mitgeschaffen. Es wäre unter Umständen das Anzeichen für ein einschneidendes und allerwesentlichstes Wachsthum, für den Übergang in neue Daseinsbedingungen, daß die extremste Form des Pessimismus, der eigentliche Nihilismus, zur Welt käme. — —

Zweites Buch.

Kritik der höchsten Werthe.

Religion, Moral, Philosophie.

Vom Ursprung der Religion. — In derselben Weise, in der jetzt noch der ungebildete Mensch daran glaubt, der Zorn sei die Ursache davon, wenn er zürnt, der Geist davon, daß er denkt, die Seele davon, daß er fühlt, kurz, wie auch jetzt noch unbedenklich eine Masse von psychologischen Entitäten angesetzt wird, welche Ursachen sein sollen: so hat der Mensch auf einer noch naiveren Stufe eben dieselben Erscheinungen mit Hülfe von psychologischen Personal-Entitäten erklärt. Die Zustände, die ihm fremd, hinreißend, überwältigend schienen, legte er sich als Obsession und Verzauberung unter der Macht einer Person zurecht. Man concrescirt einen Zustand in eine Person: und behauptet, dieser Zustand, wenn er an uns auftritt, sei die Wirkung jener Person. Mit anderen Worten: in der psychologischen Gottbildung wird ein Zustand, um Wirkung zu sein, als Ursache personifizirt.

Die psychologische Logik ist die: Das Gefühl der Macht, wenn es plötzlich und überwältigend den Menschen überzieht — und das ist in allen großen Affekten der Fall —, erregt ihm einen Zweifel an seiner Person: er wagt sich nicht als Ursache dieses erstaunlichen Gefühls zu denken — und so setzt er eine stärkere Person, eine Gottheit für diesen Fall an.

In summa: der Ursprung der Religion liegt in den extremen Gefühlen der Macht, welche, als fremd, den Menschen überraschen: der naive homo religiosus legt sich in mehrere Personen auseinander. Die Religion ist ein Fall der „altération de la personnalité“. Eine Art Furcht- und Schreckgefühl vor sich selbst. Aber ebenso ein außerordentliches Glücks- und Höhengefühl. Unter Kranken genügt das Gesundheitsgefühl, um an Gott, an die Wirkung Gottes zu glauben.

Die Zustände der Macht imputiren dem Menschen das Gefühl, nicht die Ursache zu sein, unverantwortlich dafür zu sein —: sie kommen, ohne gewollt zu sein: folglich sind wir nicht die Urheber —: der unfreie Wille (d. h. das Bewußtsein einer Veränderung mit uns, ohne daß wir sie gewollt haben) bedarf eines fremden Willens.

Consequenz: der Mensch hat alle seine starken und erstaunlichen Momente nicht gewagt, sich zuzuweisen, — er hat sie als „passiv“, als „erlitten“, als Überwältigungen concipirt —: die Religion ist eine Ausgeburt eines Zweifels an der Einheit der Person, eine altération der Persönlichkeit —: insofern alles Große und Starke vom Menschen als übermenschlich, als fremd concipirt wurde, verkleinerte sich der Mensch, — er legte die zwei Seiten, eine sehr erbärmliche und schwache und eine sehr starke und erstaunliche in zwei Sphären auseinander, hieß die erste „Mensch“, die zweite „Gott“.

Die Religion hat den Begriff „Mensch“ erniedrigt; ihre extreme Consequenz ist, daß alles Gute, Große, Wahre übermenschlich ist und nur durch eine Gnade geschenkt. —

Aber alle die Schönheiten und Erhabenheiten, die wir den wirklichen und eingebildeten Dingen geliebt haben, will ich zurückfordern als Eigenthum und Erzeugniß des Menschen: als seine schönste Apologie. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Liebe, als Macht: oh über seine königliche Freigebigkeit,

mit der er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und sich elend zu fühlen! Das war bisher seine größte Selbstlosigkeit, daß er bewunderte und anbetete und sich zu verbergen wußte, daß er es war, der das geschaffen hat, was er bewunderte. —

Ein Weg, den Menschen aus seiner Erniedrigung zu ziehen, welche der Abgang der hohen und starken Zustände, wie als fremder Zustände, mit sich brachte, war die Verwandtschafts-Theorie. Diese hohen und starken Zustände konnten wenigstens als Einwirkungen unsrer Vorfahren ausgelegt werden, wir gehörten zu einander, solidarisch, wir wachsen in unsern eignen Augen, indem wir nach uns bekannter Norm handeln.

Versuch vornehmer Familien, die Religion mit ihrem Selbstgefühl auszugleichen. — Dasselbe thun die Dichter und Seher; sie fühlen sich stolz, gewürdigt und auserwählt zu sein zu solchem Verkehre, — sie legen Werth darauf, als Individuen gar nicht in Betracht zu kommen, bloße Mundstücke zu sein (Homer).

Schrittweises Besitz-ergreifen von seinen hohen und stolzen Zuständen, Besitz-ergreifen von seinen Handlungen und Werken. Ehedem glaubte man sich zu ehren, wenn man für die höchsten Dinge, die man hat, sich nicht verantwortlich wußte, sondern — Gott. Die Unfreiheit des Willens galt als Das, was einer Handlung einen höheren Werth verlieh: damals war ein Gott zu ihrem Urheber gemacht.

Die Theorie vom „freien Willen“ ist antireligiös. Sie will dem Menschen ein Unrecht schaffen, sich für seine hohen Zustände und Handlungen als Ursache denken zu dürfen: sie ist eine Form des wachsenden Stolzgefühls.

Der Mensch fühlt seine Macht, sein „Glück“, wie man sagt: es muß „Wille“ sein vor diesem Zustand, — sonst gehört er ihm nicht an. Die Tugend ist der Versuch, ein Faktum von Wollen und Gewollt-haben als nothwendiges Antecedens vor jedes hohe und starke Glücksgefühl zu setzen: — wenn regelmäßig der Wille zu gewissen Handlungen im Bewußtsein vorhanden ist, so darf ein Machtgefühl als dessen Wirkung ausgelegt werden. — Das ist eine bloße Optik der Psychologie: immer unter der falschen Voraussetzung, daß uns Nichts zugehört, was wir nicht als gewollt im Bewußtsein haben. Die ganze Verantwortlichkeitslehre hängt an dieser naiven Psychologie, daß nur der Wille Ursache

ist und daß man wissen muß, gewollt zu haben, um sich als Ursache glauben zu dürfen.

Die ganze alte Psychologie, die Willens-Psychologie hat ihre Voraussetzung darin, daß deren Urheber, die Priester an der Spitze alter Gemeinwesen, sich ein Recht schaffen wollten, Strafen zu verhängen — oder Gott dazu ein Recht schaffen wollten.

Wie eine Ja-sagende arische Religion, die Ausgeburt der herrschenden Klasse, aussieht: das Gesetzbuch Manu's. (Die Vergöttlichung des Machtgefühls im Brahmanen: interessant, daß es in der Krieger-Kaste entstanden und erst übergegangen ist auf die Priester.)

Wie eine Ja-sagende semitische Religion, die Ausgeburt der herrschenden Klasse, aussieht: das Gesetzbuch Muhammed's, das alte Testament in den älteren Theilen. (Der Muhammedanismus, als eine Religion für Männer, hat eine tiefe Verachtung für die Sentimentalität und Verlogenheit des Christenthums, einer Weibs-Religion, als welche er sie fühlt —)

Wie eine Nein-sagende semitische Religion, die Ausgeburt der unterdrückten Klasse, aussieht: das neue Testament (— nach indisch-arischen Begriffen: eine Tschandala-Religion).

Wie eine Nein-sagende arische Religion aussieht, gewachsen unter den herrschenden Ständen: der Buddhismus.

Es ist vollkommen in Ordnung, daß wir keine Religion unterdrückter arischer Rassen haben: denn das ist ein Widerspruch: eine Herrenrasse ist obenauf oder geht zu Grunde.

Innerhalb der nihilistischen Religionen darf man immer noch die christliche und die buddhistische scharf auseinanderhalten. Die buddhistische drückt einen schönen Abend aus, eine vollendete Süßigkeit und Milde, — es ist Dankbarkeit gegen Alles, was hinten liegt; mit eingerechnet, was fehlt: die Bitterkeit, die Enttäuschung, die Rancune; zuletzt: die hohe geistige Liebe; das Raffinement des philosophischen Widerspruchs ist hinter ihm, auch davon ruht es aus: aber von diesem hat es noch seine geistige Glorie und Sonnenuntergangs-Gluth. (— Herkunft aus den obersten Kasten —.) Die christliche Bewegung ist eine Degenerescenz-Bewegung aus Abfalls- und Ausschuß-Elementen aller Art: sie drückt nicht den Niedergang einer Rasse

aus, sie ist von Anfang an eine Aggregat-Bildung aus sich zusammendrängenden und sich suchenden Krankheits-Gebilden. Sie ist deshalb nicht national, nicht rassebedingt: sie wendet sich an die Enterbten von Überall; sie hat die Rancune auf dem Grunde gegen alles Wohlgerathene und Herrschende, sie braucht ein Symbol, welches den Fluch auf die Wohlgerathenen und Herrschenden darstellt. Sie steht im Gegensatz auch zu aller geistigen Bewegung, zu aller Philosophie: sie nimmt die Partei der Idioten und spricht einen Fluch gegen den Geist aus. Rancune gegen die Begabten, Gelehrten, Geistig-Unabhängigen: sie erräth an ihnen das Wohlgerathene, das Herrschaftliche.

Man redet heute viel von dem semitischen Geist des neuen Testaments: aber was man so nennt, ist bloß priesterlich, — und im arischen Gesetzbuch reinsten Rasse, im Manu, ist diese Art „Semitismus“, d. h. Priester-Geist, schlimmer als irgendwo.

Der Priester will durchsetzen, daß er als höchster Typus des Menschen gilt, daß er herrscht, — auch noch über Die, welche die Macht in den Händen haben, daß er unverletzlich ist, unangreifbar —, daß er die stärkste Macht in der Gemeinde ist, absolut nicht zu ersetzen und zu unterschätzen.

Mittel: er allein ist der Wissende; er allein ist der Tugendhafte; er allein hat die höchste Herrschaft über sich; er allein ist in einem gewissen Sinne Gott und geht zurück in die Gottheit; er allein ist die Zwischenperson zwischen Gott und den Andern; die Gottheit straft jeden Nachtheil, jeden Gedanken wider einen Priester gerichtet.

Mittel: die Wahrheit existirt. Es giebt nur Eine Form, sie zu erlangen: Priester werden. Alles, was gut ist, wie die Ordnung, wie das Herkommen, geht auf die Weisheit der Priester zurück. Das heilige Buch ist ihr Werk. Es giebt keine andere Quelle des Guten, als den Priester. Alle andere Art von Vortrefflichkeit ist rangverschieden von der des Priesters, z. B. die des Königs.

Consequenz: wenn der Priester der höchste Typus sein soll, so muß die Gradation zu seinen Tugenden die Werthgradation der Menschen ausmachen. Das Studium, die Entsinnlichung, das Nicht-Aktive, das Impassible,

Affektlose, das feierliche; — Gegensatz: die tiefste Gattung Mensch.

Der Priester hat Eine Art Moral gelehrt: um selbst als höchster Typus empfunden zu werden. Er concipirt einen Gegensatz-Typus: den Tschandala. Diesen mit allen Mitteln verächtlich zu machen giebt die folie ab für die Kasten-Ordnung. — Die extreme Angst des Priesters vor der Sinnlichkeit ist zugleich bedingt durch die Einsicht, daß hier die Kasten-Ordnung (das heißt die Ordnung überhaupt) am schlimmsten bedroht ist. Jede „freiere Tendenz“ in puncto puncti wirft die Ehegesetzgebung über den Haufen —.

Im Fall der indischen Priester ist nicht nur die allen Priestern eignende Rancune gegen die Sinnlichkeit in Betracht zu ziehen (— darin nämlich stimmen sie überein: sie nehmen die Sinnlichkeit als persönlichen Feind), das Wesentliche ist, daß nur eine extreme Rigorosität in diesem Punkte die feudale alte Ordnung, die sie geschaffen haben, aufrecht erhält: der Begriff der Kasten, der Reinheit der Kasten, der Distanz der Kasten. Sie verlangen die Ehe, mit aller Strenge; sie sind ähnlich wie die Chinesen, am entgegengesetzten Ende der europäischen Schlawheit: — sie halten es für eine religiöse Pflicht, einen Sohn zu haben, sie machen das Heil oder Unheil in dem persönlichen Handeln davon abhängig, daß man einen Sohn hat. — Man kann nicht genug Werth auf eine solche Gesinnung legen, eine um hundert Grad würdigere und ernsthaftere Gesinnung, als sie z. B. das Christenthum hat. In letzterem kommt die Ehe nur als eine Concession an die menschliche Schwachheit in Betracht.

Der christliche Priester ist von Anfang an der Todfeind der Sinnlichkeit: man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als die unschuldig-ahnungsvolle und feierliche Haltung, mit der z. B. in den ehrwürdigsten Frauenculten Athens die Gegenwart der geschlechtlichen Symbole betrachtet wurde. Der Akt der Zeugung ist das Geheimniß an sich in allen nicht-asketischen Religionen: eine Art Symbol der Vollendung und der geheimnißvollen Absicht der Zukunft, der Wiedergeburt, Unsterblichkeit.

Das, was an der Religiosität der alten Griechen staunen macht, ist die unbändige Fülle von Dankbarkeit, welche sie ausströmt: — es ist eine sehr vornehme Art Mensch, welche so vor

der Natur und vor dem Leben steht! — Später, als der Pöbel in Griechenland zum Übergewicht kommt, überwuchert die Furcht auch in der Religion; und das Christenthum bereitet sich vor. —

Man soll das Christenthum als historische Realität nicht mit jener Einen Wurzel verwechseln, an welche es mit seinem Namen erinnert: die andern Wurzeln, aus denen es gewachsen ist, sind bei weitem mächtiger gewesen. Es ist ein Mißbrauch ohne gleichen, wenn solche Verfalls-Gebilde und Mißformen, die „christliche Kirche“, „christlicher Glaube“ und „christliches Leben“ heißen, sich mit jenem heiligen Namen abzeichnen. Was hat Christus verneint? — Alles, was heute christlich heißt.

Die ganze christliche Lehre von Dem, was geglaubt werden soll, die ganze christliche „Wahrheit“ ist eitel Lug und Trug; und genau das Gegenstück von Dem, was den Anfang der christlichen Bewegung gegeben hat.

Das gerade, was im kirchlichen Sinn das Christliche ist, ist das Antichristliche von vornherein: lauter Sachen und Personen statt der Symbole, lauter Historie statt der ewigen Thatfachen, lauter Formeln, Riten, Dogmen statt einer Praxis des Lebens. Christlich ist die vollkommene Gleichgültigkeit gegen Dogmen, Cultus, Priester, Kirche, Theologie.

Die Praxis des Christenthums ist keine Phantasterei, so wenig die Praxis des Buddhismus sie ist: sie ist ein Mittel, glücklich zu sein.

Jesus gebietet: Man soll Dem, der böse gegen uns ist, weder durch die That, noch im Herzen Widerstand leisten.

Man soll keinen Grund anerkennen, sich von seinem Weibe zu scheiden.

Man soll keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, Ausländern und Volksgenossen machen.

Man soll sich gegen Niemanden erzürnen, man soll Niemanden geringschätzen. Gebt Almosen im Verborgenen. Man soll nicht reich werden wollen. Man soll nicht schwören. Man soll nicht richten. Man soll sich versöhnen, man soll vergeben. Betet nicht öffentlich.

Jesus geht direkt auf den Zustand los, das „Himmelreich“ im Herzen, und findet die Mittel nicht in der Observanz der jüdischen Kirche —; er rechnet selbst die Realität des Juden-

thums (seine Nöthigung, sich zu erhalten) für nichts; er ist rein innerlich.

Ebenso macht er sich nichts aus den sämtlichen groben Formeln im Verkehr mit Gott: er wehrt sich gegen die ganze Buß- und Versöhnungs-Lehre; er zeigt, wie man leben muß, um sich als „vergöttlicht“ zu fühlen — und wie man nicht mit Buße und Zerknirschung über seine Sünden dazu kommt: „es liegt nichts an Sünde“ ist sein Haupturtheil. Um „göttlich“ zu werden, ist die Hauptsache, daß man sich satt hat: insofern ist sogar der Sünder besser daran, als der Gerechte.

Sünde, Buße, Vergebung, — das gehört Alles nicht hierher, — das ist ungemischtes Judenthum, oder es ist heidnisch.

Das Himmelreich ist ein Zustand des Herzens (— von den Kindern wird gesagt „ihrer ist das Himmelreich“); nichts, was „über der Erde“ ist. Das Reich Gottes „kommt“ nicht chronologisch-historisch, nicht nach dem Kalender, etwas, das eines Tages da wäre und Tags vorher nicht: sondern es ist eine „Sinnes-Änderung im Einzelnen“, etwas, das jeder Zeit kommt und jeder Zeit noch nicht da ist.

Wenn der Verbrecher selbst, der Schwächer am Kreuz, der einen schmerzhaften Tod leidet, urtheilt: „so, wie dieser Jesus, ohne Revolte, ohne Feindschaft, gütig, ergeben, leidet und stirbt, so allein ist es das Rechte“: hat er das Evangelium bejaht: und damit ist er im Paradiese.

In der ganzen Psychologie des „Evangeliums“ fehlt der Begriff Schuld und Strafe; insgleichen der Begriff Lohn. Die „Sünde“, jedwedes Distanz-Verhältniß zwischen Gott und Mensch ist abgeschafft, — eben das ist die „frohe Botschaft“. Die Seligkeit wird nicht verheißen, sie wird nicht an Bedingungen geknüpft: sie ist die einzige Realität — der Rest ist Zeichen, um von ihr zu reden.

Das Christenthum ist jeden Augenblick noch möglich. Es ist an keines der unverschämten Dogmen gebunden, welche sich mit seinem Namen geschmückt haben: es braucht weder die Lehre vom persönlichen Gott, noch von der Sünde, noch von der Unsterblichkeit, noch von der Erlösung, noch vom Glauben; es hat schlechterdings keine Metaphysik nöthig, noch weniger den Asketismus, noch weniger eine christliche „Naturwissen-

schaft". Das Christenthum ist eine Praxis, keine Glaubenslehre. Es sagt uns wie wir handeln, nicht was wir glauben sollen.

Wer jetzt sagte „ich will nicht Soldat sein“, „ich kümmere mich nicht um die Gerichte“, „die Dienste der Polizei werden von mir nicht in Anspruch genommen“, „ich will nichts thun, was den Frieden in mir selbst stört: und wenn ich daran leiden muß, Nichts wird mehr mir den Frieden erhalten als Leiden“ — der wäre Christ.

Das Christenthum ist möglich als privateste Daseinsform; es setzt eine enge, abgezogene, vollkommen unpolitische Gesellschaft voraus, — es gehört in's Conventikel. Ein „christlicher Staat“, eine „christliche Politik“ dagegen ist eine Schamlosigkeit, eine Lüge, etwa wie eine christliche Heerführung, welche zuletzt den „Gott der Heerschaaren“ als Generalstabschef behandelt. Auch das Papstthum ist niemals im Stande gewesen, christliche Politik zu machen; und wenn Reformatoren (Luther z. B.) Politik treiben, so weiß man, daß sie eben solche Anhänger Macchiavell's sind wie irgend welche Immoralisten oder Tyrannen.

Das Christenthum ist ein naiver Anfaß zu einer buddhistischen Friedensbewegung, mitten aus dem eigentlichen Herde des Ressentiments heraus, aber durch Paulus zu einer heidnischen Mysterienlehre umgedreht, welche endlich sich mit der ganzen staatlichen Organisation vertragen lernt und Kriege führt, verurtheilt, foltert, schwört, haßt.

Paulus geht von dem Mysterien-Bedürfniß der großen religiös-erregten Menge aus: er sucht ein Opfer, eine blutige Phantasmagorie, die den Kampf aushält mit den Bildern der Geheimculte: Gott am Kreuze, das Bluttrinken, die unio mystica mit dem „Opfer“.

Er sucht die Fortexistenz (die selige, entführte Fortexistenz der Einzelseele) als Auferstehung in Causalverbindung mit jenem Opfer zu bringen (nach dem Typus des Dionysos, Mithras, Osiris).

Er hat nöthig, den Begriff Schuld und Sünde in den Vordergrund zu bringen, nicht eine neue Praxis (wie sie Jesus selbst zeigte und lehrte), sondern einen neuen Cultus, einen neuen Glauben, einen Glauben an eine wundergleiche Verwandlung („Erlösung“ durch den Glauben).

Er hat das große Bedürfniß der heidnischen Welt verstanden und aus den Thatfachen vom Leben und Tode Christi eine vollkommen willkürliche Auswahl gemacht, Alles neu accentuirt, überall das Schwergewicht verlegt, er hat prinzipiell das ursprüngliche Christenthum annullirt.

Das Attentat auf Priester und Theologen mündete, Dank dem Paulus, in eine neue Priesterschaft und Theologie — einen herrschenden Stand, auch eine Kirche.

Das Attentat auf die übermäßige Wichtigthuerei der „Person“ mündete in den Glauben an die „ewige Person“ (in die Sorge um's „ewige Heil“), in die paradoxeste Übertreibung des Personal-Egoismus.

Das ist der Humor der Sache, ein tragischer Humor: Paulus hat gerade Das im großen Stile wieder aufgerichtet, was Christus durch sein Leben annullirt hatte. Endlich, als die Kirche fertig ist, nimmt sie sogar das Staats-Dasein unter ihre Sanction.

Die Christen haben niemals die Handlungen praktizirt, welche ihnen Jesus vorgeschrieben hat, und das unverschämte Gerede von der „Rechtfertigung durch den Glauben“ und dessen oberster und einziger Bedeutsamkeit ist nur die Folge davon, daß die Kirche nicht den Muth, noch den Willen hatte, sich zu den Werken zu bekennen, welche Jesus forderte.

Die Kirche ist exakt Das, wogegen Jesus gepredigt hat — und wogegen er seine Jünger kämpfen lehrte —

Zur Psychologie des Paulus. Das Faktum ist der Tod Jesu. Das bleibt auszulegen. Daß es eine Wahrheit und einen Irrthum in ihrer Auslegung giebt, ist solchen Leuten gar nicht in den Sinn gekommen: eines Tags steigt ihnen eine sublimen Möglichkeit in den Kopf „es könnte dieser Tod das und das bedeuten“ und sofort ist er das! Eine Hypothese beweist sich durch den sublimen Schwung, welchen sie ihrem Urheber giebt!

„Der Beweis der Kraft“: d. h. ein Gedanke wird durch seine Wirkung bewiesen, — („an seinen Früchten“, wie die Bibel *naiv* sagt); was begeistert, muß wahr sein — wofür man sein Blut läßt, muß wahr sein. —

Hier wird überall das plötzliche Machtgefühl, das ein Gedanke in seinem Urheber erregt, diesem Gedanken als Werth

zugerechnet: — und da man einen Gedanken gar nicht anders zu ehren weiß, als indem man ihn als wahr bezeichnet, so ist das erste Prädikat, das er zu seiner Ehre bekommt, er sei wahr. Wie könnte er sonst wirken? Er wird von einer Macht imaginirt: gesetzt, sie wäre nicht real, so könnte sie nicht wirken. Er wird als inspirirt aufgefaßt: die Wirkung, die er ausübt, hat etwas von der Übergewalt eines dämonischen Einflusses —

Ein Gedanke, dem ein solcher Décadent nicht Widerstand zu leisten vermag, dem er vollends verfällt, ist als wahr „bewiesen“!

Es kommt nicht darauf an, ob Etwas wahr ist, sondern wie es wirkt —: absoluter Mangel an intellektueller Rechtschaffenheit. Alles ist gut, die Lüge, die Verleumdung, die unverschämteste Zurechtmachung, wenn es dient, jenen Wärme-grad zu erhöhen, — bis man „glaubt“ —.

Die Realität, auf der das Christenthum sich aufbauen konnte, war die kleine jüdische Familie der Diaspora, mit ihrer Wärme und Zärtlichkeit, mit ihrer im ganzen römischen Reiche unerhörten und vielleicht unverstandenen Bereitschaft zum Helfen, Einstehen für einander, mit ihrem verborgenen und in Demuth verkleideten Stolz der „Auserwählten“, mit ihrem innerlichsten Meinsagen ohne Neid zu Allem, was obenauf ist und was Glanz und Macht für sich hat. Das als Macht erkannt zu haben, diesen seligen Zustand als mittheilsam, verführerisch, ansteckend auch für Heiden erkannt zu haben — ist das Genie des Paulus: den Schatz von latenter Energie, von klugem Glück auszunützen zu einer „jüdischen Kirche freieren Bekenntnisses“, die ganze jüdische Erfahrung und Meisterschaft der Gemeinde-Selbsterhaltung unter der Fremdherrschaft, auch die jüdische Propaganda — das errieth er als seine Aufgabe. Was er vorfand, das war eben jene absolut unpolitische und abseits gestellte Art kleiner Leute: ihre Kunst, sich zu behaupten und durchzusetzen, in einer Anzahl Tugenden angezüchtet, welche den einzigen Sinn von Tugend ausdrückten („Mittel der Erhaltung und Steigerung einer bestimmten Art Mensch“).

Aus der kleinen jüdischen Gemeinde kommt das Prinzip der Liebe her: es ist eine leidenschaftlichere Seele, die hier unter der Asche von Demuth und Armseligkeit glüht: so war es

weder griechisch, noch indisch, noch gar germanisch. Das Lied zu Ehren der Liebe, welches Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auslodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christenthum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht gethan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperatur-Erhöhung.

Es versteht sich, daß eine solche Übertragung nicht stattfinden konnte in Hinsicht auf die herrschenden Stände: die Juden und Christen hatten die schlechten Manieren gegen sich, — und was Stärke und Leidenschaft der Seele bei schlechten Manieren ist, das wirkt abstoßend und beinahe Ekel erregend (— ich sehe diese schlechten Manieren, wenn ich das neue Testament lese). Man mußte durch Niedrigkeit und Noth mit dem hier redenden Typus des niederen Volkes verwandt sein, um das Anziehende zu empfinden. Es ist eine Probe davon, ob man etwas klassischen Geschmack im Leibe hat, wie man zum neuen Testament steht (wie Tacitus); wer davon nicht revoltirt ist, der weiß nicht, was klassisch ist. Man muß das „Kreuz“ empfinden wie Goethe. —

Das „Christenthum“ ist etwas Grundverschiedenes von Dem geworden, was sein Stifter that und wollte. Es ist die große antiheldnische Bewegung des Alterthums, formulirt mit Benützung von Leben, Lehre und „Worten“ des Stifters des Christenthums, aber in einer absolut willkürlichen Interpretation nach dem Schema grundverschiedener Bedürfnisse: übersetzt in die Sprache aller schon bestehenden unterirdischen Religionen —

Es ist die Heraufkunft des Pessimismus (— während Jesus den Frieden und das Glück der Lämmer bringen wollte): und zwar des Pessimismus der Schwachen, der Unterlegenen, der Leidenden, der Unterdrückten.

Ihr Todfeind ist 1. die Macht in Charakter, Geist und Geschmack; die „Weltlichkeit“; 2. das klassische „Glück“, die vornehme Leichtfertigkeit und Skepsis, der harte Stolz, die excentrische Ausschweifung und die kühle Selbstgenugsamkeit

des Weisen, das griechische Raffinement in Gebärde, Wort und Form. Ihr Todfeind ist der Römer ebenso sehr als der Grieche.

Das Evangelium: die Nachricht, daß den Niedrigen und Armen ein Zugang zum Glück offen steht, — daß man Nichts zu thun hat als sich von der Institution, der Tradition, der Bevormundung der oberen Stände loszumachen: insofern ist die Heraufkunft des Christenthums Nichts weiter, als die typische Sozialisten-Lehre.

Eigenthum, Erwerb, Vaterland, Stand und Rang, Tribunale, Polizei, Staat, Kirche, Unterricht, Kunst, Militärwesen: Alles ebenso viele Verhinderungen des Glücks, Irthümer, Verstrickungen, Teufelswerke, denen das Evangelium das Gericht ankündigt — Alles typisch für die Sozialisten-Lehre.

Im Hintergrunde der Aufruhr, die Explosion eines aufgestaunten Widerwillens gegen die „Herren“, der Instinkt dafür, wie viel Glück nach so langem Drucke schon im frei-sich-fühlen liegen könnte. (Meistens ein Symptom davon, daß die unteren Schichten zu menschenfreundlich behandelt worden sind, daß sie ein ihnen verbotenes Glück bereits auf der Zunge schmecken. Nicht der Hunger erzeugt Revolutionen, sondern daß das Volk en mangeant Appetit bekommen hat.)

Ich liebe es durchaus nicht an jenem Jesus von Nazareth oder an seinem Apostel Paulus, daß sie den kleinen Leuten so viel in den Kopf gesetzt haben, als ob es Etwas auf sich habe mit ihren bescheidenen Tugenden. Man hat es zu theuer bezahlen müssen: denn sie haben die werthvolleren Qualitäten von Tugend und Mensch in Verruf gebracht, sie haben das schlechte Gewissen und das Selbstgefühl der vornehmen Seele gegen einander gesetzt, sie haben die tapfern, großmüthigen, verwegenen, excessiven Neigungen der starken Seele irregeleitet, bis zur Selbstzerstörung.

Dies war die verhängnißvollste Art Größenwahn, die bisher auf Erden dagewesen ist: — wenn diese kleinen Mißgeburten von Nuckern anfangen, die Worte „Gott“, „jüngstes Gericht“, „Wahrheit“, „Liebe“, „Weisheit“, „heiliger Geist“ für sich in Anspruch zu nehmen und sich damit gegen „die Welt“ abzugrenzen, wenn diese Art Mensch anfängt, die Werthe nach sich um-

zudrehen, wie als ob sie der Sinn, das Salz, das Maß und Gewicht vom ganzen Rest wären. Daß man sie verfolgte, das war eine antike Dummheit großen Stils: damit nahm man sie zu ernst, damit machte man aus ihnen einen Ernst.

Das ganze Verhängniß war dadurch ermöglicht, daß schon eine verwandte Art von Größenwahn in der Welt war, der jüdische; andererseits dadurch, daß die griechischen Philosophen der Moral Alles gethan hatten, um einen Moral-Fanatismus selbst unter Griechen und Römern vorzubereiten und schmachhaft zu machen. Plato, die große Zwischenbrücke der Verderbniß, der zuerst die Natur in der Moral nicht verstehen wollte, der bereits die griechischen Götter mit seinem Begriff „gut“ entwerthet hatte, der bereits jüdisch-angemuckert war (— in Ägypten?).

Die große Lüge in der Historie — als ob es die Verderbniß des Heidenthums gewesen wäre, die dem Christenthum die Bahn gemacht habe! Aber es war die Schwächung und Vermoralisirung des antiken Menschen! Die Umdeutung der Naturtriebe in Laster war schon vorhergegangen!

Heidnisch ist das Jasagen zum Natürlichen, das Unschuldsgefühl im Natürlichen, „die Natürlichkeit“. Christlich ist das Neinsagen zum Natürlichen, das Unwürdigkeits-Gefühl im Natürlichen, die Widernatürlichkeit.

Der Glaube an uns ist die stärkste Fessel und der höchste Peitschenschlag — und der stärkste Flügel. Das Christenthum hätte die Unschuld des Menschen als Glaubensartikel aufstellen sollen — die Menschen wären Götter geworden: damals konnte man noch glauben.

Wann und wo hat je ein Mensch, der in Betracht kommt, jenem christlichen Ideal ähnlich gesehen? Wenigstens für solche Augen, wie sie ein Psycholog und Nierenprüfer haben muß! — man blättere alle Helden Plutarch's durch.

Man soll es dem Christenthum nie vergeben, daß es solche Menschen wie Pascal zu Grunde gerichtet hat. Man soll nie aufhören, eben Dies am Christenthum zu bekämpfen, daß es den Willen dazu hat, gerade die stärksten und vornehmsten Seelen zu zerbrechen. Man soll sich nie Frieden geben, solange dies Eine noch nicht in Grund und Boden zerstört ist: das Ideal vom Menschen, welches vom Christenthum erfunden

worden ist, seine Forderungen an den Menschen, sein Nein und sein Ja in Hinsicht auf den Menschen. Der ganze absurde Rest von christlicher Fabel, Begriffs-Spinnweberei und Theologie geht uns Nichts an; er könnte noch tausend Mal absurder sein, und wir würden nicht einen Finger gegen ihn aufheben. Aber jenes Ideal bekämpfen wir, das mit seiner krankhaften Schönheit und Weibs-Verführung, mit seiner heimlichen Verleumder-Beredsamkeit allen Feigheiten und Eitelkeiten müdgewordener Seelen zuredet — und die Stärksten haben müde Stunden — wie als ob alles Das, was in solchen Zuständen am nützlichsten und wünschbarsten scheinen mag, Vertrauen, Arglosigkeit, Anspruchslosigkeit, Geduld, Liebe zu seines Gleichen, Ergebung, Hingebung an Gott, eine Art Abschirrung und Abdankung seines ganzen Ichs, auch an sich das Nützlichste und Wünschbarste sei; wie als ob die kleine bescheidene Mißgeburt von Seele, das tugendhafte Durchschnittsthier und Heerdenstaf Mensch nicht nur den Vorrang vor der stärkeren, böseren, begehrlieheren, trostigeren, verschwenderischeren und darum hundertfach gefährdeteren Art Mensch habe, sondern geradezu für den Menschen überhaupt das Ideal, das Ziel, das Maß, die höchste Wünschbarkeit abgebe. Diese Aufrichtung eines Ideals war bisher die unheimlichste Versuchung, welcher der Mensch ausgesetzt war: denn mit ihm drohte den stärker gerathenen Ausnahmen und Glücksfällen von Mensch, in denen der Wille zur Macht und zum Wachsthum des ganzen Typus Mensch einen Schritt vorwärts thut, der Untergang; mit seinen Werthen sollte das Wachsthum jener Mehr-Menschen an der Wurzel angegraben werden, welche um ihrer höheren Ansprüche und Aufgaben willen freiwillig auch ein gefährlicheres Leben in den Kauf nehmen. Was wir am Christenthum bekämpfen? Daß es die Starken zerbrechen will, daß es ihren Muth entmuthigen, ihre schlechten Stunden und Müdigkeiten ausnützen, ihre stolze Sicherheit in Unruhe und Gewissensnoth verkehren will, daß es die vornehmen Instinkte giftig und krank zu machen versteht, bis sich ihre Kraft, ihr Wille zur Macht rückwärts kehrt, gegen sich selber kehrt, — bis die Starken an den Ausschweifungen der Selbstverachtung und der Selbstmißhandlung zu Grunde gehen: jene schauerliche Art des Zugrundegehens, deren berühmtestes Beispiel Pascal abgiebt.

Modernes Christenthum.

Die größten Ereignisse gelangen am schwersten den Menschen zum Gefühl: zum Beispiel die Thatsache, daß der christliche Gott „todt ist“, daß in unseren Erlebnissen nicht mehr eine himmlische Güte und Erziehung, nicht mehr eine göttliche Gerechtigkeit, nicht überhaupt eine immanente Moral, sich ausdrückt. Das ist eine furchtbare Neuigkeit, welche noch ein paar Jahrhunderte bedarf, um den Europäern zum Gefühl zu kommen: und dann wird es eine Zeit lang scheinen, als ob alles Schwergewicht aus den Dingen weg sei. —

Die Religionen gehen an dem Glauben der Moral zu Grunde. Der christlich-moralische Gott ist nicht haltbar: folglich „Atheismus“ — wie als ob es keine andere Art Götter geben könne.

Wir sind keine Christen mehr: wir sind dem Christenthum entwachsen, nicht weil wir ihm zu ferne, sondern weil wir ihm zu nahe gewohnt haben, mehr noch, weil wir aus ihm gewachsen sind, — es ist unsre strengere und verwöhntere Frömmigkeit selbst, die uns heute verbietet noch Christen zu sein.

„Die Agnostiker“, die Verehrer des Unbekannten und Geheimnißvollen an sich, woher nehmen sie das Recht, ein Fragezeichen als Gott anzubeten? Ein Gott, der sich dergestalt im Verborgenen hält, verdient vielleicht Furcht, aber gewiß nicht Anbetung! Und warum könnte das Unbekannte nicht der Teufel sein? Aber „es muß angebetet werden“ — so gebietet hier der Instinkt, hier der Anstand: das ist englisch. Die Transcendentalisten, welche finden, daß alle menschliche Erkenntniß nicht den Wünschen ihres Herzens genügt, vielmehr ihnen widerspricht und Schauder macht, — sie setzen unschuldig eine Welt irgendwo an, welche dennoch ihrem Wunsch entspricht und die eben nicht unsrer Erkenntniß sich zugänglich zeigt: diese Welt, meinen sie, sei die wahre Welt, im Verhältniß zu welcher unsere erkennbare Welt eine Täuschung ist. So Kant, so schon die Vedanta-Philosophie, so manche Amerikaner. — „Wahr“ das heißt für sie: was dem Wunsch unseres Herzens entspricht.

Gesetzt selbst, daß ein Gegenbeweis des christlichen Glaubens nicht geführt werden könnte, hielt Pascal es doch in Hinsicht auf eine furchtbare Möglichkeit, daß er dennoch wahr sei, für klug im höchsten Sinne, Christ zu sein. Heute findet man, zum

Zeichen, wie sehr das Christenthum an Furchtbarkeit eingebüßt hat, jenen andern Versuch seiner Rechtfertigung, daß, selbst wenn er ein Irrthum wäre, man zeitlebens doch den großen Vortheil und Genuß dieses Irrthums habe: — es scheint also, daß gerade um seiner beruhigenden Wirkungen willen dieser Glaube aufrecht erhalten werden solle, — also nicht aus Furcht vor einer drohenden Möglichkeit, vielmehr aus Furcht vor einem Leben, dem ein Ziel abgeht. Diese hedonistische Wendung, der Beweis aus der Lust, ist ein Symptom des Niedergangs: er ersetzt den Beweis aus der Kraft, aus dem, was an der christlichen Idee Erschütterung ist, aus der Furcht. Thatsächlich nähert sich in dieser Umdeutung das Christenthum der Erschöpfung: man begnügt sich mit einem opiatischen Christenthum, weil man weder zum Suchen, Kämpfen, Wagen, Alleinstehn-wollen die Kraft hat, noch zum Pascalismus, zu dieser grüblerischen Selbstverachtung, zum Glauben an die menschliche Unwürdigkeit, zur Angst des „Vielleicht-Verurtheilten“. Aber ein Christenthum, das vor Allem franke Nerven beruhigen soll, hat jene furchtbare Lösung eines „Gottes am Kreuze“ überhaupt nicht nöthig: weshalb im Stillen überall der Buddhismus in Europa Fortschritte macht.

Wenn ihr das Gesetz von Lust und Unlust über euch fühlt, und kein höheres: nun, wohlan, so wählt euch die angenehmsten und nicht die wahrscheinlichsten Meinungen: wozu bei euch Atheismus! — Der Gegensatz von Atheismus und Theismus ist nicht „Wahrheit“ und „Unwahrheit“, sondern daß wir uns eine Hypothese nicht mehr gestatten, die wir Anderen recht gern noch gestatten (mehr noch!). Die Frömmigkeit ist die einzig erträgliche Form des gemeinen Menschen: wir wollen, daß das Volk religiös wird, damit wir nicht Ekel vor ihm empfinden: wie jetzt, wo der Anblick der Massen ekelhaft ist.

Neue Auffassung der Religion; meine Sympathie mit den Frommen — es ist der erste Grad: ihr Ungenügen an sich — die Selbst-Überwindung als Stufe der Überwindung des Menschen.

Die Einsamkeit ist es, welche wir hüten, wenn wir der religiösen Organisation der Menschheit das Wort reden: Religion als Fortsetzung und Vertiefung der politischen Grundlehre gedacht, welche immer die Lehre der ungleichen Rechte, der Nothwendigkeit eines Gesellschafts-Baus mit Hoch und Niedrig,

mit Gebietenden und Gehorchenden ist: Religion bedeutet uns die Lehre von der Rangverschiedenheit der Seelen, und der Züchtung und Ermöglichung der höheren Seelen auf Unkosten der niederen.

Die Moralen und Religionen sind die Hauptmittel, mit denen man aus dem Menschen gestalten kann, was Einem beliebt: vorausgesetzt, daß man einen Überschuß von schaffenden Kräften hat und seinen Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann.

Moral.

Versuch über Moral zu denken, ohne unter ihrem Zauber zu stehen, mißtrauisch gegen die Überlistung ihrer schönen Gebärde und Blicke.

Eine Welt, die wir verehren können, die unserem anbetenden Triebe gemäß ist, — die sich fortwährend beweist — durch Leitung des Einzelnen und Allgemeinen —: dies ist die christliche Anschauung, aus der wir Alle stammen.

Durch ein Wachsthum an Schärfe, Mißtrauen, Wissenschaftlichkeit (auch durch einen höher gerichteten Instinkt der Wahrhaftigkeit, also wieder unter christlichen Einwirkungen) ist diese Interpretation uns immer mehr unerlaubt geworden.

Feinster Ausweg: der Kant'sche Kriticismus. Der Intellekt tritt sich selbst das Recht ab sowohl zur Interpretation in jenem Sinne, als zur Ablehnung der Interpretation in jenem Sinne. Man begnügt sich mit einem Mehr von Vertrauen und Glauben, mit einem Verzichtleisten auf alle Beweisbarkeit seines Glaubens, mit einem unbegreiflichen und überlegenen „Ideal“ (Gott) die Lücke auszufüllen.

Der Hegel'sche Ausweg, im Anschluß an Plato, ein Stück Romantik und Reaktion, zugleich das Symptom des historischen Sinns, einer neuen Kraft: der „Geist“ selbst ist das sich enthüllende und verwirklichende Ideal: im „Prozeß“, im „Werden“ offenbart sich ein immer Mehr von diesem Ideal, an das wir glauben —, also das Ideal verwirklicht sich, der Glaube richtet sich auf die Zukunft, in der er seinem edlen Bedürfnisse nach anbeten kann. Kurz,

1. Gott ist uns unerkennbar und unnachweisbar (Hinter Sinn der erkenntnißtheoretischen Bewegung);

2. Gott ist nachweisbar, aber als etwas werdendes, und wir gehören dazu, eben mit unfrem Drang zum Idealen (Hinterfinn der historisirenden Bewegung).

Man sieht: es ist niemals die Kritik an das Ideal selbst gerückt, sondern nur an das Problem, woher der Widerspruch gegen daselbe kommt, warum es noch nicht erreicht oder warum es nicht nachweisbar im Kleinen und Großen ist.

Es macht den größten Unterschied: ob man aus der Leidenschaft heraus, aus einem Verlangen heraus, diesen Nothstand als Nothstand fühlt oder ob man ihn mit der Spitze des Gedankens und einer gewissen Kraft der historischen Imagination gerade noch als Problem erreicht.

Abseits von der religiös-philosophischen Betrachtung finden wir daselbe Phänomen: der Utilitarismus (der Sozialismus, der Demokratismus) kritisirt die Herkunft der moralischen Werthschätzungen, aber er glaubt an sie, ebenso wie der Christ. (Naivetät, als ob Moral übrig bliebe, wenn der sanktionirende Gott fehlt! Das „Jenseits“ absolut nothwendig, wenn der Glaube an Moral aufrecht erhalten werden soll.)

Grundproblem: woher diese Allgewalt des Glaubens? des Glaubens an die Moral? — der sich auch darin verrieth, daß selbst die Grundbedingungen des Lebens zu Gunsten der Moral falsch interpretirt werden: trotz Kenntniß der Thierwelt und Pflanzenwelt („Selbsterhaltung“ darwinistische Perspektive auf Versöhnung altruistischer und egoistischer Prinzipien).

Das Problem der Moral sehen und zeigen — das scheint mir die neue Aufgabe und Hauptsache. Ich leugne, daß dies in der bisherigen Moralphilosophie geschehen.

Es gelingt den Wenigsten, in dem, worin wir leben, woran wir von Alters her gewöhnt sind, ein Problem zu sehn, — das Auge ist gerade dafür nicht eingestellt: dies scheint mir zumal in Betreff unsrer Moral der Fall zu sein.

Das Problem „jeder Mensch als Objekt für Andere“ ist Anlaß zu den höchsten Ehrverleihungen: für sich selbst — nein!

Das Problem „Du sollst“: ein Hang, der sich nicht zu begründen weiß, ähnlich wie der Geschlechtstrieb, soll nicht unter die Verurtheilung der Triebe fallen; umgekehrt, er soll ihr Werthmesser und Richter sein!

Das Problem der „Gleichheit“, während wir Alle nach Auszeichnung dürsten: hier gerade sollen wir umgekehrt an uns genau die Anforderungen wie an Andere stellen. Das ist so abgeschmackt, sinnfällig verrückt: aber — es wird als heilig, als höheren Ranges empfunden, der Widerspruch gegen die Vernunft wird kaum gehört.

Die Vernachlässigung und Preisgebung von Wohl und Leben, also Aufopferung und Selbstlosigkeit, ist auszeichnend, ebenso: die vollkommene Verzichtleistung auf eigne Werth-Setzung, der unbedingte Gehorsam gegen die Moral und der Glaube vor ihr mit Jedermann gleichstehen. Summa: „der Werth der Handlungen ist bestimmt, jeder Einzelne ist dieser Werthung unterworfen“.

Wir sehn: eine Autorität redet — wer redet? — Man darf es dem menschlichen Stolze nachsehen, wenn er diese Autorität so hoch als möglich suchte, um sich so wenig als möglich unter ihr gedemüthigt zu finden. Also — Gott redet!

Man bedurfte Gottes, als einer unbedingten Sanction, welche keine Instanz über sich hat, als eines „kategorischen Imperators“ —: oder, sofern man an die Autorität der Vernunft glaubt, man brauchte eine Einheits-Metaphysik.

Gesetzt nun, der Glaube an Gott ist dahin: so stellt sich die Frage von Neuem: „wer redet?“ — Meine Antwort, nicht aus der Metaphysik, sondern der Thier-Physiologie genommen: der Heerden-Instinkt redet. Er will Herr sein: daher sein „du sollst!“ — er will den Einzelnen nur im Sinne des Ganzen, zum Besten des Ganzen gelten lassen, er haßt die Sich-Loslösenden, — er wendet den Haß aller Einzelnen gegen ihn.

Der anscheinend verrückte Gedanke, daß Einer die Handlung, die er dem Anderen erweist, höher halten soll, als die sich selbst erwiesene, dieser Andere ebenso wieder u. s. w. (daß man nur Handlungen gut heißen soll, weil Einer dabei nicht sich selbst im Auge hat, sondern das Wohl des Anderen) hat seinen Sinn: nämlich als Instinkt des Gemeinfinns, auf der Schätzung beruhend, daß am Einzelnen überhaupt wenig gelegen ist, aber sehr viel an Allen zusammen, vorausgesetzt, daß sie eben eine Gemeinschaft bilden, mit einem Gemeingefühl und Gemein-Gewissen.

Moral als Illusion der Gattung, um den Einzelnen anzutreiben, sich der Zukunft zu opfern: scheinbar ihm selbst einen unendlichen Werth zugestehend, sodaß er mit diesem Selbstbewußtsein andere Seiten seiner Natur tyrannisiert und niederhält und schwer mit sich zufrieden ist.

Tiefste Dankbarkeit für Das, was die Moral bisher geleistet hat: aber jetzt nur noch ein Druck, der zum Verhängniß werden würde! Sie selbst zwingt als Redlichkeit zur Moral-Verneinung.

Die Frage nach der Herkunft unserer Werthschätzungen und Gütertafeln fällt ganz und gar nicht mit deren Kritik zusammen, wie so oft geglaubt wird: so gewiß auch die Einsicht in irgend eine *pudenda origo* für das Gefühl eine Werthverminderung der so entstandnen Sache mit sich bringt und gegen dieselbe eine kritische Stimmung und Haltung vorbereitet. Wir fragen also:

Was sind unsre Werthschätzungen und moralischen Gütertafeln selber werth? Was kommt bei ihrer Herrschaft heraus? für wen? in Bezug worauf? — Antwort: für das Leben. Aber was ist Leben? Hier thut also eine neue bestimmtere Fassung des Begriffs „Leben“ noth: meine Formel dafür lautet: Leben ist Wille zur Macht.

Was bedeutet das Werthschätzen selbst? weist es auf eine andere, metaphysische Welt zurück oder hinab? (wie noch Kant glaubte, der vor der großen historischen Bewegung steht). Kurz: wo ist es entstanden? Oder ist es nicht „entstanden“? — Antwort: das moralische Werthschätzen ist eine Auslegung, eine Art zu interpretiren. Die Auslegung selbst ist ein Symptom bestimmter physiologischer Zustände, ebenso eines bestimmten geistigen Niveaus von herrschenden Urtheilen: Wer legt aus? — Unsre Affekte.

Tendenz der Moral-Entwicklung. Jeder wünscht, daß keine andere Lehre und Schätzung der Dinge zur Geltung komme außer einer solchen, bei der er selbst gut wegkommt. Grundtendenz folglich der Schwachen und Mittelmäßigen aller Zeiten, die Stärkeren schwächer zu machen, herunter zu ziehen: Hauptmittel das moralische Urtheil. Das Verhalten des Stärkeren gegen den Schwächeren wird gebrand-

markt; die höheren Zustände des Stärkeren bekommen schlechte Beinamen.

Der Kampf der Vielen gegen die Wenigen, der Gewöhnlichen gegen die Seltenen, der Schwachen gegen die Starken — eine seiner feinsten Unterbrechungen ist die, daß die Ausgesuchten, Feinen, Auspruchsvolleren sich als die Schwachen präsentiren und die größeren Mittel der Macht von sich weisen —

Ich lehre: die Heerde sucht einen Typus aufrecht zu erhalten und wehrt sich nach beiden Seiten, ebenso gegen die davon Entartenden (Verbrecher u. s. w.), als gegen die darüber Emporragenden. Die Tendenz der Heerde ist auf Stillstand und Erhaltung gerichtet, es ist nichts Schaffendes in ihr.

Die Schwäche des Heerdenthieres erzeugt eine ganz ähnliche Moral wie die Schwäche des Décadent: sie verstehen sich, sie verbünden sich (— die großen Décadence-Religionen rechnen immer auf die Unterstützung durch die Heerde). An sich fehlt alles Krankhafte am Heerdenthier, es ist unschätzbar selbst; aber unfähig sich zu leiten, braucht es einen „Hirten“, — das verstehen die Priester. Der Staat ist nicht intim, nicht heimlich genug; die „Gewissensleitung“ entgeht ihm.

Die ganze Moral Europa's hat den Nutzen der Heerde auf dem Grunde: die Trübsal aller höheren, seltneren Menschen liegt darin, daß Alles, was sie auszeichnet, ihnen mit dem Gefühl der Verkleinerung und Verunglimpfung zum Bewußtsein kommt.

Je gefährlicher eine Eigenschaft der Heerde scheint, um so gründlicher wird sie in Acht gethan.

Zwei Typen der Moral sind nicht zu verwechseln: eine Moral, mit der sich der gesund gebliebene Instinkt gegen die beginnende Décadence wehrt, — und eine andere Moral, mit der eben diese Décadence sich formulirt, rechtfertigt und selber abwärts führt.

Die erstere pflegt stoisch, hart, tyrannisch zu sein (— der Stoizismus selbst war eine solche Hemmschuh-Moral); die andere ist schwärmerisch, sentimental, voller Geheimnisse, sie hat die Weiber und die „schönen Gefühle“ für sich (— das erste Christenthum war eine solche Moral).

Man hat bisher das Christenthum immer auf eine falsche, und nicht bloß schüchterne Weise angegriffen. Solange man

nicht die Moral des Christenthums als Kapitalverbrechen am Leben empfindet, haben dessen Vertheidiger gutes Spiel. Die Frage der bloßen „Wahrheit“ des Christenthums — sei es in Hinsicht auf die Existenz seines Gottes oder die Geschichtlichkeit seiner Entstehungslegende, gar nicht zu reden von der christlichen Astronomie und Naturwissenschaft — ist eine ganz nebensächliche Angelegenheit, solange die Werthfrage der christlichen Moral nicht berührt ist. Taugt die Moral des Christenthums etwas oder ist sie eine Schändung und Schmach trotz aller Heiligkeit der Verführungskünste? (Es giebt Schlupfwinkel jeder Art für das Problem von der Wahrheit; und die Gläubigsten können zuletzt sich der Logik der Ungläubigsten bedienen, um sich ein Recht zu schaffen, gewisse Dinge zu affirmiren — nämlich als unwiderlegbar, als jenseits der Mittel aller Widerlegung —, dieser Kunstgriff heißt sich z. B. Kantischer Kritizismus).

An sich hat eine Religion Nichts mit der Moral zu thun: aber die beiden Abkömmlinge der jüdischen Religion sind beide wesentlich moralische Religionen, — solche, die Vorschriften darüber geben, wie gelebt werden soll, und mit Lohn und Strafe ihren Forderungen Gehör schaffen.

Man hat sich zu allen Zeiten und sonderlich zu den christlichen Zeiten viel Mühe gegeben, den Menschen auf eine halbseitige Tüchtigkeit, auf den „Guten“ zu reduziren: noch heute fehlt es nicht an kirchlich Verbildeten und Geschwächten, denen diese Absicht mit der „Vermenschlichung“ überhaupt oder mit dem „Willen Gottes“ oder mit dem „Heil der Seele“ zusammenfällt. Hier wird als wesentliche Forderung gestellt, daß der Mensch nichts Böses thue, daß er unter keinen Umständen schade, schaden wolle. Als Weg dazu gilt: die Verschneidung aller Möglichkeit zur Feindschaft, die Aushängung aller Instinkte des Ressentiments, der „Frieden der Seele“ als chronisches Übel.

Diese Denkweise, mit der ein bestimmter Typus Mensch gezüchtet wird, geht von einer absurden Voraussetzung aus: sie nimmt das Gute und das Böse als Realitäten, die mit sich im Widerspruch sind (nicht als complementäre Werthbegriffe, was die Wahrheit wäre), sie rath die Partei des Guten zu nehmen, sie verlangt, daß der Gute dem Bösen bis in die letzte Wurzel entsagt und widerstrebt, — sie verneint tatsäch-

lich damit das Leben, welches in allen seinen Instinkten sowohl das Ja wie das Nein hat. Nicht daß sie dies begriffe: sie träumt umgekehrt davon, zur Ganzheit, zur Einheit, zur Stärke des Lebens zurückzukehren: sie denkt es sich als Zustand der Erlösung, wenn endlich der eignen innern Anarchie, der Unruhe zwischen jenen entgegengesetzten Werth-Antrieben ein Ende gemacht wird. — Vielleicht gab es bisher keine gefährlichere Ideologie, keinen größeren Anflug in psychologics, als diesen Willen zum Guten: man zog den widerlichsten Typus, den unfreien Menschen groß, den Mucker; man lehrte, eben nur als Mucker sei man auf dem rechten Wege zur Gottheit, nur ein Mucker-Wandel sei ein göttlicher Wandel.

Und selbst hier noch behält das Leben Recht, — das Leben, welches das Ja nicht vom Nein zu trennen weiß —: was hilft es, mit allen Kräften den Krieg für böse zu halten, nicht schaden, nicht Nein thun zu wollen! man führt doch Krieg! man kann gar nicht anders! Der gute Mensch, der dem Bösen entsagt hat, behaftet, wie es ihm wünschbar scheint, mit jener Hemiplegie der Tugend, hört durchaus nicht auf, Krieg zu führen, Feinde zu haben, Nein zu sagen, Nein zu thun. Der Christ zum Beispiel haßt die „Sünde“! — und was ist ihm nicht alles „Sünde“! Gerade durch jenen Glauben an einen Moral-Gegensatz von Gut und Böse ist ihm die Welt vom Hassenswerthen, vom Ewig-zu-Bekämpfenden übervoll geworden. „Der Gute“ sieht sich wie umringt vom Bösen und unter dem beständigen Ansturm des Bösen, er verfeinert sein Auge, er entdeckt unter all seinem Tichten und Trachten noch das Böse: und so endet er, wie es folgerichtig ist, damit, die Natur für böse, den Menschen für verderbt, das Gutsein für Gnade (das heißt als menschenunmöglich) zu verstehen. In summa: er verneint das Leben, er begreift, wie das Gute als oberster Werth das Leben verurtheilt. Damit sollte seine Ideologie von Gut und Böse ihm als widerlegt gelten. Aber eine Krankheit widerlegt man nicht. Und so concipirt er ein anderes Leben!

Ein nur tugendhafter Mensch ist schon deshalb eine niedrigere Species, weil er keine „Person“ ist, sondern seinen Werth dafür erhält, einem Schema Mensch gemäß zu sein, das

ein für alle Mal aufgestellt ist. Er hat nicht seinen Werth a parte: er kann verglichen werden, er hat seines Gleichen, er soll nicht einzeln sein.

Rechnet die Eigenschaften des guten Menschen nach, weshalb thun sie uns wohl? Weil wir keinen Krieg nöthig haben, weil er kein Mißtrauen, keine Vorsicht, keine Sammlung und Strenge uns auferlegt: unsere Faulheit, Gutmüthigkeit, Leichtsinzigkeit macht sich einen guten Tag. Dieses unser Wohlgefühl ist es, das wir aus uns hinausprojiciren und dem guten Menschen als Eigenschaft, als Werth zurechnen.

Bescheiden, fleißig, wohlwollend, mäßig: so wollt ihr den Menschen? den guten Menschen? Aber mich dünkt das nur der ideale Sklave, der Sklave der Zukunft.

Der ideale Sklave (der „gute Mensch“) kann sich nicht als „Zweck“ fühlen, noch überhaupt sich das Recht zugestehen, Zwecke zu setzen: daher sein Instinkt für die „Selbstverleugnung“.

Utavismus: wonnevollcs Gefühl, einmal unbedingt gehorchen zu können.

Fleiß, Bescheidenheit, Wohlwollen, Mäßigkeit sind ebenso viele Verhinderungen der souveränen Gesinnung, der großen Erfindsamkeit, der heroischen Zielesetzung, des vornehmen für-sich-seins.

Es handelt sich nicht um ein Vorangehen (— damit ist man besten falls Hirt, d. h. oberster Nothbedarf der Heerde), sondern um ein für-sich-gehen-können, um ein Anders-sein-können.

Was der höheren Art zur Nahrung dient, müßte einer sehr unterschiedlichen und tiefen Art beinahe Gift sein. Die Tugenden des Pöbels würden an einem höheren Menschen Laster sein.

Es ist eine Entnatürlichung der Moral, daß man die Handlung abtrennt vom Menschen; daß man den Haß oder die Verachtung gegen die „Sünde“ wendet; daß man glaubt, es gebe Handlungen, welche an sich gut oder schlecht sind.

Eine Handlung an sich ist vollkommen leer an Werth: es kommt Alles darauf an, wer sie thut. Ein und dasselbe „Verbrechen“ kann im einen Fall das höchste Vorrecht, im andern das Brandmal sein. Thatsächlich ist es die Selbstsucht der Urtheilenden, welche eine Handlung, resp. ihren Thäter, auslegt im Verhältniß zum eigenen Nutzen oder Schaden.

Verleumdung, Verdächtigung, Unterminirung der entgegenstrebenden Tugenden, die schon in der Macht sind, Umtaufung ihres Namens, systematische Verfolgung und Verhöhnung. Also: durch lauter „Immoralitäten“.

Was eine Begierde mit sich selber macht, um zur Tugend zu werden? — Die Umtaufung; die prinzipielle Verleugnung ihrer Absichten; die Übung im Sich-Mißverstehn; die Alliance mit bestehenden und anerkannten Tugenden; die affichirte Feindschaft gegen deren Gegner. Womöglich den Schutz heiligender Mächte erkaufen; berauschen, begeistern (Tartüfferie des Idealismus); eine Partei gewinnen, die entweder mit ihr obenauf kommt oder zu Grunde geht, schließlich unbewußt, naïv werden.

Man hat die Grausamkeit zum tragischen Mitleiden verfeinert, sodasß sie als solche geleugnet wird. Desgleichen die Geschlechtsliebe in der form der amour-passion; die Sklaven-Gefinnung als christlicher Gehorsam; die Erbärmlichkeit als Demuth; die Erkrankung des nervus sympathicus z. B. als Pessimismus, Pascalismus oder Carlylismus u. s. w.

Mein Versuch, die moralischen Urtheile als Symptome und Zeichensprache zu verstehen, in denen sich Vorgänge des physiologischen Gedeihens oder Mißrathens, ebenso das Bewußtsein von Erhaltungs- und Wachstumsbedingungen verrathen.

Angewendet auf die speziell christlich-europäische Moral: unsere moralischen Urtheile sind Zeichen von Verfall, von Unglauben an das Leben, eine Vorbereitung des Pessimismus.

Mein Hauptsatz: es giebt keine moralischen Phänomene, sondern nur eine moralische Interpretation dieser Phänomene. Diese Interpretation selbst ist außermoralischen Ursprungs.

Ich verstehe unter „Moral“ ein System von Werthschätzungen, welches mit den Lebensbedingungen eines Wesens sich berührt.

Einsicht: alle die Kräfte und Triebe, vermöge deren es Leben und Wachstum giebt, sind mit dem Banne der Moral belegt: Moral als Instinkt der Verneinung des Lebens. Man muß die Moral vernichten, um das Leben zu befreien.

Inwiefern die Moral dem Leben schädlich war:

- a) dem Genuß des Lebens, der Dankbarkeit gegen das Leben u. s. w.,
- b) der Verschönerung, Veredelung des Lebens,
- c) der Erkenntniß des Lebens,
- d) der Entfaltung des Lebens, insofern es die höchsten Erscheinungen desselben mit sich selbst zu entzweien suchte.

Die Gegenrechnung ist: eine gewisse Nützlichkeit.

1. Die Moral als Erhaltungsprinzip vom größeren Ganzen, als Einschränkung der Glieder: ist nützlich für das „Werkzeug“.
2. Die Moral als Erhaltungsprinzip im Verhältniß zur inneren Gefährdung des Menschen durch Leidenschaften: nützlich für den „Mittelmäßigen“.
3. Die Moral als Erhaltungsprinzip gegen die lebenvernichtenden Einwirkungen tiefer Noth und Verkümmernng: nützlich für den „Leidenden“.
4. Die Moral als Gegenprinzip gegen die furchtbare Explosion der Mächtigen: nützlich für den „Niedrigen“.

In der Geschichte der Moral drückt sich also ein Wille zur Macht aus, durch den bald die Sklaven und Unterdrückten, bald die Mißrathenen und An-sich-Leidenden, bald die Mittelmäßigen den Versuch machen, die ihnen günstigsten Werthurtheile durchzusetzen.

Insofern ist das Phänomen der Moral vom Standpunkt der Biologie aus höchst bedenklich. Die Moral hat sich bisher entwickelt auf Unkosten: der Herrschenden und ihrer spezifischen Instinkte, der Wohlgerathenen und schönen Naturen, der Unabhängigen und Privilegirten in irgend einem Sinne.

Die Moral ist also eine Gegenbewegung gegen die Bemühungen der Natur, es zu einem höheren Typus zu bringen. Ihre Wirkung ist: Mißtrauen gegen das Leben überhaupt (insofern dessen Tendenzen als „unmoralisch“ empfunden werden), — Sinnlosigkeit, Widersinn (insofern die obersten Werthe als im Gegensatz zu den obersten Instinkten empfunden werden), — Entartung und Selbsterstörung der „höheren Naturen“, weil gerade in ihnen der Conflict bewußt wird.

Wir haben begriffen, was bisher den obersten Werth bestimmt hat und warum es Herr geworden ist über die gegnerische Werthung: — es war stärker!

Die Niedergangs-Instinkte sind Herr über die Aufgangs-Instinkte geworden, der Wille zum Nichts ist Herr geworden über den Willen zum Leben!

Ist das wahr? ist nicht vielleicht eine große Garantie des Lebens, der Gattung in diesem Sieg der Schwachen und Mittleren? — ist es vielleicht nur ein Mittel in der Gesamtbewegung zum Leben, eine Tempo-Verzögerung? eine Nothwehr gegen etwas noch Schlimmeres?

Gesetzt, die Starken wären Herr, in Allem, und auch in den Werthschätzungen geworden: ziehen wir die Consequenz, wie sie über Krankheit, Leiden, Opfer denken würden! Eine Selbstverachtung der Schwachen wäre die Folge; sie würden suchen zu verschwinden und sich auszulöschen. Und wäre dies vielleicht wünschenswerth? — und möchten wir eigentlich eine Welt, in der die Nachwirkung der Schwachen, ihre Feinheit, Rücksicht, Geistigkeit, Biegsamkeit fehlte?

Ich habe dem bleichsüchtigen Christen-Ideale den Krieg erklärt (sammt dem, was ihm nahe verwandt ist), nicht in der Absicht, es zu vernichten, sondern nur um seiner Tyrannei ein Ende zu setzen und Platz frei zu bekommen für neue Ideale, für robustere Ideale. Die Fortdauer des christlichen Ideals gehört zu den wünschenswerthesten Dingen, die es giebt: und schon um der Ideale willen, die neben ihm und vielleicht über ihm sich geltend machen wollen, — sie müssen Gegner, starke Gegner haben, um stark zu werden. — So brauchen wir Immoralisten die Macht der Moral: unser Selbsterhaltungstrieb will, daß unsre Gegner bei Kräften bleiben, — er will nur Herr über sie werden. —

Wir haben zwei „Willen zur Macht“ im Kampfe gesehen: einen Spezialfall: wir haben ein Prinzip, dem Einen Recht zu geben, der bisher unterlag, und Dem, der bisher siegte, Unrecht zu geben: wir haben die „wahre Welt“ als eine „erlogene Welt“ und die Moral als eine Form der Unmoralität erkannt. Wir sagen nicht: „der Stärkere hat Unrecht“

Naturgemäß müssen sich die Kräfte der Menschheit in der Reihenfolge entwickeln, daß die ungefährlicheren voran entwickelt (gelobt, gutgeheißen) werden, daß umgekehrt die stärksten am längsten verkehrt und verleumdet bleiben.

Was ich mit aller Kraft deutlich zu machen wünsche, ist:

a) daß es keine schlimmere Verwechslung giebt, als wenn man Zählung mit Schwächung verwechselt: was man gethan hat. Die Zählung ist, wie ich sie verstehe, ein Mittel der ungeheuren Kraft-Aufspeicherung der Menschheit, sodas die Geschlechter auf der Arbeit ihrer Vorfahren fortbauen können — nicht nur äußerlich, sondern innerlich, organisch aus ihnen herauswachsend, in's Stärkere.

b) daß es eine außerordentliche Gefahr giebt, wenn man glaubt, daß die Menschheit als Ganzes fortwüchse und stärker würde, wenn die Individuen schlaff, gleich, durchschnittlich werden. Menschheit ist ein Abstraktum: das Ziel der Zählung kann auch im einzelnsten Falle immer nur der stärkere Mensch sein (— der ungezähmte ist schwach, vergeuderisch, unbeständig —).

Mein Schlusssatz ist: daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Werth darstellt als der „wünschbare“ Mensch irgend eines bisherigen Ideals: daß alle „Wünschbarkeiten“ in Hinsicht auf den Menschen absurde und gefährliche Ausschweifungen waren, mit denen eine einzelne Art von Mensch ihre Erhaltungs- und Wachsthums-Bedingungen über der Menschheit als Gesetz aufhängen möchte; daß jede zur Herrschaft gebrachte „Wünschbarkeit“ solchen Ursprungs bis jetzt den Werth des Menschen, seine Kraft, seine Zukunftsgewißheit herabgedrückt hat; daß die Armseligkeit und Winkel-Intellektualität des Menschen sich am meisten bloßstellt, auch heute noch, wenn er wünscht; daß die Fähigkeit des Menschen, Werthe anzusetzen, bisher zu niedrig entwickelt war, um dem thatsächlichen, nicht bloß „wünschbaren“ Werthe des Menschen gerecht zu werden; daß das Ideal bis jetzt die eigentlich welt- und mensch-verleumdende Kraft, der Gifthauch über der Realität, die große Verführung zum Nichts war.

Wir sehen, daß nichts gefährlicher ist, als eine dem Wesen des Lebens widerstreitende Wünschbarkeit. — Die nihilistische Konsequenz (der Glaube an die Werthlosigkeit) ist die Folge der

moralischen Werthschätzung: — das Egoistische ist uns verleidet (selbst nach der Einsicht in die Unmöglichkeit des Unegoistischen); — das Nothwendige ist uns verleidet (selbst nach Einsicht in die Unmöglichkeit eines liberum arbitrium und einer „intelligiblen Freiheit“). Wir sehen, daß wir die Sphäre, wohin wir unsere Werthe gelegt haben, nicht erreichen — damit hat die andere Sphäre, in der wir leben, noch keineswegs an Werth gewonnen: im Gegentheil, wir sind müde, weil wir den Hauptantheil verloren haben. „Umsonst bisher!“

Aber unter den Kräften, die die Moral großzog, war die Wahrhaftigkeit: diese wendet sich endlich gegen die Moral, entdeckt ihre Teleologie, ihre interessirte Betrachtung — und jetzt wirkt die Einsicht in diese lange eingefleischte Verlogenheit, die man verzweifelt von sich abzuthun, gerade als Stimulans. Wir constatiren jetzt Bedürfnisse an uns, gepflanzt durch die lange Moral-Interpretation, welche uns jetzt als Bedürfnisse zum Unwahren erscheinen: andererseits sind es die, an denen der Werth zu hängen scheint, derentwegen wir zu leben aushalten. Dieser Antagonismus, Das, was wir erkennen, nicht zu schätzen, und Das, was wir uns vorlügen möchten, nicht mehr schätzen zu dürfen: — ergibt einen Auflösungsprozeß.

Aber wir errathen auch, inwiefern diese Selbstvernichtung der Moral noch ein Stück ihrer eigenen Kraft ist. Wir Europäer haben das Blut Solcher in uns, die für ihren Glauben gestorben sind; wir haben die Moral furchtbar ernst genommen und es giebt Nichts, was wir ihr nicht irgendwie geopfert haben. Andererseits: unsre geistige Freiheit ist wesentlich durch Gewissens-Division erreicht worden. Wir wissen das „Wohin?“ noch nicht, zu dem wir getrieben werden, nachdem wir uns dergestalt von unserem alten Boden abgelöst haben. Aber dieser Boden selbst hat uns die Kraft angezüchtet, die uns jetzt hinaustreibt in die Ferne, in's Abenteuer, durch die wir in's Uferlose, Unerprobte, Unentdeckte hinausgestoßen werden, — es bleibt uns keine Wahl, wir müssen Eroberer sein, nachdem wir kein Land mehr haben, wo wir heimisch sind, wo wir „erhalten“ möchten. Ein verborgenes Ja treibt uns dazu, das stärker ist als alle unsere Neins. Unsre Stärke selbst duldet uns nicht mehr im alten

morschen Boden: wir wagen uns in die Weite, wir wagen uns daran: die Welt ist noch reich und unentdeckt, und selbst Zu-Grunde-gehn ist besser, als halb und giftig werden. Unsere Stärke selbst zwingt uns auf's Meer, dorthin wo alle Sonnen bisher untergegangen sind: wir wissen um eine neue Welt.

Philosophie.

Thun wir einigen Uberglauben von uns ab, der in Bezug auf Philosophen bisher gang und gäbe war!

Die Philosophen sind eingenommen gegen den Schein, den Wechsel, den Schmerz, den Tod, das Körperliche, die Sinne, das Schicksal und die Unfreiheit, das Zwecklose.

Sie glauben erstens an die absolute Erkenntniß, zweitens an die Erkenntniß um der Erkenntniß willen, drittens an die Tugend und das Glück im Bunde, viertens an die Erkennbarkeit der menschlichen Handlungen. Sie sind von instinktiven Werthbestimmungen geleitet, in denen sich frühere Culturzustände spiegeln (gefährlichere).

Die Philosophen hatten erstens von jeher das wunderbare Vermögen zur *contradictio in adjecto*; zweitens sie trauten den Begriffen ebenso unbedingt, als sie den Sinnen mißtrauten: sie erwogen nicht, daß Begriffe und Worte unser Erbgut aus Zeiten sind, wo es in den Köpfen sehr dunkel und anspruchslos zugieng.

Was am letzten den Philosophen aufdämmert: sie müssen sich die Begriffe nicht mehr nur schenken lassen, nicht nur sie reinigen und aufhellen, sondern sie allererst machen, schaffen, hinstellen und zu ihnen überreden. Bisher vertraute man im Ganzen seinen Begriffen, wie als einer wunderbaren Mitgift aus irgendwelcher Wunder-Welt: aber es waren zuletzt die Erbschaften unsrer fernsten, ebenso dümmsten als geschheidtesten Vorfahren. Es gehört diese Pietät gegen Das, was sich in uns vorfindet, vielleicht zu dem moralischen Element im Erkennen. Zunächst thut die absolute Skepsis gegen alle überlieferten Begriffe noth (wie sie vielleicht schon einmal Ein Philosoph besessen hat — Plato natürlich — denn er hat das Gegentheile gelehrt).

Die Bedeutung der Philosophie (Hegel): einen Pantheismus auszudenken, bei dem das Böse, der Irrthum, das Leid

c) Höhepunkt eines Volkes („seiner Cultur“) als Folge der moralischen Höhe.

2. Die prinzipielle Fälschung der großen Menschen, der großen Schaffenden, der großen Zeiten:

man will, daß der Glaube das Auszeichnende der Großen ist: aber die Unbedenklichkeit, die Skepsis, die Erlaubniß, sich eines Glaubens entschlagen zu können, die „Unmoralität“ gehört zur Größe (Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon, aber auch Homer, Aristophanes, Lionardo, Goethe). Man unterschlägt immer die Hauptsache, ihre „Freiheit des Willens“. —

Die Intoleranz der Moral ist ein Ausdruck von der Schwäche des Menschen: er fürchtet sich von seiner „Unmoralität“, er muß seine stärksten Triebe verneinen, weil er sie noch nicht zu benutzen weiß. So liegen die fruchtbarsten Striche der Erde am längsten unbebaut: — die Kraft fehlt, die hier Herr werden könnte.

Überwindung der Affekte? — Nein, wenn es Schwächung und Vernichtung derselben bedeuten soll. Sondern in Dienst nehmen: wozu gehören mag, sie lange zu tyrannisieren (nicht zuerst als Einzelne, sondern als Gemeinde, Rasse u. s. w.). Endlich giebt man ihnen eine vertrauensvolle Freiheit wieder: sie lieben uns wie gute Diener und gehen freiwillig dorthin, wo unser Bestes hin will.

Wenn wir uns, aus dem Instinkte der Gemeinschaft heraus, Vorschriften machen und gewisse Handlungen verbieten, so verbieten wir, wenn es Vernunft hat, nicht eine Art zu „sein“, nicht eine „Gesinnung“, sondern nur eine gewisse Richtung und Ausanwendung dieses „Seins“, dieser „Gesinnung“. Aber da kommt der Ideologe der Tugend, der Moralist, seines Wegs und sagt: „Gott sieht das Herz an! Was liegt daran, daß ihr euch bestimmter Handlungen enthaltet: ihr seid darum nicht besser!“ Antwort: mein Herr Langohr und Tugendfame, wir wollen durchaus nicht besser sein, wir sind sehr zufrieden mit uns, wir wollen uns nur nicht unter einander Schaden thun, — und deshalb verbieten wir gewisse Handlungen in einer gewissen Rücksicht, nämlich auf uns.

Es thut gut, „Recht“, „Unrecht“ u. s. w. in einem bestimmten bürgerlichen Sinn zu nehmen, wie „thue Recht und

dung der allgemeinen Auflösung und Unvollendung hielt ich die ewige Wiederkunft!

Man sucht das Bild der Welt in der Philosophie, bei der es uns am freisten zu Muthе wird; d. h. bei der unser mächtigster Trieb sich frei fühlt zu seiner Thätigkeit. So wird es auch bei mir stehn!

Ich muß das schwierigste Ideal des Philosophen aufstellen. Das Lernen thut's nicht! Der Gelehrte ist das Heerden-thier im Reiche der Erkenntniß, — welcher forscht, weil es ihm befohlen und vorgemacht worden ist. —

Uberglaube über den Philosophen: Verwechslung mit den wissenschaftlichen Menschen. Als ob die Werthe in den Dingen steckten und man sie nur festzuhalten hätte! Inwiefern sie unter der Einflüsterung gegebener Werthe forschen (ihr Haß auf Schein, Leib u. s. w.). Schopenhauer in Betreff der Moral (Hohn über den Utilitarismus). Zuletzt geht die Verwechslung so weit, daß man den Darwinismus als Philosophie betrachtet: und jetzt ist die Herrschaft bei den wissenschaftlichen Menschen. Auch die Franzosen wie Taine suchen oder meinen zu suchen, ohne die Werthmaße schon zu haben. Die Niederwerfung vor den „Facten“, eine Art Cultus. Thatsächlich vernichten sie die bestehenden Werthschätzungen.

Erklärung dieses Mißverständnisses. Der Befehlende entsteht selten; er mißdeutet sich selber. Man will durchaus die Autorität von sich ablehnen und in die Umstände setzen. — In Deutschland gehört die Schätzung des Kritikers in die Geschichte der erwachenden Männlichkeit. Lessing u. s. w. (Napoleon über Goethe). Thatsächlich ist diese Bewegung durch die deutsche Romantik wieder rückgängig gemacht: und der Ruf der deutschen Philosophie bezieht sich auf sie, als ob mit ihr die Gefahr der Skeptis beseitigt sei, und der Glaube bewiesen werden könne. In Hegel kulminiren beide Tendenzen: im Grunde verallgemeinert er die Thatsache der deutschen Kritik und die Thatsache der deutschen Romantik, — eine Art von dialektischem Fatalismus, aber zu Ehren des Geistes, thatsächlich mit Unterwerfung des Philosophen unter die Wirklichkeit. Der Kritiker bereitet vor: nicht mehr!

Mit Schopenhauer dämmert die Aufgabe des Philosophen, daß es sich um eine Bestimmung des Werthes handele: immer noch unter der Herrschaft des Eudämonismus.

Verleumdung, Verdächtigung, Unterminirung der entgegenstrebenden Tugenden, die schon in der Macht sind, Umtaufung ihres Namens, systematische Verfolgung und Verhöhnung. Also: durch lauter „Immoralitäten“.

Was eine Begierde mit sich selber macht, um zur Tugend zu werden? — Die Umtaufung; die prinzipielle Verleugnung ihrer Absichten; die Übung im Sich-Mißverstehn; die Alliance mit bestehenden und anerkannten Tugenden; die affichirte Feindschaft gegen deren Gegner. Womöglich den Schutz heiligender Mächte erkaufen; berauschen, begeistern (Cattüfferie des Idealismus); eine Partei gewinnen, die entweder mit ihr obenauf kommt oder zu Grunde geht, schließlich unbewußt, naïv werden.

Man hat die Grausamkeit zum tragischen Mitleiden verfeinert, sodaß sie als solche geleugnet wird. Desgleichen die Geschlechtsliebe in der form der amour-passion; die Sklaven-Gefinnung als christlicher Gehorsam; die Erbärmlichkeit als Demuth; die Erkrankung des nervus sympathicus z. B. als Pessimismus, Pascalismus oder Carlylismus u. s. w.

Mein Versuch, die moralischen Urtheile als Symptome und Zeichensprache zu verstehen, in denen sich Vorgänge des physiologischen Gedeihens oder Mißrathens, ebenso das Bewußtsein von Erhaltungs- und Wachstumsbedingungen verrathen.

Angewendet auf die speziell christlich-europäische Moral: unsere moralischen Urtheile sind Zeichen von Verfall, von Unglauben an das Leben, eine Vorbereitung des Pessimismus.

Mein Hauptsatz: es giebt keine moralischen Phänomene, sondern nur eine moralische Interpretation dieser Phänomene. Diese Interpretation selbst ist außermoralischen Ursprungs.

Ich verstehe unter „Moral“ ein System von Werthschätzungen, welches mit den Lebensbedingungen eines Wesens sich berührt.

Einsicht: alle die Kräfte und Triebe, vermöge deren es Leben und Wachstum giebt, sind mit dem Banne der Moral belegt: Moral als Instinkt der Verneinung des Lebens. Man muß die Moral vernichten, um das Leben zu befreien.

gebunden zu haben, das Band mit den Griechen, dem bisher höchstgearteten Typus „Mensch“. Wir nähern uns heute allen jenen grundsätzlichen Formen der Weltauslegung wieder, welche der griechische Geist, in Anaximander, Heraklit, Parmenides, Empedokles, Demokrit und Anaxagoras, erfunden hat — wir werden von Tag zu Tage griechischer, zuerst wie billig in Begriffen und Werthschätzungen, gleichsam als gräcisirende Gespenster, aber dereinst hoffentlich auch mit unserem Leib! Hierin liegt (und lag von jeher) meine Hoffnung für das deutsche Wesen!

Die eigentlichen Philosophen der Griechen sind die vor Sokrates (mit Sokrates verändert sich Etwas). Das sind alles vornehme Personagen, abseits sich stellend von Volk und Sitte, gereift, ernst bis zur Dästerkeit, mit langsamem Auge, den Staatsgeschäften und der Diplomatie nicht fremd. Sie nehmen den Weisen alle großen Conceptionen der Dinge vorweg: sie stellen sie selber dar, sie bringen sich in System. Nichts giebt einen höheren Begriff vom griechischen Geist, als diese plötzliche Fruchtbarkeit an Typen, als diese ungewollte Vollständigkeit in der Aufstellung der großen Möglichkeiten des philosophischen Ideals. — Ich sehe nur noch Eine originale Figur in dem Kommen- den: einen Spätling, aber nothwendig den letzten, — den Nihilisten Pyrrho: — er hat den Instinkt gegen alles Das, was inzwischen obenaufgekommen war, die Sokratiker, Plato. (Pyrrho greift über Protagoras zu Demokrit zurück.)

Das Problem des Sokrates. — Die beiden Gegensätze: die tragische Gesinnung, die sokratische Gesinnung, — gemessen an dem Gesetz des Lebens.

Ich suche zu begreifen, aus welchen partiellen und idiosynkratischen Zuständen das sokratische Problem ableitbar ist: seine Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück. Mit diesem Absurdum von Identitätslehre hat er bezaubert: die antike Philosophie kam nicht wieder davon los.

Sokrates. — Dieser Umschlag des Geschmacks zu Gunsten der Dialektik ist ein großes Fragezeichen. Was geschah eigentlich? — Sokrates, der Roturier, der ihn durchsetzte, kam mit ihm über einen vornehmeren Geschmack, den Geschmack der Vornehmen, zum Sieg: — der Pöbel kam mit der Dialektik zum Sieg. Vor Sokrates lehnte man seitens aller guten Gesellschaft die dialekt.

Wir haben begriffen, was bisher den obersten Werth bestimmt hat und warum es Herr geworden ist über die gegnerische Werthung: — es war stärker!

Die Niedergangs-Instinkte sind Herr über die Aufgangs-Instinkte geworden, der Wille zum Nichts ist Herr geworden über den Willen zum Leben!

Ist das wahr? ist nicht vielleicht eine große Garantie des Lebens, der Gattung in diesem Sieg der Schwachen und Mittleren? — ist es vielleicht nur ein Mittel in der Gesamtbewegung zum Leben, eine Tempo-Verzögerung? eine Nothwehr gegen etwas noch Schlimmeres?

Gesetzt, die Starken wären Herr, in Allem, und auch in den Werthschätzungen geworden: ziehen wir die Consequenz, wie sie über Krankheit, Leiden, Opfer denken würden! Eine Selbstverachtung der Schwachen wäre die Folge; sie würden suchen zu verschwinden und sich auszulöschen. Und wäre dies vielleicht wünschenswerth? — und möchten wir eigentlich eine Welt, in der die Nachwirkung der Schwachen, ihre Feinheit, Rücksicht, Geistigkeit, Biegsamkeit fehlte?

Ich habe dem bleichsüchtigen Christen-Ideale den Krieg erklärt (samt dem, was ihm nahe verwandt ist), nicht in der Absicht, es zu vernichten, sondern nur um seiner Tyrannei ein Ende zu setzen und Platz frei zu bekommen für neue Ideale, für robustere Ideale. Die Fortdauer des christlichen Ideals gehört zu den wünschenswerthesten Dingen, die es giebt: und schon um der Ideale willen, die neben ihm und vielleicht über ihm sich geltend machen wollen, — sie müssen Gegner, starke Gegner haben, um stark zu werden. — So brauchen wir Immoralisten die Macht der Moral: unser Selbsterhaltungstrieb will, daß unsre Gegner bei Kräften bleiben, — er will nur Herr über sie werden. —

Wir haben zwei „Willen zur Macht“ im Kampfe gesehen: einen Spezialfall: wir haben ein Prinzip, dem Einen Recht zu geben, der bisher unterlag, und Dem, der bisher siegte, Unrecht zu geben: wir haben die „wahre Welt“ als eine „erlogene Welt“ und die Moral als eine Form der Unmoralität erkannt. Wir sagen nicht: „der Stärkere hat Unrecht“

Naturgemäß müssen sich die Kräfte der Menschheit in der Reihenfolge entwickeln, daß die ungefährlicheren voran entwickelt (gelobt, gutgeheißen) werden, daß umgekehrt die stärksten am längsten verkehrt und verleumdet bleiben.

Was ich mit aller Kraft deutlich zu machen wünsche, ist:

a) daß es keine schlimmere Verwechslung giebt, als wenn man Zähmung mit Schwächung verwechselt: was man gethan hat. Die Zähmung ist, wie ich sie verstehe, ein Mittel der ungeheuren Kraft-Auffpeicherung der Menschheit, sodaß die Geschlechter auf der Arbeit ihrer Vorfahren fortbauen können — nicht nur äußerlich, sondern innerlich, organisch aus ihnen herauswachsend, in's Stärkere.

b) daß es eine außerordentliche Gefahr giebt, wenn man glaubt, daß die Menschheit als Ganzes fortwüchse und stärker würde, wenn die Individuen schlaff, gleich, durchschnittlich werden. Menschheit ist ein Abstraktum: das Ziel der Zähmung kann auch im einzelnsten Falle immer nur der stärkere Mensch sein (— der ungezähmte ist schwach, vergeuderisch, unbeständig —).

Mein Schlußsatz ist: daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Werth darstellt als der „wünschbare“ Mensch irgend eines bisherigen Ideals: daß alle „Wünschbarkeiten“ in Hinsicht auf den Menschen absurde und gefährliche Ausschweifungen waren, mit denen eine einzelne Art von Mensch ihre Erhaltungs- und Wachstums-Bedingungen über der Menschheit als Gesetz aufhängen möchte; daß jede zur Herrschaft gebrachte „Wünschbarkeit“ solchen Ursprungs bis jetzt den Werth des Menschen, seine Kraft, seine Zukunftsgewißheit herabgedrückt hat; daß die Armseligkeit und Winkel-Intellektualität des Menschen sich am meisten bloßstellt, auch heute noch, wenn er wünscht; daß die Fähigkeit des Menschen, Werthe anzusetzen, bisher zu niedrig entwickelt war, um dem thatsächlichen, nicht bloß „wünschbaren“ Werthe des Menschen gerecht zu werden; daß das Ideal bis jetzt die eigentlich welt- und mensch-verleumdende Kraft, der Gifthauch über der Realität, die große Verführung zum Nichts war.

Wir sehen, daß nichts gefährlicher ist, als eine dem Wesen des Lebens widerstrebende Wünschbarkeit. — Die nihilistische Consequenz (der Glaube an die Werthlosigkeit) ist die Folge der

moralischen Werthschätzung: — das Egoistische ist uns verleidet (selbst nach der Einsicht in die Unmöglichkeit des Unegoistischen); — das Nothwendige ist uns verleidet (selbst nach Einsicht in die Unmöglichkeit eines liberum arbitrium und einer „intelligiblen Freiheit“). Wir sehen, daß wir die Sphäre, wohin wir unsere Werthe gelegt haben, nicht erreichen — damit hat die andere Sphäre, in der wir leben, noch keineswegs an Werth gewonnen: im Gegentheil, wir sind müde, weil wir den Hauptantheil verloren haben. „Umsonst bisher!“

Aber unter den Kräften, die die Moral großzog, war die Wahrhaftigkeit: diese wendet sich endlich gegen die Moral, entdeckt ihre Teleologie, ihre interessirte Betrachtung — und jetzt wirkt die Einsicht in diese lange eingefleischte Verlogenheit, die man verzweifelt von sich abzuthun, gerade als Stimulans. Wir constatiren jetzt Bedürfnisse an uns, gepflanzt durch die lange Moral-Interpretation, welche uns jetzt als Bedürfnisse zum Unwahren erscheinen: andererseits sind es die, an denen der Werth zu hängen scheint, derentwegen wir zu leben aushalten. Dieser Antagonismus, Das, was wir erkennen, nicht zu schätzen, und Das, was wir uns vorlügen möchten, nicht mehr schätzen zu dürfen: — ergibt einen Auflösungsprozeß.

Aber wir errathen auch, inwiefern diese Selbstvernichtung der Moral noch ein Stück ihrer eigenen Kraft ist. Wir Europäer haben das Blut Solcher in uns, die für ihren Glauben gestorben sind; wir haben die Moral furchtbar ernst genommen und es giebt Nichts, was wir ihr nicht irgendwie geopfert haben. Andererseits: unsre geistige Freiheit ist wesentlich durch Gewissens-Divisektion erreicht worden. Wir wissen das „Wohin?“ noch nicht, zu dem wir getrieben werden, nachdem wir uns dergestalt von unserem alten Boden abgelöst haben. Aber dieser Boden selbst hat uns die Kraft angezuchtet, die uns jetzt hinaustreibt in die Ferne, in's Abenteuer, durch die wir in's Uferlose, Unerprobte, Unentdeckte hinausgestoßen werden, — es bleibt uns keine Wahl, wir müssen Eroberer sein, nachdem wir kein Land mehr haben, wo wir heimisch sind, wo wir „erhalten“ möchten. Ein verborgenes Ja treibt uns dazu, das stärker ist als alle unsere Neins. Unsre Stärke selbst duldet uns nicht mehr im alten

morschen Boden: wir wagen uns in die Weite, wir wagen uns daran: die Welt ist noch reich und unentdeckt, und selbst Zu-Grunde-gehn ist besser, als halb und giftig werden. Unsere Stärke selbst zwingt uns auf's Meer, dorthin wo alle Sonnen bisher untergegangen sind: wir wissen um eine neue Welt.

Philosophie.

Thun wir einigen Aberglauben von uns ab, der in Bezug auf Philosophen bisher gang und gäbe war!

Die Philosophen sind eingenommen gegen den Schein, den Wechsel, den Schmerz, den Tod, das Körperliche, die Sinne, das Schicksal und die Unfreiheit, das Zwecklose.

Sie glauben erstens an die absolute Erkenntniß, zweitens an die Erkenntniß um der Erkenntniß willen, drittens an die Tugend und das Glück im Bunde, viertens an die Erkennbarkeit der menschlichen Handlungen. Sie sind von instinktiven Werthbestimmungen geleitet, in denen sich frühere Culturzustände spiegeln (gefährlichere).

Die Philosophen hatten erstens von jeher das wunderbare Vermögen zur *contradictio in adjecto*; zweitens sie trauten den Begriffen ebenso unbedingt, als sie den Sinnen mißtrauten: sie erwogen nicht, daß Begriffe und Worte unser Erbgut aus Zeiten sind, wo es in den Köpfen sehr dunkel und anspruchslos zugiegt.

Was am letzten den Philosophen aufdämmert: sie müssen sich die Begriffe nicht mehr nur schenken lassen, nicht nur sie reinigen und aufhellen, sondern sie allererst machen, schaffen, hinstellen und zu ihnen überreden. Bisher vertraute man im Ganzen seinen Begriffen, wie als einer wunderbaren Mitgift aus irgendwelcher Wunder-Welt: aber es waren zuletzt die Erbschaften unsrer fernsten, ebenso dümmsten als gescheidtesten Vorfahren. Es gehört diese Pietät gegen Das, was sich in uns vorfindet, vielleicht zu dem moralischen Element im Erkennen. Zunächst thut die absolute Skepsis gegen alle überlieferten Begriffe noth (wie sie vielleicht schon einmal Ein Philosoph besessen hat — Plato natürlich — denn er hat das Gegentheil gelehrt).

Die Bedeutung der Philosophie (Hegel): einen Pantheismus auszudenken, bei dem das Böse, der Irrthum, das Leid

nicht als Argumente gegen Göttlichkeit empfunden werden. Diese grandiose Initiative ist mißbraucht worden von den vorhandenen Mächten (Staat u. s. w.), als sei damit die Vernünftigkeit des gerade Herrschenden sanktionirt.

Schopenhauer erscheint dagegen als hartnäckiger Moral-Mensch, welcher endlich, um mit seiner moralischen Schätzung Recht zu behalten, zum Welt-Verneiner wird. Endlich zum „Mystiker“.

Ich selbst habe eine ästhetische Rechtfertigung versucht: wie ist die Häßlichkeit der Welt möglich? — Ich nahm den Willen zur Schönheit, zum Verharren in gleichen Formen, als ein zeitweiliges Erhaltungs- und Heilmittel: fundamental aber schien mir das ewig-Schaffende als das ewig-Zerstören-Müssende gebunden an den Schmerz. Das Häßliche ist die Betrachtungsform der Dinge unter dem Willen, einen Sinn, einen neuen Sinn in das Sinnlos-gewordene zu legen: die angehäuften Kraft, welche den Schaffenden zwingt, das Bisherige als unhaltbar, mißrathen, verneinungswürdig, als häßlich zu fühlen! —

Meine erste Lösung: die dionysische Weisheit. Lust an der Vernichtung des Edelsten und am Anblick wie er schrittweise in's Verderben geräth: als Lust am Kommenden, Zukünftigen, welches triumphirt über das vorhandene noch so Gute. Dionysisch: zeitweilige Identifikation mit dem Prinzip des Lebens (Wollust des Märtyrers einbegriffen).

Meine Neuerungen. — Weiter-Entwicklung des Pessimismus: der Pessimismus des Intellekts; die moralische Kritik, Auflösung des letzten Trostes. Erkenntniß der Zeichen des Verfalls: umschleiert durch Wahn jedes starke Handeln; die Cultur isolirt, ist ungerecht und dadurch stark.

1) Mein Anstreben gegen den Verfall und die zunehmende Schwäche der Persönlichkeit. Ich suchte ein neues Centrum.

2) Unmöglichkeit dieses Strebens erkannt:

3) Darauf gieng ich weiter in der Bahn der Auflösung, — darin fand ich für Einzelne neue Kraftquellen. Wir müssen Zerstörer sein! — — Ich erkannte, daß der Zustand der Auflösung, in der einzelne Wesen sich vollenden können wie nie — ein Abbild und Einzelfall des allgemeinen Daseins ist. Gegen die lähmende Empfin-

ding der allgemeinen Auflösung und Unvollendung hielt ich die ewige Wiederkunft!

Man sucht das Bild der Welt in der Philosophie, bei der es uns am freisten zu Muthе wird; d. h. bei der unser mächtigster Trieb sich frei fühlt zu seiner Thätigkeit. So wird es auch bei mir stehn!

Ich muß das schwierigste Ideal des Philosophen aufstellen. Das Lernen thut's nicht! Der Gelehrte ist das Heerden-thier im Reiche der Erkenntniß, — welcher forscht, weil es ihm befohlen und vorgemacht worden ist. —

Uberglaube über den Philosophen: Verwechslung mit den wissenschaftlichen Menschen. Als ob die Werthe in den Dingen steckten und man sie nur festzuhalten hätte! Inwiefern sie unter der Einflüsterung gegebener Werthe forschen (ihr Haß auf Schein, Leib u. s. w.). Schopenhauer in Betreff der Moral (Hohn über den Utilitarismus). Zulezt geht die Verwechslung so weit, daß man den Darwinismus als Philosophie betrachtet: und jetzt ist die Herrschaft bei den wissenschaftlichen Menschen. Auch die Franzosen wie Caine suchen oder meinen zu suchen, ohne die Werthmaße schon zu haben. Die Niederwerfung vor den „facten“, eine Art Cultus. Thatsächlich vernichten sie die bestehenden Werthschätzungen.

Erklärung dieses Mißverständnisses. Der Befehlende entsteht selten; er mißdeutet sich selber. Man will durchaus die Autorität von sich ablehnen und in die Umstände setzen. — In Deutschland gehört die Schätzung des Kritikers in die Geschichte der erwachenden Männlichkeit. Lessing u. s. w. (Napoleon über Goethe). Thatsächlich ist diese Bewegung durch die deutsche Romantik wieder rückgängig gemacht: und der Ruf der deutschen Philosophie bezieht sich auf sie, als ob mit ihr die Gefahr der Skepsis beseitigt sei, und der Glaube bewiesen werden könne. In Hegel kulminiren beide Tendenzen: im Grunde verallgemeinert er die Thatsache der deutschen Kritik und die Thatsache der deutschen Romantik, — eine Art von dialektischem Fatalismus, aber zu Ehren des Geistes, thatsächlich mit Unterwerfung des Philosophen unter die Wirklichkeit. Der Kritiker bereitet vor: nicht mehr!

Mit Schopenhauer dämmert die Aufgabe des Philosophen, daß es sich um eine Bestimmung des Werthes handele: immer noch unter der Herrschaft des Eudämonismus.

Die deutsche Philosophie als Ganzes — Leibniz, Kant, Hegel, Schopenhauer, um die Großen zu nennen — ist die gründlichste Art Romantik und Heimweh, die es bisher gab: das Verlangen nach dem Besten, was jemals war. Man ist nirgends mehr heimisch, man verlangt zuletzt nach Dem zurück, wo man irgend wie heimisch sein kann, weil man dort allein heimisch sein möchte: und das ist die griechische Welt! Aber gerade dorthin sind alle Brücken abgebrochen, — ausgenommen die Regenbogen der Begriffe! Und die führen überall hin, in alle Heimaten und „Vaterländer“, die es für Griechen-Seelen gegeben hat! Freilich: man muß sehr leicht, sehr dünn sein, um über diese Brücken zu schreiten! Aber welches Glück liegt schon in diesem Willen zur Geistigkeit, fast zur Geisterhaftigkeit! Wie ferne ist man damit von „Druck und Stoß“, von der mechanistischen Tölpelerei der Naturwissenschaften, von dem Jahrmarkts-Lärme der „modernen Ideen“! Man will zurück, durch die Kirchenväter zu den Griechen, aus dem Norden nach dem Süden, aus den Formeln zu den Formen; man genießt noch den Ausgang des Alterthums, das Christenthum selbst, wie einen Zugang zu ihm, wie ein gutes Stück alter Welt selber, wie ein glitzerndes Mosaik antiker Begriffe und antiker Werthurtheile. Arabesken, Schnörkel, Kokofo scholastischer Abstraktionen — immer noch besser, nämlich feiner und dünner, als die Bauern- und Pöbel-Wirklichkeit des europäischen Nordens, immer noch ein Protest höherer Geistigkeit gegen den Bauernkrieg und Pöbel-Aufstand, der über den geistigen Geschmack im Norden Europa's Herr geworden ist und welcher an dem großen „ungeistigen Menschen“, an Luther seinen Anführer hatte: — In diesem Betracht ist deutsche Philosophie ein Stück Gegenreformation, sogar noch Renaissance, mindestens Wille zur Renaissance, Wille fortzufahren in der Entdeckung des Alterthums, in der Aufgrabung der antiken Philosophie, vor Allem der Vorsokratiker — des bestverschütteten aller griechischen Tempel! Vielleicht, daß man einige Jahrhunderte später urtheilen wird, daß alles deutsche Philosophiren darin seine eigentliche Würde habe, ein schrittweises Wiedergewinnen des antiken Bodens zu sein, und daß jeder Anspruch auf „Originalität“ kleinlich und lächerlich klinge im Verhältniß zu jenem höheren Anspruche der Deutschen, das Band, das zerrissen schien, neu

gebunden zu haben, das Band mit den Griechen, dem bisher höchstgearteten Typus „Mensch“. Wir nähern uns heute allen jenen grundsätzlichen Formen der Weltauslegung wieder, welche der griechische Geist, in Anaximander, Heraklit, Parmenides, Empedokles, Demokrit und Anaxagoras, erfunden hat — wir werden von Tag zu Tage griechischer, zuerst wie billig in Begriffen und Werthschätzungen, gleichsam als gräcisirende Gespenster, aber dereinst hoffentlich auch mit unserem Leibe! Hierin liegt (und lag von jeher) meine Hoffnung für das deutsche Wesen!

Die eigentlichen Philosophen der Griechen sind die vor Sokrates (mit Sokrates verändert sich Etwas). Das sind alles vornehme Personagen, abseits sich stellend von Volk und Sitte, gereist, ernst bis zur Düsterei, mit langsamem Auge, den Staatsgeschäften und der Diplomatie nicht fremd. Sie nehmen den Weisen alle großen Conceptionen der Dinge vorweg: sie stellen sie selber dar, sie bringen sich in System. Nichts giebt einen höheren Begriff vom griechischen Geist, als diese plötzliche Fruchtbarkeit an Typen, als diese ungewollte Vollständigkeit in der Aufstellung der großen Möglichkeiten des philosophischen Ideals. — Ich sehe nur noch Eine originale Figur in dem Kommenden: einen Spätling, aber nothwendig den letzten, — den Uihlisten Pyrrho: — er hat den Instinkt gegen alles Das, was inzwischen obenaufgekommen war, die Sokrater, Plato. (Pyrrho greift über Protagoras zu Demokrit zurück.)

Das Problem des Sokrates. — Die beiden Gegensätze: die tragische Gesinnung, die sokratische Gesinnung, — gemessen an dem Gesetz des Lebens.

Ich suche zu begreifen, aus welchen partiellen und idiosynkratischen Zuständen das sokratische Problem ableitbar ist: seine Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück. Mit diesem Absurdum von Identitätslehre hat er bezaubert: die antike Philosophie kam nicht wieder davon los.

Sokrates. — Dieser Umschlag des Geschmacks zu Gunsten der Dialektik ist ein großes Fragezeichen. Was geschah eigentlich? — Sokrates, der Roturier, der ihn durchsetzte, kam mit ihm über einen vornehmeren Geschmack, den Geschmack der Vornehmen, zum Sieg: — der Pöbel kam mit der Dialektik zum Sieg. Vor Sokrates lehnte man seitens aller guten Gesellschaft die dialek-

tische Manier ab; man glaubte, daß sie bloßstelle; man warnte die Jugend vor ihr. Wozu diese Etalage von Gründen? Wozu eigentlich beweisen? Gegen Andere hatte man die Autorität. Man befahl: das genügte. Unter sich, inter pares, hatte man das Herkommen, auch eine Autorität: und, zuguterletzt, man „verstand sich“! Man fand gar keinen Platz für Dialektik. Auch mißtraute man solchem offenen Präsentiren seiner Argumente. Alle honnetten Dinge halten ihre Gründe nicht so in der Hand. Es ist etwas Unanständiges darin, alle fünf Finger zu zeigen. Was sich beweisen läßt, ist wenig werth. — Daß Dialektik Mißtrauen erregt, daß sie wenig überredet, das weiß übrigens der Instinkt der Redner aller Parteien. Nichts ist leichter wegzuwischen, als ein Dialektiker-Effekt. Dialektik kann nur eine Nothwehr sein. Man muß in der Noth sein, man muß sein Recht zu erzwingen haben: eher macht man keinen Gebrauch von ihr. Die Juden waren deshalb Dialektiker, Reineke Fuchs war es, Sokrates war es. Man hat ein schonungsloses Werkzeug in der Hand. Man kann mit ihr tyrannisiren. Man stellt bloß, indem man siegt. Man überläßt seinem Opfer den Nachweis, kein Idiot zu sein. Man macht wüthend und hilflos, während man selber kalte, triumphirende Vernünftigkeit bleibt, — man depotenzirt die Intelligenz seines Gegners. — Die Ironie des Dialektikers ist eine Form der Pöbel-Rache: die Unterdrückten haben ihre Ferocität in den kalten Messerstichen des Syllogismus.

— Die Klugheit, Helle, Härte und Logicität als Waffe wider die Wildheit der Triebe. Letztere müssen gefährlich und untergangdrohend sein: sonst hat es keinen Sinn, die Klugheit bis zu dieser Tyrannei auszubilden. Aus der Klugheit einen Tyrannen machen: — aber dazu müssen die Triebe Tyrannen sein. Dies das Problem. — Es war sehr zeitgemäß damals.

Lösung: Die späteren griechischen Philosophen stehen auf der gleichen Grundthatsache ihrer inneren Erfahrungen wie Sokrates: fünf Schritt weit vom Erzeß, von der Anarchie, von der Ausschweifung, — alles Décadence-Menschen. Sie empfinden ihn als Arzt: Logik als Wille zur Macht, zur Selbstherrschaft, zum „Glück“. Die Wildheit und Anarchie der Instinkte bei Sokrates ist ein Décadence-Symptom. Die Superfötation der

Logik und der Vernunft-Helligkeit insgleichen. Beides sind Abnormitäten, Beide gehören zu einander.

Kritik. Die Décadence verräth sich in dieser Präokkupation des „Glücks“ (d. h. des „Heils der Seele“, d. h. seinen Zustand als Gefahr empfinden). Ihr Fanatismus des Interesses für „Glück“ zeigt die Pathologie des Untergrundes: es war ein Lebensinteresse. Vernünftig sein oder zu Grunde gehn war die Alternative, vor der sie alle standen. Der Moralismus der griechischen Philosophen zeigt, daß sie sich in Gefahr fühlten.

Die Sophisten sind Nichts weiter als Realisten: sie formuliren die Allen gang und gäben Werthe und Praktiken zum Rang der Werthe, — sie haben den Muth, den alle starken Geister haben, um ihre Unmoralität zu wissen.

Glaubt man vielleicht, daß diese kleinen griechischen Freistädte, welche sich vor Wuth und Eifersucht gern aufgefressen hätten, von menschenfreundlichen und rechtschaffenen Prinzipien geleitet wurden? Macht man vielleicht dem Thukydides einen Vorwurf aus seiner Rede, die er den athenischen Gesandten in den Mund legt, als sie mit den Meliern über Untergang oder Unterwerfung verhandeln?

Inmitten dieser entsetzlichen Spannung von Tugend zu reden war nur vollendeten Tartüffs möglich — oder Abseits-Gestellten, Einsiedlern, Flüchtlingen und Auswanderern aus der Realität. Alles Leute, die negirten, um selber leben zu können —

Die Sophisten waren Griechen: als Sokrates und Plato die Partei der Tugend und Gerechtigkeit nahmen, waren sie Juden oder ich weiß nicht was —. Die Taktik Grote's zur Vertheidigung der Sophisten ist falsch: er will sie zu Ehrenmännern und Moral-Standarten erheben, — aber ihre Ehre war, keinen Schwindel mit großen Worten und Tugenden zu treiben.

Der Kampf gegen Sokrates, Plato, die sämtlichen sokratischen Schulen geht von dem tiefen Instinkt aus, daß man den Menschen nicht besser macht, wenn man ihm die Tugend als beweisbar und gründefordernd darstellt. Zulezt ist es die mesquine Thatsache, daß der agonale Instinkt alle diese gebornen Dialektiker dazu zwang, ihre Personal-Fähigkeit als oberste Eigenschaft zu verherrlichen und alles übrige Gute als be-

dingt durch sie darzustellen. Der antiwissenschaftliche Geist dieser ganzen „Philosophie“: sie will Recht behalten.

Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Sokrates war dies — und zwar deshalb, weil die Wissenschaft Dinge als wichtig nimmt, welche mit „gut“ und „böse“ nichts zu schaffen haben, folglich dem Gefühl für „Gut“ und „Böse“ Gewicht nehmen. Die Moral nämlich will, daß ihr der ganze Mensch und seine gesammte Kraft zu Diensten sei: sie hält es für die Verschwendung eines Solchen, der zum Verschwenden nicht reich genug ist, wenn der Mensch sich ernstlich um Pflanzen und Steine kümmert. Deshalb gieng in Griechenland, als Sokrates die Krankheit des Moralisirens in die Wissenschaft eingeschleppt hatte, es geschwinde mit der Wissenschaftlichkeit abwärts; eine Höhe, wie die in der Gesinnung eines Demokrit, Hippokrates und Thukydides, ist nicht zum zweiten Male erreicht worden.

Bei den griechischen Philosophen nach Sokrates sehe ich einen Niedergang der Instinkte: sonst hätten sie nicht dermaßen fehlgreifen können, den bewußten Zustand als den werthvolleren anzusehen. Die Intensität des Bewußtseins steht im umgekehrten Verhältniß zur Leichtigkeit und Schnelligkeit der cerebralen Übermittlung. Dort regierte die umgekehrte Meinung über den Instinkt: was immer das Zeichen geschwächer Instinkte ist.

Wir müssen in der That das vollkommene Leben dort suchen, wo es am wenigsten mehr bewußt wird (d. h. seine Logik, seine Gründe, seine Mittel und Absichten, seine Nützlichkeit sich vorführt). Die Rückkehr zur Thatsache des bon sens, des bon homme, der „kleinen Leute“ aller Art. Einmagazinirte Rechtschaffenheit und Klugheit seit Geschlechtern, die sich niemals ihrer Prinzipien bewußt wird und selbst einen kleinen Schauer vor Prinzipien hat. Das Verlangen nach einer raisonnirenden Tugend ist nicht raisonnable. Ein Philosoph ist mit einem solchen Verlangen compromittirt.

Wenn durch Übung in einer ganzen Reihe von Geschlechtern die Moral gleichsam einmagazinirt worden ist — also die Feinheit, die Vorsicht, die Tapferkeit, die Billigkeit —, so strahlt die Gesamtkraft dieser aufgehäuften Tugend selbst noch in die

Sphäre aus, wo die Rechtschaffenheit am seltensten, in die geistige Sphäre. In allem Bewußtwerden drückt sich ein Unbehagen des Organismus aus; es soll etwas Neues versucht werden, es ist nichts genügend zurecht dafür, es giebt Mühsal, Spannung, Überreiz, — dies Alles ist eben Bewußtwerden. Das Genie sitzt im Instinkt; das Gute ebenfalls. Man handelt nur vollkommen, sofern man instinktiv handelt. Auch moralisch betrachtet, ist alles Denken, das bewußt verläuft, eine bloße Tentative, zumeist das Widerspiel der Moral. Die wissenschaftliche Rechtschaffenheit ist immer ausgehängt, wenn der Denker anfängt zu raisonniren: man mache die Probe, man lege die Weisesten auf die Goldwage, indem man sie Moral reden macht.

Die große Vernunft in aller Erziehung zur Moral war immer, daß man hier die Sicherheit eines Instinkts zu erreichen suchte: so daß weder die gute Absicht noch die guten Mittel als solche erst in's Bewußtsein traten. So wie der Soldat erzerrt, so sollte der Mensch handeln lernen. In der That gehört dieses Unbewußtsein zu jeder Art Vollkommenheit: selbst noch der Mathematiker handhabt seine Combinationen unbewußt.

Was bedeutet nun die Reaktion des Sokrates, welcher die Dialektik als Weg zur Tugend anempfahl und sich darüber lustig machte, wenn die Moral sich nicht logisch zu rechtfertigen wußte? Aber eben das Letztere gehört zu ihrer Güte, — ohne sie taugt sie Nichts!

Es bedeutet exakt die Auflösung der griechischen Instinkte, als man die Beweisbarkeit als Voraussetzung der persönlichen Tüchtigkeit in der Tugend voranstellte. Es sind selbst Typen der Auflösung, alle diese großen „Tugendhaften“ und Wortemacher.

In praxi bedeutet es, daß die moralischen Urtheile aus ihrer Bedingtheit, aus der sie gewachsen sind und in der allein sie Sinn haben, aus ihrem griechischen und griechisch-politischen Grund und Boden ausgerissen werden und, unter dem Anschein von Sublimirung, entnatürlicht werden. Die großen Begriffe „gut“, „gerecht“ werden losgemacht von den Voraussetzungen, zu denen sie gehören, und als frei gewordne „Ideen“ Gegenstände der Dialektik. Man sucht hinter ihnen eine Wahrheit, man nimmt sie als Entitäten oder als Zeichen von Enti-

täten: man erdichtet eine Welt, wo sie zu Hause sind, wo sie herkommen.

Die Entstehungsherde der Vorstellung „andere Welt“:

der Philosoph, der eine Vernunftswelt erfindet, wo die Vernunft und die logischen Funktionen adäquat sind: — daher stammt die „wahre“ Welt;

der religiöse Mensch, der eine „göttliche Welt“ erfindet: — daher stammt die „entnatürlichte, widernatürliche“ Welt;

der moralische Mensch, der eine „freie Welt“ fingirt: — daher stammt die „gute, vollkommene, gerechte, heilige“ Welt.

Das Gemeinsame der drei Entstehungsherde: der psychologische Fehlgriff, die physiologischen Verwechslungen.

Der Irrthum ist der kostspieligste Luxus, den sich der Mensch gestatten kann: und wenn der Irrthum gar ein physiologischer Irrthum ist, dann wird er lebensgefährlich. Wofür hat folglich die Menschheit bisher am meisten gezahlt, am schlimmsten gebüßt? für ihre „Wahrheiten“: denn dieselben waren allesammt Irrthümer in physiologicis.

Die Verirrung der Philosophie ruht darauf, daß man, statt in der Logik und den Vernunftkategorien Mittel zu sehen, zum Zurechtmachen der Welt zu Nützlichkeitszwecken (also, „prinzipiell“, zu einer nützlichen Fälschung), man in ihr das Kriterium der Wahrheit, resp. der Realität zu haben glaubte. Das „Kriterium der Wahrheit“ war in der That bloß die biologische Nützlichkeit eines solchen Systems prinzipieller Fälschung: und da eine Gattung Thier nichts Wichtigeres kennt, als sich zu erhalten, so dürfte man in der That hier von „Wahrheit“ reden. Die Naivetät war nur die, die anthropozentrische Idiosynkrasie als Maß der Dinge, als Richtschnur über „real“ und „unreal“ zu nehmen: kurz, eine Bedingtheit zu verabsolutisiren. Und siehe da, jetzt fiel mit einem Mal die Welt auseinander in eine „wahre“ Welt und eine „scheinbare“: und genau die Welt, in der der Mensch zu wohnen und sich einzurichten seine Vernunft erfunden hatte, genau dieselbe wurde ihm diskreditirt. Statt die Formen als Handhabe zu benutzen, sich die Welt handlich und berechenbar zu machen, kam der Wahnsinn der Philosophen dahinter, daß in diesen Kategorien der Begriff jener Welt gegeben ist, dem die andere

Welt, die in der man lebt, nicht entspricht. Die Mittel wurden mißverstanden als Werthmaß, selbst als Verurtheilung der Absicht.

Die Geschichte der Philosophie ist ein heimliches Wüthen gegen die Voraussetzungen des Lebens, gegen die Werthgefühle des Lebens, gegen die Parteinahme zu Gunsten des Lebens. Die Philosophen haben nie gezögert, eine Welt zu bejahen, vorausgesetzt, daß sie dieser Welt widerspricht, daß sie eine Handhabe abgiebt, von dieser Welt schlecht zu reden. Es war bisher die große Schule der Verleumdung: und sie hat so sehr imponirt, daß heute noch unsere sich als Fürsprecherin des Lebens gebende Wissenschaft die Grundposition der Verleumdung acceptirt hat und diese Welt als scheinbar, diese Ursachenkette als bloß phänomenal handhabt. Was haßt da eigentlich?

Ich fürchte, es ist immer die Circe der Philosophen, die Moral, welche ihnen diesen Streich gespielt, zu allen Zeiten Verleumder sein zu müssen. Sie glaubten an die moralischen „Wahrheiten“, sie fanden da die obersten Werthe, — was blieb ihnen übrig, als, je mehr sie das Dasein begriffen, umsomehr zu ihm Nein zu sagen? Denn dieses Dasein ist unmoralisch. Und dieses Leben ruht auf unmoralischen Voraussetzungen: und alle Moral verneint das Leben —.

Durch moralische Hinterabsichten ist der Gang der Philosophie bisher am meisten aufgehalten worden.

Gesamttansicht: die bisherigen obersten Werthe sind ein Spezialfall des Willens zur Macht; die Moral selbst ist ein Spezialfall der Unmoralität.

Warum unterlagen die gegnerischen Werthe? Wie war das eigentlich möglich? Warum unterlag das Leben, die physiologische Wohlgerathenheit überall? Warum gab es keine Philosophie des Ja, keine Religion des Ja? — (Die historischen Anzeichen solcher Bewegungen: die heidnische Religion. Dionysos gegen den „Gekreuzigten“, die Renaissance. Die Kunst —)

Die nihilistischen Werthe sind obenauf; die Gegenbewegung, bisher nur in halben und entarteten Formen bekannt, ist immer unterlegen oder alsbald entartet.

Reinigen wir jetzt diese gegnerische Werthung von der Infektion und Halbheit, von der Entartung, in der sie uns allen bekannt ist.

Prinzipielle Neuerungen: An Stelle der „moralischen Werthe“ lauter naturalistische Werthe. Vernatürlichung der Moral.

An Stelle der „Soziologie“ eine Lehre von den Herrschaftsgebilden.

An Stelle der „Gesellschaft“ den Cultur-Complex, als mein Vorzugs-Interesse (gleichsam als Ganzes, bezüglich in seinen Theilen).

An Stelle der „Erkenntnistheorie“ eine Perspektiven-Lehre der Affekte (wozu eine Hierarchie der Affekte gehört: die transfigurirten Affekte: deren höhere Ordnung, deren „Geistigkeit“).

An Stelle von „Metaphysik“ und Religion die Ewige Wiederkehrlehre (diese als Mittel der Züchtung und Auswahl).

Meine Vorbereiter: Schopenhauer. Inwiefern ich den Pessimismus vertiefte und durch Erfindung seines höchsten Gegensatzes erst ganz mir zum Gefühl brachte. — Sodann: Die höheren Europäer, Vorläufer der großen Politik. Sodann: Die Griechen und ihre Entstehung.

Ich nannte meine unbewußten Mitarbeiter und Vorbereiter. Wo aber dürfte ich mit einiger Hoffnung nach meiner Art von Philosophen selber, zum Mindesten nach meinem Bedürfniß neuer Philosophen suchen? Dort allein, wo eine vornehme Denkweise herrscht, eine solche, welche an Sklaverei und an viele Grade der Hörigkeit als an die Voraussetzung jeder höheren Cultur glaubt; wo eine schöpferische Denkweise herrscht, welche nicht der Welt das Glück der Ruhe, den „Sabbat aller Sabbate“ als Ziel setzt und selber im Frieden das Mittel zu neuen Kriegen ehrt; eine der Zukunft Gesetze vorschreibende Denkweise, welche um der Zukunft willen sich selber und alles Gegenwärtige hart und tyrannisch behandelt; eine unbedenkliche „unmoralische“ Denkweise, welche die guten und die schlimmen Eigenschaften des Menschen gleichermaßen in's Große züchten will, weil sie sich die Kraft zutraut, beide an die rechte Stelle zu setzen, — an die Stelle, wo sie beide einander noth thun. Aber wer also heute nach Philosophen sucht, welche Aussicht hat er, zu finden, was er sucht? Ist es nicht wahrscheinlich, daß er, mit der besten

Diogenes-Laterne suchend, umsonst Tags und Nachts herumläuft? Das Zeitalter hat die umgekehrten Instinkte: es will vor Allem und zuerst Bequemlichkeit; es will zuzweit Öffentlichkeit und jenen großen Schauspieler-Lärm, jenes große Bumbum, welches seinem Jahrmarkts-Geschmacke entspricht; es will zudritt, daß Jeder mit tiefster Unterthänigkeit vor der größten aller Lügen — diese Lüge heißt „Gleichheit der Menschen“ — auf dem Bauche liegt, und ehrt ausschließlich die gleichmachenden, gleichstellenden Tugenden. Damit aber ist es der Entstehung des Philosophen, wie ich ihn verstehe, von Grund aus entgegen-gerichtet, ob es schon in aller Unschuld sich ihm förderlich glaubt. In der That, alle Welt jammert heute darüber, wie schlimm es früher die Philosophen gehabt hätten, eingeklemmt zwischen Scheiterhaufen, schlechtes Gewissen und anmaßliche Kirchenväter-Weisheit: die Weisheit ist aber, daß eben darin immer noch günstige Bedingungen zur Erziehung einer mächtigen, umfanglichen, verschlagenen und verwegen-wagenden Geistigkeit gegeben waren, als in den Bedingungen des heutigen Lebens. Heute hat eine andere Art von Geist, nämlich der Demagogen-Geist, der Schauspieler-Geist, vielleicht auch der Biber- und Ameisen-Geist des Gelehrten für seine Entstehung günstige Bedingungen. Aber umso schlimmer steht es schon mit den höheren Künstlern: gehen sie denn nicht fast alle an innerer Zuchtlosigkeit zu Grunde? Sie werden nicht mehr von Außen her, durch die absoluten Werthtafeln einer Kirche oder eines Hofes, tyrannisiert: so lernen sie auch nicht mehr, ihren „inneren Tyrannen“ großziehen, ihren Willen. Und was von den Künstlern gilt, gilt in einem höheren und verhängnißvolleren Sinne von den Philosophen. Wo sind denn heute freie Geister? Man zeige mir doch heute einen freien Geist! —

Ich verstehe unter „Freiheit des Geistes“ etwas sehr Bestimmtes: hundert Mal den Philosophen und andern Jüngern der „Wahrheit“ durch Strenge gegen sich überlegen sein, durch Eauterkeit und Muth, durch den unbedingten Willen, Nein zu sagen, wo das Nein gefährlich ist.

Hiermit endet die erste Hälfte des „Willens zur Macht“, worin ich die Hauptcapitel „Nihilismus“, „Religion“ und „Moral“

Prinzipielle Neuerungen: An Stelle der „moralischen Werthe“ lauter naturalistische Werthe. Vernatürlichung der Moral.

An Stelle der „Soziologie“ eine Lehre von den Herrschaftsgebilden.

An Stelle der „Gesellschaft“ den Cultur-Complex, als mein Vorzugs-Interesse (gleichsam als Ganzes, bezüglich in seinen Theilen).

An Stelle der „Erkenntnistheorie“ eine Perspektiven-Lehre der Affekte (wozu eine Hierarchie der Affekte gehört: die transfigurirten Affekte: deren höhere Ordnung, deren „Geistigkeit“).

An Stelle von „Metaphysik“ und Religion die Ewige Wiederfunftslehre (diese als Mittel der Züchtung und Auswahl).

Meine Vorbereiter: Schopenhauer. Inwiefern ich den Pessimismus vertiefte und durch Erfindung seines höchsten Gegen-satzes erst ganz mir zum Gefühl brachte. — Sodann: Die höheren Europäer, Vorläufer der großen Politik. Sodann: Die Griechen und ihre Entstehung.

Ich nannte meine unbewußten Mitarbeiter und Vorbereiter. Wo aber dürfte ich mit einiger Hoffnung nach meiner Art von Philosophen selber, zum Mindesten nach meinem Bedürfniß neuer Philosophen suchen? Dort allein, wo eine vornehme Denkweise herrscht, eine solche, welche an Sklaverei und an viele Grade der Hörigkeit als an die Voraussetzung jeder höheren Cultur glaubt; wo eine schöpferische Denkweise herrscht, welche nicht der Welt das Glück der Ruhe, den „Sabbat aller Sabbate“ als Ziel setzt und selber im Frieden das Mittel zu neuen Kriegen ehrt; eine der Zukunft Gesetze vorschreibende Denkweise, welche um der Zukunft willen sich selber und alles Gegenwärtige hart und tyrannisch behandelt; eine unbedenkliche „unmoralische“ Denkweise, welche die guten und die schlimmen Eigenschaften des Menschen gleichermaßen in's Große züchten will, weil sie sich die Kraft zutraut, beide an die rechte Stelle zu setzen, — an die Stelle, wo sie beide einander noth thun. Aber wer also heute nach Philosophen sucht, welche Aussicht hat er, zu finden, was er sucht? Ist es nicht wahrscheinlich, daß er, mit der besten

Diogenes-Laterne suchend, umsonst Tags und Nachts herumläuft? Das Zeitalter hat die umgekehrten Instinkte: es will vor Allem und zuerst Bequemlichkeit; es will zuzweit Öffentlichkeit und jenen großen Schauspieler-Lärm, jenes große Bumbum, welches seinem Jahrmarkts-Geschmacke entspricht; es will zudritt, daß Jeder mit tieffter Unterthänigkeit vor der größten aller Lügen — diese Lüge heißt „Gleichheit der Menschen“ — auf dem Bauche liegt, und ehrt ausschließlich die gleichmachenden, gleichstellenden Tugenden. Damit aber ist es der Entstehung des Philosophen, wie ich ihn verstehe, von Grund aus entgegen-gerichtet, ob es schon in aller Unschuld sich ihm förderlich glaubt. In der That, alle Welt jammert heute darüber, wie schlimm es früher die Philosophen gehabt hätten, eingeklemmt zwischen Scheiterhaufen, schlechtes Gewissen und anmaßliche Kirchenväter-Weisheit: die Weisheit ist aber, daß eben darin immer noch günstiger e Bedingungen zur Erziehung einer mächtigen, umfänglichen, verschlagenen und verwegen-wagenden Geistigkeit gegeben waren, als in den Bedingungen des heutigen Lebens. Heute hat eine andere Art von Geist, nämlich der Demagogen-Geist, der Schauspieler-Geist, vielleicht auch der Biber- und Ameisen-Geist des Gelehrten für seine Entstehung günstige Bedingungen. Aber umso schlimmer steht es schon mit den höheren Künstlern: gehen sie denn nicht fast alle an innerer Zuchtlosigkeit zu Grunde? Sie werden nicht mehr von Außen her, durch die absoluten Werthtafeln einer Kirche oder eines Hofes, tyrannisiert: so lernen sie auch nicht mehr, ihren „inneren Tyrannen“ großziehen, ihren Willen. Und was von den Künstlern gilt, gilt in einem höheren und verhängnißvolleren Sinne von den Philosophen. Wo sind denn heute freie Geister? Man zeige mir doch heute einen freien Geist! —

Ich verstehe unter „Freiheit des Geistes“ etwas sehr Bestimmtes: hundert Mal den Philosophen und andern Jüngern der „Wahrheit“ durch Strenge gegen sich überlegen sein, durch Lauterkeit und Muth, durch den unbedingten Willen, Nein zu sagen, wo das Nein gefährlich ist.

Hiermit endet die erste Hälfte des „Willens zur Macht“,
worin ich die Hauptcapitel „Nihilismus“, „Religion“ und „Moral“

besonders ausführlich behandelt habe. Man weiß, wie irrtümlich die Stellung des Autors gerade zu diesen Materien verstanden worden ist. Vielleicht waren es hauptsächlich die Worte „Nihilismus“, „Immoralismus“, „Amoralität“ („nihilistisch“, „unmoralisch“), die so falsch aufgefaßt wurden. Ich betone deshalb nochmals, daß Nihilismus und nihilistisch nichts mit irgend etwas Politischem zu thun hat, sondern nur als jener Zustand bezeichnet ist, der den Werth und Sinn des Lebens, sowie alle Ideale ablehnt. Ebenso wenig haben die Worte Immoralismus, Amoralität und unmoralisch das Geringsste mit geschlechtlicher Unmäßigkeit und Verirrung zu thun, wie es gemeine, grobe und dumme Menschen aufgefaßt haben, weil diese Worte im gewöhnlichen Leben wohl in dieser Hinsicht gebraucht werden. Mein Bruder verstand unter „Moral“ ein System von Werthschätzungen, welches sich mit unsern Lebensbedingungen berührt. Gegen dieses System unserer gegenwärtigen Werthschätzungen, die sich physiologisch und biologisch nicht rechtfertigen lassen und deshalb dem Sinn des Lebens widersprechen, wendet er sich mit den Worten „Immoralismus“ und „Amoralität“. Vielleicht wäre es besser gewesen, daß er dafür das Wort „Amoralismus“ und „amoralisch“ gebildet und gebraucht hätte, weil sicherlich viele Mißverständnisse dadurch vermieden worden wären. Im Übrigen möchte ich noch betonen, daß sich eine Kritik unserer gegenwärtigen Moralwerthe nur ein so hochstehender Philosoph wie Nietzsche gestatten darf, der in seiner ganzen Lebensführung so deutlich bewiesen hat, daß er nicht nur diese Werthe in vollkommenster Weise erfüllt, sondern darüber erhaben ist, und sich deshalb das Ziel noch höher stecken und noch strengere Anforderungen an sich stellen darf. Solche Ziele und Probleme sind nur für die Wenigsten; jedenfalls gehören dazu, wie er selbst schreibt: „reine Hände und nicht Schlammfinger“. —

Vor Allem muß ich immer wieder darauf aufmerksam machen, daß seine Philosophie auf Rangordnung gerichtet ist, nicht auf eine individualistische Moral, „der Sinn der Heerde soll in der Heerde herrschen, aber nicht über sie hinaus greifen“. Er sagt aber nicht nur, daß wir für das, was die Moral seit Jahrtausenden geleistet hat, voller Dankbarkeit sein sollen, sondern er fordert auch eine unbedingte Heilighaltung der bisherigen

Moral. Wer sich darüber erheben will, muß die furchtbare Verantwortung dafür tragen und seine Berechtigung dazu durch ungewöhnliche Leistungen beweisen. Peter Gast schreibt darüber: „Nietzsche lehrt nur für Ausnahme-Menschen — und für die Vorfahren künftiger Ausnahme-Menschen. Mit dem Volke hat er nichts zu thun; für's Volk haben tausend ‚Denker‘ nachgerade genug gedacht — und für die Seltenen fast keiner. Indirekt freilich, durch solche Ausnahme-Menschen hindurch, wird auch der Geist Nietzsche's in die Massen dringen und einst die Luft von all dem Verwöhnenden, Herunterbringenden, Eafterhaften unsrer Cultur säubern: Nietzsche ist eine sittliche Macht ersten Ranges! sittlicher als Alles, was sich heute sittlich nennt!“

Vielleicht hat man auch an den Worten „Heerde“, „Heerden-thier“ und „Heerdenmoral“ Anstoß genommen, er selbst fand Veranlassung, sich deshalb zu entschuldigen: „Ich habe eine Entdeckung gemacht, aber sie ist nicht erquicklich: sie geht wider unsern Stolz. Wie frei wir nämlich uns auch schätzen mögen, wir freien Geister — denn hier reden wir „unter uns“ — es giebt auch in uns ein Gefühl, welches immer noch beleidigt wird, wenn Einer den Menschen zu den Thieren rechnet: deshalb ist es beinahe eine Schuld und bedarf der Entschuldigung, daß ich beständig in Bezug auf uns von ‚Heerde‘ und von ‚Heerden-Instinkten‘ reden muß.“ Allerdings hält er es nicht für nöthig, eine Erklärung dafür zu geben, warum er diese Termini gewählt hat und so reichlich gebraucht; ich glaube nur deshalb, weil er selbst (wenn er es auch schalkhaft behauptet) keinen Anstoß an diesen Worten genommen hat, da wir in einem religiösen Kreis aufgewachsen sind und dort „Heerde“ und „Hirt“ ohne jede herabwürdigende Nebenbedeutung gebraucht wird.

Es ist wohl wünschenswerth, über die Stellung meines Bruders zum Christenthum noch einiges Persönliche hinzuzufügen. Bei der zarten Rücksicht, die er auf seine Umgebung nahm, ist es begreiflich, daß er sich im Allgemeinen wenig darüber ausgesprochen hat. Er schreibt deshalb an Freiherrn v. Gersdorff (1871):

„Deine Auseinandersetzung über Religion und Philosophie, von der du mir erzählst, gehört gewiß zu den traurigsten Nothwendigkeiten des Lebens; ist man einmal dazu getrieben, so wappne man sich mit Weisheit und Milde. Es ist so überaus

schwer, bei solchen Anfechtungen, von aller Bitterkeit sich frei zu halten: während doch, bei der großen Dunkelheit des Daseins, hier das eigentliche Bereich des Mitleidens ist. — Das ist die feste Brücke, die auch über solche Klüfte geschlagen werden kann.

„Auch ist es eine edle Kunst, in solchen Dingen zur rechten Zeit zu schweigen. Das Wort ist ein gefährliches Ding und selten bei derartigen Anlässen das rechte. Wie Vieles darf man nicht aussprechen! Und gerade religiöse und philosophische Grundanschauungen gehören zu den pudendis. Es sind die Wurzeln unsres Denkens und Wollens: deshalb sollen sie nicht an's grelle Licht gezogen werden. —“

Dazu hatte er eine wirkliche Vorliebe für aufrichtige, fromme Christen. Gerade das Letztere werden ihm alle Die bezeugen, die mit ihm zusammen in Basel gewesen sind. Er stand den Frömmsten der Frommen, die mit ihrem Christenthum wirklich Ernst machten, in herzlichster Zuneigung gegenüber und sie ihm. Er schreibt deshalb: „Wenn ich dem Christenthum den Krieg mache, so steht dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christenthums de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängniß von Jahrtausenden ist. —“ Es war rührend, daß einer dieser aufrichtigsten Christen, Herr Adolf V. . . . mir einmal sagte, daß es ein Vorwurf für das gegenwärtige Christenthum wäre, daß ein Mensch wie mein Bruder kein frommer Christ sein könnte. Es hat ihm auch keine Ruhe gelassen, und einmal ist er noch um zehn Uhr nach dem Abendgebet zu meinem Bruder gekommen, um ihn zu bekehren. Aber alle diese ausgezeichneten Menschen vergaßen, daß Alles, was sie ihm sagen konnten, er schon als Kind und Knabe ebenso tief und innig empfunden hatte. Er schreibt später einmal: „mit zwölf Jahren habe ich Gott in seinem Glanze gesehen“, — und vielleicht war gerade seine tiefe Frömmigkeit und Religiosität, die in dem gegenwärtigen Christenthum keine Befriedigung finden konnte, der Grund, daß er schon von seiner Jünglingszeit an ihm fern und immer ferner gegenüberstand. Er hat, wie er oft betonte, deshalb keine Kämpfe durchgemacht, aber es war ihm ungemein schmerzlich, den Glauben an Gott

aufgeben zu müssen. „Vielleicht sind wir heute deshalb die gründlichsten Atheisten, weil wir am längsten uns gesträubt haben, es zu sein.“ Und niemals ist mit innigeren Worten der Verlust des Glaubens an den christlichen Gott beklagt worden, als es mein Bruder gethan hat. Er schreibt deshalb im Frühjahr 1882:

„Excelsior! — Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen — du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren — du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten — du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluthen in seinem Herzen trägt, — es giebt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr — es giebt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem, was dir geschehen wird, — deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat, — du wehrst dich gegen irgend einen letzten Frieden, du willst die ewige Wiederkehr von Krieg und Frieden: — Mensch der Entsaugung, in Alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte niemand diese Kraft!“ —

Aber schon damals deutete er seine höchste Hoffnung an: welcher Gewinn für die Menschheit aus diesem schwersten Verlust entstehen könnte: „Es giebt einen See, der es sich eines Tages versagte, abzufließen, und einen Damm dort aufwarf, wo er bisher abfloß: seitdem steigt dieser See immer höher. Vielleicht wird gerade jene Entsaugung uns auch die Kraft verleihen, mit der die Entsaugung selber ertragen werden kann; vielleicht wird der Mensch von da an immer höher steigen, wo er nicht mehr in einen Gott ausfließt.“

Verhaßt waren ihm alle jene unklaren Auseinandersetzungen über das Christenthum, die in ihrem Urtheil auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machten und dabei jede logische Schlußfolgerung vermissen ließen. Als er eines Tages von der Kanzel herab sozusagen Schopenhauerische Philosophie predigen hörte — ich meine: Schopenhauer in die christlichen Lehren und Vorstellungen hineininterpretirt —, konnte er sich bei aller Bewunderung für

den Philosophen und jenen Prediger, den er als Persönlichkeit hochachtete, des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß damit doch eine Täuschung verbunden sei. Alle diese Künste, mit dem heutigen Christenthum die verschiedenartigsten religiösen Vorstellungen zu vermischen und sich deshalb damit einverstanden zu erklären, waren seiner intellektuellen Rechtschaffenheit zuwider. Jedenfalls ist eine der Wurzeln, aus welcher seine Stellung zum Christenthum hervorgewachsen ist, gerade diese seine ererbte Redlichkeit und Rechtschaffenheit. „Das Christenthum meiner Vorfahren zieht in mir seinen Schluß. — eine durch das Christenthum selber groß gezogene, souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christenthum: in mir richtet sich, in mir überwindet sich das Christenthum.“

Er hat dem Christenthum viel Nachdenken geschenkt — soviel, daß er glaubte seine Freunde und Bekannten damit zu ermüden; so schreibt er einmal an Peter Gast: „Mir fiel ein, lieber Freund, daß Ihnen an meinem Buche die beständige innerliche Auseinandersetzung mit dem Christenthume fremd, ja peinlich sein muß; es ist aber doch das beste Stück idealen Lebens, welches ich wirklich kennen gelernt habe; von Kindesbeinen an bin ich ihm nachgegangen, in viele Winkel, und ich glaube, ich bin nie in meinem Herzen gegen dasselbe gemein gewesen. Zuletzt bin ich der Nachkomme ganzer Geschlechter von christlichen Geistlichen.“

Es ist vollständig unrichtig, daß mein Bruder das Christenthum gehaßt habe — ich meine jene milde und schöne Jesus-Lehre, die für den Mühseligen und Beladenen ein solcher Trost sein kann; die übrigens keine Glaubens-Lehre, sondern eine Anweisung zum Handeln ist, wie mein Bruder so richtig erkannt hat. Daher auch seine Vorliebe für den Katholizismus, der nicht nur eine Rangordnung der Seelen anerkennt, sondern auch „die guten Werke“ betont und nicht wie der Protestantismus den Hauptaccent auf den so unkontrollirbaren „Glauben“ legt.

Immerhin stand ihm eine Seite des Christenthums sehr fern. Eine feinempendende Jugendfreundin bemerkte sehr richtig: „er kannte weder die Sünde noch die Schuld“ — deshalb war er auch so milde gegen Die, welche einen „Sünderheiland“ nöthig hatten. Auch schätzte er die Wirkung der religiösen Er-

hebung auf Schwache und Leidende gerade bei dem Christenthum und dem Buddhismus sehr hoch und findet dafür so schöne Worte:

„Religion und religiöse Bedeutsamkeit des Lebens legt Sonnenglanz auf solche immergeplagte Menschen und macht ihnen selbst den eigenen Anblick erträglich: sie wirkt, wie eine epikurische Philosophie auf Leidende höheren Ranges zu wirken pflegt, erquickend, verfeinernd, das Leiden gleichsam ausnützend, zuletzt gar heiligend und rechtfertigend. Vielleicht ist am Christenthum und Buddhismus nichts so ehrwürdig als ihre Kunst, noch den Niedrigsten anzulehren, sich durch Frömmigkeit in eine höhere Schein-Ordnung der Dinge zu stellen und damit das Genügen an der wirklichen Ordnung, innerhalb deren sie hart genug leben, — und gerade diese Härte thut noth! — bei sich festzuhalten.“

Bis zum Ende seines Denkens hat er eine zarte Liebe für den Stifter des Christenthums behalten, und sein ganzer Zorn wendet sich gegen Paulus und Solche, die ihm ähnlich sind, welche er dafür verantwortlich macht, die milde Lehre des Bergpredigers für die Niedriggeborenen zu einer Weltreligion gemacht zu haben, die alle vornehmen Werthe und alle vornehm gearteten, starken und mächtigen Menschen schädigen mußte und geschädigt hat. Dafür kann er nicht Worte der Entrüstung genug finden! Deshalb schreibt er im „Jenseits von Gut und Böse“:

„Wer aber mit umgekehrten Bedürfnissen, nicht epikureisch mehr, sondern mit irgend einem göttlichen Hammer in der Hand auf diese fast willkürliche Entartung und Verkümmern des Menschen zuträte, wie sie der christliche Europäer ist (Pascal zum Beispiel), müßte er da nicht mit Grimm, mit Mitleid, mit Entsetzen schreien: ‚Oh, ihr Tölpel, ihr anmaßenden mitleidigen Tölpel, was habt ihr da gemacht! War das eine Arbeit für eure Hände! Wie habt ihr mir meinen schönsten Stein verhauen und verhunzt! Was nehmt ihr euch heraus!‘ — Ich wollte sagen: das Christenthum war bisher die verhängnißvollste Art von Selbst-Überhebung. Menschen, nicht hoch und hart genug, um am Menschen als Künstler gestalten zu dürfen; Menschen, nicht stark und fernsichtig genug, um, mit einer erhabenen Selbst-Bezwungung, das Vordergrund-Gesetz des tausendfältigen Miß-

rathens und Zugrundegehens walten zu lassen; Menschen, nicht vornehm genug, um die abgründlich verschiedene Rangordnung und Rangluft zwischen Mensch und Mensch zu sehen: — solche Menschen haben, mit ihrem „Gleich vor Gott“, bisher über dem Schicksale Europa's gewaltet, bis endlich eine verkleinerte, fast lächerliche Art, ein Heerdenthier, etwas Gutwilliges, Kränkliches und Mittelmäßiges herangezüchtet ist, der heutige Europäer . . .“

XXXIII. Capitel.

Der Wille zur Macht.

(Fortsetzung.)

Motto: „Wille zur Wahrheit“ heißt ihr's, ihr Weisesten, was euch treibt und brünstig macht?

Wille zur Denkbarkeit alles Seienden: also heiße ich euren Willen!

Alles Seiende wollt ihr erst denkbar machen: denn ihr zweifelt mit gutem Mißtrauen, ob es schon denkbar ist.

Aber es soll sich euch fügen und biegen! So will's euer Wille. Glatt soll es werden und dem Geiste unterthan, als sein Spiegel und Widerbild.

Das ist euer ganzer Wille, ihr Weisesten, als ein Wille zur Macht; und auch wenn ihr vom Guten und Bösen redet und von den Werthsetzungen.

Schaffen wollt ihr noch die Welt, vor der ihr Enien könnt: so ist es eure letzte Hoffnung und Trunkenheit.“

(Zarathustra, Seite 165.)

Mit der Stellung meines Bruders zu Religion, Moral und Philosophie hat sich zuerst die Öffentlichkeit beschäftigt und sie auch am meisten mißverstanden. Deshalb habe ich sie so ausführlich in seinen eignen Ausprüchen als Auszüge des ersten und zweiten Buches vom „Willen zur Macht“ wiedergegeben. Ganz anders steht es mit dem dritten Buche „Prinzip einer neuen Werthsetzung“, das bisher selbst von den besten Nietzsche-Kennern noch viel zu wenig berücksichtigt worden ist. Vielleicht lag es in der Anordnung der ersten Ausgabe des XV. Bandes; hoffentlich wird er in einer späteren Auflage, neu geordnet und um das doppelte Material vermehrt, anders wirken und der Inhalt den Lesern deutlicher werden. Ich will nun auch hier von versuchen, einen Auszug zu geben; da ich aber wohl weiß, daß die Leser der Biographie für diese Auseinandersetzungen, obgleich sie den Kernpunkt der Anschauungen meines Bruders bilden, nicht sehr dankbar sein werden, weil sie von seinem Leben und Wesen anscheinend sehr weit fortführen, so will ich den

Inhalt des dritten Buches mit Ausnahme des „Willens zur Macht als Erkenntniß“ so kurz wie nur möglich zusammenfassen, und für alle spezielleren Ausführungen auf die gegenwärtige und spätere Auflage des fünfzehnten Bandes verweisen. Im Grunde ist der Inhalt dieses Buches im obenanstehenden Motto schon zusammengefaßt, aber diese Worte sind so tausendfach gelesen worden, ohne richtig verstanden zu sein, daß wohl eine noch etwas ausführlichere Darstellung nöthig scheint.

Etwas anders steht es mit dem vierten Buche: „Zucht und Züchtung“, von welchem ich auch nur einen kurzen Auszug bringen werde, aber aus andern Gründen. Zwar hat sich auch hier das Material für eine spätere Auflage noch um das Doppelte vermehrt, aber die Gedankengänge sind schon in früheren Capiteln theilweise erörtert worden. Wir haben aus den bisherigen Zusammenstellungen gesehen, wie der Autor immer auf das eine Ziel losgeht: die Erhöhung des Menschengeschlechtes, die Schaffung eines stärkeren und höheren Typus, über welchem dann der Übermensch als neues Ideal und Ziel stehen soll. Er prüft in dem vierten Buche nun alle Erziehungsmöglichkeiten und Anzeichen, die zu diesem stärkeren Typus hinführen können. Wieviel Schönheit und Hoffnung die späteren Auflagen auch in diesem letzten Buch bringen werden, kann ich in dieser kurzen Zusammenstellung allerdings nicht zeigen.

Drittes Buch.

Prinzip einer neuen Werthsetzung.

I. Der Wille zur Macht als Erkenntniß.

- a) Methode der Forschung.
- b) Der erkenntnißtheoretische Ausgangspunkt.
- c) Der Glaube an's „Ich“. Subjekt.
- d) Biologie des Erkenntnißtriebes. Perspektivismus.
- e) Entstehung von Vernunft und Logik.
- f) Bewußtsein.
- g) Urtheil. Wahr — falsch.
- h) Gegen den Causalismus.
- i) Ding an sich und Erscheinung.
- k) Das metaphysische Bedürfniß.
- l) Biologischer Werth der Erkenntniß.
- m) Wissenschaft.

II. Der Wille zur Macht in der Natur.

- a) Der Wille zur Macht in der unorganischen und
- b) der organischen Natur.

III. Der Wille zur Macht als Moral.

- a) Gesellschaft, Staat und
- b) Individuum.

IV. Der Wille zur Macht als Kunst.

I. Der Wille zur Macht als Erkenntniß.

- a) Methode der Forschung.

Nicht der Sieg der Wissenschaft ist das, was unser 19. Jahrhundert auszeichnet, sondern der Sieg der wissenschaftlichen Methode über die Wissenschaft.

- b) Der erkenntnißtheoretische Ausgangspunkt.

Tiefe Abneigung, in irgend einer Gesamt-Betrachtung der Welt ein für alle Mal auszuruhen. Zauber der entgegengesetzten Denkweise: sich den Anreiz des ängstlichen Charakters nicht nehmen lassen.

Widerspruch gegen die angeblichen „Thatsachen des Bewußtseins“. Die Beobachtung ist tausendfach schwieriger, der Irrthum vielleicht Bedingung der Beobachtung überhaupt.

Der Intellekt kann sich nicht selbst kritisiren, eben weil er nicht zu vergleichen ist mit andersgearteten Intellekten und weil sein Vermögen zu erkennen erst Angesichts der „wahren Wirklichkeit“ zu Tage treten würde, d. h. weil, um den Intellekt zu kritisiren, wir ein höheres Wesen mit „absoluter Erkenntniß“ sein müßten. Dies setzte schon voraus, daß es, abseits von allen perspektivischen Arten der Betrachtung und sinnlich-geistigen Aneignung Etwas gäbe, ein „An sich“. — Aber die psychologische Ableitung des Glaubens an Dinge verbietet uns, von „Dingen an sich“ zu reden.

Daß zwischen Subjekt und Objekt eine Art adäquater Relation stattfindet; daß das Objekt Etwas ist, das von Innen gesehn Subjekt wäre, ist eine gutmüthige Erfindung, die, wie ich denke, ihre Zeit gehabt hat. Das Maß Dessen, was uns überhaupt bewußt wird, ist ja ganz und gar abhängig von der groben Nützlichkeit des Bewußtwerdens: wie erlaubte uns diese

Winkelperspektive des Bewußtseins irgendwie über „Subjekt“ und „Objekt“ Ausfagen, mit denen die Realität berührt würde! —

Kritik der neueren Philosophie: fehlerhafter Ausgangspunkt, als ob es „Thatsachen des Bewußtseins“ gäbe — und keinen Phänomenalismus in der Selbst-Beobachtung!

„Bewußtsein“ — inwiefern die vorgestellte Vorstellung, der vorgestellte Wille, das vorgestellte Gefühl (das uns allein bekannte) ganz oberflächlich ist! „Erscheinung“ auch unsre innere Welt!

In summa: Alles, was bewußt wird, ist eine Endererscheinung, ein Schluß — und verursacht Nichts; alles Nacheinander im Bewußtsein ist vollkommen atomistisch —. Und wir haben die Welt versucht zu verstehen in der umgekehrten Auffassung, — als ob nichts wirke und real sei als Denken, Fühlen, Wollen!

Es giebt weder „Geist“, noch Vernunft, noch Denken, noch Bewußtsein, noch Seele, noch Wille, noch Wahrheit: Alles Fiktionen, die unbrauchbar sind. Es handelt sich nicht um „Subjekt und Objekt“, sondern um eine bestimmte Thierart, welche nur unter einer gewissen relativen Richtigkeit, vor allem Regelmäßigkeit ihrer Wahrnehmungen (sodaß sie Erfahrung kapitalisiren kann) gedeiht.

Die Erkenntniß arbeitet als Werkzeug der Macht. So liegt es auf der Hand, daß sie wächst mit jedem Mehr von Macht.

Sinn der „Erkenntniß“: hier ist, wie bei „gut“ oder „schön“, der Begriff streng und eng anthropozentrisch und biologisch zu nehmen. Damit eine bestimmte Art sich erhält und wächst in ihrer Macht, muß sie in ihrer Conzeption der Realität so viel Berechenbares und Gleichbleibendes erfassen, daß daraufhin ein Schema ihres Verhaltens konstruirt werden kann. Die Nützlichkeit der Erhaltung — nicht irgend ein abstrakt-theoretisches Bedürfniß, nicht betrogen zu werden — steht als Motiv hinter der Entwicklung der Erkenntnißorgane, sie entwickeln sich so, daß ihre Beobachtung genügt uns zu erhalten. Anders: das Maß des Erkennen-wollens hängt ab von dem Maß des Wachsens des Willens zur Macht der Art: eine Macht ergreift so viel Realität, um über sie Herr zu werden, um sie in Dienst zu nehmen.

c) Der Glaube an's „Ich“. Subjekt.

Gegen den Positivismus, welcher bei den Phänomenen steht bleibt „es giebt nur Thatsachen“, würde ich sagen: nein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen. Wir können kein Faktum „an sich“ feststellen: vielleicht ist es ein Unsinn, so etwas zu wollen.

„Es ist Alles subjektiv“ sagt ihr: aber schon das ist Auslegung; das „Subjekt“ ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hinzuzuerdichtetes, Dahintergestecktes. — Ist es zuletzt nöthig, den Interpreten noch hinter die Interpretation zu setzen? Schon das ist Dichtung, Hypothese.

Soweit überhaupt das Wort „Erkenntniß“ Sinn hat, ist die Welt erkennbar; aber sie ist anders deutbar, sie hat keinen Sinn hinter sich, sondern unzählige Sinne. — „Perspektivismus“.

Unsere Bedürfnisse sind es, die die Welt auslegen; unsere Triebe und deren für und Wider. Jeder Trieb ist eine Art Herrschsucht, jeder hat seine Perspektive, welche er als Norm allen übrigen Trieben aufzwingen möchte.

Durch das Denken wird das Ich gesetzt; aber bisher glaubte man wie das Volk, im „Ich denke“ liege etwas von Unmittelbar-Gewissem, und dieses „Ich“ sei die gegebene Ursache des Denkens, nach deren Analogie wir alle sonstigen ursächlichen Verhältnisse verstünden. Wie sehr gewohnt und unentbehrlich jetzt jene Fiktion auch sein mag, — Das allein beweist noch Nichts gegen ihre Erdichtetheit: es kann ein Glaube Lebensbedingung und trotzdem falsch sein.

„Es wird gedacht: folglich giebt es Denkendes“: darauf läuft die Argumentation des Cartesius hinaus. Aber das heißt unsern Glauben an den Substanzbegriff schon als „wahr a priori“ ansetzen: — daß, wenn gedacht wird, es Etwas geben muß, „das denkt“, ist einfach eine Formulirung unsrer grammatischen Gewöhnung, welche zu einem Thun einen Thäter setzt. Kurz, es wird hier bereits ein logisch-metaphysisches Postulat gemacht — und nicht nur constatirt. Auf dem Wege des Cartesius kommt man nicht zu etwas absolut Gewissem, sondern nur zu einem Faktum eines sehr starken Glaubens.

Reduzirt man den Satz auf „es wird gedacht, folglich giebt es Gedanken“, so hat man eine bloße Tautologie: und gerade

Das, was in Frage steht, die „Realität des Gedankens“, ist nicht berührt, — nämlich in dieser Form ist die „Scheinbarkeit“ des Gedankens nicht abzuweisen. Was aber Cartesius wollte, ist, daß der Gedanke nicht nur eine scheinbare Realität hat, sondern an sich.

Der Substanz-Begriff eine Folge des Subjekt-Begriffs: nicht umgekehrt! Geben wir die Seele, „das Subjekt“ preis, so fehlt die Voraussetzung für eine „Substanz“ überhaupt. Man bekommt Grade des Seienden, man verliert das Seiende.

Kritik der „Wirklichkeit“: worauf führt die „Mehr- oder Weniger-Wirklichkeit“, die Gradation des Seins, an die wir glauben? —

Unser Grad von Lebens- und Machtgefühl (Logik und Zusammenhang des Erlebten) giebt uns das Maß von „Sein“, „Realität“, „Nicht-Schein“.

Man müßte wissen, was Sein ist, um zu entscheiden, ob Dies und Jenes real ist (z. B. „die Thatfachen des Bewusstseins“); ebenso was Gewißheit ist, was Erkenntniß ist und dergleichen. — Da wir das aber nicht wissen, so ist eine Kritik des Erkenntnißvermögens unsinnig: wie sollte das Werkzeug sich selbst kritisiren können, wenn es eben nur sich zur Kritik gebrauchen kann? Es kann nicht einmal sich selbst definiren!

Psychologische Ableitung unseres Glaubens an die Vernunft. — Der Begriff „Realität“, „Sein“ ist von unserm „Subjekt“-Gefühl entnommen.

„Subjekt“: von uns aus interpretirt, sodaß das Ich als Substanz gilt, als Ursache alles Thuns, als Thäter.

Die logisch-metaphysischen Postulate, der Glaube an Substanz, Accidens, Attribut u. s. w. hat seine Überzeugungskraft in der Gewohnheit, all unser Thun als Folge unseres Willens zu betrachten: — sodaß das Ich, als Substanz, nicht vergeht in der Vielheit der Veränderung. — Aber es giebt keinen Willen. —

Wir haben gar keine Kategorien, um eine „Welt an sich“ von einer Welt als Erscheinung scheiden zu dürfen. Alle unsere Vernunft-Kategorien sind sensualistischer Herkunft: abgelesen von der empirischen Welt. „Die Seele“, „das Ich“ — die Geschichte dieser Begriffe zeigt, daß auch hier die älteste Scheidung („Athem“, „Leben“) . . .

Wenn es nichts Materielles giebt, giebt es auch nichts Im-
materielles. Der Begriff enthält nichts mehr.

Keine Subjekt-„Atome“. Die Sphäre eines Subjekts be-
ständig wachsend oder sich vermindern, der Mittelpunkt des
Systems sich beständig verschiebend; im Falle es die angeeignete
Masse nicht organisiren kann, zerfällt es in zwei. Andererseits
kann es sich ein schwächeres Subjekt, ohne es zu vernichten, zu
seinem funktionär umbilden und bis zu einem gewissen Grade
mit ihm zusammen eine neue Einheit bilden. Keine „Sub-
stanz“, vielmehr Etwas, das an sich nach Verstärkung strebt;
und das sich nur indirekt „erhalten“ will (es will sich über-
bieten —).

Alles, was als „Einheit“ in's Bewußtsein tritt, ist bereits
ungeheuer complicirt: wir haben immer nur einen Anschein
von Einheit.

Das Phänomen des Leibes ist das reichere, deutlichere, faß-
barere Phänomen: methodisch voranzustellen, ohne etwas aus-
zumachen über seine letzte Bedeutung.

Die Annahme des Einen Subjekts ist vielleicht nicht
nothwendig; vielleicht ist es ebensogut erlaubt, eine Vielheit von
Subjekten anzunehmen, deren Zusammenspiel und Kampf unserem
Denken und überhaupt unserem Bewußtsein zu Grunde liegt.
Eine Art Aristokratie von „Zellen“, in denen die Herrschaft
ruht? Gewiß von pares, welche mit einander an's Regieren
gewöhnnt sind und zu befehlen verstehen?

Meine Hypothesen: Das Subjekt als Vielheit.

Der Schmerz intellektuell und abhängig vom Urtheil „schäd-
lich“: projizirt.

Die Wirkung immer „unbewußt“: die erschlossene und vor-
gestellte Ursache wird projizirt, folgt der Zeit nach. —

Die Lust ist eine Art des Schmerzes.

Die einzige Kraft, die es giebt, ist gleicher Art, wie die
des Willens: ein Commandiren an andere Subjekte, welche sich
daraufhin verändern.

Die beständige Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Subjekts,
„sterbliche Seele“.

Die Zahl als perspektivische Form.

d) Biologie des Erkenntnißtriebes. Perspektivismus.

Wahrheit ist die Art von Irrthum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte. Der Werth für das Leben entscheidet zuletzt.

„Der Sinn für Wahrheit“ muß, wenn die Moralität des „Du sollst nicht lügen“ abgewiesen ist, sich vor einem andern Forum legitimiren: — als Mittel der Erhaltung von Mensch, als Macht-Wille.

Ebenso unsre Liebe zum Schönen: ist ebenfalls der gestaltende Wille. Beide Sinne stehen bei einander; der Sinn für das Wirkliche ist das Mittel, die Macht in die Hand zu bekommen, um die Dinge nach unserem Belieben zu gestalten. Die Lust am Gestalten und Umgestalten — eine Urlust! Wir können nur eine Welt begreifen, die wir selber gemacht haben.

Die bestgeglaubten apriorischen „Wahrheiten“ sind für mich — Annahmen bis auf Weiteres, z. B. das Gesetz der Causalität, sehr gut eingeübte Gewohnheiten des Glaubens, so einverleibt, daß nicht daran glauben das Geschlecht zu Grunde richten würde. Aber sind es deswegen Wahrheiten? Welcher Schluß! Als ob die Wahrheit damit bewiesen würde, daß der Mensch bestehen bleibt!

Wie weit auch unser Intellekt eine Folge von Existenzbedingungen ist —: wir hätten ihn nicht, wenn wir ihn nicht nöthig hätten, und hätten ihn nicht so, wenn wir ihn nicht so nöthig hätten, wenn wir auch anders leben könnten.

In Betreff des Gedächtnisses muß man umlernen: hier steckt die Hauptverführung eine „Seele“ anzunehmen, welche zeitlos reproduzirt, wiedererkennt u. s. w. Aber das Erlebte lebt fort „im Gedächtniß“; daß es „kommt“, dafür kann ich nichts, der Wille ist dafür unthätig, wie beim Kommen jedes Gedankens. Es geschieht etwas, dessen ich mir bewußt werde: jetzt kommt etwas Ähnliches — wer ruft es? weckt es?

Der ganze Erkenntniß-Apparat ist ein Abstraktions- und Simplifikations-Apparat — nicht auf Erkenntniß gerichtet, sondern auf Bemächtigung der Dinge: „Zweck“ und „Mittel“ sind so fern vom Wesen wie die „Begriffe“. Mit „Zweck“ und „Mittel“ bemächtigt man sich des Prozesses (— man erfindet einen Prozeß,

der faßbar ist), mit Begriffen aber der „Dinge“, welche den Prozeß machen.

Das Bewußtsein, — ganz äußerlich beginnend, als Coordination und Bewußtwerden der „Eindrücke“ — anfänglich am weitesten entfernt vom biologischen Centrum des Individuums; aber ein Prozeß, der sich vertieft, verinnerlicht, jenem Centrum beständig annähert.

Die Werthschätzung „ich glaube, daß das und das so ist“ als Wesen der „Wahrheit“. In den Werthschätzungen drücken sich Erhaltungs- und Wachstums-Bedingungen aus. Alle unsre Erkenntnißorgane und Sinne sind nur entwickelt in Hinsicht auf Erhaltungs- und Wachstums-Bedingungen. Das Vertrauen zur Vernunft und ihren Kategorien, zur Dialektik, also die Werthschätzung der Logik beweist nur die durch Erfahrung bewiesene Nützlichkeit derselben für das Leben: nicht deren „Wahrheit“.

Daß eine Menge Glauben da sein muß; daß geurtheilt werden darf; daß der Zweifel in Hinsicht auf alle wesentlichen Werthe fehlt: — das ist Voraussetzung alles Lebendigen und seines Lebens. Also daß Etwas für wahr gehalten werden muß, ist nothwendig, — nicht, daß Etwas wahr ist.

„Die wahre und die scheinbare Welt“ — dieser Gegensatz wird von mir zurückgeführt auf Werthverhältnisse. Wir haben unsere Erhaltungs-Bedingungen projizirt als Prädikate des Seins überhaupt. Daß wir in unserm Glauben stabil sein müssen, um zu gedeihen, daraus haben wir gemacht, daß die „wahre“ Welt keine wandelbare und werdende, sondern eine seiende ist.

e) Entstehung von Vernunft und Logik.

Ursprünglich Chaos der Vorstellungen. Die Vorstellungen, die sich mit einander vertrugen, blieben übrig, die größte Zahl gieng zu Grunde — und geht zu Grunde.

Zur Entstehung der Logik. Der fundamentale Hang, gleichzusetzen, gleichzusehen wird modifizirt, im Zaum gehalten durch Nutzen und Schaden, durch den Erfolg: es bildet sich eine Anpassung aus, ein milderer Grad, in dem er sich befriedigen kann, ohne zugleich das Leben zu verneinen und in

Gefahr zu bringen. Dieser ganze Prozeß ist ganz entsprechend jenem äußeren, mechanischen (der sein Symbol ist), daß das Plasma fortwährend, was es sich aneignet, sich gleich macht und in seine Formen und Reihen einordnet.

Gleichheit und Ähnlichkeit. 1) Das gröbere Organ sieht viele scheinbare Gleichheit; 2) der Geist will Gleichheit, d. h. einen Sinneneindruck subsumiren unter eine vorhandene Reihe: ebenso wie der Körper Unorganisches sich assimiliert.

Zum Verständniß der Logik: der Wille zur Gleichheit ist der Wille zur Macht — der Glaube, daß Etwas so und so sei (das Wesen des Urtheils), ist die Folge eines Willens, es soll so viel als möglich gleich sein.

Die erfinderische Kraft, welche Kategorien erdichtet hat, arbeitete im Dienst des Bedürfnisses, nämlich von Sicherheit, von schneller Verständlichkeit auf Grund von Zeichen und Klängen, von Abkürzungsmitteln: — es handelt sich nicht um metaphysische Wahrheiten, bei „Substanz“, „Subjekt“, „Objekt“, „Sein“, „Werden“. — Die Mächtigen sind es, welche die Namen der Dinge zum Gesetz gemacht haben, und unter den Mächtigen sind es die größten Abstraktions-Künstler, die die Kategorien geschaffen haben.

Eine Moral, eine durch lange Erfahrung und Prüfung erprobte, bewiesene Lebensweise kommt zuletzt als Gesetz zum Bewußtsein, als dominirend. Und damit tritt die ganze Gruppe verwandter Werthe und Zustände in sie hinein: sie wird ehrwürdig, unangreifbar, heilig, wahrhaft; es gehört zu ihrer Entwicklung, daß ihre Herkunft vergessen wird. Es ist ein Zeichen, daß sie Herr geworden ist.

Ganz dasselbe könnte geschehen sein mit den Kategorien der Vernunft: dieselben könnten, unter vielem Tasten und Herumgreifen, sich bewährt haben durch relative Nützlichkeit. Es kam ein Punkt, wo man sie zusammenfaßte, sich als Ganzes zum Bewußtsein brachte — und wo man sie befehl, d. h. wo sie wirkten als befehlend. Von jetzt ab galten sie als a priori, als jenseits der Erfahrung, als unabweisbar. Und doch drücken sie vielleicht Nichts aus, als eine bestimmte Rassen- und Gattungszweckmäßigkeit, — bloß ihre Nützlichkeit ist ihre „Wahrheit“ —.

Grundlösung. — Wir glauben an die Vernunft: diese aber ist die Philosophie der grauen Begriffe. Die Sprache ist auf die allernärvsten Vorurtheile hin gebaut.

Nun lesen wir Disharmonien und Probleme in die Dinge hinein, weil wir nur in der sprachlichen Form denken, — somit die „ewige Wahrheit“ der „Vernunft“ glauben (z. B. Subjekt, Prädikat u. s. w.).

Wir hören auf zu denken, wenn wir es nicht in dem sprachlichen Zwange thun wollen, wir langen gerade noch bei dem Zweifel an, hier eine Grenze als Grenze zu sehn.

Das vernünftige Denken ist ein Interpretiren nach einem Schema, welches wir nicht abwerfen können.

f) Bewußtsein.

Gewöhnlich nimmt man das Bewußtsein selbst als Gesamt-Sensorium und oberste Instanz; indessen, es ist nur ein Mittel der Mittheilbarkeit: es ist im Verkehr entwickelt, und in Hinsicht auf Verkehrs-Interessen. „Verkehr“ hier verstanden auch von den Einwirkungen der Außenwelt und den unsererseits dabei nöthigen Reaktionen; ebenso wie von unseren Wirkungen nach Außen. Es ist nicht die Leitung, sondern ein Organ der Leitung. —

Hauptirrtum der Psychologen: sie nehmen die undeutliche Vorstellung als eine niedrigere Art der Vorstellung gegen die helle gerechnet; aber was aus unserm Bewußtsein sich entfernt und deshalb dunkel wird, kann deshalb an sich vollkommen klar sein. Das Dunkelwerden ist Sache der Bewußtseins-Perspektive.

g) Urtheil. Wahr — falsch.

„Wahrheit“: das bezeichnet innerhalb meiner Denkweise nicht nothwendig einen Gegensatz zum Irrthum, sondern in den grundsätzlichen Fällen nur eine Stellung verschiedener Irrthümer zu einander: etwa daß der eine älter, tiefer als der andere ist, vielleicht sogar unausrottbar, insofern ein organisches Wesen unserer Art nicht ohne ihn leben könnte; während andere Irrthümer uns nicht dergestalt als Lebensbedingungen tyrannisiren, vielmehr, gemessen an solchen „Tyrannen“, beseitigt und „widerlegt“ werden können.

Eine Annahme, die unwiderlegbar ist, — warum sollte sie deshalb schon „wahr“ sein? Dieser Satz empört vielleicht die Logiker, welche ihre Grenzen als Grenzen der Dinge ansetzen: aber diesem Logiker-Optimismus habe ich schon lange den Krieg erklärt.

Erster Satz. Die leichtere Denkweise siegt über die schwierigere; — als Dogma: simplex sigillum veri. — Dico: daß die Deutlichkeit Etwas für Wahrheit ausweisen soll, ist eine vollkommene Kinderei.

Zweiter Satz. Die Lehre vom Sein, vom Ding, von lauter festen Einheiten ist hundertmal leichter als die Lehre vom Werden, von der Entwicklung.

Dritter Satz. Die Logik war als Erleichterung gemeint: als Ausdrucksmittel, — nicht als Wahrheit. Später wirkte sie als Wahrheit.

h) Gegen den Causalismus.

Ich glaube an den absoluten Raum, als Substrat der Kraft: diese begrenzt und gestaltet. Die Zeit ewig. Aber an sich giebt es nicht Raum noch Zeit. „Veränderungen“ sind nur Erscheinungen (oder Sinnes-Vorgänge für uns); wenn wir zwischen diesen noch so regelmäßige Wiederkehr ansetzen, so ist damit Nichts begründet als eben diese Thatsache, daß es immer so geschehen ist. Das Gefühl, daß das post hoc ein propter hoc ist, ist leicht als Mißverständniß abzuleiten; es ist begreiflich. Aber Erscheinungen können nicht „Ursachen“ sein!

Unsre Unart, ein Erinnerungszeichen, eine abkürzende Formel als Wesen zu nehmen, schließlich als Ursache, z. B. vom Blitz zu sagen: „er leuchtet“. Oder gar das Wörtchen „ich“. Eine Art von Perspektive im Sehen wieder als Ursache des Sehens selbst zu setzen: das war das Kunststück in der Erfindung des „Subjekts“, des „Ich's“!

Zur Bekämpfung des Determinismus und der Teleologie. — Daraus, daß Etwas regelmäßig erfolgt und berechenbar erfolgt, ergibt sich nicht, daß es nothwendig erfolgt. Daß ein Quantum Kraft sich in jedem bestimmten Falle auf eine einzige Art und Weise bestimmt und benimmt, macht es nicht zum „unfreien Willen“. Die „mechanische Nothwendigkeit“ ist kein Thatbestand: wir erst haben sie in das Geschehen hinein-

interpretirt. Wir haben die Formulirbarkeit des Geschehens ausgedeutet als Folge einer über dem Geschehen waltenden Necessität. Aber daraus, daß ich etwas Bestimmtes thue, folgt keineswegs, daß ich es gezwungen thue. Der Zwang ist in den Dingen gar nicht nachweisbar: die Regel beweist nur, daß ein und dasselbe Geschehen nicht auch ein anderes Geschehen ist. Erst dadurch, daß wir Subjekte, „Thäter“ in die Dinge hineingeedeutet haben, entsteht der Anschein, daß alles Geschehen die Folge von einem auf Subjekte ausgeübten Zwange ist, — ausgeübt von wem? wiederum von einem „Thäter“. Ursache und Wirkung — ein gefährlicher Begriff, solange man ein Etwas denkt, das verursacht, und ein Etwas, auf das gewirkt wird.

Die Nothwendigkeit ist kein Thatbestand, sondern eine Interpretation.

i) Ding an sich und Erscheinung.

Der faule Fleck des Kantischen Criticismus ist allmählich auch den gröberen Augen sichtbar geworden: Kant hatte kein Recht mehr zu seiner Unterscheidung „Erscheinung“ und „Ding an sich“, — er hatte sich selbst das Recht abgeschnitten, noch fernerhin in dieser alten üblichen Weise zu unterscheiden, insofern er den Schluß von der Erscheinung auf eine Ursache der Erscheinung als unerlaubt ablehnte — gemäß seiner Fassung des Causalitätsbegriffs und dessen rein intraphänomenaler Gültigkeit: welche Fassung andererseits jene Unterscheidung schon vorwegnimmt, wie als ob das „Ding an sich“ nicht nur erschlossen, sondern gegeben sei.

Es liegt auf der Hand, daß weder „Dinge an sich“ miteinander im Verhältniß von Ursache und Wirkung stehen können, noch Erscheinung mit Erscheinung: womit sich ergibt, daß der Begriff „Ursache und Wirkung“ innerhalb einer Philosophie, die an „Dinge an sich“ und an Erscheinungen glaubt, nicht anwendbar ist. Der Fehler Kant's —. Thatsächlich stammt der Begriff „Ursache und Wirkung“, psychologisch nachgerechnet, nur aus einer Denkweise, die immer und überall Wille auf Wille wirkend glaubt, — die nur an Lebendiges glaubt und im Grunde nur an „Seelen“ (und nicht an Dinge). Innerhalb der mechanistischen Weltbetrachtung (welche Logik ist und deren Anwendung

auf Raum und Zeit) reduziert sich jener Begriff auf die mathematische Formel — mit der, wie man immer wieder unterstreichen muß, niemals Etwas begriffen, wohl aber Etwas bezeichnet, verzeichnet wird.

Die Eigenschaften eines Dinges sind Wirkungen auf andre „Dinge“:

denkt man andre „Dinge“ weg, so hat ein Ding keine Eigenschaften,

d. h. es giebt kein Ding ohne andre Dinge,

d. h. es giebt kein „Ding an sich“.

Die scheinbare Welt, d. h. eine Welt, nach Werthen angesehen; geordnet, ausgewählt nach Werthen, d. h. in diesem Falle nach dem Nützlichkeits-Gesichtspunkt in Hinsicht auf die Erhaltung und Macht-Steigerung einer bestimmten Gattung von Animal.

Das Perspektivische also giebt den Charakter der „Scheinbarkeit“ ab! Als ob eine Welt noch übrig bliebe, wenn man das Perspektivische abrechnet! Damit hätte man ja die Relativität abgerechnet!

Jedes Kraftcentrum hat für den ganzen Rest seine Perspektive, d. h. seine ganz bestimmte Werthung, seine Aktions-Art, seine Widerstands-Art. Die „scheinbare Welt“ reduziert sich also auf eine spezifische Art von Aktion auf die Welt, ausgehend von einem Centrum.

Nun giebt es gar keine andre Art Aktion: und die „Welt“ ist nur ein Wort für das Gesamtspiel dieser Aktionen. Die Realität besteht erakt in dieser Partikular-Aktion und Reaktion jedes Einzelnen gegen das Ganze.

Es bleibt kein Schatten von Recht mehr übrig, hier von Schein zu reden.

Die spezifische Art zu reagiren ist die einzige Art des Reagirens: wir wissen nicht, wie viele und was für Arten es alles giebt.

Aber es giebt kein „anderes“, kein „wahres“, kein wesentliches Sein, — damit würde eine Welt ohne Aktion und Reaktion ausgedrückt sein.

Der Gegensatz der scheinbaren Welt und der wahren Welt reduziert sich auf den Gegensatz „Welt“ und „Nichts“ —

k) Das metaphysische Bedürfniß.

Ist man Philosoph, wie man immer Philosoph war, so hat man kein Auge für Das, was war, und Das, was wird: — man sieht nur das Seiende. Da es aber nichts Seiendes giebt, so blieb dem Philosophen nur das Imaginäre aufgespart als seine „Welt“.

Das Dasein im Ganzen von Dingen behaupten, von denen wir gar nichts wissen, erakt weil ein Vortheil darin liegt, nichts von ihnen wissen zu können, war eine Naivetät Kant's, folge eines Nachschlages von Bedürfnissen, namentlich moralisch-metaphysischen.

1) Biologischer Werth der Erkenntniß.

Es könnte scheinen, als ob ich der frage nach der Gewißheit ausgewichen sei. Das Gegentheil ist wahr: aber indem ich nach dem Kriterium der Gewißheit fragte, prüfte ich, nach welchem Schwergewichte überhaupt bisher gewogen worden ist — und daß die frage nach der Gewißheit selbst schon eine abhängige frage sei, eine frage zweiten Ranges.

Die frage der Werthe ist fundamentaler als die frage der Gewißheit: letztere erlangt ihren Ernst erst unter der Voraussetzung, daß die Werthfrage beantwortet ist.

Sein und Schein, psychologisch nachgerechnet, ergibt kein „Sein an sich“, keine Kriterien für „Realität“, sondern nur für Grade der Scheinbarkeit, gemessen an der Stärke des Antheils, den wir einem Schein geben.

Nicht ein Kampf um Existenz wird zwischen den Vorstellungen und Wahrnehmungen gekämpft, sondern um Herrschaft: — vernichtet wird die überwundene Vorstellung nicht, nur zurückgedrängt oder subordinirt. Es giebt im Geistigen keine Vernichtung.

m) Wissenschaft.

Der Mensch findet zuletzt in den Dingen Nichts wieder, als was er selbst in sie hineingesteckt hat: — das Wiederfinden heißt sich Wissenschaft, das Hineinstecken — Kunst, Religion, Liebe, Stolz. In Beidem, wenn es selbst Kinderspiel sein sollte, sollte man fortfahren und guten Muth zu Beidem haben — die Einen zum Wiederfinden, die Andern — wir Andern! — zum Hineinstecken!

Die Entwicklung der Wissenschaft löst das „Bekannte“ immer mehr in ein Unbekanntes auf: — sie will aber gerade das Umgekehrte und geht von dem Instinkt aus, das Unbekannte auf das Bekannte zurückzuführen.

In summa bereitet die Wissenschaft eine souveräne Unwissenheit vor, ein Gefühl, daß „Erkennen“ gar nicht vorkommt, daß es eine Art Hochmuth war, davon zu träumen, mehr noch, daß wir nicht den geringsten Begriff übrig behalten, um auch nur „Erkennen“ als eine Möglichkeit gelten zu lassen, — daß „Erkennen“ eine widerspruchsvolle Vorstellung ist. Wir übersetzen eine uralte Mythologie und Eitelkeit des Menschen in die harte Thatsache: so wenig „Ding an sich“, so wenig ist „Erkenntniß an sich“ noch erlaubt als Begriff. Die Verführung durch „Zahl und Logik“, die Verführung durch die „Gesetze“.

„Weisheit“ als Versuch, über die perspektivischen Schätzungen (d. h. über den „Willen zur Macht“) hinwegzukommen: ein lebensfeindliches und auflösendes Prinzip, Symptom wie bei den Indern u. s. w., Schwächung der Aneignungskraft.

Wir finden als das Stärkste und fortwährend Geübte auf allen Stufen des Lebens das Denken, — in jedem Perzipiren und scheinbaren Erkiden auch noch! Offenbar wird es dadurch am mächtigsten und anspruchsvollsten, und auf die Dauer tyrannisiert es alle anderen Kräfte. Es wird endlich „die Leidenschaft an sich“.

Das Recht auf den großen Affekt — für den Erkennenden wieder zurückzugewinnen: nachdem die Entselbstung und der Cultus des „Objektiven“ eine falsche Rangordnung auch in dieser Sphäre geschaffen haben. Der Irrthum kam auf die Spitze, als Schopenhauer lehrte: eben im Loskommen vom Affekt, vom Willen liege der einzige Zugang zum „Wahren“, zur Erkenntniß; der willensfreie Intellekt könne gar nicht anders, als das wahre eigentliche Wesen der Dinge sehen.

Derselbe Irrthum in arte: als ob Alles schön wäre, sobald es ohne Willen angeschaut wird.

Die Erkenntniß wird, bei höherer Art von Wesen, auch neue Formen haben, welche jetzt noch nicht nöthig sind.

Daß der Werth der Welt in unserer Interpretation liegt (— daß vielleicht irgendwo noch andere Interpretationen möglich

sind, als bloß menschliche —), daß die bisherigen Interpretationen perspektivische Schätzungen sind, vermöge deren wir uns im Leben, d. h. im Willen zur Macht, zum Wachsthum der Macht, erhalten, daß jede Erhöhung des Menschen die Überwindung engerer Interpretationen mit sich bringt, daß jede erreichte Verstärkung und Machterweiterung neue Perspektiven aufthut und an neue Horizonte glauben heißt — das geht durch meine Schriften. Die Welt, die uns etwas angeht, ist falsch, d. h. ist kein Thatbestand, sondern eine Ausdichtung und Rundung über einer mageren Summe von Beobachtungen; sie ist „im flusse“, als etwas werdendes, als eine sich immer neu verschiebende Falschheit, die sich niemals der Wahrheit nähert: denn — es giebt keine „Wahrheit“.

II. Der Wille zur Macht in der unorganischen und der organischen Natur.

Wenn ich ein regelmäßiges Geschehen in eine Formel bringe, so habe ich mir die Bezeichnung des ganzen Phänomens erleichtert, abgekürzt u. s. w. Aber ich habe kein „Gesetz“ constatirt, sondern die Frage aufgestellt, woher es kommt, daß hier Etwas sich wiederholt: es ist eine Vermuthung, daß der Formel ein Complex von zunächst unbekanntem Kräften und Kraft-Auslösungen entspricht: es ist Mythologie zu denken, daß hier Kräfte einem Gesetz gehorchen, sodaß in Folge ihres Gehorsams wir jedesmal das gleiche Phänomen haben.

Ich hüte mich, von chemischen „Gesetzen“ zu sprechen: das hat einen moralischen Beigeschmack. Es handelt sich vielmehr um eine absolute Feststellung von Machtverhältnissen: das Stärkere wird über das Schwächere Herr, so weit dies eben seinen Grad von Selbständigkeit nicht durchsetzen kann, — hier giebt es kein Erbarmen, keine Schonung, noch weniger eine Achtung vor „Gesetzen“!

Der siegreiche Begriff „Kraft“, mit dem unsere Physiker Gott und die Welt geschaffen haben, bedarf noch einer Ergänzung: es muß ihm ein innerer Wille zugesprochen werden, welchen ich bezeichne als „Willen zur Macht“, d. h. als unersättliches Verlangen nach Bezeugung der Macht; oder Verwendung, Ausübung der Macht, als schöpferischen Trieb u. s. w. Die Physiker werden die „Wirkung in die ferne“ aus ihren Prinzipien nicht los;

ebenso wenig eine abstoßende Kraft (oder anziehende). Es hilft nichts: man muß alle Bewegungen, alle „Erscheinungen“, alle „Gesetze“ nur als Symptome eines innerlichen Geschehens fassen und uns der Analogie des Menschen zu diesem Ende bedienen. Am Thier ist es möglich, aus dem Willen zur Macht alle seine Triebe abzuleiten; ebenso alle Funktionen des organischen Lebens aus dieser Einen Quelle.

Die Physiker glauben an eine „wahre Welt“ auf ihre Art: eine feste, für alle Wesen gleiche Atom-Systematisation in nothwendigen Bewegungen, — sodaß für sie die „scheinbare Welt“ sich reduziert auf die jedem Wesen nach seiner Art zugängliche Seite des allgemeinen und allgemein nothwendigen Seins (zugänglich und auch noch zurecht gemacht, — „subjektiv“ gemacht). Aber damit verirren sie sich: das Atom, das sie ansetzen, ist erschlossen nach der Logik jenes Bewußtseins-Perspektivismus, — ist somit auch selbst eine subjektive Fiktion. Dieses Weltbild, das sie entwerfen, ist durchaus nicht wesensverschieden von dem Subjektiv-Weltbild: es ist nur mit weitergedachten Sinnen konstruirt, aber durchaus mit unsern Sinnen . . . Und zuletzt haben sie in der Constellation Etwas ausgelassen, ohne es zu wissen: eben den nothwendigen Perspektivismus, vermöge dessen jedes Kraftcentrum — und nicht nur der Mensch — von sich aus die ganze übrige Welt konstruirt, d. h. an seiner Kraft mißt, betastet, gestaltet. Sie haben vergessen, diese Perspektivensehende Kraft in das „wahre Sein“ einzurechnen, — in der Schulsprache geredet: das Subjektsein. Sie meinen, dies sei „entwickelt“, hinzugekommen; — aber noch der Chemiker braucht es: es ist ja das Spezifisch-Sein, das bestimmt So-und-so-Agiren und Reagiren, je nachdem.

Der Perspektivismus ist nur eine complexe Form der Spezifität. Meine Vorstellung ist, daß jeder spezifische Körper darnach strebt, über den ganzen Raum Herr zu werden und seine Kraft auszudehnen (— sein Wille zur Macht:) und alles Das zurückzustoßen, was seiner Ausdehnung widerstrebt. Aber er stößt fortwährend auf gleiche Bestrebungen anderer Körper und endet, sich mit denen zu arrangiren („vereinigen“), welche ihm verwandt genug sind: — so conspiriren sie dann zusammen zur Macht. Und der Prozeß geht weiter.

Die Verbindung des Unorganischen und Organischen muß in der abstoßenden Kraft liegen, welche jedes Kraftatom ausübt. Leben wäre zu definiren als eine dauernde Form von Prozessen der Kraftfeststellungen, wo die verschiedenen Kämpfenden ihrerseits ungleich wachsen. Inwiefern auch im Gehorchen ein Widerstreben liegt; es ist die Eigenmacht durchaus nicht aufgegeben. Ebenso ist im Befehlen ein Zugestehen, daß die absolute Macht des Gegners nicht besiegt ist, nicht einverleibt, aufgelöst. „Gehorchen“ und „Befehlen“ sind Formen des Kampfspiels.

Auch im Reiche des Unorganischen kommt für ein Kraftatom nur seine Nachbarschaft in Betracht: die Kräfte in der ferne gleichen sich aus. Hier steckt der Kern des Perspektivischen und warum ein lebendiges Wesen durch und durch „egoistisch“ ist.

Gesetzt, die Welt verfügte über ein Quantum von Kraft, so liegt auf der Hand, daß jede Macht-Verschiebung an irgend einer Stelle das ganze System bedingt; — also neben der Causalität hinter einander wäre eine Abhängigkeit neben und mit einander gegeben.

Die mechanistische Welt ist so imaginirt, wie das Auge und das Getast sich allein eine Welt vorstellen (als „bewegt“), — so, daß sie berechnet werden kann, — daß ursächliche Einheiten fingirt sind, „Dinge“ (Atome), deren Wirkung constant bleibt (— Uebertragung des falschen Subjektbegriffs auf den Atombegriff): Zahlbegriff, Dingbegriff (Subjektbegriff), Thätigkeitsbegriff (Trennung von Ursachesein und Wirken), Bewegung (Auge und Getast): daß alle Wirkung Bewegung ist: daß, wo Bewegung ist, Etwas bewegt wird.

Phänomenal ist also: die Einmischung des Zahlbegriffs, des Subjektbegriffs, des Bewegungsbegriffs: wir haben unser Auge, unsre Psychologie immer noch darin.

Eliminiren wir diese Zuthaten, so bleiben keine Dinge übrig, sondern dynamische Quanta, in einem Spannungsverhältniß zu allen andern dynamischen Quanten: deren Wesen in ihrem Verhältniß zu allen andern Quanten besteht, in ihrem „Wirken“ auf dieselben. Der Wille zur Macht nicht ein Sein, nicht ein Werden, sondern ein Pathos — ist die elementarste Thatsache, aus der sich erst ein Werden, ein Wirken ergibt.

Die Mechanik formulirt Folgeerscheinungen, noch dazu semiotisch, in sinnlichen und psychologischen Ausdrucksmitteln: sie berührt die ursächliche Kraft nicht.

Wenn das innerste Wesen des Seins Wille zur Macht ist, wenn Lust alles Wachsthum der Macht, Unlust alles Gefühl, nicht widerstehen und Herr werden zu können, ist: dürfen wir dann nicht Lust und Unlust als Cardinal-Thatsachen ansetzen? Ist Wille möglich ohne diese beiden Oscillationen des Ja und des Nein? — Aber wer fühlt Lust? Aber wer will Macht? Absurde Frage! wenn das Wesen selbst Machtwille und folglich Lust- und Unlust-fühlen ist! Trotzdem: es bedarf der Gegensätze, der Widerstände, also, relativ, der übergreifenden Einheiten.

Je nach den Widerständen, die eine Kraft aufsucht, um über sie Herr zu werden, muß das Maß des hiermit herausgeforderten Mißlingens und Verhängnisses wachsen: und insofern jede Kraft sich nur an Widerstehendem auslassen kann, ist nothwendig in jeder Aktion ein Ingrediens von Unlust. Nur wirkt diese Unlust als Reiz des Lebens und stärkt den Willen zur Macht!

„Wollen“ ist nicht „begehren“, streben, verlangen: davon hebt es sich ab durch den Affekt des Commando's.

Es giebt kein „Wollen“, sondern nur ein Etwas-Wollen: man muß nicht das Ziel auslösen aus dem Zustand — wie es die Erkenntnistheoretiker thun. „Wollen“, wie sie es verstehen, kommt so wenig vor, wie „Denken“; ist eine reine Fiktion.

Daß Etwas befohlen wird gehört zum Wollen (— damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Wille „effektirt“ wird).

Jener allgemeine Spannungszustand, vermöge dessen eine Kraft nach Auslösung trachtet, — ist kein „Wollen“.

Nicht die Befriedigung des Willens ist Ursache der Lust (: gegen diese oberflächlichste Theorie will ich besonders kämpfen, — die absurde psychologische Falschmünzerei der nächsten Dinge —), sondern daß der Wille vorwärts will und immer wieder Herr über Das wird, was ihm im Wege steht. Das Lustgefühl liegt gerade in der Unbefriedigung des Willens, darin daß er ohne den Gegner und Widerstand noch nicht satt genug ist. — „Der Glückliche“: Heerdenideal.

Wie kommt es, daß die Grundglaubensartikel in der Psychologie allesammt die ärgsten Verdrehungen und Falschmünzereien sind? „Der Mensch strebt nach Glück“ z. B. — was ist daran wahr? Um zu verstehn, was Leben ist, welche Art Streben und Spannung Leben ist, muß die Formel so gut von Baum und Pflanze, als vom Thier gelten. „Wonach strebt die Pflanze?“ — aber hier haben wir bereits eine falsche Einheit erdichtet, die es nicht giebt: die Thatsache eines millionenfachen Wachsthums mit eigenen und halbeigenen Initiativen ist versteckt und verleugnet, wenn wir eine plumpe Einheit „Pflanze“ voranstellen. Daß die letzten kleinsten „Individuen“ nicht in dem Sinn eines „metaphysischen Individuums“ und Atoms verständlich sind, daß ihre Machtsphäre fortwährend sich verschiebt — das ist zu allererst sichtbar: aber strebt ein jedes von ihnen, wenn es sich dergestalt verändert, nach Glück? — Aber alles Sich-ausbreiten, Einverleiben, Wachsen ist ein Anstreben gegen Widerstehendes, Bewegung ist essentiell etwas mit Unlustzuständen Verbundenes: es muß Das, was hier treibt, jedenfalls etwas Anderes wollen, wenn es dergestalt die Unlust will und fortwährend aufsucht. — Worum kämpfen die Bäume eines Urwaldes mit einander? Um „Glück“? — Um Macht! . . .

Der Mensch, Herr über die Naturgewalten geworden, Herr über seine eigene Wildheit und Jügellosigkeit (die Begierden haben folgen, haben nützlich sein gelernt) — der Mensch, im Vergleich zu einem Vor-Menschen, stellt ein ungeheures Quantum Macht dar, — nicht ein plus von „Glück“! Wie kann man behaupten, daß er nach Glück gestrebt habe? . . .

Indem ich dieses sage, sehe ich über mir den ungeheuren Rattenschwanz von Irrthümern unter den Sternen glänzen, der bisher als die höchste Inspiration der Menschheit galt: „alles Glück folgt aus der Tugend, alle Tugend aus dem freien Willen“!

Kehren wir die Werthe um: alle Tüchtigkeit Folge einer glücklichen Organisation, alle Freiheit Folge der Tüchtigkeit (— Freiheit hier als Leichtigkeit in der Selbstdirektive verstanden. Jeder Künstler versteht mich).

Zur Physiologie der Macht.

Die Aristokratie im Leibe, die Mehrheit der Herrschenden (Kampf der Zellen und Gewebe).

Die Sklaverei in der Arbeitstheilung: die höheren Typen nur möglich durch Herunterdrückung eines niederen auf eine Funktion.

Lust und Schmerz kein Gegensatz. Das Gefühl der Macht.

Die Zeugung, der Zerfall eintretend bei der Ohnmacht der herrschenden Zellen, das Angeeignete zu organisiren.

Die gestaltende Kraft ist es, die immer neuen „Stoff“ (noch mehr „Kraft“) vorrätzig haben will. Das Meisterstück des Aufbaus eines Organismus aus dem Ei.

„Mechanistische Auffassung“: will nichts als Quantitäten: aber die Kraft steckt in der Qualität: die Mechanistik kann also nur Vorgänge beschreiben, nicht erklären.

Der „Zweck“. Auszugehen von der „Sagacität“ der Pflanzen.

Begriff der „Vervollkommnung“: nicht nur größere Complizirtheit, sondern größere Macht (— braucht nicht nur größere Masse zu sein —).

Schluß auf die Entwicklung der Menschheit: die Vervollkommnung besteht in der Hervorbringung der mächtigsten Individuen (zu deren Werkzeug die größte Menge gemacht wird, und zwar als intelligentestes und beweglichstes Werkzeug). — —

„Der Werth des Lebens“: das Leben ist ein Einzelfall; man muß alles Dasein rechtfertigen und nicht nur das Leben, — das rechtfertigende Prinzip ist ein solches, aus dem sich das Leben erklärt.

Das Leben ist nur Mittel zu etwas: es ist der Ausdruck von Wachstumsformen der Macht.

Eine Vielheit von Kräften, verbunden durch einen gemeinsamen Ernährungs-Vorgang, heißen wir „Leben“. Zu diesem Ernährungs-Vorgang, als Mittel seiner Ermöglichung, gehört alles sogenannte fühlen, Vorstellen, Denken, d. h. 1) ein Widerstreben gegen alle anderen Kräfte; 2) ein Zurechtmachen derselben nach Gestalt und Rhythmus; 3) ein Abschätzen in Bezug auf Einverleibung oder Abscheidung.

Die größere Complizirtheit, die scharfe Abscheidung, das Nebeneinander der ausgebildeten Organe und Funktionen, mit Verschwinden der Mittelglieder, — wenn Das Vollkommenheit

ist, so ergibt sich ein Wille zur Macht im organischen Prozeß, vermöge dessen herrschaftliche, gestaltende, befehlende Kräfte immer das Gebiet ihrer Macht mehren und innerhalb desselben immer vereinfachen: der Imperativ wachsend.

Der Geist ist nur ein Mittel und Werkzeug im Dienst des höheren Lebens, der Erhöhung des Lebens.

Die vollkommene Verachtung des Leibes ließ das Gegenheil nicht sehen, die vollkommen wundervolle Art seines Organisations-Spiels zur Selbst-Erhaltung und Steigerung der Art der Gattung: — mit anderen Worten den wundervollen Werth der Einzel-Person als Träger des Lebensprozesses und, folglich, ihr allerhöchstes Recht auf Egoismus, — vor allem ihre Unmöglichkeit nicht Egoist zu sein.

Thatsächlich ist alles „Unegoistische“ *décadence*-Phänomen.

Grundirrtümer der bisherigen Biologen: es handelt sich nicht um die Gattung, sondern um stärker auszuwirkende Individuen (die Vielen sind nur Mittel).

Das Leben ist nicht Anpassung innerer Bedingungen an äußere, sondern Wille zur Macht, der von Innen her immer mehr „Äußeres“ sich unterwirft und einverleibt. —

„Die Summe der Unlust überwiegt die Summe der Lust: folglich wäre das Nichtsein der Welt besser, als deren Sein“ — „Die Welt ist Etwas, das vernünftiger Weise nicht wäre, weil sie dem empfindenden Subjekt mehr Unlust als Lust verursacht“ — dergleichen Geschwätz heißt sich heute Pessimismus!

Lust und Unlust sind Nebensachen, keine Ursachen; es sind Werthurtheile zweiten Ranges, die sich erst ableiten von einem regierenden Werth, — ein in Form des Gefühls redendes „nützlich“ „schädlich“, und folglich absolut flüchtig und abhängig. Denn bei jedem „nützlich“ „schädlich“ sind immer noch hundert verschiedene Wozu? zu fragen.

Ich verachte diesen Pessimismus der Sensibilität: er ist selbst ein Zeichen tiefer Verarmung an Leben.

Werth ist das höchste Quantum Macht, das der Mensch sich einzuverleiben vermag — der Mensch: nicht die Menschheit! Die Menschheit ist viel eher noch ein Mittel, als ein Ziel. Es handelt sich um den Typus: die Menschheit ist bloß das Versuchsmaterial, der ungeheure Überschuß des Mißrathenen: ein Trümmerfeld.

Die Worte des Werthes sind Fahnen, dort aufgepflanzt, wo eine neue Seligkeit erfunden wurde, — ein neues Gefühl.

Zusammenfassung: Der Gesichtspunkt des „Werths“ ist der Gesichtspunkt von Erhaltungs-, Steigerungs-Bedingungen in Hinsicht auf complexe Gebilde von relativer Dauer des Lebens innerhalb des Werdens.

Es giebt keine dauerhaften letzten Einheiten, keine Atome, keine Monaden: auch hier ist „das Seiende“ erst von uns hineingelegt (aus praktischen, nützlichen perspektivischen Gründen).

Es giebt „Herrschaftsgebilde“; die Sphäre des Beherrschenden fortwährend wachsend oder periodisch abnehmend, zunehmend; oder unter der Gunst und Ungunst der Umstände (der Ernährung —).

„Werth“ ist wesentlich der Gesichtspunkt für das Zunehmen oder Abnehmen dieser herrschaftlichen Centren („Vielseiten“ jedenfalls; aber die „Einheit“ ist in der Natur des Werdens gar nicht vorhanden).

Die Ausdrucksmittel der Sprache sind unbrauchbar, um das Werden auszudrücken; es gehört zu unserm unablässlichen Bedürfnis der Erhaltung, beständig eine größere Welt von Bleibendem, von „Dingen“ u. s. w. zu setzen. Relativ dürfen wir von Atomen und Monaden reden: und gewiß ist, daß die kleinste Welt an Dauer die dauerhafteste ist. Es giebt keinen Willen: es giebt Willens-Punktationen, die beständig ihre Macht mehren oder verlieren.

III. Der Wille zur Macht als Moral in Gesellschaft und Individuum.

Erster Gesichtspunkt: inwiefern die Mitgefühls- und Gemeinschafts-Gefühle die niedrigere, die vorbereitende Stufe sind, zur Zeit, wo das Personal-Selbstgefühl, die Initiative der Werthsetzung im Einzelnen noch gar nicht möglich ist.

Zweiter Gesichtspunkt: inwiefern die Höhe des Collectiv-Selbstgefühls, der Stolz auf die Distanz des Lebens, das Sich-ungleich-fühlen, die Abneigung gegen Vermittelung, Gleichberechtigung, Versöhnung eine Schule des Individual-Selbstgefühls ist: namentlich insofern sie den Einzelnen zwingt, den Stolz des Ganzen zu repräsentiren: — er muß reden und

handeln mit einer extremen Achtung vor sich, insofern er die Gemeinschaft in Person darstellt. Insgleichen: wenn das Individuum sich als Werkzeug und Sprachrohr der Gottheit fühlt.

Dritter Gesichtspunkt: inwiefern diese Formen der Entselbstung thatsächlich der Person eine ungeheure Wichtigkeit geben: insofern höhere Gewalten sich ihrer bedienen; religiöse Scheu vor sich selbst: Zustand des Propheten, Dichters.

Vierter Gesichtspunkt: inwiefern diese Verantwortlichkeit für das Ganze dem Einzelnen einen weiten Blick, eine strenge und furchtbare Hand, eine Besonnenheit und Kälte und Großartigkeit der Haltung und Gebärde anerzieht und erlaubt, welche er nicht um seiner selbst willen sich zugestehen würde.

In summa: die Collectiv-Selbstgefühle sind die große Vor-
schule der Personal-Souveränität. Der vornehme Stand ist der, welcher die Erbschaft dieser Übung macht. —

Scheinbar entgegengesetzt die zwei Züge, welche die modernen Europäer kennzeichnen: das Individualistische und die Forderung gleicher Rechte: das verstehe ich endlich. Nämlich, das Individuum ist eine äußerst verwundbare Eitelkeit: — diese fordert, bei ihrem Bewußtsein, wie schnell sie leidet, daß jeder Andere ihm gleichgestellt gilt, daß er nur inter pares ist. Damit ist eine gesellschaftliche Klasse charakterisirt, in welcher thatsächlich die Begabungen und Kräfte nicht erheblich auseinandergehn. Der Stolz, welcher Einsamkeit und wenige Schätzer will, ist ganz außer Verstandniß; die ganz „großen“ Erfolge giebt es nur durch Massen, ja man begreift es kaum noch, daß ein Massen-Erfolg immer eigentlich ein kleiner Erfolg ist: weil pulchrum est paucorum hominum. — Alle Moralen wissen nichts von „Rangordnung“ der Menschen; die Rechtslehrer nichts vom Gemeinde-Gewissen. Das Individual-Prinzip lehnt die ganz großen Menschen ab und verlangt, unter ungefähr Gleichen, das feinste Auge und die schnellste Herauserkennung eines Talentes; und weil Jeder etwas von Talenten hat, in solchen späten und civilisirten Culturen, — also erwarten kann, sein Theil Ehre zurückzubekommen —, deshalb findet heute ein Herausstreichen der kleinen Verdienste statt wie niemals noch: — es giebt dem Zeitalter einen Anstrich von grenzenloser Billigkeit. Seine Unbilligkeit besteht in einer Wuth ohne Grenzen nicht gegen

die Tyrannen und Volksschmeichler, auch in den Künsten, sondern gegen die vornehmen Menschen, welche das Lob der Vielen verachten. Die Forderung gleicher Rechte (z. B. über Alles und Jeden zu Gericht sitzen zu dürfen) ist anti-aristokratisch. Ebenso fremd ist ihm das verschwundene Individuum, das Untertauchen in einem großen Typus, das Nicht-Person-sein-wollen: worin die Auszeichnung und der Eifer vieler hohen Menschen früher bestand (die größten Dichter darunter): oder „Stadt-sein“ wie in Griechenland: oder Jesuitismus, preußisches Officier-Corps und Beamtenthum, oder Schüler-sein und Fortsetzer großer Meister: wozu ungesellschaftliche Zustände und der Mangel der kleinen Eitelkeit nöthig ist. —

Damit etwas bestehen soll, was länger ist als ein Einzelner, damit also ein Werk bestehen bleibt, das vielleicht ein Einzelner geschaffen hat: dazu muß dem Einzelnen alle mögliche Art von Beschränkung, von Einseitigkeit u. s. w. auferlegt werden. Mit welchem Mittel? Die Liebe, Verehrung, Dankbarkeit gegen die Person, die das Werk schuf, ist eine Erleichterung: oder daß unsere Vorfahren es erkämpft haben: oder daß meine Nachkommen nur so garantirt sind, wenn ich jenes Werk (z. B. πόλις) garantire. Moral ist wesentlich das Mittel, über die Einzelnen hinweg, oder vielmehr durch eine Verflavung der Einzelnen etwas zur Dauer zu bringen. Es versteht sich, daß die Perspektive von Unten nach Oben ganz andere Ausdrücke geben wird, als die von Oben nach Unten.

Ein Macht-Complex: wie wird er erhalten? Dadurch, daß viele Geschlechter ihm sich opfern.

Das furchtbarste und gründlichste Verlangen des Menschen, sein Trieb nach Macht — man nennt diesen Trieb „Freiheit“ — muß am längsten in Schranken gehalten werden. Deshalb ist die Ethik bisher, mit ihren unbewußten Erziehungs- und Züchtungs-Instinkten, darauf aus gewesen, das Macht-Gelüst in Schranken zu halten: sie verunglimpft das tyrannische Individuum und unterstreicht, mit ihrer Verherrlichung der Gemeindefürsorge und der Vaterlandsliebe, den Heerden-Machtinstinkt.

Grundfehler: die Ziele in die Heerde und nicht in einzelne Individuen zu legen! Die Heerde ist Mittel, nicht mehr! Aber jetzt versucht man, die Heerde als Individuum zu verstehen

und ihr einen höheren Rang als dem Einzelnen zuzuschreiben, — tiefstes Mißverständniß!! Insgleichen Das, was heerdenhaft macht, die Mitgeföhle, als die werthvollere Seite unsrer Natur zu charakterisiren!

Wer darüber nachdenkt, auf welche Weise der Typus Mensch zu seiner größten Pracht und Mächtigkeit gesteigert werden kann, der wird zu allererst begreifen, daß er sich außerhalb der Moral stellen muß: denn die Moral war im Wesentlichen auf das Entgegengesetzte aus, jene prachtvolle Entwicklung, wo sie im Zuge war, zu hemmen oder zu vernichten. Denn in der That consumirt eine derartige Entwicklung eine solche ungeheure Quantität von Menschen in ihrem Dienst, daß eine umgekehrte Bewegung nur zu natürlich ist: die schwächeren, zarteren, mittleren Existenzen haben nöthig, Partei zu machen gegen jene Glorie von Leben und Kraft, und dazu müssen sie von sich eine neue Schätzung bekommen, vermöge deren sie das Leben in dieser höchsten Fülle verurtheilen und womöglich zerstören. Eine lebensfeindliche Wendung ist daher der bisherigen Moral zu eigen, insofern sie die Typen des Lebens überwältigen will.

IV. Der Wille zur Macht als Kunst.

„Schönheit“ ist deshalb für den Künstler etwas außer aller Rangordnung, weil in der Schönheit Gegensätze gebändigt sind, das höchste Zeichen von Macht, nämlich über Entgegengesetztes; außerdem ohne Spannung: — daß keine Gewalt mehr noth thut, daß alles so leicht folgt, gehorcht und zum Gehorsam die liebenswürdigste Miene macht — das ergötzt den Machtwillen des Künstlers. —

Es ist die Frage der Kraft (eines Einzelnen oder eines Volkes), ob und wo das Urtheil „schön“ angesetzt wird. Das Gefühl der Fülle, der aufgestauten Kraft (aus dem es erlaubt ist Vieles muthig und wohlgemuth entgegenzunehmen, vor dem der Schwächling schaudert) — das Machtgefühl spricht das Urtheil „schön“ noch über Dinge und Zustände aus, welche der Instinkt der Ohnmacht nur als hassenswerth, als „häßlich“ abschätzen kann. Die Witterung dafür, womit wir ungefähr fertig werden würden, wenn es leibhaft entgegenträte, als Gefahr, Problem, Versuchung, — diese Witterung bestimmt auch noch unser ästhetisches Ja. („Das ist schön“ ist eine Bejahung.)

Daraus ergibt sich, in's Große gerechnet, daß die Vorliebe für fragwürdige und furchtbare Dinge ein Symptom für Stärke ist: während der Geschmack am Hübschen und Zierlichen den Schwachen, den Delikatsten zugehört. Die Lust an der Tragödie kennzeichnet starke Zeitalter und Charaktere: ihr non plus ultra ist vielleicht die divina commedia. Es sind die heroischen Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden. Gesezt dagegen, daß die Schwachen von einer Kunst Genuß begehren, welche für sie nicht erdacht ist, was werden sie thun, um die Tragödie sich schmachhaft zu machen? Sie werden ihre eigenen Werthgefühle in sie hinein interpretiren: z. B. den „Triumph der sittlichen Weltordnung“ oder die Lehre vom „Unwerth des Daseins“ oder die Aufforderung zur „Resignation“ (oder auch halb medizinische, halb moralische Affect-Ausladungen à la Aristoteles). Endlich: die Kunst des furchtbaren, insofern sie die Nerven aufregt, kann als stimulant bei den Schwachen und Erschöpften in Schätzung kommen: das ist heute z. B. der Grund für die Schätzung der Wagnerischen Kunst. Es ist ein Zeichen von Wohl- und Machtgefühl, wie viel Einer den Dingen ihren furchtbaren und fragwürdigen Charakter zugestehen darf; und ob er überhaupt „Lösungen“ am Schluß braucht.

Diese Art Künstler-Pessimismus ist genau das Gegenstück zum moralisch-religiösen Pessimismus, welcher an der „Verderbniß“ des Menschen, am Räthsel des Daseins leidet: dieser will durchaus eine Lösung, wenigstens eine Hoffnung auf Lösung. Die Leidenden, Verzweifelten, Un-sich-Mißtrauischen, die Kranken mit Einem Wort, haben zu allen Zeiten die entzückenden Visionen nöthig gehabt, um es auszuhalten (der Begriff „Seligkeit“ ist dieses Ursprungs). Ein verwandter Fall: die Künstler der *décadence*, welche im Grunde nihilistisch zum Leben stehen, flüchten in die Schönheit der Form, — in die ausgewählten Dinge, wo die Natur vollkommen ward, wo sie indifferent groß und schön ist. (— Die „Liebe zum Schönen“ kann somit etwas Anderes als das Vermögen sein, ein Schönes zu sehen, das Schöne zu schaffen: sie kann gerade der Ausdruck von Unvermögen dazu sein.)

Die überwältigenden Künstler, welche einen Consonanz-Ton aus jedem Conflictte erklingen lassen, sind die, welche ihre eigene Mächtigkeit und Selbsterlösung noch den Dingen zu Gute kommen lassen: sie sprechen ihre innerste Erfahrung in der Symbolik jedes Kunstwerkes aus, — ihr Schaffen ist Dankbarkeit für ihr Sein.

Die Tiefe des tragischen Künstlers liegt darin, daß sein ästhetischer Instinkt die ferneren Folgen überseht, daß er nicht kurzfristig beim Nächsten stehen bleibt, daß er die Ökonomie im Großen bejaht, welche das Furchtbare, Böse, fragwürdige rechtfertigt, und nicht nur — rechtfertigt. —

Die Kunst erinnert uns an Zustände des animalischen vigor; sie ist einmal ein Überschuß und Ausströmen von blühender Leiblichkeit in die Welt der Bilder und Wünsche; andrerseits eine Anreizung der animalischen Funktionen durch Bilder und Wünsche des gesteigerten Lebens; eine Erhöhung des Lebensgefühls, ein Stimulans desselben.

Inwiefern kann auch das Häßliche noch diese Gewalt haben? Insofern es noch von der siegreichen Energie des Künstlers Etwas mittheilt, der über dies Häßliche und Furchtbare Herr geworden ist; oder insofern es die Lust der Grausamkeit in uns leise anregt (unter Umständen selbst die Lust, uns wehe zu thun, die Selbstvergewaltigung: und damit das Gefühl der Macht über uns). —

In der Hauptsache gebe ich den Künstlern mehr Recht als allen Philosophen bisher: sie verloren die große Spur nicht, auf der das Leben geht, sie liebten die Dinge „dieser Welt“, — sie liebten ihre Sinne. „Entsinnlichung“ zu erstreben: das scheint mir ein Mißverständniß oder eine Krankheit oder eine Kur, wo sie nicht eine bloße Heuchelei oder Selbstbetrügerei ist. Ich wünsche mir selber und allen Denen, welche ohne die Ängste eines Puritaner-Gewissens leben — leben dürfen, eine immer größere Vergeistigung und Vervielfältigung ihrer Sinne; — ja wir wollen den Sinnen dankbar sein für ihre Feinheit, Fülle und Kraft und ihnen das Beste von Geist, was wir haben, dagegen bieten. Was gehen uns die priesterlichen und metaphysischen Verfehrungen der Sinne an! Wir haben diese Verfehrung nicht mehr nöthig: es ist ein Merkmal der Wohlgerathenheit, wenn Einer, gleich Goethe, mit immer größerer Lust und Herzlichkeit an „den Dingen

der Welt“ hängt: — dergestalt nämlich hält er die große Auffassung des Menschen fest, daß der Mensch der Verklärer des Daseins wird, wenn er sich selbst verklären lernt.

„Das Leben soll Vertrauen einflößen“: die Aufgabe, so gestellt, ist ungeheuer. Um sie zu lösen, muß der Mensch schon von Natur Lügner sein, er muß mehr als alles Andere Künstler sein. Und er ist es auch: Metaphysik, Religion, Moral, Wissenschaft — Alles nur Ausgeburten seines Willens zur Kunst, zur Lüge, zur Flucht vor der „Wahrheit“, zur Verneinung der „Wahrheit“. Das Vermögen selbst, Dank dem er die Realität durch die Lüge vergewaltigt, dieses Künstler-Vermögen des Menschen par excellence — er hat es noch mit Allem, was ist, gemein. Er selbst ist ja ein Stück Wirklichkeit, Wahrheit, Natur: wie sollte er nicht auch ein Stück Genie der Lüge sein!

Daß der Charakter des Daseins verkannt werde — tiefste und höchste Geheim-Abischt hinter Allem, was Tugend, Wissenschaft, Frömmigkeit, Künstlerthum ist. Vieles niemals sehn, Vieles falsch sehn, Vieles hinzusehn: oh wie klug man noch ist, sich für klug zu halten! Die Liebe, die Begeisterung, „Gott“ — lauter Feinheiten des letzten Selbstbetruges, lauter Verführungen zum Leben, lauter Glaube an das Leben! In Augenblicken, wo der Mensch zum Betrüger ward, wo er sich überlistet hat, wo er an's Leben glaubt: oh wie schwillt es da in ihm auf! Welches Entzücken! Welches Gefühl von Macht! Wie viel Künstler-Triumph im Gefühl der Macht! Der Mensch ward wieder einmal Herr über den „Stoff“ — Herr über die „Wahrheit“! Und wann immer der Mensch sich freut, er ist immer der Gleiche in seiner Freude, er freut sich als Künstler, er genießt sich als Macht, er genießt die Lüge als seine Macht.

Die Kunst und nichts als die Kunst! Sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans des Lebens.

Die Kunst als die einzig überlegene Gegenkraft gegen allen Willen zur Verneinung des Lebens, als das Antichristliche, Antibuddhistische, Antinihilistische par excellence.

Die Kunst als die Erlösung des Erkennenden, dessen, der den furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Daseins sieht, sehen will, des Tragisch-Erkennenden.

Die Kunst als die Erlösung des Handelnden, — dessen, der den furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Daseins nicht nur sieht, sondern lebt, leben will, des tragisch-kriegerischen Menschen, des Helden.

Die Kunst als die Erlösung des Leidenden, — als Weg zu Zuständen, wo das Leiden gewollt, erklärt, vergöttlicht wird, wo das Leiden eine Form der großen Entzückung ist.

Viertes Buch.

I. Rangordnung, II. Dionysos, III. Ewige Wiederkunft.

Die Lehre der Rangordnung.

Rang bestimmend, Rang abhebend sind allein Macht-Quantitäten: und nichts sonst.

Der Wille zur Macht. — Wie die Menschen beschaffen sein müßten, welche diese Umwerthung an sich vornehmen. Die Rangordnung als Machtordnung: Krieg und Gefahr die Voraussetzung, daß ein Rang seine Bedingungen festhält. Das grandiose Vorbild: der Mensch in der Natur — das schwächste, flügste Wesen sich zum Herrn machend, die dummen Gewalten sich unterjochend.

Ich unterscheide einen Typus des aufsteigenden Lebens und einen andern des Verfalls, der Zersetzung, der Schwäche. Sollte man glauben, daß die Rangfrage zwischen beiden Typen überhaupt noch zu stellen ist?

Über den Rang entscheidet das Quantum Macht, das du bist; der Rest ist Feigheit.

Die Starken der Zukunft. — Was theils die Noth, theils der Zufall hier und da erreicht hat, die Bedingungen zur Hervorbringung einer stärkeren Art: das können wir jetzt begreifen und wissentlich wollen: wir können die Bedingungen schaffen, unter denen eine solche Erhöhung möglich ist.

Bis jetzt hatte die „Erziehung“ den Nutzen der Gesellschaft im Auge: nicht den möglichsten Nutzen der Zukunft, sondern den Nutzen der gerade bestehenden Gesellschaft. „Werkzeuge“ für sie wollte man. Gesezt, der Reichtum an Kraft wäre größer, so ließe sich ein Abzug von Kräften denken, dessen Ziel nicht dem Nutzen der Gesellschaft gälte, sondern einem zukünftigen Nutzen.

Eine solche Aufgabe wäre zu stellen, je mehr man begriffe, inwiefern die gegenwärtige Form der Gesellschaft in einer starken Verwandlung wäre, um irgendwann einmal nicht mehr um ihrer selber willen existiren zu können: sondern nur noch als Mittel in den Händen einer stärkeren Rasse.

Die zunehmende Verkleinerung des Menschen ist gerade die treibende Kraft, um an die Züchtung einer stärkeren Rasse zu denken: welche gerade ihren Überschuß darin hätte, worin die verkleinerte Spezies schwach und schwächer wurde (Wille, Verantwortlichkeit, Selbstgewißheit, Ziele-sich-setzen-können).

Die Mittel wären die, welche die Geschichte lehrt: die Isolation durch umgekehrte Erhaltungs-Interessen, als die durchschnittlichen heute sind; die Einübung in umgekehrten Werthschätzungen, die Distanz des Pathos; das freie Gewissen im heute Unterschätztesten und Verbotensten.

Die Ausgleichung des europäischen Menschen ist der große Prozeß, der nicht zu hemmen ist: man sollte ihn noch beschleunigen. Die Nothwendigkeit für eine Kluftaufreißung, Distanz, Rangordnung ist damit gegeben: nicht die Nothwendigkeit, jenen Prozeß zu verlangsamen.

Diese ausgeglichene Spezies bedarf, sobald sie erreicht ist, einer Rechtfertigung: sie liegt im Dienste einer höheren souveränen Art, welche auf ihr steht und erst auf ihr sich zu ihrer Aufgabe erheben kann. Nicht nur eine Herren-Rasse, deren Aufgabe sich damit erschöpfte, zu regieren: sondern eine Rasse mit eigener Lebenssphäre, mit einem Überschuß von Kraft für Schönheit, Tapferkeit, Cultur, Manier bis in's Geistigste; eine bejahende Rasse, welche sich jeden großen Luxus gönnen darf —, stark genug, um die Tyrannei eines Tugend-Imperativs nicht nöthig zu haben, reich genug, um die Sparsamkeit und Pedanterie nicht nöthig zu haben, jenseits von Gut und Böse; ein Treibhaus für sonderbare und ausgesuchte Pflanzen.

Die Verkleinerung des Menschen muß lange als einziges Ziel gelten: weil erst ein breites Fundament zu schaffen ist, damit eine stärkere Art Menschen darauf stehen kann. (: Inwiefern bisher jede verstärkte Art Mensch auf einem Niveau der niedrigeren stand — — —).

Der Haß gegen die Mittelmäßigkeit ist eines Philosophen

unwürdig: es ist fast ein Fragezeichen an seinem „Recht auf Philosophie“. Gerade deshalb, weil er die Ausnahme ist, hat er die Regel in Schutz zu nehmen, hat er allem Mittleren den guten Muth zu sich selber zu erhalten.

Wogegen ich kämpfe: daß eine Ausnahme-Art der Regel den Krieg macht, — statt zu begreifen, daß die Fortexistenz der Regel die Voraussetzung für den Werth der Ausnahme ist. Zum Beispiel die Frauenzimmer, welche, statt die Auszeichnung ihrer abnormen Bedürfnisse zur Gelehrsamkeit zu empfinden, die Stellung des Weibes überhaupt verrücken möchten.

Einsicht, welche den „freien Geistern“ fehlt: dieselbe Disziplin, welche eine starke Natur noch verstärkt und zu großen Unternehmungen befähigt, zerbricht und verkümmert die mittelmäßigen: — der Zweifel, — *la largeur de cœur*, — das Experiment, — die Independenz.

Könnten wir die günstigsten Bedingungen voraussehen, unter denen Wesen entstehen von höchstem Werthe! Es ist tausend Mal zu complizirt, und die Wahrscheinlichkeit des Mißrathens sehr groß: so begeistert es nicht, darnach zu streben! — Skepsis. — Dagegen: Muth, Einsicht, Härte, Unabhängigkeit, Gefühl der Verantwortlichkeit können wir steigern, die Feinheit der Wage verfeinern und erwarten, daß günstige Zufälle zu Hülfe kommen. —

Nicht die Menschen „besser“ machen, nicht zu ihnen auf irgend eine Art Moral reden, als ob „Moralität an sich“, oder eine ideale Art Mensch überhaupt, gegeben sei: sondern Zustände schaffen, unter denen stärkere Menschen nöthig sind, welche ihrerseits eine Moral (deutlicher: eine leiblich-geistige Disziplin), welche stark macht, brauchen und folglich haben werden!

Typus meiner Jünger. — Solchen Menschen, welche mich etwas angehn, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlung, Entwürdigung, — ich wünsche, daß ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Überwundenen nicht unbekannt bleibt: ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das Einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob Einer Werth hat oder nicht, — daß er Stand hält.

Ich sehe durchaus nicht ab, wie Einer es wieder gut machen kann, der versäumt hat, zur rechten Zeit in eine gute Schule zu gehen. Ein Solcher kennt sich nicht; er geht durch's Leben, ohne gehen gelernt zu haben; der schlaffe Muskel verräth sich bei jedem Schritt noch. Mitunter ist das Leben so barmherzig, diese harte Schule nachzuholen: jahrelanges Siechthum vielleicht, das die äußerste Willenskraft und Selbstenugsamkeit herausfordert; oder eine plötzlich hereinbrechende Nothlage, zugleich noch für Weib und Kind, welche eine Thätigkeit erzwingt, die den erschlafften Fasern wieder Energie giebt und dem Willen zum Leben die Fähigkeit zurückgewinnt. Das Wünschenswerthe bleibt unter allen Umständen eine harte Disziplin zur rechten Zeit, d. h. in jenem Alter noch, wo es stolz macht, Viel von sich verlangt zu sehn. Denn Dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder anderen: daß Viel verlangt wird; daß streng verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst, als normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft laut wird. Eine solche Schule hat man in jedem Betracht nöthig: das gilt vom Leiblichsten wie vom Geistigsten: es wäre verhängnißvoll, hier trennen zu wollen! Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig: und näher besehn, es giebt keinen tüchtigen Gelehrten, der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat. Befehlen können und wieder auf eine stolze Weise gehorchen; in Reih und Glied stehen, aber fähig jederzeit, auch zu führen; die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwage wiegen; dem Mesquinen, Schlaunen, Parasitischen mehr feind sein, als dem Bösen. — Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen.

Ich will auch die Asketik wieder vernatürlichen: an Stelle der Absicht auf Verneinung die Absicht auf Verstärkung; eine Gymnastik des Willens; eine Entbehrung und eingelegte Fastenzeit jeder Art, auch im Geistigsten; eine Casuistik der That in Bezug auf unsre Meinung, die wir von unsern Kräften haben; ein Versuch mit Abenteuern und willkürlichen Gefahren. — Man sollte Prüfungen erfinden auch für die Stärke im Worthalten-können.

Was verdorben ist durch den Mißbrauch, den die Kirche damit getrieben hat:

1) die Askese: man hat kaum noch den Muth dazu, deren natürliche Nützlichkeit, deren Unentbehrlichkeit im Dienste der Willens-Erziehung an's Licht zu ziehen. Unsrer absurde Erzieher-Welt, der der „brauchbare Staatsdiener“ als regulirendes Schema vorschwebt, glaubt mit „Unterricht“, mit Gehirn-Dressur auszukommen; ihr fehlt selbst der Begriff davon, daß etwas Anderes zuerst noth thut — Erziehung der Willenskraft; man legt Prüfungen für Alles ab, nur nicht für die Hauptsache: ob man wollen kann, ob man versprechen darf: der junge Mann wird fertig, ohne auch nur eine Frage, eine Neugierde für dieses oberste Werthproblem seiner Natur zu haben;

2) das Fasten: in jedem Sinne, — auch als Mittel, die feine Genußfähigkeit aller guten Dinge aufrechtzuerhalten (z. B. zeitweise nicht lesen, keine Musik mehr hören, nicht mehr lebenswürdig sein; man muß auch Fasttage für seine Tugend haben);

3) das „Kloster“: die zeitweilige Isolation mit strenger Abweisung z. B. der Briefe; eine Art tiefster Selbstbesinnung und Selbst-Wiederfindung, welche nicht den „Versuchungen“ aus dem Wege gehen will, sondern den „Zuflüssen“: ein Heraustreten aus dem Sirkeltanz des Milieu's; ein Abseits von der Tyrannei der Reize, welche uns verurtheilt, unsere Kraft nur in Reaktionen auszugeben, und es nicht mehr erlaubt, daß sie sich häuft bis zur spontanen Aktivität (man sehe sich unsre Gelehrten aus der Nähe an: sie denken nur noch reaktiv, d. h. sie müssen erst lesen, um zu denken);

4) die Feste. Man muß sehr grob sein, um nicht die Gegenwart von Christen und christlichen Werthen als einen Druck zu empfinden, unter dem jede eigentliche Feststimmung zum Teufel geht. Im Fest ist einbegriffen: Stolz, Übermuth, Ausgelassenheit; der Hohn über alle Art Ernst und Biedermännerei; ein göttliches Ja sagen zu sich aus animaler Fülle und Vollkommenheit, — lauter Zustände, zu denen der Christ nicht ehrlich Ja sagen darf. Das Fest ist Heidenthum par excellence.

Neue Formen der Moralität: Treue-Gelübde in Vereinen, über das was man lassen und thun will, ganz bestimmte Entsagung von Vielem. Proben ob reif dazu.

Der vornehme Mensch.

Typus: Die wahre Güte, Vornehmheit, Größe der Seele, die aus dem Reichthum heraus: welche nicht giebt, um zu nehmen, — welche sich nicht damit erheben will, daß sie gütig ist; — die Verschwendung als Typus der wahren Güte, der Reichthum an Person als Voraussetzung.

Was ist vornehm? — Daß man sich beständig zu repräsentiren hat. Daß man Lagen sucht, wo man beständig Gebärden nöthig hat. Daß man das Glück der großen Zahl überläßt: Glück als Frieden der Seele, Tugend, comfort, englisch-englisches Krämerthum à la Spencer. Daß man instinktiv für sich schwere Verantwortungen sucht. Daß man sich überall Feinde zu schaffen weiß, schlimmsten falls noch aus sich selbst. Daß man der großen Zahl nicht durch Worte, sondern durch Handlungen beständig widerspricht.

„Geradezu stoßen die Adler.“ Die Vornehmheit der Seele ist nicht am wenigsten an der prachtvollen und stolzen Dummheit zu erkennen, mit der sie angreift, — „geradezu“.

Krieg gegen die weichliche Auffassung der „Vornehmheit“! — ein Quantum Brutalität mehr ist nicht zu erlassen: so wenig als eine Nachbarschaft zum Verbrechen. Auch die „Selbstzufriedenheit“ ist nicht darin; man muß abenteuerlich auch zu sich stehen, versucherisch, verderberisch, — Nichts von Schönseelen-Salbaderei —. Ich will einem robusteren Ideale Luft machen.

„Das Paradies ist unter dem Schatten der Schwerter“ — auch ein Symbolon und Kerbholz-Wort, an dem sich Seelen vornehmer und kriegerischer Abkunft verrathen und errathen. —

Der „Ehr.-Begriff“: beruhend auf dem Glauben an „gute Gesellschaft“, an ritterliche Hauptqualitäten, an die Verpflichtung, sich fortwährend zu repräsentiren. Wesentlich: daß man sein Leben nicht wichtig nimmt; daß man unbedingt auf respektvollste Manieren hält, seitens Aller, mit denen man sich berührt (zum Mindesten, so weit sie nicht zu „uns“ gehören); daß man weder vertraulich, noch gutmüthig, noch lustig, noch bescheiden ist, außer inter pares; daß man sich immer repräsentirt.

Was ist Keuschheit am Manne? Daß sein Geschlechts-Geschmack vornehm geblieben ist; daß er in eroticis weder das Brutale, noch das Krankhafte, noch das Kluge mag.

Auf die Gefahr hin, unschuldige Ohren mißvergnügt zu machen, stelle ich hin: der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jener unverrückbare Glaube, daß einem Wesen, wie wir sind, viele andre Wesen billigerweise unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt dies ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür hin, vielmehr als wohlbegründet im Urgeſetz der Dinge, ja als die Gerechtigkeit ſelber.

Die Lehre *μηδὲν ἄγαν* wendet ſich an Menſchen mit überſtrömender Kraft, — nicht an die Mittelmäßigen. Die *ἐγκράτεια* und *ἀσκησις* iſt nur eine Stufe der Höhe: höher ſteht die „goldene Natur“.

„Du ſollſt“ — unbedingter Gehorſam bei Stoikern, in den Orden des Chriſtenthums und der Araber, in der Philoſophie Kant's (es iſt gleichgültig, ob einem Oberen, oder einem Begriff).

Höher als „du ſollſt“ ſteht: „Ich will“ (die Heroen); höher als „ich will“ ſteht: „Ich bin“ (die Götter der Griechen).

Die barbariſchen Götter drücken nichts von der Luſt am Maß aus, — ſind weder einfach, noch leicht, noch maßvoll.

Die „Reinigung des Geſchmacks“ kann nur die Folge einer Verſtärkung des Typus ſein. Unſre Geſellſchaft von heute repräſentirt nur die Bildung; der Gebildete fehlt. Der große ſynthetiſche Menſch fehlt: in dem die verſchiedenen Kräfte zu Einem Ziele unbedenklich in's Joch geſpannt ſind. Was wir haben, iſt der vielfache Menſch, das intereſſanteſte Chaos, das es vielleicht biſher gegeben hat: aber nicht das Chaos vor der Schöpfung der Welt, ſondern hinter ihr: der ſchwache vielfache Menſch — Goethe als ſchönſter Ausdruck des Typus (— ganz und gar kein Olympier!).

Die Herren der Erde.

Man erlaube mir zulezt die fragwürdigſte aller Fragen: bedarf es nicht, je mehr der Typus „Heerdenthier“ zur Vollkommenheit entwickelt wird, einer grundsätzlichen Züchtung des entgegengeſetzten Typus und ſeiner Tugenden? Bekommt die demokratiſche Bewegung nicht ſelber erſt dann ihren Sinn und ihre Verklärung, wenn man endlich zu jener neuen Form von Sklaverei, als welche ſich einmal die vollendete demokratiſche

Heerde darstellen wird, jene höhere, herrschaftliche Art Mensch hinzugefunden hat, die diese neue und sublimen Sklaverei als ihr Fundament nöthig hat, um auf ihr — zu stehn?

Der Anblick des jetzigen Europäers giebt mir viele Hoffnung: es bildet sich da eine verwegene herrschende Rasse, auf der Breite einer äußerst intelligenten Heerden-Masse. Es steht vor der Thür, daß die Bewegungen zur Bildung der letzteren nicht mehr allein im Vordergrund stehn.

Es naht sich, unabweislich, zögernd, furchtbar wie das Schicksal, die große Aufgabe und Frage: wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden? Und wozu soll „der Mensch“ als Ganzes — und nicht mehr ein Volk, eine Rasse — gezogen und gezüchtet werden? —

Die gesetzgeberischen Moralen sind das Hauptmittel, mit denen man aus dem Menschen gestalten kann, was einem schöpferischen und tiefen Willen beliebt: vorausgesetzt, daß ein solcher Künstler-Wille höchsten Ranges die Gewalt in den Händen hat und seinen schaffenden Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann, in Gestalt von Gesetzgebungen, Religionen und Sitten. Solchen Menschen des großen Schaffens, den eigentlich großen Menschen, wie ich es verstehe, wird man heute und wahrscheinlich für lange noch umsonst nachgehen: sie fehlen; bis man endlich, nach vieler Enttäuschung, zu begreifen anfangen muß, warum sie fehlen und daß ihrer Entstehung und Entwicklung für jetzt und für lange nichts feindseliger im Wege steht, als Das, was man jetzt in Europa geradewegs „die Moral“ nennt: wie als ob es keine andere gäbe und geben dürfte, — jene vorhin bezeichnete Heerden-thier-Moral, die mit allen Kräften das allgemeine grüne Weide-Glück auf Erden erstrebt, nämlich Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Leichtigkeit des Lebens und zu guter Letzt, „wenn Alles gut geht“, sich auch noch aller Art Hirten und Leithammel zu entschlagen hofft. Ihre beiden am reichlichsten gepredigten Lehren heißen: „Gleichheit der Rechte“ und „Mitleid für alles Leidende“ — und das Leiden selber wird von ihnen als Etwas genommen, das man schlechterdings abschaffen muß. Daß solche „Ideen“ immer noch modern sein können, giebt einen üblen Begriff von dieser Modernität. Wer aber gründlich darüber nachgedacht hat, wo und wie die Pflanze Mensch bisher am kräftigsten emporgewachsen ist, muß vermeinen, daß dies unter den umge-

kehrten Bedingungen geschehen ist: daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage in's Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Verstellungs-Kunst unter langem Druck und Zwang sich emporkämpfen, sein Lebens-Wille bis zu einem unbedingten Willen zur Macht und zur Übermacht gesteigert werden muß, und daß Gefahr, Härte, Gewaltthätigkeit, Gefahr auf der Gasse wie im Herzen, Ungleichheit der Rechte, Verborgtheit, Stoicismus, Versucher-Kunst, Teufelei jeder Art, kurz der Gegensatz aller Heerden-Wünschbarkeiten zur Erhöhung des Typus Mensch nothwendig ist. Eine Moral mit solchen umgekehrten Absichten, welche den Menschen in's Hohe statt in's Bequeme und Mittlere züchten will, eine Moral mit der Absicht, eine regierende Kaste zu züchten — die zukünftigen Herren der Erde — muß, um gelehrt werden zu können, sich in Anknüpfung an das bestehende Sittengesetz und unter dessen Worten und Anscheine einführen. Daß dazu aber viele Übergangs- und Täuschungsmittel zu erfinden sind und daß, weil die Lebensdauer eines Menschen beinahe Nichts bedeutet in Hinsicht auf die Durchführung so langwieriger Aufgaben und Absichten, vor Allem erst eine neue Art angezüchtet werden muß, in der dem nämlichen Willen, dem nämlichen Instinkte Dauer durch viele Geschlechter verbürgt wird — eine neue Herren-Art und -Kaste — dies begreift sich ebenso gut, als das lange und nicht leicht aussprechbare Und-so-weiter dieses Gedankens. Eine Umkehrung der Werthe für eine bestimmte starke Art von Menschen höchster Geistigkeit und Willenskraft vorzubereiten und zu diesem Zwecke bei ihnen eine Menge in Zaum gehaltener und verleumdeter Instinkte langsam und mit Vorsicht zu entfesseln: wer darüber nachdenkt, gehört zu uns, den freien Geistern — freilich wohl zu einer neueren Art von „freien Geistern“, als die bisherigen: denn diese wünschten ungefähr das Entgegengesetzte. Hierher gehören, wie mir scheint, vor Allem die Pessimisten Europa's, die Dichter und Denker eines empörten Idealismus, insofern ihre Unzufriedenheit mit dem gesammten Dasein sie auch zur Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Menschen mindestens logisch nöthigt; insgleichen gewisse unerfättlich-ehrgeizige Künstler, welche unbedenklich und unbedingt für die Sonderrechte höherer Menschen und gegen das „Heerden-thier“ kämpfen und mit den Verföhrungsmitteln der Kunst bei

ausgesuchteren Geistern alle Heerden-Instinkte und Heerden-Vorsichten einschläfern; zu dritt endlich alle jene Kritiker und Historiker, von denen die glücklich begonnene Entdeckung der alten Welt — es ist das Werk des neuen Columbus, des deutschen Geistes — muthig fortgesetzt wird (— denn wir stehen immer noch in den Anfängen dieser Eroberung). In der alten Welt nämlich herrschte in der That eine andere, eine herrschaftlichere Moral als heute; und der antike Mensch, unter dem erziehenden Banne seiner Moral, war ein stärkerer und tieferer Mensch als der Mensch von heute, — er war bisher allein „der wohlgerathene Mensch“. Die Verführung aber, welche vom Alterthum her auf wohlgerathene, d. h. auf starke und unternehmende Seelen ausgeübt wird, ist auch heute noch die feinste und wirksamste aller antidemokratischen und antichristlichen: wie sie es schon zur Zeit der Renaissance war.

Gesetzgeber der Zukunft.

Grundgedanke: die neuen Werthe müssen erst geschaffen werden — das bleibt uns nicht erspart! Der Philosoph muß uns ein Gesetzgeber sein. Neue Arten. (Wie bisher die höchsten Arten [z. B. Griechen] gezüchtet wurden: diese Art „Zufall“ bewußt wollen.)

Gesetzt, man denkt sich einen Philosophen als großen Erzieher, mächtig genug, um von einsamer Höhe herab lange Ketten von Geschlechtern zu sich hinaufzuziehen: so muß man ihm auch die unheimlichen Vorrechte des großen Erziehers zugestehen. Ein Erzieher sagt nie, was er selber denkt: sondern immer nur, was er im Verhältniß zum Nutzen Dessen, den er erzieht, über eine Sache denkt. In dieser Vorstellung darf er nicht errathen werden; es gehört zu seiner Meisterschaft, daß man an seine Ehrlichkeit glaubt. Er muß aller Mittel der Zucht und Züchtigung fähig sein: manche Naturen bringt er nur durch Peitschenschläge des Hohnes vorwärts, Andere, Träge, Unschlüssige, Feige, Eitle, vielleicht mit übertreibendem Lobe. Ein solcher Erzieher ist jenseits von Gut und Böse; aber Niemand darf es wissen.

Ich glaube, ich habe Einiges aus der Seele des höchsten Menschen errathen; — vielleicht geht Jeder zu Grunde, der ihn erräth: aber wer ihn gesehen hat, muß helfen, ihn zu ermöglichen.

Wie kommen Menschen zu einer großen Kraft und zu einer großen Aufgabe? Alle Tugend und Tüchtigkeit am Leib und an der Seele ist mühsam und im Kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwungung, Beschränkung auf Weniges, durch viel zähe, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entfagungen: aber es giebt Menschen, welche die Erben und Herren dieses langsam erworbenen vielfachen Reichthums an Tugenden und Tüchtigkeiten sind — weil, auf Grund glücklicher und vernünftiger Ehen und auch glücklicher Zufälle, die erworbenen und gehäuften Kräfte vieler Geschlechter nicht verschleudert und versplittert, sondern durch einen festen Ring und Willen zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Ungeheuer von Kraft, welches nach einem Ungeheuer von Aufgabe verlangt. Denn unsere Kraft ist es, welche über uns verfügt: und das erbärmliche geistige Spiel von Zielen und Absichten und Beweggründen nur ein Vordergrund — mögen schwache Augen auch hierin die Sache selber sehn.

Der sublimen Mensch hat den höchsten Werth, auch wenn er ganz zart und zerbrechlich ist, weil eine Fülle von ganz schweren und seltenen Dingen durch viele Geschlechter gezüchtet und beisammen erhalten worden ist.

Ich lehre: daß es höhere und niedere Menschen giebt, und daß ein Einzelner ganzen Jahrtausenden unter Umständen ihre Existenz rechtfertigen kann — das heißt ein voller reicher großer ganzer Mensch in Hinsicht auf zahllose unvollständige Bruchstück-Menschen.

Der neue Philosoph kann nur in Verbindung mit einer herrschenden Kaste entstehen, als deren höchste Vergeistigung.

Jenseits der Herrschenden, losgelöst von allen Banden, leben die höchsten Menschen: und in den Herrschenden haben sie ihre Werkzeuge.

Der die Werthe bestimmt und den Willen von Jahrtausenden lenkt, dadurch daß er die höchsten Naturen lenkt, ist der höchste Mensch.

„Zum ersten Male brachte ich wieder den Gerechten, den Helden, den Dichter, den Erkennenden, den Wahrsager, den Führer zusammen: über den Völkern stellte ich mein Gewölbe hin:

Säulen, auf denen auch ein Himmel ruht, — stark genug, einen Himmel zu tragen.“ (So soll der Übermensch sprechen!)

Nicht „Menschheit“, sondern Übermensch ist das Ziel!

II. Dionysos.

Eine Höhe und Vogelschau der Betrachtung gewinnen, wo man begreift, wie Alles so, wie es gehen sollte, auch wirklich geht: wie jede Art „Unvollkommenheit“ und das Leiden an ihr mit hinein in die höchste Wünschbarkeit gehört . . .

Aus dem Druck der Fülle, aus der Spannung von Kräften, die beständig in uns wachsen und noch nicht sich zu entladen wissen, entsteht ein Zustand, wie er einem Gewitter vorhergeht: die Natur, die wir sind, verdüstert sich. Auch Das ist Pessimismus. — Eine Lehre, die einem solchen Zustande ein Ende macht, indem sie irgend Etwas befiehlt: eine Umwerthung der Werthe, vermöge deren den aufgehäuften Kräften ein Weg, ein Wohin gezeigt wird, sodasß sie in Blitzen und Thaten explodiren, — braucht durchaus keine Glückslehre zu sein: indem sie Kraft auslöst, die bis zur Qual zusammengedrängt und gestaut war, bringt sie Glück.

Die Lust tritt auf, wo Gefühl der Macht.

Das Glück: in dem herrschend gewordenen Bewußtsein der Macht und des Siegs.

Der Fortschritt: die Verstärkung des Typus, die Fähigkeit zum großen Wollen: alles Andere ist Mißverständnis, Gefahr.

Alles furchtbare in Dienst nehmen, einzeln, schrittweise, versuchsweise: so will es die Aufgabe der Cultur; aber bis sie stark genug dazu ist, muß sie es bekämpfen, mäßigen, verschleiern, selbst verfluchen.

Überall, wo eine Cultur das Böse ansetzt, bringt sie damit ein Furchtverhältniß zum Ausdruck, also eine Schwäche.

These: alles Gute ist ein dienstbar gemachtes Böse von Ehedem. Maßstab: je furchtbarer und größer die Leidenschaften sind, die eine Zeit, ein Volk, ein Einzelner sich gestatten kann, weil er sie als Mittel zu brauchen vermag, umso höher steht seine Cultur —: je mittelmäßiger, schwächer, unterwürfiger und feiger ein Mensch ist, umso mehr wird er als böse ansetzen: bei ihm ist das Reich des Bösen am umfanglichsten.

Der niedrigste Mensch wird das Reich des Bösen (d. h. des ihm Verbotenen und feindlichen) überall sehen.

Der Mensch ist das Unthier und Überthier; der höhere Mensch ist der Unmensch und Übermensch: so gehört es zusammen. Mit jedem Wachsthum des Menschen in die Größe und Höhe wächst er auch in das Tiefe und Furchtbare: man soll das Eine nicht wollen ohne das Andere, — oder vielmehr: je gründlicher man das Eine will, umso gründlicher erreicht man gerade das Andere.

Ich möchte die liebenswürdigen Tugenden nicht unterschätzen; aber die Größe der Seele verträgt sich nicht mit ihnen. Auch in den Künsten schließt der große Stil das Gefällige aus.

Zur Größe gehört die Furchtbarkeit: man lasse sich nichts vormachen.

Daß man sein Leben, seine Gesundheit, seine Ehre auf's Spiel setzt, das ist die Folge des Übermuthes und eines überströmenden, verschwenderischen Willens: nicht aus Menschenliebe, sondern weil jede große Gefahr unsere Neugierde in Bezug auf das Maß unserer Kraft, unseres Muthes herausfordert.

Die wohlwollenden, hilfreichen, gütigen Gesinnungen sind schlechterdings nicht um des Nutzens willen, der von ihnen ausgeht, zu Ehren gekommen: sondern weil sie Zustände reicher Seelen sind, welche abgeben können und ihren Werth als Füllgefühl des Lebens tragen. Man sehe die Augen des Wohlthäters an! Das ist das Gegenstück der Selbstverneinung, des Hasses auf das moi, des „Pascalismus“. — —

Der Hammer. Wie müssen Menschen beschaffen sein, die umgekehrt werthschätzen? — Menschen, die alle Eigenschaften der modernen Seele haben, aber stark genug sind, sie in lauter Gesundheit umzuwandeln? —

Jenseits von Gut und Böse, — aber wir verlangen die unbedingte Heilighaltung der Heerden-Moral.

Wir behalten uns viele Arten der Philosophie vor, welche zu lehren noth thut: unter Umständen die pessimistische, als Hammer; ein europäischer Buddhismus könnte vielleicht nicht zu entbehren sein.

Der Philosoph muß Herr vieler Philosophien sein, mächtig zu tiefstem Pessimismus und höchster Weltverklärung.

Wir haben eine disciplina voluntatis vor unseren Mitmenschen voraus. Alle Kraft verwendet auf Entwicklung der Willenskraft, eine Kunst, welche uns erlaubt, Masken zu tragen, eine Kunst des Verstehens jenseits der Affekte (auch „über-europäisch“ denken, zeitweilig).

Die Ja-sagenden Affekte, die wir lieben und fördern: — der Stolz, die Freude, die Gesundheit, die Liebe der Geschlechter, die Feindschaft und der Krieg, die Ehrfurcht, die schönen Gebärden, Manieren, der starke Wille, die Zucht der hohen Geistigkeit, der Wille zur Macht, die Dankbarkeit gegen Erde und Leben — Alles, was reich ist und abgeben will und das Leben beschenkt und vergoldet und verewigt und vergöttlicht — die ganze Gewalt verklärender Tugenden, alles Gutheißende, Ja-sagende, Jathuende. —

Es ist ganz und gar nicht die erste Frage, ob wir mit uns zufrieden sind, sondern ob wir überhaupt irgend womit zufrieden sind. Gesezt, wir sagen Ja zu einem einzigen Augenblick, so haben wir damit nicht nur zu uns selbst, sondern zu allem Dasein Ja gesagt. Denn es steht Nichts für sich, weder in uns selbst noch in den Dingen: und wenn nur ein einziges Mal unsre Seele wie eine Saite vor Glück gezittert und getönt hat, so waren alle Ewigkeiten nöthig, um dies Eine Geschehen zu bedingen und alle Ewigkeit war in diesem einzigen Augenblick unseres Ja-sagens gutgeheißen, erlöst, gerechtfertigt und bejaht.

Auch der Pessimismus der Stärke endet mit einer Theodicee, d. h. mit einem absoluten Ja-sagen zu der Welt — aber um der Gründe willen, auf die hin man zu ihr ehemals Nein gesagt hat —: und dergestalt zur Conception dieser Welt als des thatsächlich erreichten höchstmöglichen Ideals.

Entfernen wir die höchste Güte aus dem Begriff Gottes: — sie ist eines Gottes unwürdig. Entfernen wir insgleichen die höchste Weisheit: — es ist die Eitelkeit der Philosophen, die diesen Überwitz eines Weisheits-Monstrums von Gott verschuldet hat: er sollte ihnen möglichst gleichsehen. Nein! Gott die höchste Macht — das genügt! Aus ihr folgt Alles, was ihr folgt, — „die Welt“! — —

Die Dionysos-Kulte waren im Alterthum auch die feste

für Alle: die vielen Arten Freude, von der höchsten, erleuchtetsten, wozu einige wenige Seelen gelangen, nachdem sie selber und ihre Vorfahren ein vorbereitendes Leben nach einem solchen Ziele geführt haben, — jene überströmende Fülle, Rüstigkeit an Leib und Seele, der Geist in den Sinnen und die Sinne im Geist, sodasß die geistigsten Vorgänge mit einem freien sinnlichen Glücke zusammenlaufen. — Von dieser Höhe der Freude, wo der Mensch sich selber als eine „Vergottung der Natur“ fühlt, bis zu der Freude gesunder Bauern und Arbeiter hinab: diese ganze Licht- und Farben-Leiter von Glück heißt den Griechen: Dionysos; sie war so groß, dasß — — nun Beethoven hat einmal den Versuch gemacht, diesen Satz zu vollenden, und er fand mit gutem Grunde alle Worte (Schillersche Worte!) unzureichend.

Mit dem Wort „dionysisch“ ist ausgedrückt: ein Drang zur Einheit, ein Hinausgreifen über Person, Alltag, Gesellschaft, Realität, über den Abgrund des Vergehens; das leidenschaftlich-schmerzliche Überschwellen in dunklere, vollere, schwebendere Zustände; ein verzücktes Ja-sagen zum Gesamt-Charakter des Lebens, als dem in allem Wechsel Gleichen, Gleich-Mächtigen, Gleich-Seligen; die große pantheistische Mitfreudigkeit und Mitleidigkeit, welche auch die furchtbarsten und fragwürdigsten Eigenschaften des Lebens gutheißt und heiligt; der ewige Wille zur Zeugung, zur Fruchtbarkeit, bis zur Wiederkehr hinaus: das Einheitsgefühl der Nothwendigkeit des Schaffens und Vernichtens.

Mit dem Wort „apollinisch“ ist ausgedrückt: der Drang zum vollkommenen für-sich-sein, zum typischen „Individuum“, zu Allem was vereinfacht, heraushebt, stark, deutlich, unzweideutig, typisch macht: die Freiheit unter dem Gesetz.

An den Antagonismus dieser beiden Natur-Kunstgewalten ist die Fortentwicklung der Kunst ebenso nothwendig geknüpft, als die Fortentwicklung der Menschheit an den Antagonismus der Geschlechter. Die Fülle der Macht und die Mäßigung, die höchste Form der Selbstbejahung in einer kühlen, vornehmen, spröden Schönheit: der Apollinismus des hellenischen Willens.

Diese Gegensätzlichkeit des Dionysischen und Apollinischen innerhalb der griechischen Seele ist eines der großen Räthsel, von dem ich mich angesichts des griechischen Wesens angezogen fühlte. Ich bemühte mich im Grunde um nichts als um zu errathen,

warum gerade der griechische Apollinismus aus einem dionysischen Untergrund herauswachsen mußte, der dionysische Grieche nöthig hatte, apollinisch zu werden, das heißt: seinen Willen zum Ungeheuren, Vielsachen, Ungewissen, Entsetzlichen zu brechen an einem Willen zum Maß, zur Einfachheit, zur Einordnung in Regel und Begriff. Das Maßlose, Wüste, Asiatische liegt auf seinem Grunde: die Tapferkeit des Griechen besteht im Kampfe mit seinem Asiatismus: die Schönheit ist ihm nicht geschenkt, so wenig als die Logik, als die Natürlichkeit der Sitte, — sie ist erobert, gewollt, erkämpft — sie ist sein Sieg.

Ich habe die Erkenntniß vor so furchtbare Bilder gestellt, daß jedes „epikureische Vergnügen“ dabei unmöglich ist. Nur die dionysische Lust reicht aus —: ich habe das Tragische erst entdeckt. Bei den Griechen wurde es, dank ihrer moralistischen Oberflächlichkeit, mißverstanden. Auch Resignation ist nicht eine Lehre der Tragödie, sondern ein Mißverständniß derselben! Sehnsucht in's Nichts ist Verneinung der tragischen Weisheit, ihr Gegensatz!

Der Reichste an Lebensfülle kann sich nicht nur den Anblick des fürchterlichen, sondern selbst die fürchterliche That und jeden Luxus von Zerstörung und Verneinung gönnen: bei ihm ist das Häßliche und Böse gleichsam erlaubt in Folge des Überschusses von zeugenden und befruchtenden Kräften, welcher aus jeder Wüste noch ein üppiges Fruchthland zu schaffen im Stande ist.

Der Leidendste und Lebensärmste umgekehrt hat die Armuth, Milde und Friedlichkeit nöthig (auch die Logik und Verständlichkeit der Welt als Wissenschaft, auch die optimistische Betrachtung und Befriedigung innerhalb enger Horizonte).

Die Civilisation, nach der Seite der Lebens-Verminde- rung zu, wesentlich schönheits- und wissenschafts-durstig, auch moralisch-optimistisch.

Der Stärkste und Tapferste fürchtet sich nicht vor dem tragischen Pessimismus: er will ihn, — er glaubt an das ewige Leben.

Die zwei Typen: Dionysos und der Gekreuzigte. — festzuhalten: ob der typische religiöse Mensch eine *décadence*-form ist (die großen Neuerer sind sammt und sonders krankhaft und epileptisch); aber lassen wir nicht den einen Typus des

religiösen Menschen aus, den heidnischen! Ist der heidnische Cult nicht eine Form der Dankagung und der Bejahung des Lebens? Müßte nicht sein höchster Repräsentant eine Apologie und Vergöttlichung des Lebens sein? Typus eines wohlgerathenen und entzückt-überströmenden Geistes! Typus eines die Widersprüche und fragwürdigkeiten des Daseins in sich hineinnehmenden und erlösenden Geistes! Hierher stelle ich den Dionysos der Griechen: die religiöse Bejahung des Lebens, des ganzen, nicht verleugneten und halbirtten Lebens; (typisch — daß der Geschlechtsakt Tiefe, Geheimniß, Ehrfurcht erweckt).

Dionysos gegen den „Gekreuzigten“: da habt ihr den Gegensatz. Es ist nicht eine Differenz hinsichtlich des Martyriums, — nur hat dasselbe einen anderen Sinn. Das Leben selbst, seine ewige Fruchtbarkeit und Wiederkehr bedingt die Qual, die Zerstörung, den Willen zur Vernichtung. Im anderen Falle gilt das Leiden, der „Gekreuzigte als der Unschuldige“, als Einwand gegen dieses Leben, als Formel seiner Verurtheilung. — Man erräth: das Problem ist das vom Sinn des Leidens: ob ein christlicher Sinn, ob ein tragischer Sinn. Im ersten Falle soll es der Weg sein zu einem seligen Sein; im letzteren Fall gilt das Sein als selig genug, um ein Ungeheures von Leid noch zu rechtfertigen. Der tragische Mensch bejaht noch das herbste Leiden: er ist stark, voll, vergöttlichend genug dazu; der christliche verneint noch das glücklichste Los auf Erden: er ist schwach, arm, enterbt genug, um in jeder Form noch am Leben zu leiden. Der „Gott am Kreuz“ ist ein Fluch auf das Leben, ein Fingerzeig, sich von ihm zu erlösen; — der in Stücke geschnittene Dionysos ist eine Verheißung des Lebens: es wird ewig wiedergeboren und aus der Zerstörung heimkommen.

III. Die ewige Wiederkunft.

Meine Philosophie bringt den siegreichen Gedanken, an welchem zuletzt jede andere Denkweise zu Grunde geht. Es ist der große züchtende Gedanke: die Rassen, welche ihn nicht ertragen, sind verurtheilt: die, welche ihn als größte Wohlthat empfinden, sind zur Herrschaft ausersehen.

Die beiden extremsten Denkweisen — die mechanische und die platonische — kommen überein in der ewigen Wiederkunft: beide als Ideale.

1. Der Gedanke der ewigen Wiederkunft: seine Voraussetzungen, welche wahr sein müßten, wenn er wahr ist. Was aus ihm folgt.

2. Es ist der schwerste Gedanke: seine muthmaßliche Wirkung, falls nicht vorgebeugt wird, d. h. falls nicht alle Werthe umgewerthet werden.

3. Mittel, ihn zu ertragen: die Umwerthung aller Werthe. Nicht mehr die Lust an der Gewißheit, sondern an der Ungewißheit; nicht mehr „Ursache und Wirkung“, sondern das beständig Schöpferische; nicht mehr Wille der Erhaltung, sondern der Macht; nicht mehr die demüthige Wendung „es ist Alles nur subjektiv“, sondern „es ist auch unser Werk! — seien wir stolz darauf!“

Größte Erhöhung des Kraft-Bewußtseins des Menschen, als Dessen, der den Übermenschen schafft.

Und wißt ihr auch, was mir „die Welt“ ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste eiserne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom „Nichts“ umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts Unendlich-Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raum, der irgendwo „leer“ wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und Vieles, hier sich häufend und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und fluthender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Fluth seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sich-selber-Widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als Das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt —: diese meine dionysische Welt des Ewig-sich-

selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens, diese Geheimniß-Welt der doppelten Wollüste, dies mein „Jenseits von Gut und Böse“, ohne Ziel, wenn nicht im Glück des Kreises ein Ziel liegt, ohne Willen, wenn nicht ein Ring zu sich selber guten Willen hat — wollt ihr einen Namen für diese Welt? Eine Lösung für alle ihre Räthsel? Ein Licht auch für euch, ihr Verborgenen, Stärksten, Uerschrockensten, Mitternächtlichsten? — Diese Welt ist der Wille zur Macht — und Nichts außerdem! Und auch ihr selber seid dieser Wille zur Macht — und Nichts außerdem!

XXXIV. Capitel.

Im Verkehr und mit sich allein.

Motto: „Wer die größten Geschenke zu vergeben hat, sucht nach Solchen, welche sie zu nehmen verstehen. — er sucht vielleicht umsonst? Er wirft endlich sein Geschenk weg? — Dergleichen gehört zur geheimen Geschichte und Verzweiflung der reichsten Seelen: es ist vielleicht der unverständlichste und schwermüthigste aller Unglücksfälle auf Erden.“

[Notizbuch XLIV.]

Mit welchen Gefühlen mag der Autor des „Willens zur Macht“ die Gesamtconception dieses Werkes im Februar 1888 abgeschlossen haben? Sicher mit den Empfindungen einer ungeheuren Erhebung, eines Siegesgefühls ohne Gleichen! Aber eben so sicher mit einer unaussprechlichen Sehnsucht nach jenen höheren Menschen, denen dies Werk geweiht sein sollte. — Seit dem Zarathustra suchte er nach ihnen. „Wenn ich mich jetzt nach einer langen freiwilligen Vereinsamung wieder den Menschen zuwende: und wenn ich rufe: wo seid ihr, meine Freunde? — so geschieht das um großer Dinge willen.

„Ich will einen neuen Stand schaffen: einen Ordensbund höherer Menschen, bei denen sich bedrängte Geister und Gewissen Rath erholen können; welche gleich mir nicht nur jenseits der politischen und religiösen Glaubenslehren zu leben wissen, sondern auch die Moral überwunden haben.“

Welche Anschauungen sollten nun wohl diese von ihm gesuchten höheren Menschen haben oder zu welchen sollten sie geführt werden? Ich glaube, daß der Autor des „Willens zur Macht“ ungefähr folgende Gedankengänge bei ihnen voraussetzte:

Jahrtausende lang haben die außerordentlichen Menschen daran gearbeitet, die uns umgebende Welt sich erklärbar zu machen. Sie waren Schöpfer von Allem, was uns umgiebt —

von Allem aber auch, was in uns lebt. Aber die Größten selbst wagten bisher nicht, sich selbst zuzumessen, daß sie mit ihrem Willen zur Macht sich die ganze Welt denkbar, fühlbar, erklärbar gemacht hatten. Das war ihre größte Bescheidenheit, daß sie alle ihre höchsten Zustände als passiv erlitten und nicht als aktiv aufzufassen wagten. Deshalb wurden die lebensbejahenden Griechen Schöpfer einer Götterwelt von Gestalten der höchsten Schönheit und Kraft, denen sie nicht nur ihre höchsten Augenblicke zuschrieben, sondern auch alles Furchtbare und Unerklärliche in ihrem Geschick aufbürdeten; — deshalb schufen die lebensverneinenden Christen eine jenseitige Welt, wo ihre für das Leben unmöglichen Ideale Erfüllung und Belohnung finden sollten. Nun hat aber der Mensch immer mehr das Weltall und die Kräfte des Weltalls sich zu unterjochen gesucht, und je mehr er es versuchte, sich diese Welt erklärbar und dienstbar zu machen, desto mehr sah er auch, gerade vermöge der Methode der Wissenschaft, daß es die höchsten Geister der Menschheit gewesen sind, die diese Welt für die Menschheit immer neu geschaffen haben, indem sie ihr immer wieder einen neuen Sinn unterlegten. Aber alles Das, was unsere Vorfahren schufen, war im Verhältniß zu dem, was sie wirklich für wahr hielten, d. h. was für ihre Lebensbedingungen wahr sein mußte. Nun fragt es sich jetzt: sind unsere heutigen Anschauungen noch den Lebensbedingungen, d. h. dem Aufwärtssteigen der Menschheit gemäß? Und wenn wir nun auch die größte Dankbarkeit für Alles festhalten, was die Religion, Moral und Philosophie bisher geschaffen hat, so fühlen wir doch, daß jetzt unserm Erkennen und unsern Lebensbedingungen außerdem noch andere und neue Werthe entsprechen müssen. Wir haben die bisherigen höchsten Werthe zwar als den Schwachen und Elenden nützlich erkannt, aber schädlich für die einzelnen Hervorragenden, weil sie in ihrer Selbstsicherheit, in ihrer Kraft unsicher wurden und anstatt immer mehr zur Vollkommenheit zu gelangen, durch die jetzt noch allein herrschenden Ideale der Mittelmäßigkeit zurückgehalten und entkräftet wurden; denn was für die Mittelmäßigen die größte Wohlthat sein kann, wird für die Höchsten oft zum Gift, — aber auch umgekehrt!

So dachte sich der Autor des „Willens zur Macht“, daß die höheren Menschen, zu denen er sprechen wollte, denken sollten,

an sie wollte er sich wenden, und ihnen zurufen: Auf, auf, ihr höheren Menschen, schafft euch neue Wege und neue Werthe, die nur für die Höchsten und Stärksten gelten sollen und die Welt mit allem Schweren nicht verkleinern, sondern als das Beste und Wünschenswertheste erscheinen lassen. Eure Vorfahren haben die Welt nach ihren Gedanken gebaut, und weil ihre Geister noch mannigfach beengt waren, eine jenseitige Welt darüber erhoben und erschaffen. Nun macht ihr höchsten Menschen aus dieser unserer Erde eine verklärte heroische Welt voller Kämpfe und Siege in allem Geistigen und Körperlichen. Und aus euch selbst macht das Beste, was in Eurer Macht liegt, macht euch zu Gottmenschen, die den Glauben an den Menschen wieder möglich machen! Denn dies war die Sehnsucht, die mein Bruder durch sein ganzes Leben verfolgt hat, daraufhin zielten alle seine Pläne und Absichten: daß der vollkommene, das Leben rechtfertigende Mensch, daß der Übermensch uns zu theil werde.

„Was hält man sonst nicht aus von Noth, Entbehrung, bösem Wetter, Siechthum, Mühsal, Vereinsamung! Im Grunde wird man mit allem Übrigen fertig, geboren wie man ist, zu einem unterirdischen und kämpfenden Dasein; man kommt immer wieder einmal an's Licht, man erlebt immer wieder seine goldene Stunde des Siegs — und dann steht man da, wie man geboren ist, unzerbrechbar, gespannt zu Neuem, zu noch Schwererem, Fernerem bereit, wie ein Bogen, den alle Noth immer nur noch straffer anzieht. — Aber von Zeit zu Zeit gönnt mir — gesetzt daß es himmlische Gönnerinnen giebt, jenseits von Gut und Böse — einen Blick, gönnt mir Einen Blick nur auf etwas Vollkommenes, zu-Ende-Gerathenes, Glückliches, Mächtiges, Triumphirendes, an dem es noch etwas zu fürchten giebt! Auf einen Menschen, der den Menschen rechtfertigt, auf einen complementären und erlösenden Glücksfall des Menschen, um dessen willen man den Glauben an den Menschen festhalten darf!“

Aber auch für uns Mittelmäßige öffnet sich eine neue Welt von Glück, auch uns soll der das Leben rechtfertigende Mensch vor Augen stehen. Wir dürfen aber dabei den guten Muth zu uns selber haben, wir werden uns prüfen, worin wir unser Bestes leisten, wodurch wir unserm Leben so viel Werth wie

nur möglich geben können; wir werden die „kleine Eitelkeit“ (S. 792) ablegen und uns klar werden, daß wir nicht selbst Werke der höchsten Vollkommenheit leisten, auch nicht Führer und Entdecker sein können, und glücklich sein, daß wir vielleicht in einem „großen Typus untertauchen“ dürfen. Unser Stolz wird wieder darin liegen, den Höchsten zu dienen, Schüler und Werkzeug zu sein, oder einer machtvollen, ausgezeichneten Institution anzugehören, z. B. Deutschlands Offiziercorps oder Beamtenthum (auf Beides hat der Philosoph Nietzsche immer wieder als auf unsern gerechtfertigsten Stolz hingewiesen); oder zu jenen Gelehrten, Ärzten und Lehrern der alten und neuen Welt zu gehören, die gleichfalls die Instinkte unseres tüchtigen Militärs im Leibe haben, und denen mein Bruder nachrühmt, „daß sie befehlen können und wieder auf eine stolze Weise gehorchen; daß sie in Reih und Glied stehen, aber fähig sind, jederzeit auch zu führen; daß sie die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwage wiegen; dem Mesquinen, Schlaunen, Parasitischen mehr feind sind, als dem Bösen“. Eine solche Gesinnung und Handlungsweise wollte der Philosoph Nietzsche wieder rechtfertigen oder dazu erziehen, — denn sie führt zur Höhe. —

Wenn es jemals in der modernen Zeit einen Menschen gegeben hat, der dazu geeignet war, im Sinn jener großen, griechischen Philosophen Lehrer zu sein, so war es mein Bruder. Wer es nicht persönlich mit angesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welches ungewöhnliche Talent er besaß, mit jüngeren, geistreichen und begeisterungsfähigen Menschen zu verkehren, wie er es verstand aus Jedem das Höchste und Beste herauszulocken, und welche große Freude er zeigte, wenn er in Jemand einen guten und neuen Gedanken entdeckte. Er übertrieb meistens den Werth dieser neuen Entdeckungen und zeigte sich so erfreut, daß Personen ohne große Feinsühligkeit daraufhin leicht unbescheiden wurden, meistens aber erst in seiner Abwesenheit, denn in seiner Gegenwart wußte er selbst das zu verhindern. Man darf wohl sagen, daß er wie ein Künstler an dem Material „Mensch“ arbeitete. Erst kurz vor dem Beginn seiner Krankheit, als er an seinen autobiographischen Skizzen, „Ecce homo“ genannt, schrieb und wie ein Fremder auf sich und sein

eigenes Leben zurückblickte, kam ihm sein eigenartiges Talent, Menschen zu verklären, voll zum Bewußtsein, obgleich ihn einige feinemspindende Freunde schon früher darauf aufmerksam gemacht hatten. Er schreibt im Herbst 1888:

„Meine Erfahrungen selbst mit Solchen, an denen Jedermann schlechte Erfahrungen macht, sprechen ohne Ausnahme zu deren Gunsten; ich zähme jeden Bär, ich mache die Hanswürste noch sittsam. In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlaß gehabt, eine Strafe zu verhängen: die Faulsten waren bei mir fleißig. — Dem Zufall bin ich immer gewachsen; ich muß unvorbereitet sein, um meiner Herr zu sein. Das Instrument, es sei, welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument „Mensch“ verstimmt werden kann: — ich müßte krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den „Instrumenten“ selber gehört, daß sie sich noch nie so gehört hätten. Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubniß, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, Jedermann erklärend, daß er nicht wegen des Engadin komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit dem ganzen Ungeßüm eines preussischen Junkers in den Wagner'schen Sumpf hineingewatet war (— und außerdem noch in den Dühring'schen!) war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in seine Höhe gehoben und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es Jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuß über Bayreuth, — aber er wollte mir's nicht glauben.“

Bei diesem Talent des Lehrens und des Verkehrs begreift man, daß es der liebste Traum seiner Seele war, auf einer einsamen Insel, oder in einem abgelegenen Schloß, Freunde um sich zu sammeln, mit denen er sich gemeinschaftlich zu jenen Lehrern der Zukunft ausbilden konnte. Später sollten dann die Schüler hinzukommen, die in gemeinsamen Wanderungen durch Wald und Gärten unterrichtet werden sollten. Er hielt den Beruf des Lehrers und Erziehers für den höchsten und wichtigsten. „Wenn man in diesem pöbelhaften Zeitalter der Jugend nur

Ehrfurcht gelehrt und eingeflößt hat, so hat man schon viel gethan“, sagte er. Zur Ehrfurcht vor dem Recht der Vorrechte, zur Selbstbeherrschung, zur Anspannung der Willenskraft wollte Nietzsche seine Jünger erziehen, vor Allem sollten sie Prüfungen bestehen, ob sie Wort halten können. Dazu forderte er aber besonders vorbereitete Lehrer. Schon im Dezember 1870 schreibt er an Erwin Rohde: „Also wir werfen einmal dieses Joch ab, das steht für mich ganz fest. Und dann bilden wir eine neue, griechische Akademie . . . Sei es nun auch, daß wir wenig Gesinnungsgenossen bekommen, so glaube ich doch, daß wir uns selbst so ziemlich — freilich mit einigen Einbußen — aus diesem Strom herausreißen können und daß wir eine kleine Insel erreichen werden, auf der wir uns nicht mehr Wachs in die Ohren zu stopfen brauchen. Wir sind dann unsere gegenseitigen Lehrer, unsere Bücher sind nur Angelhaken, um jemand wieder für unsere klösterlich-künstlerische Genossenschaft zu gewinnen. Wir leben, arbeiten, genießen für einander — vielleicht daß dies die einzige Art ist, wie wir für das Ganze arbeiten sollen.“

Jahrelang — eigentlich kann man wohl sagen, so lange er dachte und plante — hatte er dieses gleiche Ideal festgehalten, und einige Male ist er auch der Verwirklichung näher gekommen, z. B. im Sommer 1874, als wir das Schloßchen Flims in Graubünden kaufen wollten, und im Winter 1876/77, als er mit Malwida von Meysenbug in Sorrent das Kloster für freie Geister plante. Konnte er bei den Plänen in den siebziger Jahren noch an einen größeren Kreis von Freunden denken, die das ganze oder einen Theil des Jahres mit ihm zusammenleben würden, so wurde in den späteren Jahren die Anzahl Derer, an welche er denken durfte, immer kleiner und kleiner. Schließlich sah er ein, daß er überhaupt nicht mehr an die alten Freunde denken durfte, sondern nur an neue junge Freunde, die ihm auch einen Teil der Last und Verantwortung abnehmen konnten. Denn danach verlangte er, nicht nur seine Lehre mitzutheilen, sondern auch Solche zu finden, die die ungeheure Last der Verantwortlichkeit mit ihm trügen. „Menschen, die Schicksale sind, die, indem sie sich tragen, Schicksale tragen, die ganze Art der heroischen Lastträger: oh wie gerne möchten sie einmal von sich selber ausruhn! wie dürsten sie nach starken Herzen und Nacken, um für

Stunden wenigstens los zu werden, was sie drückt! Und wie umsonst dürsten sie! — Sie warten; sie sehen sich Alles an, was vorübergeht: Niemand kommt ihnen auch nur mit dem Tausendstel Leiden und Leidenschaft entgegen, Niemand erräth, inwiefern sie warten. — Endlich, endlich lernen sie ihre erste Lebensklugheit — nicht mehr zu warten; und dann alsbald auch ihre zweite, leutselig zu sein, bescheiden zu sein, von nun an Jedermann zu ertragen, Jederlei zu ertragen — kurz, noch ein wenig mehr zu ertragen, als sie bisher noch getragen haben.“ —

Seine leutselige und gütige Art und Weise mit den Menschen zu verkehren war es aber gerade, weshalb er trotz seiner neuen und fremden Ansichten selten in eine unangenehme persönliche Diskussion gekommen ist. Er hatte eine so liebenswürdige und eindrucksvolle Art das Gespräch zu beherrschen, auch des Zustimmens, wo es irgend möglich war, daß seine Umgebung, meistens ohne eine Ahnung davon zu haben, beglückt war, sich ihm zu unterwerfen. Dabei darf man nicht vergessen, daß sein Auftreten, trotz seiner imponirenden Männlichkeit, immer ein sehr höfliches und bescheidenes war. Solange er sich in Basel in Amt und Würden befand, fügte diese Höflichkeit und Bescheidenheit seiner Art sich zu benehmen noch einen besonderen Reiz hinzu. Aber späterhin, als pensionirter Professor, als „der bescheidene Gelehrte auf Reisen“ ist er wohl manchmal ziemlich verkannt worden. Ich habe sogar rührend unbefangene Zeugnisse dieser Art in früherer Zeit gehört und gelesen, die kurz und ohne Verkleidung den Eindruck, den er gemacht hatte, ungefähr so schilderten: „Er war ein himmlisch guter und außerordentlich geistreicher Mensch, aber ein weltbewegender Geist? — ach nein! daran hat er selbst nie gedacht.“ Mein Bruder hatte nichts gegen solche Verknennung einzuwenden, er wandelte gern in diesem verhüllenden Pilgerkleid eines liebenswürdigen und geistreichen Menschen unter den Leuten und nannte es „seinen Vordergrund“, „seine Maske“, die er gerade im Verkehr mit Menschen unbedingt nöthig hatte, sowohl seinetwegen als ihretwegen. „Als ich jung war, bin ich einer gefährlichen Gottheit begegnet, und ich möchte Niemandem das wieder erzählen, was mir damals über die Seele gelaufen ist — sowohl von guten als von schlimmen Dingen. So lernte ich bei Zeiten schweigen, sowie, daß man reden lernen

müsse, um recht zu schweigen: daß ein Mensch mit Hintergründen Vordergründe nöthig habe, sei es für Andere, sei es für sich selber: denn die Vordergründe sind Einem nöthig, um von sich selber sich zu erholen, und um es Anderen möglich zu machen, mit uns zu leben.“

Wenn ihm nun auch diese Verkennung seiner Mitreisenden und Mitpensionäre zuweilen herzliches Vergnügen machte, so gab es dadurch auch peinliche Vorkommnisse. Er stöhnte oft nach einem Ceremonienmeister, der zudringliche Leute in einer gewissen Entfernung hielt. Offenbar war er in seiner Abwehr fataler, plumper, auch sogenannt mitleidiger Menschen öfters zu zart, denn diese verlangen meist bei einem außerordentlichen Geist auch die dazugehörige feierliche Pose, um in der schicklichen Entfernung gehalten zu werden. Nun muß ich gestehen, daß sich mein Bruder in den zehn Jahren, wo er sich auf Reisen befand, allerdings ungewöhnlich einfach kleidete, er selbst moquirte sich darüber und schreibt z. B. aus Nizza an den Freund Overbeck, der seine Gelder verwaltete: „Lieber Freund, ich werde Dich bitten müssen, mir noch in diesem Monat 200 francs zukommen zu lassen, es hilft nichts. Nicht daß ich ein Verschwender wäre: im Gegentheil! Aber es ist hier theuer zu leben; und, dank meiner unheilbaren Menschen-Unerfahrenheit, der die schlechten Augen sekundiren, passiren mir noch dazu Jahraus, Jahrein irgendwelche kostspielige Malheurs. Thatsächlich lebe ich hier sogar, nach meinem eignen Urtheil und nach dem meiner Mutter, etwas ruppig und cynisch und trage z. B. die ältesten Kleider sans gêne inmitten der eleganten Kosmopoliten, welche dieser Ort beherbergt — was liegt daran!“

Es verstand sich von selbst, daß, solange er Professor an der Universität Basel war, er sich mit aller geforderten Sorgfalt und selbst Eleganz kleidete; warum sollte er aber in seiner vollständigen Freiheit sich nicht auch die Freiheit erlauben mit den einfachsten Kleidern, mit einem Schlapphut, der seine Augen schützte, einherzuwandeln? Daß er trotz dieses schlichten Auftretens niemals der Vornehmheit entbehrte, wußte er wohl. Deshalb sagte er auch mitleidig, wenn er Leuten begegnete, die ihr prunkhaftes Auftreten in die entlegensten Thäler trugen: „sie haben es wohl nöthig“.

Man fragt mich so oft, wie mein Bruder ausgesehen hätte? Man stelle sich also eine breitschultrige, stattliche, sehr männliche Erscheinung vor, ungefähr in der Größe von Goethe, aber verhältnißmäßiger gewachsen, d. h. mit längeren Beinen, vielleicht war er überhaupt etwas länger (Goethe hatte im Verhältniß zu seiner Größe einen etwas zu langen Oberkörper). Mein Bruder hatte immer das, was man einen „guten Teint“ nennt, d. h. eine bräunliche, klare Haut ohne jegliche Unreinigkeit und Flecken, mit frischen Farben. Von Kindheit an hatte er eine außerordentliche Fülle sehr feiner, weicher und glänzender Haare, als Kind blond, späterhin tiefbraun, aber in der Sonne immer noch mit einem blonden Schimmer. Bis zu seinem Tode behielt er diese Haarfülle, nur wurde die Farbe etwas dunkler. Er hatte einen sehr starken dunkelblonden Schnurrbart, der späterhin grau wurde; sehr gute Zähne, — die Zahnärzte fragten ihn immer nach seiner Lebensweise, weil er eine ungewöhnlich feste Zahnmasse besaß. Seine besondere Schönheit war die prachtvoll wie ein Dom gewölbte Stirn, von welcher die Klinger'sche Büste eine Vorstellung giebt, und große, braune strahlende Augen, die allerdings, wenn er viel die Brille trug, die er beim Schreiben nöthig hatte, etwas von ihrem Glanz verloren. Im Allgemeinen sah er wie ein sehr gesunder Mensch aus, und Jedermann, der ihn sah — nicht gerade an seinen Kopfschmerztagen — hielt ihn auch dafür. Er schreibt auch an mich Frühling 1886: „Ich sehe nicht nur gesünder aus als der größte Theil meiner Mitmenschen — ich bin es auch im Vergleich mit dem kläglichen Volk, das mit verdorbenem Blut und schlechten Sitten z. B. in Nizza aber auch anderswo in großen Städten umherläuft. Ich verstehe nur unter Gesundheit und Krankheit etwas Anderes als andre Leute.“ Darüber will ich aber an anderer Stelle reden.

Was nun außerdem Jedermann veranlaßte, ihn als einen ganz gesunden Menschen anzusehen, war die körperliche Rüstigkeit (er konnte den Tag 6—8 Stunden ohne Ermüdung gehen), sodann das Gleichmaß seiner Stimmung und die Heiterkeit, die er im Verkehr zeigte. Es ist sicher, daß er gern lachte, in einer herzlichen, wohlklingenden und sehr ansteckenden Art und Weise. Von verschiedenen Mitreisenden und Mitpensionären aus jener

Zeit, besonders Mrs. und Miß Fynn und Frau von Plänkner-Sekendorf, die mit ihm im Engadin und Nizza zusammen waren, ist mir versichert worden, daß die Nachbarschaft des Tischplatzes, wo er gegessen habe, immer sehr begehrt oder von Allen beneidet worden sei, weil er immer in so köstlich-heitrer Laune gewesen wäre. Aber diese Damen hatte er auch besonders gern und wird deshalb so vergnügt mit ihnen gewesen sein. Sonst jedoch, wieviel Melancholie lag oft auf dem Grunde dieser Heiterkeit! Welch tiefer Schmerz ist es oft für ihn gewesen, für ihn, dessen schönster Traum es immer war inter pares zu leben, mit diesen fremden, gleichgültigen Menschen in den Pensionen der Riviera oder der Schweiz zu verkehren. Wieviel Geduld hatte er dazu nöthig! Gewiß hat er hie und da auch sympathische Menschen darunter gefunden, aber sicherlich Niemand, der auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, mit wem er sprach. Er lebte unter Menschen wie in einer Einöde, ertrug es aber mit Tapferkeit. „Wie viele viele Jahre ist es her, daß ich nicht ein Wort gehört habe, welches mir wirklich an's Herz gegangen wäre. Mache ich irgend Jemandem dafür Vorwürfe? Gewiß nicht! Alle Welt sagt mir hier, daß ich beständig heiter sei, und mit jeder Art Mensch umzugehen verstünde; auch meine Mutter, bei unserm letzten Zusammensein, drückte mir ihr förmliches Erstaunen darüber aus, wie ich so gar nicht „verbittert“ wäre. Diese vollkommene Einsamkeit, in der ich mich bei alledem fühle, ist Nichts, was man wählt oder abwerfen könnte; man hat sie, man ist sie.“

Aber es gab im Verkehr auch noch andre Schwierigkeiten zu überwinden, sodaß die Einsamkeit doch immer sein glücklichster Zustand war. Hier lasse ich ihn aber selbst reden:

„Darf ich noch einen letzten Zug meiner Natur anzudeuten wagen, der mir im Umgang mit Menschen keine kleine Schwierigkeit macht? Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instinktes, sodaß ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die „Eingeweide“ jeder Seele physiologisch wahrnehme — rieche . . . Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimniß betaste und in die Hand bekomme: der viele verborgene Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in

schlechtem Blut bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewußt. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Keuschheit unzuträgliche Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender. So wie ich mich immer gewöhnt habe (— eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen —) schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Gedulds-Probe; meine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, daß ich ihn mitfühle. Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. — Aber ich habe Einsamkeit nöthig, will sagen Genesung, Rückkehr zu mir, den Athem einer freien, leichten, spielenden Luft . . . Mein ganzer Zarathustra ist ein Dithyrambus auf die Einsamkeit, oder, wenn man mich verstanden hat, auf die Reinheit. — Zum Glück nicht auf die reine Thorheit. — Wer Augen für Farben hat, wird ihn diamanten nennen. — Der Ekel am Menschen, am „Gesindel“ war immer meine größte Gefahr.“

Ja, mit Entzücken kehrte er zu ihr zurück: „Oh Einsamkeit! Du meine Heimat Einsamkeit!“ Wie froh war er in seiner Zurückgezogenheit im Zwiegespräch mit sich allein, — war er dann doch auch immer, wie Rohde scherzend bemerkte, „in der allerbesten Gesellschaft“. Aber aus dieser zunächst so ersehnten und ganz freiwilligen Einsamkeit wurde allmählich die bitterste Vereinsamung.

Wenn wir seine herrlichen Briefe und die Briefwechsel mit den alten Freunden lesen, so fragen wir: Wie war es nun gekommen, daß diese Freunde nicht nur räumlich, sondern vor allen Dingen in ihren Gedanken und Bestrebungen später so weit von ihm getrennt waren? Es hatte verschiedene Gründe, vor Allem waren auch äußere Verhältnisse dazu gekommen, sie in andern Bahnen festzuhalten, sodaß sie meinem Bruder nicht mehr folgen konnten. Ich will einen flüchtigen Blick auf diese alten Beziehungen werfen: Wir haben bereits aus der Schilderung der letzten Reise meines Bruders nach Leipzig (S. 608) gesehen, unter welchem Unstern

das Wiedersehen mit Erwin Rohde stattfand. Mein Bruder hatte davon eine tiefschmerzliche, Rohde eine peinliche Erinnerung zurückbehalten, weil er das Gefühl nicht loswurde, meinem Bruder einen recht ungünstigen Eindruck gemacht zu haben. So kam es, daß eine gewissermaßen oberflächliche Angelegenheit zu einem Bruch führte. Mein Bruder hatte sich nämlich Anfang Mai 1887 an Rohde gewandt, um ihm einen jungen Gelehrten zu einer Anstellung oder wenigstens zur persönlichen Antheilnahme an dessen geistiger Entwicklung zu empfehlen: er schloß den Brief mit folgenden Zeilen: „Ich selbst — denn Du wirst mich fragen, warum ich mir nicht selber diese Last auflade? — ich mache mir aus den „jungen Leuten“ nichts und habe außerdem Erfahrung genug, um zu zweifeln, ob ich ihnen wirklich zu Nutzen bin. Meine Erholung sind die alten Männer, solche wie J. Burckhardt oder H. Taine: — und selbst mein Freund Rohde ist mir lange nicht alt genug . . . Aber ‚einst wird kommen der Tag‘ . . .“

Aber Rohde, der den von meinem Bruder Empfohlenen bereits kannte und in unangenehmer Erinnerung hatte, antwortete in unliebenswürdig-ablehnender Weise und schloß mit einem gewiß nicht von meinem Bruder provocirten Ausfall gegen Taine. Rohde hatte aus dem Briefe irrthümlicherweise herausgelesen, daß mein Bruder diesen Empfohlenen als Schüler für sich selbst nicht gut genug gefunden habe — wohl aber für ihn. Als wir beide im Frühjahr 1894 darauf zu sprechen kamen, war es seine erste Bitte, ihm seinen Brief zurückzugeben, damit er ihn verbrennen könne; er sprach sich ganz unglücklich darüber aus, daß er sich mit den Ausdrücken so gehen gelassen habe. Auf meinen Bruder hatten nämlich die Äußerungen Rohde's einen sehr peinlichen Eindruck gemacht; denn so rauh Rohde anderen Menschen gegenüber zuweilen sein konnte, meinem Bruder gegenüber hatte er sich sonst immer von der zartesten Seite gezeigt. Nur hatte sich inzwischen mein Bruder oft betrübt, daß Rohde so gar keinen ernstlichen Versuch machte, ihm in seiner philosophischen Entwicklung zu folgen, war aber bis dahin niemals in der festen Überzeugung irre geworden, daß einst noch der Tag kommen müßte, wo auch Rohde ein Verständniß für seine höchsten Ideen und Ziele haben würde. Der Brief

Rohde's von Mitte Mai 1887 scheint nun diesen Glauben für immer zerstört zu haben. Mein Bruder gerieth in eine tiefe Entrüstung, und es kam bei dieser Gelegenheit Alles und etwas mehr heraus, was sich von heimlichem Groll gegen den Freund und von Schmerz der Enttäuschung, tief im Herzen verborgen, angesammelt hatte. Rohde entschuldigte sich nun zwar umgehend über den Ton seines Briefes, und am 25. Mai entschuldigt sich nun wiederum mein Bruder seinerseits, daß er sich vom Jorn habe hinreißen lassen: aber trotzdem war dieses Erlebnis der Schluß der Herzensfreundschaft zwischen den beiden Freunden.

Wie sich das Verhältniß mit Richard Wagner und Frau Cosima löste, haben wir bereits in der Biographie ausführlich gelesen, doch komme ich im nächsten Capitel nochmals darauf zurück.

Zu Professor Overbeck, der in praktischen Dingen und auch sonst sich für meinen Bruder immer herzlich-freundschaftlich besorgt zeigte, war ja äußerlich das alte Verhältniß geblieben, aber Beide täuschten sich nicht darüber, daß sie sich in ihren Zielen so weit von einander entfernt hatten, wie es zwei so verschiedenen Naturen nur möglich war. Was der Philosoph Nietzsche von seinen Freunden verlangte, war ja nicht nur freundlicher Zuspruch und Theilnahme, sondern das eingehendste, gewissermaßen leidenschaftlichste Interesse für seine Probleme, — das konnte ihm Overbeck nicht geben. Aber immer dachte mein Bruder an ihn mit warmer Dankbarkeit und mit der innigsten Freude an jene Zeit zurück, als er mit ihm und Dr. Romundt in der „Baumanns-Höhle“ hauste (so wurde das Haus in Basel, wo die Freunde einstmals zusammen wohnten, von ihnen genannt, weil der Wirth Baumann hieß).

Dr. Heinrich Romundt hatte sich schon früher mit seinen Gedanken und Plänen von meinem Bruder getrennt, ohne daß es aber irgendwie zu einem Bruch zwischen ihnen gekommen wäre; im Gegentheil! mein Bruder verfolgte seine Weiterentwicklung immer mit lebhaftem Interesse.

Von allen Freunden, die ihn die spätere Zeit vermissen ließ, war es Freiherr von Gersdorff, dessen Umgang er am schmerzlichsten entbehrte! Die Ursache einer Trennung zwischen ihm und dem „Herzensfreund“ war Fräulein von Meyßenbug gewesen.

Zwischen ihr und Gersdorff hatte es nämlich im Herbst 1877 ein ernstliches Zerwürfniß gegeben; mein Bruder, allerdings nicht ganz genau unterrichtet, nahm Partei für den schwächeren Theil, d. h. für die alte verehrte Freundin, und schrieb an Gersdorff einen sehr scharfen Brief, worauf dieser nicht anders als durch Schweigen antworten konnte, wenn er auch zugab, „Nietsche durfte mir einen solchen Brief schreiben, aber kein Anderer“. Späterhin, als nun meinem Bruder selbst durch den gütigen aber unerwünschten Eifer Fräulein von Meysenbug's, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, große Unannehmlichkeiten bereitet wurden, erkundigte er sich nach den Vorgängen zwischen Gersdorff und Fräulein von Meysenbug näher und war nun voller Trauer, den theuren Freund Gersdorff ohne jede zwingende Veranlassung für eine Reihe von Jahren verloren zu haben. Es gab in jener Zeit manches scharfe Wort gegen Fräulein von Meysenbug. Freiherr von Gersdorff wäre gerade der Freund gewesen, der ihm in den schweren Jahren der Wandlung und des Vorwärtsschreitens der liebste und treueste Weggenosse hätte sein können. Und was wäre das für ein Schatz für meinen Bruder gewesen! Sie haben sich später, als mein Bruder seinen Irrthum einsah, wieder in alter Zuneigung herzliche Worte geschrieben, und es ist vollkommen richtig, was mein Bruder an Gersdorff über die Zeit der Entfremdung schreibt: „ich bin Dir wirklich nicht einen Augenblick untreu geworden“. — Aber diese späte Rückkehr zur Freundschaft konnte nie wieder gut machen, daß durch die Trennung es dem Freunde unmöglich gemacht worden war, in den Jahren 1877—83 Schritt für Schritt in seine neuen Gedankenwelten mit ihm einzutreten, oder sich später vollkommen darin einzuleben. Gersdorff ist, trotz liebevollster Beschäftigung mit den Gedanken meines Bruders, bis zum Ende seines Lebens den Schopenhauer'schen Pessimismus nicht los geworden.

Trotz diesen Erlebnissen hat mein Bruder aber Fräulein von Meysenbug doch immer herzliche Liebe und Verehrung bewahrt, obgleich er sich nicht über ihren Mangel an Verständniß täuschte. Es versteht sich von selbst, daß in ihrer Beurtheilung meines Bruders viel Irrthümliches und Mißverständliches existiren mußte; schon daß ein Menschenalter von dreißig Jahren zwischen ihnen lag, betrachtete er immer als eine der Ursachen,

daß ihre Ansichten selbst über den gleichen Gegenstand, wie z. B. über Richard Wagner, ganz andere Gründe haben und eine vollständig andere Färbung annehmen mußten. Er meinte öfter, daß Malwida von Meyßenbug ihm erst Richard Wagner, den Acht- undvierziger, recht begreiflich gemacht habe. Was nun meinen Bruder immer wieder in herzlicher Freundschaft zu Fräulein von Meyßenbug führte, war ihre gütige, liebenswürdige Natur, ihre wohlthuernde, beruhigende Art und Weise. Außerdem war sie mit so vielen bedeutenden, eigenartigen Menschen durch ihre ungewöhnlichen Lebensschicksale zusammengeführt worden, daß sie dadurch eine große Leichtigkeit gewonnen hatte, sich in die Empfindungsweise der heterogensten Geister hineinzuversetzen. Auch ihre Tapferkeit, mit der sie den einmal gefaßten Überzeugungen unter den schwierigsten Verhältnissen nachzuleben versuchte, erregte meines Bruders höchste Bewunderung, und die Art, wie sie nach all' den Lebensstürmen nun im Alter, echt weiblich, ihr höchstes Glück in der Erziehung eines ihr anvertrauten Pflegekindes fand — der Tochter des Revolutionärs Alexander Herzen —, betrachtete er als den besten und natürlichsten Abschluß, den ein so reiches Leben haben konnte.

Da nun ihre Freundschaft nicht auf einer gemeinsamen wissenschaftlichen oder künstlerischen Anschauung beruhte, blieb sie auch in der späteren Zeit, als die Ansichten Beider diametral entgegengesetzt waren, fast unverändert fortbestehen. Fräulein von Meyßenbug war im Leben mit viel zu viel verschiedenartigen wirklich bedeutenden Menschen zusammengekommen und befreundet gewesen, um fanatisch überzeugt zu sein, daß es nur eine richtige Anschauung gebe. Mein Bruder nahm sogar an, daß sie den begeistertsten Überzeugungen aller Heerführer des Geistes und der Politik gegenüber im innersten Herzen nicht nur Toleranz, sondern beinahe eine gelinde Skepsis empfinden müsse. Vielleicht irrte er sich; aber gerade dieser Gedanke hatte für ihn etwas ungemein Anziehendes, und in ihren gemeinsamen Gesprächen fühlte ich immer deutlich, daß er diese Skepsis der guten Malwida herauslocken wollte.

Die Affaire mit Dr. Rée und Fräulein Salomé hatte er allerdings der alten Freundin sehr übel genommen, wie wir aus der nachfolgenden Briefstelle deutlich ersehen: „Es scheint mir,

daß ein Mensch, bei dem allerbesten Willen, unsäglich viel Unheil anstiften kann, wenn er unbescheiden genug ist, Denen nützen zu wollen, deren Geist und Wille ihm verborgen ist. Um ein Beispiel zu nehmen: die gute Malwida hat ihr ganzes Leben nichts als Unheil angestiftet, dank jener eben genannten Unbescheidenheit."

Ein solcher Mangel an Urtheilskraft, Rée ihm gleichzustellen und Fräulein Salomé geeignet zu finden, seine Jüngerin zu werden, schien ihm späterhin ganz unerhört. Komischerweise machte er Fräulein von Meyßenbug allein Vorwürfe, wieviel Unheil sie in sein Leben dadurch gebracht habe, während er über den eigentlichen Missethäter Dr. Rée später immer nur im Tone mitleidigen Bedauerns sprach; z. B. als ich ihn im Herbst 1884 fragte: „Was sagte denn Dr. Rée zur ewigen Wiederkunft?“ Mein Bruder lachte kurz auf und sagte dann: „Er bekam einen furchtbaren Schreck und fand es eine fürchterliche Lehre. Der arme Kerl! wie mißrathen muß er sich fühlen!“ Für meinen Bruder allerdings war diese Lehre „eine Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!“ Sprach er von Dr. Rée immer nur im Tone von „der arme Kerl!“, so war er später über Fräulein Salomé sogar sehr zu Scherzen geneigt. Die Vorstellung, daß sie geglaubt habe „er hätte ihren Geist ausbeuten wollen“ — während er sich vergeblich die größte Mühe gab, ihr etwas von seinen Ideen einzulösen — war ihm ein zu ergötzlicher Gedanke, der ihn zu mancher scherzhaften, vielleicht sogar etwas boshaften Bemerkung veranlaßte. Im siebenten und vierzehnten Band der Gesamtausgabe ist Einiges davon zu finden. In dem Benehmen von Frau Andreas als Fräulein Salomé war zu viel Erheiterndes gewesen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, dies ganze Vorkommniß lange Zeit feierlich ernst zu nehmen. Er schreibt darüber: „Mit Feindschaften war es mir niemals lange ernst, — ich lache zu bald wieder, als daß ein Feind sehr viel bei mir gut zu machen hätte. Überdies bin ich aus letztem Grunde davon überzeugt, daß ich meinen feindselig erregten Gefühlen mehr zu danken habe, als den freundschaftlichen.“ Und an anderer Stelle schreibt er: „Mein tiefes Wohlwollen gegen alle Dinge. Es kostet mich eine Komödie,

auf Menschen, die ich kenne, böse zu sein: vorausgesetzt, daß ich nicht krank bin.“

(Wenn allerdings im Jahre 1897/98, als sich der Zustand meines kranken Bruders so auffällig besserte, daß ich mich schon der seligen Hoffnung hingab, die geistige Lähmung des Schlaganfalls vom Anfang des Jahres 1889 könnte gehoben werden, — wenn damals mein Bruder wieder gesund geworden wäre und dieses durch und durch unwahre Buch über sich von Frau Lou Andreas vorgefunden hätte, dann allerdings wäre ein Strafgericht, ein Unwetter über sie herniedergeprasselt, von dem sie sich nie wieder erholt hätte. Er deutet das schon in einem Briefe 1882 an.)

Einige von seinen alten Freunden waren ihm aber geblieben: ich meine vor Allem den treuen Jünger Peter Gast, der in all den Jahren von 1876 an bis zu meines Bruders Erkrankung 1889 nicht aufgehört hat, ihm zu dienen und in seiner schweren Arbeit treulich beizustehen, und der es verstand ihm nicht nur durch seine Gegenwart und Musik, sondern auch aus der Ferne durch feinempfundene verehrende Briefe Freude und Ermuthigung zu bringen.

Im Herbst 1885 wurde auch das alte Freundschaftsband mit Freiherrn und Freifrau von Seydlitz von Neuem geknüpft, und es zeigt sich in den Briefen, die mein Bruder ihnen und Anderen darüber geschrieben hat, wie sehr er dadurch beglückt war. Freiherr von Seydlitz hat in No. 6, 1899 der Neuen Deutschen Rundschau einen Rückblick auf diese schöne Freundschaftszeit geworfen, der mir deutlich bewies, wie richtig mein Bruder gesehen hat, als er aussprach, daß ihn Seydlitz verstehen würde. Ich bringe nur einen kleinen Passus daraus, der die Persönlichkeit meines Bruders, wie er in den Herzen der ihm nahestehenden Freunde lebte, so gut charakterisirt; Freiherr von Seydlitz schreibt über Nietzsche: „Ich habe keinen — keinen! — vornehmern Menschen kennen gelernt als ihn. Rücksichtslos zu sein hat er nur verstanden den Ideen gegenüber; den Menschen gegenüber — den Trägern der Ideen, nicht. Und diese Träger — (es waren Lastträgergehirne darunter) — hatten das bald heraus: sie wußten, von ihm war nichts zu fürchten. Sie schwiegen über ihn, denn er schwieg auch über sie, schon aus angeborener innerer Reinlichkeit.“

„Wo lebt Der, der ihm einen Makel nachweisen könnte? Er war so krystallen, so durchleuchtet wie das Wasser eines Bergbachs; was sag' ich, Bergbäche könnten sich noch bedanken, wären sie so rein. Lauterkeit und Keuschheit haben durch ihn neuen, höher potenzirten Werth erhalten.“ —

Auch noch manche andre Jugendfreundschaft und Bekanntschaft wurde in den Jahren 1886—88 mündlich und schriftlich wieder erneuert oder neu geknüpft: mit den Professoren Deussen, Max Heinze, Kastan, Frl. von Salis und Dr. Fuchs in Danzig, wovon die Briefbände und andre Mittheilung Zeugniß geben.

Einer der schmerzlichsten Verluste war für meinen Bruder der frühe Tod des Freiherrn Heinrich von Stein, der ein Mensch so ganz nach seinem Herzen war, und von welchem er gehofft hatte, daß er ihm als bester Jünger für sein Alter aufgespart sei. Er schreibt mir darüber im Frühjahr 1887: „... und dann passiren gewöhnlich noch Dinge von Außen her, gegen die man sich nicht zu wehren weiß und die Einen auf eine fast unheilbare Weise verwunden. Der Tod des Dr. von Stein hat mich auf das Schmerzhafteste berührt, ich war einige Tage ganz wie außer mir. Ich habe in Deutschland so wenig Menschen, an denen ich eigentlich Freude habe: die meisten halte ich eben aus, als ein sehr geduldiges Thier. Aber mit Stein war es anders!“ —

Übrigens darf man wohl sagen, daß mein Bruder besser als Jemandem verstand Freund zu sein. Sein ganzes Leben lang war er voll der wärmsten Antheilnahme an dem Geschick der Freunde, nicht nur mit einer Intensität des Mitempfindens, die unter Freunden gewiß selten ist, sondern mit der eifrigsten Hilfsbereitschaft. Als Rohde Privatdocent war und es ihm zu lange Zeit währte ehe er Professor wurde, bot ihm mein Bruder ganz ernstlich seine eigne Professur an und that auch schon Schritte dafür sie ihm zu überlassen. Und später als pensionirter Professor, wo er für sich selbst so sparsam wie möglich war, hat er ärmeren Freunden Summen angeboten, die für seine Verhältnisse außerordentlich hoch waren. Er betrübte sich wenn seine Anerbieten nicht angenommen wurden: „es hätte mich reicher gemacht, wenn ich es hätte geben dürfen“ schreibt er einmal so hübsch.

Zum Schluß dieser Freundschaftsbetrachtung möchte ich noch ein Mißverständniß aufklären. Gütige, mir wohlgesinnte Freunde

und Kritiker wenden so oft die freundliche Wendung auf mich an: „Seine Schwester — die einzige Vertraute“, sodaß es den Anschein hat, als ob mein Bruder von jeher mich zur Vertrauten seiner höchsten Ziele und Absichten gemacht hätte. Das möchte ich auf das richtige Maß zurückführen. War mein Bruder schon seinen Freunden, Jüngern und Schülern gegenüber von dem größten Zartgefühl, sie nicht mit Ideen zu belasten, die sie weder verstehen noch tragen konnten, so würde er es geradezu als eine Geschmacklosigkeit betrachtet haben, eine mehrere Jahre jüngere Schwester, die doch einen Theil des Jahres in dem Milieu einer norddeutschen Kleinstadt in sehr frommen Kreisen lebte, Gedanken anzuvertrauen, die weder zu ihrer Erziehung noch zu dem sie umgebenden Kreis paßten. In jener Zeit stand ich durchaus hinter den vertrauten Freunden zurück. Dazu blieb ich äußerlich und innerlich, sehr gegen meinen Willen aber zum Ergötzen, doch auch zum Kummer meines Bruders, lange Zeit über die eigentliche Jugend hinaus jung, so daß er oftmals seufzte: „Ach, Lisbeth, wenn Du doch endlich erst ein altes skeptisches Weibchen würdest!“ Dieser Ausdruck spielt auch in seinen Briefen eine große Rolle; immer blickten wir auf diese Zeit, wenn wir Beide alt geworden wären, mit Entzücken, als auf die Zeit, wo wir uns vollkommen verstehen würden. Eine solche Brieffstelle, obwohl sie ganz und gar unverdient schmeichelhaft für mich ist, möchte ich hier anführen, weil sie auch sonst für das Verhalten meines Bruders Anderen gegenüber so charakteristisch erscheint:

„Mit großer Genugthuung las ich den Pöan meines Herrn Schwagers auf seine ‚unvergleichliche Frau‘. Ich bin stolz darauf dich erzogen zu haben — nur wenige Frauen würden mit solcher Tapferkeit, Anspruchslosigkeit und Heiterkeit diese außerordentlichen Schwierigkeiten überwinden. Aber bittel etwas weniger Bescheidenheit! Vergiß doch nicht, daß die Heerde nach pittoresken Menschen verlangt, d. h. nach solchen, die aus ihren Begabungen, Absichten, Erfolgen ein Bild mit so groben aufdringlichen Zügen machen, daß sie auch das blödeste Auge erkennt. Die Heerde verehrt die Pose, die feierliche Attitüde, die uns Beiden so zuwider ist. Nur die feinen Geister verstehen die Scham des Edlen, der sein Höchstes und Bestes in schlichter Ver-

hüllung verbirgt. Ich bin sicher, daß unter dieser Menschheit da drüben nur Wenige ahnen, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen Dich selbst, mit welcher leidenschaftlichen Entschlossenheit Du Deine Ideale zu verwirklichen suchst. Ich frage mich nur, sind diese Ideale so viel Aufopferung werth? Ich fürchte, ich fürchte, Du wirst noch viele bittere Enttäuschungen in Deinem Leben zu überwinden haben! Schließlich wirst Du ein skeptisches altes Weibchen werden — ohne Deine Tapferkeit verloren zu haben, — und gut zu Deinem alten skeptischen Bruder passen. Wie wollen wir dann über den ‚verfluchten Idealismus‘ unserer Jugend lachen — vielleicht mit Thränen.“

Und das ist der tiefste Schmerz meines Lebens, daß ich jetzt, wo ich ein altes skeptisches Weibchen geworden bin und mich lange lange Jahre auf das Ernsthafteste mit seiner Philosophie beschäftigt habe, allein stehe und mich nicht der gemeinsamen Anschauung mit ihm freuen kann! —

Worin aber mein Bruder mir Zeit seines Lebens das größte Vertrauen geschenkt hat, das war in allen praktischen Angelegenheiten und sonstigen Schwierigkeiten des Lebens. Schon von früher Jugend an bis zu meinem Fortgang nach Paraguay, mit der kurzen Unterbrechung unsres Zerwürfnisses, hieß es in solchen Fällen immer: „Das muß Eisbeth machen — da mag das Lama darüber nachdenken“. Übrigens bin ich auch mehr als Jemandem mit meinem Bruder zusammengewesen, und wie er immer von Neuem betont, „haben wir die gleiche Herkunft im Leibe“, „gehören wir der gleichen Rasse an“, wodurch sich vielleicht ein innigeres Verständniß seiner Gedanken erklären mag. —

Wer dies Capitel liest, dem kommt vielleicht der öfters gehörte Ausdruck in den Sinn: „Der unglückliche Nietsche“ und er fragt mit Verwunderung: Unglücklich? Ein Mensch, der so geliebt und verehrt worden ist, nicht nur von den Wenigen, die ihn näher kannten, sondern selbst von den Fremden, die ihm nur flüchtig begegnet waren! Nein! „unglücklich“ war kein Ausdruck für Jemand, auf dessen Leben sich nicht der kleinste Flecken zeigt und dem das Schicksal niemals Härten bewiesen hat. Deshalb durfte er auch schreiben: „Ich habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen — auch das verdanke ich meinem un-

vergleichlichen Vater —, und selbst noch, wenn es mir von großem Werthe schien. Ich bin sogar, wie sehr immer das unchristlich scheinen mag, nicht einmal gegen mich eingenommen. Man mag mein Leben hin- und herwenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur Ein Mal Spuren davon entdecken, daß Jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte, — vielleicht aber etwas zu viel Spuren von gutem Willen . . .“

Gewiß, es hat in seinem Leben schwere Zeiten der Krankheit gegeben; das Jahr 1879 mit 180 oder gar 200 Kranken Tagen war das Schlimmste, was seiner Geduld zugemuthet worden ist. Auch in den Jahren 1880/81 gab es noch schlimme Monate, doch gieng es ihm im Allgemeinen schon unvergleichlich besser als 1879, kaum 30—40 Leidenstage im ganzen Jahr, nur die Augen waren sehr angegriffen. Aber seit Anfang 1882 betrachtete er sich als genesen, wenn er auch immer eine zarte Gesundheit behielt und seiner Augen wegen viel Vorsicht nöthig hatte. So schlimme Tage wie früher gab es von da an überhaupt nicht mehr, aber selbst die mäßigen Migräne-Anfälle waren selten. Er constatirt 1887, daß seit 1882 die geringste Zahl der bösen Tage fünf, die höchste vierzehn im ganzen Jahr gewesen sei. Ich muß immer wieder betonen, daß er jenen kranken Jahren 1879—81 eigentlich dankbar war. Schon im Herbst 1881, als die schlimme Zeit erst wenige Monate überwunden war, schreibt er rückblickend an mich: „Du weißt es, daß meine Leiden mich nicht der Schmerzen wegen ungeduldig machen, sondern nur weil ich immer befürchte, daß ich mit der ungeheuren Aufgabe, die sich mir von Jahr zu Jahr immer deutlicher zeigt, nicht fertig werde. Ich kann nur denken und schreiben bei hellstem Himmel und bei vollster Freudigkeit des Geistes und Leibes! — ich traue keinem Gedanken, der bei betrübter Seele und Eingeweiden entstanden ist, und was nun gar bei Kopfschmerzen geschrieben sein sollte, wird sicherlich vernichtet. Daß mir nun diese verwünschten Schmerzen so viel Zeit wegnehmen, bringt mich hie und da zur Verzweiflung! Andererseits weiß ich wohl, daß ich diesem wechselvollen Zustande meiner Gesundheit Ungeheures verdanke: schon dieses häufige Gesundwerden, dieses bezaubernde Gefühl der Genesung! — ein wundervoller Zustand und die Ursache der erhabensten und muthigsten Empfindungen.“

Und 1888 fügt er hinzu: „Zuletzt hat mir die Krankheit den allergrößten Nutzen gebracht: sie hat mich herausgelöst, sie hat mir den Muth zu mir selbst zurückgegeben . . . Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Thier, selbst ein militärisches.“ Er war in der That streng, ja hart gegen sich, wie es alle richtigen Männer zu sein pflegen. Wenn er also von Leiden spricht, so meint er nicht Krankheit, sondern etwas ganz Anderes, nämlich den Widerspruch zwischen der ungeheuren Aufgabe und Verantwortung, die auf ihm lag, und der Ungunst der Verhältnisse, die ihn zwang, diese schwere Last allein — ohne Freunde und Jünger — zu tragen. Und nicht nur die mittragenden Genossen entbehrte er schmerzlich, sondern auch den liebenden Kreis einer eigenen Häuslichkeit, aus welchem ihn seine Philosophie hinaus in die Vereinsamung gestellt hatte. Er schreibt selbst darüber:

„Die Antinomie meiner Existenz liegt darin, daß alles das, was ich als radikaler Philosoph radikaliter nöthig habe — Freiheit von Beruf, Weib und Kind, Freunden, Gesellschaft, Vaterland, Heimat, Glauben, Freiheit fast von Liebe und Haß — ich als eben so viel Entbehrungen empfinde, insofern ich glücklicher Weise ein lebendiges Wesen und kein bloßer Abstraktions-Apparat bin. Ich muß hinzufügen, daß mir in jedem Falle die solide Gesundheit fehlt — und daß ich nur in Zeiten der Gesundheit die Last jener Entbehrungen weniger hart fühle. Auch weiß ich immer noch nicht die fünf Bedingungen zusammen zu bringen, auf denen ein erträgliches Gleichgewicht meiner labilen Gesundheit sich basiren ließe. Trotzdem wäre es ein verhängnißvoller Fehler, wenn ich, um mir die fünf Bedingungen zu schaffen, mich jener acht Freiheiten beraubte: das ist eine objektive Ansicht meiner Lage. —

„Die Sache complizirt sich, insofern ich außerdem Dichter bin, wie billig mit den Bedürfnissen aller Dichter: wozu starke Sympathien, glänzender Haushalt und dergl. gehören (in Bezug auf welche Bedürfnisse ich für mein Leben keine andere Bezeichnung habe als Hundestall-Existenz).

„Die Sache complizirt sich noch einmal, insofern ich außerdem Musiker bin: sodasß mir eigentlich nichts im Leben soviel Freude gemacht hat wie Musik, selbst meine eigne nicht ausge-

nommen, und jedenfalls die Musik meines trefflichen maestro Pietro Gasti.“ —

Nicht einmal die nachfolgenden vier Wünsche wurden ihm erfüllt: „Ich brauche

- a) Jemanden, der meinen Magen überwacht.
- b) Jemanden, der mit mir lachen kann und einen ausgelassenen Geist hat.
- c) Jemanden, der stolz auf meine Gesellschaft ist und „die Anderen“ auf der richtigen facon des Respekts gegen mich erhält.
- d) Jemanden, der mir vorliest, ohne ein Buch zu verdummen.“

Sicherlich hat mein Bruder vermöge seiner körperlichen und seelischen Feinfühligkeit unter der Ungunst der Verhältnisse mehr gelitten als nöthig war, aber er hatte daraus auch die wundervolle Gabe erworben, aus dem Gift des Leidens einen Segen zu machen; deshalb wollte er auch nichts von der groben Gefühllosigkeit wissen: „Es ist nichts, hart sein wie ein Stoiker: mit der Unempfindlichkeit hat man sich losgelöst. Man muß den Gegensatz in sich haben — die zarte Empfindung und die Gegenmacht: nicht zu verbluten, sondern jedes Unglück wieder plastisch zum Besten zu wenden.“ Und später schreibt er: „Ich habe längst bei mir beschlossen, meine eigenen Wünsche und Pläne nicht so wichtig zu nehmen. Gelingt mir das nicht, gelingt mir jenes; und im Ganzen weiß ich nicht, ob ich nicht allem Mißlingen so gut zu Dank verpflichtet bin, wie irgend welchem Gelingen. Das, was mir Werth und Ertrag des Lebens ausmacht, liegt wo anders.“

Diese Eigenschaft, allen Unannehmlichkeiten noch eine oder mehrere gute Seiten abzugewinnen, war ihm, wie allen phantasievollen Menschen, im hohen Grade zu eigen. Er constatirt deshalb auch, auf sein Leben zurückblickend, mit Freuden, wie er unbewußt sich alle Erlebnisse zum Besten gewandt hat: „Im Ganzen habe ich, wie blind im Wasser schwimmend, mich der Reihe nach der mir nöthigen Nahrung genähert: zuerst Schärfung des Intellekts, nachher Aufschwung und Aufopferung des Selbst, nachher Gerechtigkeit und Selbständigkeit, nachher umsichtige Milde gegen alles Selbständige. Der Schmerz lehrte

mich die verstreute Freude im Dasein zu würdigen, die Partei lehrte mich die Einsamkeit, der Gelehrte in mir trieb mich, den Künstler zu verstehen u. s. w.“ —

Und 1888 schreibt er mir: „Wer den geringsten Begriff von mir hat, setzt voraus, daß ich mehr erlebt habe, als irgend Jemand. Das Zeugniß davon ist sogar in meinen Büchern geschrieben: die Zeile für Zeile, erlebte Bücher aus neuen Reichen des Lebens sind und damit als Substanz, einen wirklichen Zuwachs, ein Mehr zum Begriffe des Lebens selbst darstellen. Ein Gefühl, das mich oft überkam und nicht nur im Verkehr mit irgend einem deutschen Gelehrten, der mit liebenswürdigem Ernste von sich und seinen kleinen Dingen sprach, war: jeder Tag bringt dir mehr als dem sein ganzes Leben bringt! Auch Schlimmeres, es ist kein Zweifel!“

Diese überströmende Dankbarkeit gegen das Leben, dieses innere Glück über sich selbst und den nothwendigen Gang seiner Entwicklung zeigte sich im Verkehr mit ihm tausendfach! Selbst den Krankheitsjahren 1879/81 gegenüber kann er ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken: „Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin, als irgend welchen anderen. So wie meine innerste Natur es mich lehrt, ist alles Nothwendige, aus der Höhe gesehn und im Sinne einer großen Ökonomie, auch das Nützliche an sich, — man soll es nicht nur tragen, man soll es lieben. . . Amor fati: das ist meine innerste Natur. — Und was mein langes Siechthum angeht, verdanke ich ihm nicht unsäglich viel mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine höhere Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von Allem, was sie nicht umbringt! — Ich verdanke ihm auch meine Philosophie. . .“

Um diese Fülle von Dankbarkeit zu begreifen, muß man sich erinnern, was schon Friedrich Ritschl von ihm in seiner Jugend sagte: „Nietzsche kann Alles was er will“. Ja, er hat Alles gekonnt, was er wollte, und wenn auch seine ungeheure Aufgabe wie ein tiefes gefährliches Meer vor ihm lag, stand er doch nie davor mit dem Gefühl des Unvermögens die Gefahren nicht bewältigen zu können, sondern zitternd vor Glück und Kraft sich hinein zu stürzen, mit der Sicherheit, jene neue Küste zu erreichen.

Nur noch ein wenig mehr Gunst der Verhältnisse, vor Allem ein kleiner Kreis geistvoller Jünger, die seine neuen Lehren mit der vollen Begeisterung der Jugend aufnahmen und ihm in seinem ungeheuren Werke beistehen konnten, und er wäre der glücklichste Mensch gewesen, der jemals auf Erden gelebt hat! — Aber war er es vielleicht nicht trotzdem?

Mein Bruder und ich machten einmal — 1883 oder 85 — einen Herbstspaziergang in das Unstruthal und begegneten dort Zigeunern. Ein Weib löste sich von der Truppe und wollte ihm durchaus prophezeien. Mein Bruder gab ihr Geld, wies sie aber zurück. Das Weib wandte sich, mehrfach vorwurfsvoll wiederholend: „Solch ein Glücklicher, solch ein Glücklicher — und ich soll ihm nicht prophezeien!“ — Als ich mit fragenden Blicken ihn ansah, antwortete er mit lachenden, strahlenden Augen: „Das Weib hat Recht, ich bin es auch!“ —

Wir wollen, auf seine eigne Behauptung hin, daß jede Philosophie ein unbewußtes Selbstbekenntniß ihres Autors sei, seine eigne Philosophie prüfen. Wir fragen: ist es möglich, daß ein Philosoph den Gedanken der ewigen Wiederkunft concipirt (und zwar in seiner rigorosesten Form, daß jeder Mensch bis ins Kleinste, genau so wie er jetzt ist, wiederkehrt) — wenn er sich nicht trotz aller Leiden instinktiv einer verschwenderischen Fülle der erhabensten Eigenschaften und der glücklichsten und harmonischsten Natur bewußt gewesen wäre? Muß er nicht, als ihm dieser Gedanke zuerst erschien und er mit einem Jauchzen des Glücks und Thränen des Entzückens durch die herrliche Bergwelt des Engadin schweifte, die Stärke seiner Geisteskraft, die aus allem Schweren mit einer neuen und gewaltigen Mächtigkeit hervorbrach, mit tiefster Dankbarkeit empfunden haben, sodaß er mit einem Siegesgefühl ohne Gleichen in die Zukunft blickend, ausrufen konnte: Ich lege meine Hand auf Jahrtausende! Und wie wäre es möglich gewesen, die Gestalt des Zarathustra zu schaffen, diese Vereinigung von höchster Güte, Schöpferfönn und Schöpferkraft (die natürlich, um Neues zu schaffen, auch zerstören muß), — wenn nicht, wie Rohde immer und immer auf's Stärkste betonte, „Zarathustra Nietsche selbst“ wäre?

Nein, gewiß! Zarathustra, der Jünger des Dionysos, wandelte lange Strecken seines Lebens in einem so azurnen Glück der Schaffenslust, daß viele Tausende von Menschenleben voll von

dem, was man so gewöhnlich „Glück“ nennt, nicht die Höhe, Fülle und Seligkeit dieses entzückten Zustandes aufwiegen können.

Wer aber ein solches Glück in dieser Höhe kennt, kennt auch den tiefsten Schmerz, wenn Niemand die köstlichen Werke jener höchsten Schaffensstunden annehmen will, und wenn er, anstatt in seinem Vaterlande verehrt und verstanden zu werden, nur vergessen oder verhöhnt wird.

„Zehn Jahre dahin —
und kein Tropfen erreichte dich?
kein feuchter Wind? kein Thau der Liebe?
Aber wer sollte dich auch lieben,
du Überreicher?
Dein Glück macht rings trocken,
macht arm an Liebe
— ein regenloses Land . . .

Niemand dankt dir mehr.
Du aber dankst Jedem,
der von dir nimmt:
daran erkenne ich dich,
du Überreicher,
du Ärmster aller Reichen!
Du opferst dich, dich quält dein Reichthum —,
du giebst dich ab,
du schonst dich nicht, du liebst dich nicht:
die große Qual zwingt dich allezeit,
die Qual übervoller Scheuern, übervollen Herzens —
aber Niemand dankt dir mehr . . .“

In den Schulbüchern lernt man eine Fabel, daß das Genie das Urtheil der Menge verachtet, daß die der Unsterblichkeit Geweihten mit dem unerschütterlichen Glauben an sich selbst auch an die Zukunft ihres Ruhmes glauben, daß ihnen die Mißgunst des Vaterlandes nur ein Stachel mehr gewesen sei, sie auf der Ruhmesbahn vorwärts zu treiben. Aber man vergißt die Jugend zu lehren, wie grenzenlos der Genius in einer solchen Vereinsamung leidet: er spricht — tiefes Schweigen, es ist als ob er in einen lustleeren Raum spräche; er spricht lauter,

schärfer leidenschaftlicher — die Landsleute zucken höhnisch die Achseln. In der Seligkeit des Schaffens ist er der starke Held, der Alles überwindet und nach keinem Genossen fragt: aber es kommen Tage, wo er sich nach Verständniß für das Geschaffene sehnt ja danach schreibt. Es giebt dunkle Stunden, wo der Genius an sich selbst zu zweifeln beginnt, wo er auf seinen schauerlich einsamen und gefährlichen Weg, der vor ihm liegt, mit Zittern und Zagen blickt, und ihn deshalb ein einziges verständnißvolles Wort nicht etwa beleidigendes Mitleid), ein warmer treuer Händedruck mit Trost und Dankbarkeit erfüllen würde. Mein Bruder hat unter dem toden Schweigen und eifigen Mißverstehen seines Vaterlandes tief gelitten, wenn er den Schmerz auch zu verbergen trachtete.

XXXV. Capitel.

Das letzte Arbeitsjahr.

Motto: „Mein Wahlspruch: ich habe keine Zeit für mich — vorwärts!“

[Notizbuch XLIII.]

Der Anfang des Jahres 1888 traf meinen Bruder im glücklichsten Arbeitseifer und in vollster Kraft. Er war mitten in der Gesamtconception und der Zusammenstellung des „Willens zur Macht“. Er schreibt aus dieser Stimmung heraus an Paul Deussen: „Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre nur Eins: Stille, Vergessenheit, die Indulgenz der Sonne und des Herbstes für etwas, das reif werden will, für die nachträgliche Sanktion und Rechtfertigung meines ganzen Seins (eines sonst aus hundert Gründen ewig problematischen Seins!)“

Die glückliche Stimmung und Arbeitskraft dauerte während der ganzen Zeit, bis er die Gesamtconception seines Hauptwerks im Februar abschloß, wenn ihm auch zuletzt die Arbeit fast zu viel war. Sobald er aber aus dieser seligen Schaffenslust in die nüchterne Wirklichkeit zurückkehrte, überfiel ihn, wie schon so oft, das peinliche Gefühl, daß gerade Die fehlten, für welche er seine Gedanken niedergeschrieben hatte; und zwar machte er das tiefe Schweigen seiner alten Freunde dafür verantwortlich, daß sich nicht die richtigen Leser für seine Schriften fänden. Die Vorwürfe gegen die Freunde schienen mir etwas ungerecht, aber wie er selbst sagt: „Man giebt an sein Werk auch die Höhe und Güte seiner Natur weg: hinterdrein Dürre und Öde“. Schon nach der „Genealogie“ Dezember 1887, hatte er mir nach Paraguay einen bitteren, anlagenden Brief geschrieben, über den ich mich sehr betrübt ausgesprochen hatte. Es verging immer

ein Vierteljahr zwischen Brief und Antwort, da unsere Colonie in Paraguay so weit von Deutschland entfernt war. Nun antwortete er im März 1888, um mir eine Erklärung zu geben, warum er in jenem früheren Brief solche bittere Anklagen gegen seine Freunde erhoben hatte. Aber dieser erklärende Brief war mir noch schmerzlicher, als der erste anklagende; noch heute kann ich ihn nicht ohne Thränen lesen.

„Diesmal muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte Mal so arg erschreckt habe; aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin beinahe die Beute der düstersten Entschliefungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur Einem guten Erlebnis um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinahe Alles, was von Außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier heranwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich [. . . .]. Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterher zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? —

„Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens ziemlich aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich

gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele.“ —

Nach der Vollendung jedes Werkes kommt ihm dieser Schmerz und klagt er über die Theilnahmllosigkeit und Oberflächlichkeit seiner alten Freunde. Er hat es ihnen im Verkehr wenig gezeigt; aber im Herbst 1888 schreibt er, nachdem er sich auf das Bitterste über den Mangel an Takt und Delikatesse beklagt hat, der ihm von Seiten der Deutschen zu theil wurde: „Meine Art will es, daß ich gegen Jedermann mild und wohlwollend bin — ich habe ein Recht dazu, keine Unterschiede zu machen —: dies hindert nicht, daß ich die Augen offen habe. Ich nehme Niemanden aus, am wenigsten meine Freunde, — ich hoffe zuletzt, daß dies meiner Humanität gegen sie keinen Abbruch gethan hat. Es giebt fünf, sechs Dinge, aus denen ich mir immer eine Ehrensache gemacht habe. — Trotzdem bleibt wahr, daß ich fast jeden Brief, der mich seit Jahren erreicht, als einen Cynismus empfinde: es liegt mehr Cynismus im Wohlwollen gegen mich, als in irgend welchem Haß. Ich sage es jedem meiner Freunde in's Gesicht, daß er es nie der Mühe für werth genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu studieren: ich errathe aus den kleinsten Zeichen, daß sie nicht einmal wissen, was darin steht. Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehen, als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaßung? — Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag: ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinkts und Muth hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte. An welcher deutschen Universität wären heute Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psycholog Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat? —“

Zum Glück kam im April 1888 dieses hier erwähnte Erlebnis, das ihn aus der Stimmung herausriß und die liebe Seele wieder froh machte.

Wenn es auch mein Bruder in dem vorangegangenen Brief zu erzählen vergaß, so hatte doch der Winter 1887/88 ihm

ein werthvolles Zeugniß gebracht, daß er in Europa nicht gänzlich vergessen war; es ergab sich eine nähere Beziehung zu Georg Brandes, die ihm große Genugthuung bereitete. Er hatte schon früher gehört, daß dieser geistreiche Schriftsteller sich für seine Schriften interessire; auch im Sommer 1887 sprach ihm ein Wiener Herr davon und erwähnte ausdrücklich, daß Georg Brandes sich ent-rüstet habe, daß Nietzsche von seinen Freunden und Landsleuten so absolut todtgeschwiegen würde. Daraufhin schickte ihm mein Bruder seine Schriften „Jenseits von Gut und Böse“ und die „Genealogie der Moral“, die Georg Brandes mit schönen und erfreulichen Briefen beantwortete. Im Frühjahr 1888, gerade zu jener Zeit, als mein Bruder sich schon mit einiger Verzweiflung darein ergeben hatte, ohne jede weitere Theilnahme seiner Zeitgenossen schaffen und arbeiten zu müssen, da bereitete er ihm eine noch viel größere Freude mit der Ankündigung, daß er Vorlesungen an der Uni-versität Kopenhagen über ihn halten wolle und bereits hielt. Das Erstaunen meines Bruders darüber war ganz außerordentlich, er schreibt beglückt an Brandes: „Aber, verehrter Herr, was ist das für eine Überraschung! — Wo haben Sie den Muth her-genommen, von einem vir obscurissimus öffentlich reden zu wollen! . . . Denken Sie vielleicht, daß ich im lieben Vaterlande bekannt bin? Man behandelt mich daselbst, als ob ich etwas Absonderliches und Absurdes wäre, etwas, das man einstweilen nicht nöthig hat, ernst zu nehmen“ . . . Und später: „ . . . Diese Wochen in Turin, wo ich noch bis zum 5. Juni bleibe, sind mir besser gerathen als irgend welche Wochen seit Jahren, vor allem philosophischer. Ich habe fast jeden Tag eine, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesamt-Conception von Oben nach Unten sehn zu können: wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie im Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum bei mir gehofft hatte. Es hängt Alles zu-sammen, es war schon seit Jahren Alles im rechten Gange, man baut seine Philosophie wie ein Biber, man ist nothwendig und weiß es nicht: aber das Alles muß man sehn, wie ich's jetzt gesehn habe, um es zu glauben. —

„Ich bin so erleichtert, so erstarkt, so guter Laune — ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Posse

an. Woran hängt das Alles? Sind es nicht die guten Nordwinde, denen ich das verdanke, diese Nordwinde, die nicht immer aus den Alpen kommen? — sie kommen mitunter auch aus Kopenhagen! . . .“

Ich kann es nicht genug ausdrücken, wie dankbar ich immer Georg Brandes für diesen Entschluß gewesen bin, in jenem Frühjahr Universitäts-Vorlesungen über Nietzsche zu halten. Man sieht aus den Briefen meines Bruders, wie erfrischend und ermutigend diese Nachricht auf ihn wirkte. Durch die ausländischen Zeitungen gieng damals die nachfolgende Notiz, deutsche Zeitungen haben sie aber nicht gebracht:

„Es wird den Freunden der Philosophie Friedrich Nietzsche's von Werth sein, zu hören, daß letzten Winter der geistreiche Däne Dr. Georg Brandes einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität dieser Philosophie gewidmet hat. Der Redner, dessen Meisterschaft im Darlegen schwieriger Gedankencomplexe sich nicht erst zu beweisen hatte, wußte eine Zuhörerschaft von mehr als 300 Personen für die neue und verwegene Denkweise des deutschen Philosophen lebhaft zu interessieren: sodasß seine Vorlesungen in eine glänzende Ovation zu Ehren des Redners und seines Thema's ausliefen.“

Das Frühjahr 1888 verlebte mein Bruder zum ersten Mal in Turin. Er hatte zunächst nur an einen kurzen Aufenthalt gedacht, fühlte sich aber vom dortigen Klima und der Stadt selbst so günstig beeinflusst, daß er dort längere Zeit Aufenthalt nahm. Vor allen waren es aber wohl die guten Nachrichten aus Kopenhagen, die ihn so frohen Herzens machten. Er schreibt über Turin an unsere Mutter: „Endlich bekommt auch meine alte Mutter wieder einen Brief von ihrem Sohn, der in Turin sitzt und die Ohren in die Arbeit versteckt hat. Das ist, wie Du finden wirst, ein gutes Zeichen: denn bisher war an all den Orten, wo ich meine Frühlinge zubrachte, an Arbeit nicht zu denken. Der Geist widerwillig, das Fleisch schwach; der Magen ohne Kraft. Hier giebt es eine herrliche trockne Luft, die ich noch nicht in einer Stadt gefunden habe. Sehr anregend, sehr Appetit machend; es gab Tage, wo ich wie im Engadin zu sein glaubte. Die Nähe des Hochgebirges ist dabei der entscheidende Faktor: auf drei Seiten von Turin

hat man die Schneeanpen vor sich. Hübsch in der Ferne, natürlich; aber doch so, daß man mitten in der Stadt direkt in die Hochgebirgs-Welt hineinschaut: wie als ob die Straßen darin endeten. — Turin ist eine prachtvolle und vornehme Stadt, mit schönen Plätzen und Palästen überhäuft. Groß außerdem: 270,000 Einwohner. Sitz mehrerer Fürsten, auch des obersten Generalstabs, sehr militärisch; sodann Universität; 12 Theater, darunter ausgezeichnete. Die Buchhandlungen für drei Sprachen (italienisch, deutsch und französisch) gleich gut assortirt. —

„Eigentlich ist es die einzige Stadt, in der ich jetzt gern lebe. Ihr Stolz sind die herrlichen hochräumigen Portici, Säulen- und Hallengänge, die alle Hauptstraßen entlang laufen, so großartig, wie man im ganzen Europa keinen Begriff hat, überdies weit hin die Stadt durchziehend, in einer Gesamtausdehnung von 10020 Meter (d. h. zwei Stunden gut zu marschiren). Damit ist man gegen jedes Wetter geschützt: und eine Sauberkeit, eine Schönheit von Stein und Marmor, daß man wie in einem Salon zu sein glaubt.“

Zunächst hatte er sich, wie er an Brandes schreibt, mit freudigster Arbeitskraft an den „Willen zur Macht“ begeben und scheint an eine neue Gruppierung des gesamten Stoffs gedacht zu haben, was sicherlich der beste Beweis seiner Unternehmungslust und Kraft war. Während dieser Arbeit aber wurde er plötzlich auf ein bestimmtes Thema hingewiesen. Indem er die Modernität prüfte, trat das Problem Richard Wagner ihm besonders nah. Er hatte zunächst beabsichtigt, dieses Problem im ersten Buch des „Willens zur Macht“ in dem Capitel „Modernität“ ausführlich zu behandeln, — daß er es herausgriff und als eine besondere Schrift behandelte, scheint verschiedene Ursachen gehabt zu haben. Schon zwei Jahre früher hatte er die Absicht gehabt, in einer neuen Anzeitgemäßen Betrachtung „Musik“ oder „Die Künstler. — Hintergedanken eines Psychologen“ dieses Thema weiter auszuführen; wir finden noch viele Niederschriften dazu, die jetzt im XIV. Bande der Gesamtausgabe veröffentlicht werden. Aus mannigfachen Erfahrungen war es ihm damals schon deutlich geworden, daß es sozusagen seine Pflicht sei, sich darüber von Neuem auszusprechen und seine Stellung klar darzulegen. Nach allen Seiten gab es

die heillosen Mißverständnisse, weil die unbelehrte Jugend es für möglich hielt, den „Denker“ Wagner mit dem Philosophen Nietzsche in Übereinstimmung zu bringen. Daß er selbst diesen Irrthum hauptsächlich mit veranlaßt hatte, war ihm vollkommen klar, deshalb schreibt er: „Das Mißverständniß über Richard Wagner ist heute in Deutschland ungeheuer: und da ich dazu beigetragen habe, es zu vermehren, will ich meine Schuld abtragen und versuchen, es zu verringern.“

Die gegenwärtige Generation kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie wenig Bedeutendes über Richard Wagner bis 1872, vor dem Eintreten meines Bruders für ihn, gesagt worden ist. Wer, außer den Eingeweihten, dachte damals daran, in Wagner etwas Anderes zu sehen, als einen Revolutionär in Bezug auf die Umgestaltung der Oper? Es war meines Bruders Verdienst oder Schuld, wie man es nehmen will, daß Wagner mit dem Begriff einer neuen höheren deutschen Cultur und mit dem Griechenthum verknüpft wurde. Der Verfasser der „Geburt der Tragödie“ und der Unzeitgemäßen Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth“ wußte also nur zu gut, daß er selbst einen großen Theil der Schuld an der herrschenden, so verwirrenden höchsten Schätzung Wagner's trug. Jetzt aber sah er, von Jahr zu Jahr immer deutlicher, daß er den Deutschen und vorzüglich dem deutschen Jüngling einen irreführenden Götzen aufgestellt habe, dessen Verehrung gerade die deutschen Fehler: Unklarheit, Schwülstigkeit und Schwerfälligkeit verschlimmerte und sie gar noch zu Tugenden aufbauschte. Nicht etwa, daß mein Bruder die Verehrung Wagner's aus dem Werdegang des deutschen Jünglings der Gegenwart entfernt haben möchte, im Gegentheil: er verstand sie als einen unerläßlichen Faktor in dessen Entwicklung. So schreibt er an Heinrich v. Stein: „Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr als jemand sonst vielleicht, sich Schopenhauern und Wagnern mit Herz und Geist zugewendet haben. Dies ist etwas Unschätzbares, vorausgesetzt, daß es seine Zeit hat.“ Mein Bruder erkannte aber aus hundert Anzeichen, daß nun der Wagner-Cultus seine Zeit gehabt habe, wo er günstig wirke, und daß es gut wäre, wenn der Deutsche seinen düsteren Leidenschaftsrausch, der ihn gewiß während der Zeit des öden flachen Materialismus manches Tiefe und Ernste gelehrt hatte, überwände und nun auch Sinn

und Geist für neue Ideale, d. h. für alles Das öffnete, was mein Bruder an Wagner so schmerzlich vermisse, nämlich: „die gaya scienza, die leichten Füße, Witz, Feuer, Anmuth, die große Logik, den Tanz der Sterne, die übermüthige Geistigkeit, die Lichtschauer des Südens, das glatte Meer, Vollkommenheit“. Er wollte den deutschen Jüngling nicht als düsteren, schwerfälligen, lebenverneinenden Träumer sehen, sondern freudig, lebenbejahend, von dem Leben tausend entzückende Möglichkeiten erhoffend, seinen kraftvollen Willen zu bethätigen. Aber ach! wer hörte damals seine Stimme, damals, wo die „Lebensverneinung“ und Decadence wahre Orgien feierte?! Es ergriff ihn die Ungeduld! — Er sah Niemand, der die Lust oder die Fähigkeit besessen hätte, die Probleme des aufsteigenden oder niedergehenden Lebens zu begreifen; er sah mit Schrecken, wie gerade die decadenten Ideale von der Wagner'schen Kunst gefördert wurden, und diese selbst eben deswegen immer mehr an Autorität gewann. Vor Allem aber empfand er mit dem tiefsten Schmerz, daß die Musik ihren weltverklärenden Charakter verlor und immermehr „pessimistisch-triste“ wurde.

Im Jahr 1886 hatte er die Niederschriften über Richard Wagner bei Seite gelegt, weil er offenbar vorausgesehen hatte, daß eine spezielle Behandlung des Richard Wagner-Problems, herausgerissen aus seiner gesammten Weltanschauung, zu manchem Mißverständniß von Neuem Veranlassung geben könnte. Nun kamen ihm aber von Zeit zu Zeit immer neue Schilderungen aus den Bayreuther Kreisen zu Gesicht, die ihn mit einem wahren Schreck erfüllten. Was machten diese Bayreuther aus Wagner — etwas so Verschwommenes, Geschwollenes, der Wahrheit durchaus Widersprechendes, — wie denn überhaupt die Wagnerianer und nicht Wagner selbst den tiefsten Abgrund zwischen ihn und meinen Bruder gelegt haben. Deshalb schreibt er auch: „Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand; und hätte er zuletzt nicht den schlechten Geschmack — oder die traurige Nothigung — gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von ‚Geistern‘ gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, ihm schon bei Lebzeiten Lebewohl zu sagen, ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller

Schwer-zu-Erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntniß mehr als irgend eine andere Begegnung förderlich gewesen ist, — vorangestellt, was voransteht: daß seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollte und daß es ein gutes Stück Selbst-Überwindung bedurfte, ehe ich dergestalt ‚Sein‘ und ‚Mein‘ mit gebührendem Schutte zu trennen lernte.“

Aber diese seltsame Umformung des Bayreuther Meisters machte nicht nur meinen Bruder ungeduldig, sondern auch Andere, die Richard Wagner wirklich gekannt hatten. Es wurde meinem Bruder in jenem Winter oder Frühjahr 1888 eine Botschaft von Hans von Bülow ausgerichtet, die gleichfalls eine sehr scharfe Kritik des Bayreuther Kreises enthielt und mit der Aufforderung schloß: „Friedrich Nietzsche sollte doch einmal schreiben, weshalb er von Bayreuth fortgegangen wäre; daraus würde sicherlich viel zu lernen sein; er selbst (Bülow) wolle sich über ein verwandtes Thema äußern.“

Ob nun diese Botschaft, die er seinen Aufzeichnungen nach zweimal erhielt, die Anregung zum „Fall Wagner“ gegeben hat, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Wahrscheinlicher ist, daß seine damalige Beschäftigung mit dem Problem der Modernität, als eines Capitels des „Willens zur Macht“, ihm deutlich gezeigt hatte, daß eine seiner Hauptlehren: die Gegenüberstellung des aufsteigenden Lebens, das sich in der Herrenmoral und der klassischen Kunst zeigt, und des niedergehenden Lebens, das sich als Sklavenmoral und romantische Kunst manifestirt — von Niemand begriffen worden war. Vor Allem aber erkannte er, daß der moderne Mensch diese beiden entgegengesetzten Werthschätzungen in sich hat, und daß eines der markantesten Beispiele dieser Modernität mit allen ihren Widersprüchen und ihren verderblichen Wirkungen Richard Wagner selbst ist. Offenbar hat er nun bei der Durchsicht seiner Niederschriften gesehen, daß gerade dieses Beispiel innerhalb seines Werkes einen allzugroßen Raum einnehmen würde — was sich mit der Ökonomie des ganzen Buches nicht vertrug; so griff er wiederum in die Fülle seiner Aufzeichnungen hinein und schrieb die kleine Schrift „Der Fall Wagner“.

Solchen, die nicht unter dem Einfluß von meines Bruders psychologischen Erkenntnissen stehen, ist es kaum begreiflich zu

machen, daß er — trotz der scharf pointirten Auseinandersetzungen und der oft wiederkehrenden Worte des Spottes und der Entrüstung — für seine höchste Jugendliebe: Richard Wagner, bis zum Ende seines Lebens und Denkens immer noch eine tiefe Zuneigung besaß; ja daß gerade die Schärfe seiner Worte dafür Zeugniß ablegt, wie hoch er ihn gestellt, welche Hoffnung er auf ihn gesetzt hatte und welche bittere Enttäuschung es für ihn gewesen war, daß hier der Tapfersten Einer, ohne sein Ziel zu erreichen, schwächlich der herrschenden Zeitströmung und dem Erfolge entgegenkam und sich vor ihm beugte, anstatt der Zeitströmung ein neues Ziel zu geben. Wie Peter Gast schreibt: „Alle die Hoffnungen, die Nietzsche in der ‚Geburt der Tragödie‘ und in der IV. Unzeitgemäßen an den Namen Wagner geknüpft hatte, wurden mit dem Parsifal in ihr Gegentheil verkehrt: aus dem Atheisten Wagner, der einst mit kühnem Muthe ‚die Kunst und die Revolution‘ und ‚Kunst und Klima‘ geschrieben hatte, war ein christlich wehklagender bigot geworden, den selbst Seine Autorität Schopenhauer schroff von sich gewiesen hätte.“ Schließlich sieht man sogar deutlich, wenn man meinen Bruder versteht, wie sehr er Wagner immer noch (gewissermaßen objektiv, als Psychologe) bewundert, als das glänzendste und überwältigendste Beispiel für die nach zwei entgegengesetzten Richtungen schielende moderne Seele und deren Bedürfnisse, die sie befriedigt haben will.

Man hat so viel von dem Abfall Nietzsche's von Wagner gefabelt und nicht einmal die albernsten Lügen gescheut, sodaß ein flüchtiger Rückblick auf dessen Vorgeschichte, besonders auf das frühere Freundschaftsverhältniß zwischen den Beiden, wie es bereits in der ersten Abtheilung dieses Bandes geschildert ist, angebracht sein möchte. Aber auch auf die äußerst sympathische Schilderung dieses Verhältnisses von Dr. Raoul Richter in seinem Buch „Friedrich Nietzsche“ möchte ich aufmerksam machen, da sich darin wirklich ausgezeichnete Bemerkungen finden, die den beiden Großen gerecht werden. Dieser sogenannte Abfall ist jedenfalls nicht, wie naive Gemüther geglaubt haben, erst für das Jahr 1888 anzunehmen, sondern mindestens zehn bis zwölf Jahre zurückzudatiren. Indessen auch da muß man fragen: war mein Bruder wirklich von Wagner abgefallen? hatte er sich geändert? oder war nicht am Ende Wagner selbst in den Jahren

1869 bis 1878, in welchen mein Bruder mit ihm befreundet war, allmählich ein ganz Anderer geworden und von dem Ideal abgefallen, das sich mein Bruder von ihm gebildet hatte? Und weiter muß man fragen: hatte sich Wagner vielleicht in jener Tribschener Zeit meinem Bruder so anders gezeigt, daß es diesem möglich war, vollständig andere Hoffnungen auf ihn zu setzen? — Mein Bruder schreibt in einem nicht abgesandten Briefe an Malwida: „Sie wissen vielleicht nicht, wie klug Wagner in Tribschen gegen mich gewesen ist: er spielte damals ganz vorzüglich den Atheisten, — er wußte, in welchen Dingen ich keine Halbheit zulasse, er hatte Einiges in der ‚Geburt der Tragödie‘ verstanden . . .“

Mein Bruder kam, wie wir aus der ersten Abtheilung dieses Bandes sahen, im Mai 1869 als 24-jähriger Professor zum ersten Male nach Tribschen am Luzerner See, wo Wagner damals wohnte, erfüllt von der stärksten jugendlichen Begeisterung für Wagner, die sich in den damaligen Briefen an Rohde und Gersdorff ausdrückt. Es muß aber festgestellt werden, daß er nur zwei Werken Wagner's: den „Meisteringern“ und „Tristan und Isolde“ wirklich verehrend gegenüber stand; gegen die anderen Werke verhielt er sich kühl und gewissermaßen ablehnend. Er fand sie sogar, ehe er Wagner kennen lernte, öfters unmusikalisch oder banal. Daß er nun während jener Tribschener Zeit, als ihn Wagner als seinen besten Freund bezeichnete: „Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein Anderer —“, daß er unter dem Einfluß des persönlichen Zaubers, den Wagner in hohem Maße auf seine Umgebung ausübte, seine eigenen Gedanken gerade in Bezug auf die Wagner'sche Kunst theils unterdrückte, oder mit ihnen sie verklärte, — ist nur zu begreiflich; und noch mehr, daß er vergaß, „über dem Bilde dieses Lebens — dieses mächtigen, im eignen Strome und gleichsam den Berg hinanströmenden Lebens — zu sagen, was er von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt.“ Aber in der Stille seines Studierzimmers, oder auf einsamen Spaziergängen, zeichnete er Ansichten auf, die denen Wagner's sehr widersprachen. Man ersieht jedoch aus diesen intimen Notizen der Jahre 1870 bis 1872 deutlich, daß er damals noch die Hoffnung hegte, Wagner zu seinen Ansichten bekehren zu können. Daß mein

Bruder einen bedeutenden Einfluß auf Wagner, trotz seiner Jugend, ausgeübt hat und noch mehr hätte ausüben können, sieht man am dritten Akte des Siegfried, der sich so hoch über die ersten erhebt. Wagner hat mir mehrere Male versichert, daß das Kennenlernen meines Bruders ihn zu dieser Musik begeistert habe; und mein Bruder schreibt darüber am 27. April 1883 an Peter Gast: „Zuletzt kam der Tod Wagner's. Was riß damit Alles in mir auf! Es ist meine schwerste Probe gewesen, in Bezug auf Gerechtigkeit gegen Menschen — dieser ganze Verkehr und Nicht-mehr-Verkehr mit Wagner; und mindestens hatte ich es zuletzt hierin zu jener ‚Indolenz‘ gebracht, von der Sie schreiben. Was kann freilich melancholischer sein als Indolenz, wenn ich an jene Zeiten denke, wo der letzte Theil des Siegfried entstand! Damals liebten wir uns und hofften Alles für einander — es war wirklich eine tiefe Liebe, ohne Nebengedanken. —“ Und 1886 schreibt er: „Die ‚Geburt der Tragödie‘ hat vielleicht im Leben Richard Wagner's den größten Glücksklang hervorgebracht, er war außer sich, und es giebt wunderschöne Dinge in der Götterdämmerung, welche er in diesem Zustande einer unerwarteten äußersten Hoffnung hervorgebracht hat.“

Mein Bruder war der Meinung, daß die Wagner'sche Musik im Grunde „Litteratur“ sei: „wie alle übrige Kunst des 19. Jahrhunderts die Zurückstrahlung von Büchern und nicht von Dingen“. Warum sollte er da nicht den Glauben hegen, Wagner durch die in seinen Büchern ausgesprochenen Gedanken umzuwandeln? und mehr noch durch seine Gespräche? Wagner hatte die Begriffe: dionysisch und apollinisch von meinem Bruder als Kunstprinzipien übernommen, woran er selbst vorher nicht gedacht hatte; er nahm leicht fremde Gedanken an, und war überhaupt sehr wandlungsfähig (was aber durchaus kein Vorwurf sein soll), wie es sich schon darin zeigt, daß er sich vom Feuerbach'schen Sensualisten zum romantischen Pessimisten entwickelt hat. — Aber nur in der Tribschener Zeit wäre ein Einfluß auf Wagner möglich gewesen: mein Bruder war vom Mai 1869 bis Ostern 1872 dreiundzwanzig Male auf kürzere oder längere Zeit dort zu Besuch. Im April 1872 gieng jedoch der Aufenthalt in dieser glückseligen Einsamkeit zu Ende und es kam nun Bayreuth und die „Welt“. Wehmüthig

auf Tribschen zurückschauend schreibt mein Bruder 1880: „Ich habe den Mann geliebt, wie er auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Haß verschloß: so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniß dieser jezigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jezigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!“ Und rückblickend auf seine damaligen Ansichten schreibt er in dem fünften Buche der „Fröhlichen Wissenschaft“: „Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten unter meinen Freunden, daß ich Anfangs mit einigen Irrthümern und Überschätzungen und jedenfalls als Hoffender auf diese moderne Welt losgegangen bin. Ich verstand — wer weiß, auf welche persönlichen Erfahrungen hin? — den philosophischen Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts als Symptom einer höheren Kraft des Gedankens, einer siegreicheren Fülle des Lebens, als diese in der Philosophie Hume's, Kant's und Hegel's zum Ausdruck gekommen war, — ich nahm die tragische Erkenntniß als den schönsten Luxus unsrer Cultur, als deren kostbarste, vornehmste, gefährlichste Art Verschwendung, aber immerhin, auf Grund ihres Überreichtums, als ihren erlaubten Luxus. Desgleichen deutete ich mir die Musik Wagner's zurecht zum Ausdruck einer dionysischen Mächtigkeit der Seele; in ihr glaubte ich das Erdbeben zu hören, mit dem eine von Alters her aufgestaute Urkraft von Leben sich endlich Luft macht, gleichgültig dagegen, ob Alles, was sich heute Cultur nennt, damit in's Wackeln geräth. Man sieht, was ich verkannte, man sieht insgleichen, womit ich Wagnern und Schopenhauern beschenkte — mit mir . . .“

Die intimen Aufzeichnungen meines Bruders zeigen vom Anfang ihrer Freundschaft eine von Jahr zu Jahr deutlicher werdende Differenz zwischen seinen und Wagner's Ansichten. Schon im Jahre 1874 schreibt er über die Grundprinzipien der Wagner'schen Kunst: „Das Berauschte, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegte um jeden Preis — schreckliche Tendenzen!“ Auch zeigte das immer wieder austauchende Mißtrauen Wagner's gegen meinen Bruder, daß dieser recht wohl fühlte, wie sich des Letzteren Ansichten immer mehr von ihm

entfernten; hätte ihm Wagner immer volles Vertrauen geschenkt, so wäre eine Trennung meinem Bruder unmöglich geworden. Dieses Mißtrauen war es nämlich, das ihm zuerst, und zwar auch nur sehr allmählich, die Augen öffnete und die ihm damals schreckliche Möglichkeit zeigte, daß ihre Ansichten schließlich ganz entgegengesetzte werden könnten. Wieviel Kummer und heimlichen Kampf ihm diese Überzeugung kostete, zeigt am besten eine private Aufzeichnung aus dem Jahre 1880, worin er die Empfindungen der damaligen Zeit schildert: „Zuerst hat man in seiner intellektuellen Leidenschaft den guten Glauben: aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der Troß auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, daß wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der Hochmuth verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen, trockenherzigen Standpunkt. Die Lüstertheit zählt sich die Freuden im Genießen noch auf und bezweifelt sehr, daß die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr thut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, daß er Unrecht habe, wie einen Ver-rath, eine Indiskretion von uns.“

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Wagner, indem er von seiner Umgebung eine blinde Verehrung für sich selbst und seine Werke forderte, oftmals unerträglich bedrückend wirkte. Allmählich fühlte mein Bruder immer mehr, daß er, um überhaupt schaffen zu können, sich nicht länger durch fremde Ideale tyrannisiren lassen dürfe, daß er sich die geistige Freiheit und Freudigkeit zurück erobern müsse. In seiner Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ sammelte er aber noch einmal Alles zusammen, was ihn an Wagner und seinen Werken entzückte und was er selbst in Wagner gesehen hatte. Das Buch war ein Abschied, eine Loslösung, ein letzter Liebesblick auf die entzückende Zeit der Gemeinschaft mit Wagner. In einer privaten Notiz meines Bruders heißt es: „Im Grunde kommt wenig darauf an, wovon ich mich loszumachen hatte: meine Lieblingsform der

Losmachung aber war die künstlerische: das heißt, ich entwarf ein Bild dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: so von Schopenhauer und Wagner, — zugleich ein Tribut der Dankbarkeit."

Wahrscheinlich gieng mein Bruder 1876 noch mit großen Hoffnungen nach Bayreuth; aber was er dort fand, entmuthigte ihn auf das Tiefste. Kam auch erst 1878 die innere Differenz zwischen den Beiden zum äußeren Ausdruck, so ist doch in der Zeit der ersten Aufführung des „Ringes des Nibelungen“ die Nothwendigkeit der Trennung meinem Bruder zuerst klar geworden: ach mit welchem Schmerz!

Das Erscheinen des Parsifal und des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ gab nur den äußeren Anlaß, daß die Beiden sich trennten; innerlich hatte mein Bruder schon längst, seit er von dem Inhalt des Parsifal gehört hatte, die völlige Entfremdung gefühlt und durchgelitten. Dies geschah zuerst in Sorrent Herbst 1876, in einigen intimen Unterhaltungen mit Wagner, von welchen mein Bruder die peinlichste Erinnerung zurückbehielt. Wagner, mit dem Parsifal beschäftigt, fühlte recht wohl, daß ein „Bühnenweihfestspiel“, erdacht und componirt von einem so schroffen Atheisten, wie er sich immer in Tribschen gezeigt hatte (und wie ihn sicher alle seine Freunde in den kerksten Aussprüchen bis zum Anfang der 70er Jahre gekannt haben), kaum als ein christlich-religiöser Akt empfunden werden könnte, wie es doch sollte. So gestand er meinem Bruder plötzlich allerhand christliche Empfindungen und Erfahrungen, allerhand Hinneigung zu christlichen Dogmen. Mein Bruder hörte schweigend seine Reden an, das Herz zum Zerspringen voll Kummer über diese Schauspielerei Wagner's gegen sich selbst. „Ich bin nicht im Stande, irgend eine Größe anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: die Schauspielerei gegen sich flößt mir Ekel ein; entdecke ich so etwas, so gelten mir alle Leistungen nichts; ich weiß, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei.“ Immer hat mein Bruder die redlichen aufrichtigen Christen, wie sie ihm z. B. in Basel begegnet sind, geliebt und hochgeachtet; aber diese Scheinchristen, die das Christenthum unter allerhand annehmbaren Verhüllungen nur als Mittel zum Zweck betrachten, Erfolg zu haben oder Carriere zu machen, waren ihm

geradezu widerwärtig. Ach und wie es ihn gerade an Wagner verletzte, dies „nach der Herren-Moral, der vornehmen Moral hinschielen (— die isländische Sage ist beinahe deren wichtigste Urkunde —) und dabei die Gegenlehre, die vom ‚Evangelium der Niedrigen‘, vom Bedürfniß der Erlösung, im Munde führen! . . .“

Im Sommer 1878 kam die Trennung. Es ist möglich, daß Wagner sich damals entrüsteter zeigte, als er wirklich war. Sein plötzliches Frommwerden zu Gunsten des „Bühnenweihfestspiels“ vertrug nicht einen so ernsten Zeugen seiner atheïstischen Aussprüche aus den Jahren 1869 bis 1874. Vielleicht schien es ihm deshalb besser, ohne weitere persönliche Explikationen, nur durch einen häßlichen Artikel in den Bayreuther Blättern, das Verhältniß zu meinem Bruder abzubrechen. Es ist kein Zweifel, daß Wagner die Bedeutung meines Bruders damals vollständig unterschätzte; immerhin hätte er sich doch auch sagen müssen, daß er ihm, wie ich schon im Anfang dieses Capitels erwähnte, einigen Dank schuldig war. Mein Bruder war sich dessen vollkommen bewußt und schreibt deshalb 1881: „Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „großen Stile“: er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen. Ich selber bin vielleicht sein größter Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, daß in diesem Falle das Bild länger lebt als Der, welchen es abschilderte: das liegt darin, daß in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagner: und vor Allen für viel reicher begabte und reiner wollende.“

Mein Bruder wußte auch recht gut, daß er, was er hier nicht erwähnt, und überhaupt kaum des Erwähnens werth hielt, für Wagner große persönliche Opfer gebracht hatte. Er trat zu einer Zeit in seiner Schrift „die Geburt der Tragödie“ für ihn ein, als er sich durch dieses Eintreten für alle Berufungen an deutsche Universitäten unmöglich machte. Ja seine Wagnerei raubte ihm selbst für einige Semester fast seine Wirkung als Universitätslehrer in Basel, da mehrere Collegen in Bonn und an anderen Orten insofgedessen die Studenten vor seinen Vorlesungen warnten. Er schreibt deshalb im Jahre 1888 an

Malwida von Meyssenbug in einem nicht abgesandten Briefe, der den „Fall Wagner“ behandelt: „Ich weiß sehr gut, wie tief ich mich wieder einmal compromittire; aber das ist nur ein Grund, anzugreifen. Als man sich einst mit der Fürsprache für Wagner compromittirte, habe ich auch dazu den Muth gehabt, — Sie wissen vielleicht nicht, was mich die Wagnererei gekostet hat? —“

Sicherlich hat Niemand tiefer und anhaltender über das Problem Wagner nachgedacht als mein Bruder, — die große Freundschaft, die er empfand, hat ihn dazu verführt. Es werden Zeiten kommen, wo man es nicht mehr begreift, daß er gewissermaßen alle künstlerischen Fragen der Gegenwart daran gemessen hat, und es nicht versteht, wie ein Nietzsche, der Ewigkeitsprobleme aufgerollt hat, die ein Jahrtausend kaum zu lösen vermag, soviel Nachdenken an dieses eine Problem verschwenden konnte. Der Geschmack an einer bestimmten Art Musik verändert sich zuweilen sehr schnell, — sakrale Musik, die mit den Religionsculten zusammenhängt, ausgenommen: denn was am längsten auf dieser wechselvollen Erde besteht und Werth hat, das sind eben Philosophien, Religionen, und was mit ihnen verknüpft ist. Wagner, der mit heißem Bemühen nach dem goldenen Lorbeerkranz ewigen Ruhmes griff, wußte das wohl; es ist möglich, daß sein Versuch, eine neue Religion zu stiften, diesen Hintergrund hatte. Ein neues Christenthum sollte in Bayreuth im Parsifal erblühen, und dessen heilige Cultus-Musik sollte für ewige Zeiten die Parsifalmusik sein. Aber welche seltsame Vorstellung, ein neues Christenthum in einem Opernhaus begründen zu wollen! Mein Bruder erstaunte vor allem über die Christen von heutzutage, die sich so etwas gefallen ließen: „Ich bewundere, anbei gesagt, die Bescheidenheit der Christen, die nach Bayreuth gehn. Ich selbst würde gewisse Worte nicht aus dem Munde eines Wagner aushalten. Es giebt Begriffe, die nicht nach Bayreuth gehören. . . . Wie? ein Christenthum, zurecht gemacht für Wagnerianerinnen, vielleicht von Wagnerianerinnen — denn Wagner war in alten Tagen durchaus feminini generis —? Nochmals gesagt, die Christen von heute sind mir zu bescheiden!“ Es ist sehr bedauerlich, daß mein Bruder damals nicht die Fürstin Wittgenstein kennen gelernt hat, er würde vielleicht eine

bessere Meinung von den jetzigen Christen gewonnen haben. Diese ernste und consequente Frau, „une grande chrétienne“, wie die Franzosen sagen, stand mit voller Entrüstung den Parsifal-Aufführungen gegenüber. Ich citire aus „Zwei Menschenalter“, von Adelheid von Schorn, eine Briefstelle der Fürstin: „Und Parsifal? — Ich zweifle nicht, daß Wagner's Genie die religiöse Stimmung in der Musik mit einer noch nie dagewesenen Intensität wiederzugeben gewußt hat. — Ob aber die gläubigen Christen es gut heißen werden, solch' hohe Kunst zur Parodie ihrer heiligsten Sakramente angewandt zu sehen, ist noch eine Frage . . . Kundry, diese Karikatur der heiligen Magdalena! Dieser Unsinn im ganzen Buch, der die mittelalterliche Dichtung auf solchen absurden Boden stellt! Es wäre aber zu lang, auseinanderzusetzen, wie dem Heiligsten unseres christlichen Glaubens hier in's Gesicht geschlagen wird. — Einmal wird die Reaktion schon kommen . . .“

Übrigens stand mein Bruder der Musik des Parsifal, so sehr er die Tendenz des Textes perhorreszirte, durchaus nicht ablehnend gegenüber; er bewunderte sie und fühlte sogar eine tiefe Verwandtschaft mit den Empfindungen und Compositionen seiner Jünglingszeit heraus. Wir erlebten eine fast scherzhafte Szene zusammen, die mein Bruder selbst in einem Brief an Peter Gast, Tautenburg den 25. Juli 1882, schildert:

„Sonntags war ich in Naumburg, um meine Schwester ein wenig noch auf den Parsifal vorzubereiten. Da gieng es mir seltsam genug! Schließlich sagte ich: ‚meine liebe Schwester, ganz diese Art Musik habe ich als Knabe gemacht, damals als ich mein Oratorium machte‘ — und nun habe ich die alten Papiere hervorgeholt und, nach langer Zwischenzeit, wieder abgespielt: die Identität von Stimmung und Ausdruck war märchenhaft! Ja, einige Stellen, z. B. ‚der Tod der Könige‘, schienen uns Beiden ergreifender als Alles, was wir uns aus dem Parsifal vorgeführt hatten, aber doch ganz parsifalesk! Ich gestehe: mit einem wahren Schrecken bin ich mir wieder bewußt geworden, wie nahe ich eigentlich mit Wagner verwandt bin. — Später will ich Ihnen dieses curiose Faktum nicht vorenthalten, und Sie sollen die letzte Instanz darüber sein — die Sache ist so seltsam, daß ich mir nicht recht traue. —

„Sie verstehen mich wohl, lieber Freund, daß ich damit den Parsifal nicht gelobt haben will!! — Welche plötzliche Décadence! Und welcher Cagliostroismus! —“

Bei diesem Briefe darf man nicht vergessen, daß mein Bruder nur von dem Klavierauszug spricht; in Bayreuth hat er den Parsifal niemals gehört, jedoch einzelne Theile daraus hie und da in Konzerten — und war entzückt! Er schreibt über eine solche Aufführung des Vorspiels in Monte Carlo an Peter Gast, Nizza den 21. Januar 1887: „Zuletzt — neulich hörte ich zum ersten Male die Einleitung zum Parsifal (nämlich in — Monte Carlo!). Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da verstand. Abgesehen übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen kann oder etwa dienen soll?), sondern rein ästhetisch gefragt: hat Wagner je Etwas besser gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in Bezug auf Das, was hier gesagt, ausgedrückt, mitgetheilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis auf's Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebniß, Ereigniß der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch 'höheren Menschen', als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von 'Höhe' im erschreckenden Sinne des Worts, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Dergleichen giebt es bei Dante, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermüthigen Blick der Liebe gemalt hat als Wagner mit den letzten Accenten*) seines Vorspiels? —“

(Zu dieser Schilderung des Eindrucks, den mein Bruder von dem Vorspiel des Parsifal empfangen hat, möchte ich die Frage hinzufügen: Hat man schon einmal constatirt, daß alle feiner empfindenden Zuhörer des Parsifal in Bayreuth, sobald das Vorspiel zu Ende geht und sich der Vorhang hebt, — aus

*) Beim Concertvortrag wird das Vorspiel, welches keinen eigentlichen Schluß hat, mit dem Glaubensmotiv in der Fassung von Heile 3 Seite 9 des Klavierauszugs beschloffen.

allen Himmeln der Ekstase fallen, weil — nun doch wieder die „Oper“ mit bemaltem Holz und Papier und nichts Anderes beginnt?)

Es ist ergreifend, in den intimen Aufzeichnungen meines Bruders zu sehen, wie er immer wieder von Neuem versucht, Wagner zu entschuldigen, daß er in den Tendenzen seiner Kunst eine ihm so unsympathische Wendung genommen hat. Schließlich machte er es, wie es alle Männer machen, wenn etwas schief geht (Moses hat in der Geschichte des Sündenfalls ein in dieser Hinsicht, wie es scheint, für alle Zeiten gültiges Vorbild gegeben) — er schob die Schuld auf die Frau. So schreibt mein Bruder im Sommer 1887 in sein Notizbuch:

„Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne ihr es an, daß sie Wagner verdorben hat. Wie das gekommen ist? Er ‚verdiente‘ solch ein Weib nicht: zum Dank dafür verfiel er ihr. — Der Parsifal Wagner’s war zu allererst und anfänglichst eine Geschmacks-Condescendenz Wagner’s zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszt’s, — eine Art Dankbarkeit und Demuth von Seiten einer schwächeren, vielfacheren, leidenderen Creatur hinauf zu einer, welche zu schützen und zu ermuthigen verstand, das heißt zu einer stärkeren, begrenzteren: zuletzt selbst eine Art jener ewigen Feigheit des Mannes vor allem ‚Ewig-Weiblichen‘. — Ob nicht alle großen Künstler bisher durch anbetende Weiber verdorben worden sind? Wenn diese unsinnig eitlen und sinnlichen Affen — denn das sind sie fast allesamt — zum ersten Male und in nächster Nähe den Götzendienst erleben, den das Weib in solchen Fällen mit allen ihren untersten und obersten Begehungen zu treiben versteht, dann geht es bald genug zu Ende: der letzte Rest von Kritik, Selbstverachtung, Bescheidenheit und Scham vor dem Größeren ist dahin: — von da an sind sie jeder Entartung fähig. — Diese Künstler, die in der herbsten und stärksten Zeit ihrer Entwicklung Gründe genug hatten, ihre Anhängerschaft in Bausch und Bogen zu verachten, diese schweigsam gewordenen Künstler werden unvermeidlich das Opfer jeder ersten intelligenten Liebe — oder vielmehr jedes Weibes, das intelligent genug ist, sich in Hinsicht auf das Persönlichste des Künstlers intelligent zu geben, ihn als leidend zu ‚verstehen‘, d. h. zu ‚lieben‘.“

Es wäre ganz falsch, wenn man nach diesen sehr scharfen Worten annehmen wollte, daß mein Bruder für Frau Cosima nicht die höchste Verehrung gehabt hätte. Es ist bei diesem Urtheil ebenso, wie mein Bruder immer über Frauen urtheilt: „Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken, deshalb braucht man noch nicht falsch von ihnen zu denken.“ Wenn er auch Frau Cosima vorwirft, den prachtvollen Typus des Siegfried zum Parsifal umgewandelt zu haben, und wenn auch gerade diese Umwandlung ihn in tiefster Seele erschüttert hatte, so begriff er doch vollständig, daß sie darin nur im festen Glauben gehandelt hat, damit Wagner's höchstem Ideal zu dienen. Ich citire den Entwurf zu einem Brief, den mein Bruder nach dem Tode Wagner's an Frau Cosima geschickt hat:

(Rapallo, 14. Febr. 1883.)

„Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernstestem Lagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernsteste erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte.

„Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können ‚So war es Alles meine Pflicht, was ich um diesen Einen that, und nichts mehr, — es war auch mein ganzer Lohn‘.

„Sie haben Einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das Höchste, was seine Liebe und sein Hoffen erdachte: dem dienten Sie, dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar, — dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde.

„Wenige wollen so etwas: und von den Wenigen — wer kann es so wie Sie!

„So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen giebt.“ — — — —

Der „Fall Wagner“ wurde im Mai in Turin geschrieben, aber das Manuskript hat erst noch einige Umänderungen er-

fahren, ehe es wirklich gedruckt vorlag. — Da es Anfang Juni in Turin einige sehr heiße Tage gab, so machte er sich nach Sils-Maria auf, von wo ihm die Nachricht gekommen war, daß auch dort bereits der Sommer eingezogen sei. In der That traf er auch dort heißes, fast schwüles Wetter bei seiner Ankunft, dann aber kam ein plötzlicher Wetterumschlag, fünf Wochen lang beständig Regen und Kälte, Nachts fror es sogar manchmal. Er schildert Fräulein von Salis, die in der Nähe auf Schloß Marschlins bei Chur wohnte, diese wunderliche Temperaturschwankung:

Sils-Maria, den 17. Juni 1888.

„Verehrtes Fräulein,

es schneit eben aus Leibeskräften; ich sitze in meiner Höhle und überlege mit einiger Schwermuth, ob nicht das Wetter (oder der Wettermann) den Verstand verloren hat. Als ich hier ankam, war es schwül, lästig, eine Hitze von 24 Grad; es kam mich fast eine Reue an, Turin verlassen zu haben, wo wir zwar täglich 31° C. hatten, aber *aria limpida elastica* und jenen berühmten Zephyr, von dem ich früher nur durch die Dichter wußte.

„Hier oben schmolzen sechsundzwanzig Lawinen; wohin man spazieren gieng, fand man Haufen weichen Schnees; — ich war sechs Tage krank, ehe ich mich wieder mit Sils und dem Leben vertrug.

„Das schreibe ich im Grunde, um Sie einzuladen, hier herauf zu kommen. Ich zweifle nicht, daß Sie besseres Wetter mitbringen — und jene Vernunft, die das Wetter verloren hat.

„In der ‚Alpenrose‘ sind vierzehn Personen — fast lauter Hamburger und Hamburgerinnen. Das flieht alles vor dem tropischen Gluthsommer, der uns versprochen ist — und sitzt nun im Schnee . . .“

Da nun meines Bruders Zimmer nicht geheizt werden konnte, weil es zu seinen Prinzipien gehörte, daß er den Sommer hindurch, womöglich im ganzen Jahr, keinen warmen Ofen haben wollte, so hatte dieser Wettersturz eine starke Erkältung zur Folge, mit Kopf- und Augenschmerzen, Mangel an Appetit und Schlaf. Das erste Druckmanuskript des „falls Wagner“ war mit den von Kälte erstarrten Händen, schmerzenden Augen und einer „verflucht

frizlichen“ Feder so schlecht geschrieben, daß es weder der Verleger, noch wie er scherzhaft sagte, er selbst es lesen konnte. Aber sobald es ihm etwas besser wurde, schrieb er in vier Tagen das ganze Manuskript mit allerhand Veränderungen noch einmal ab und forderte nun, daß es so schnell wie möglich gedruckt würde. Die Inhaltsangabe bringe ich nach einer Zusammenstellung von Peter Gast.

„Der Fall Wagner.“

Vorwort. Wagner als künstlerische Synthese der modernen Seelenkräfte, als Resumé der Modernität, der Décadence.

1. Vergleich mit Bizet. Er beschwingt die Seele des Zuhörers, während Wagner sie beschwert.
2. Moralinfreies Sujet der Oper „Carmen“.
3. Altjungfernhaftes Moral der Deutschen. Wagner weiß ihr auf kluge Art entgegenzukommen.
4. Wagner, ursprünglich Feuerbach'scher Sensualist, wird romantischer Pessimist.
5. Wagner's Kunst krank. Das Brutale, das Künstliche, das Unschuldige (Idiotische) Reizmittel für Erschöpfte.
6. Ausplauderung der innersten Geheimnisse des modernen Musikers.
7. Wagner's Musikstil. Das Kleine (Motiv) wird Herr über's Ganze. Miniaturist ohne Gleichen.
8. Wagner schauspielert Musik, ist kein Musiker von Geburt.
9. Wagner als „Dramatiker“ (ist nur Szeniker). Gehalt und Probleme sind dieselben wie die der Pariser *décadents*.
10. Wagner als Eiterrat. Seine Musik will „bedeuten“: er mußte dies theoretisch lehren. Hang zur Durchgeistigung, zur „Idee“: hierin der Erbe Hegel's.
11. Wagner bedeutet die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik. Goldenes Zeitalter der reproduzierenden Künstler. Dressur, Automatismus.
12. a) Das Theater will der Maßstab aller Künste werden.
b) Der schauspielerische Künstler verdirbt den echten.
c) Die Musik wird zu einer Kunst, zu lügen.

Nachschrift. „Was uns Wagner kostet.“

a) Widerstand der Deutschen gegen Wagner. — b) Lust, ihn los zu werden. — c) Der Laien- und Dilettanten-Geschmack obenauf. — d) Wagner schmeichelt den obskurantistischen Trieben. — e) Wagner verdirbt das Weib, die Nerven, das Denken.

Zweite Nachschrift. Gegen Wagner kommen andre zeitgenössische Musiker nicht in Betracht: er ist die ganze Verderbniß: die andern sind hierin nur Halb-und-Halbe.

Epilog.

Aufsteigendes Leben = Herrenmoral = Klassische Kunst.

Absteigendes Leben = christliche Moral = Décadence-Kunst.

Der moderne Mensch hat beide entgegengesetzte Moralen in sich: er ist physiologisch ein Widerspruch; er ist „falsch“, schielend. —

Es hat eine Zeit gegeben, wo es ein tiefer Schmerz für mich war, daß mein Bruder den „Fall Wagner“ geschrieben hatte. Aber je mehr ich mich in seine Gedankenwelt versenkt habe, desto mehr begreife ich, daß diese Schrift geschrieben werden mußte. Die Unklarheit und Verwirrung wäre in's Ungeheuerliche gewachsen; nur war es damals vielleicht noch zu früh. Sicherlich ist sie von Niemandem verstanden worden; mein Bruder hörte nicht ein vernünftiges Urtheil in der gesammten Presse. „Ein Königreich für ein gescheidtes Wort!“ schreibt er scherzend. Das Wunderlichste war, daß die Leute annahmen, die veränderte Stellung meines Bruders zu Wagner stamme sozusagen von gestern. Er sah daraus deutlich, daß Niemand seine Bücher gelesen hatte: denn sonst hätte man schon zehn Jahre lang diese Veränderung bemerkt haben müssen. Deshalb stellte er im Spätherbst 1888 noch schnell die kleine Schrift „Nietzsche contra Wagner“ zusammen, die im wesentlichen nur von Wagner handelnde Stellen aus seinen bereits seit 1878 veröffentlichten Büchern enthielt. Er nannte sie „Aktenstücke eines Psychologen“. Das Verständniß dieser beiden Schriften hat in den letzten zwölf Jahren sehr zugenommen. Manchen von denen, die Wagner früher blind verehrten, scheinen sie jetzt aus dem Herzen geschrieben zu sein. Diese werden auch die

nachfolgenden Worte mitempfinden, die mein Bruder im November 1888 über den „Fall Wagner“ schrieb:

„Um dieser Schrift gerecht zu werden, muß man am Schicksale der Musik wie an einer offenen Wunde leiden. Woran ich leide, wenn ich am Schicksale der Musik leide? — Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, ja sagenden Charakter gebracht worden ist, — daß sie Décadence-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesezt aber, daß man dergestalt die Sache der Musik wie seine eigene Sache, wie seine eigene Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und immer noch mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmüthig mit verspotten — *ridendo dicere severum*, wo das *verum dicere* jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, daß ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein schweres Geschütz aufzufahren? — Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. —“

Es ist möglich, daß diese Schrift besser verstanden worden wäre, wenn der Autor mit schwerem Geschütz angegriffen und seine eigne Position vertheidigt hätte. Wer jetzt diese Schrift im Verhältniß zu seiner Gesamtanschauung betrachtet, wird aber trotzdem den tiefen Ernst, den leidenschaftlichen Schmerz aus dieser anscheinend spöttisch geschriebenen Anklage herausfühlen. Von dieser persönlichen Erfahrung aber so zu sprechen, wie es ihm wirklich um's Herz war, war meinem so tief empfindenden Bruder nicht möglich. Ein stolzer Krieger verbirgt seine Wunden. Es ist kein Zweifel, daß das Aufgeben des Freundschaftsverhältnisses mit Wagner das bitterste und größte Erlebniß im Leben meines Bruders gewesen ist. Und während ich nun aus seinen intimen Aufzeichnungen, Briefen und Schriften Jahre hindurch diesen Schmerz und Enttäuschung herausgeföhlt habe, hat auch mich eine gewisse Bitterkeit ergriffen. War diese Trennung nöthig? frage ich mich oft. — Als ich im Jahre 1882 zum Parsifal in Bayreuth war, sagte mir Wagner, angefeiert von allen civilisirten Völkern der Erde, plötzlich: „Seit Ihr Bruder von mir fortgieng, bin ich allein!“ Hätte Wagner nicht so grenzenlos traurig dabei ausgesehen, so würde ich mich erköhnt haben zu

sagen: „Aber es war Ihre Schuld!“ Diese Trennung war nicht unbedingt nöthig; das Einzige, was im Jahre 1878 nach dem Erscheinen von „Menschliches, Allzumenschliches“ von Wagner verlangt wurde, war, daß er mit großem Sinn Nietsche vollständig freigab; daß er ihm sagte: „Freund, ich sehe, Sie gehen jetzt vollständig andere Wege; ich weiß nicht, ob wir uns jemals wieder begegnen: aber wir wollen einander in Liebe und Freundschaft gedenken und uns nicht ganz fremd werden.“ Mein Bruder hoffte und erwartete ein solches Wort, und er würde nach einer solchen Äußerung Wagner mehr geliebt haben als je zuvor. Anstatt dessen griff ihn Wagner in seinen Bayreuther Blättern ohne Namensnennung in kleinlich boshafter Weise an, und dazu erzählen die Wagner'schen Jünger auch noch die kleinlichsten, kümmerlichsten Geschichten voller Unwahrheit, wodurch sie den Meister geradezu herabsetzen und seinen Charakter bloßstellen. Sie behaupten, Wagner habe erzählt, ihm sei von meinem Bruder eine eigene Composition zur Beurtheilung übergeben worden, das Urtheil sei schlimm ausgefallen und habe Nietsche bewogen, sich gekränkt zurückzuziehen. Eine solche Erbarmlichkeit sollte man doch weder Wagner — vor allen Dingen aber meinem Bruder nicht zumuthen! Ein Körnchen Wahrheit ist ja an dieser Geschichte, aber dieses Körnchen spricht allerdings sehr gegen Wagner. Es hat eine Auseinandersetzung wegen eines Musikstückes zwischen meinem Bruder und Wagner gegeben — gewiß! Dies ist auch S. 179/80 in der ersten Abtheilung dieses Bandes ausführlich erzählt, nur war es keine Composition von meinem Bruder, sondern von Johannes Brahms. Wie unbefangen mein Bruder gerade in Hinsicht auf seine eigne Musik urtheilte, wird man einmal ausführlich in einem der Briefbände auseinandergesetzt finden. Er konnte in einer so kindlich harmlosen Weise über dergleichen ungünstige Urtheile lachen, daß eine solche Kritik immer mit der allgemeinsten Zufriedenheit und Heiterkeit endete.

Was meinen Bruder 1878 von Wagner getrennt hat, ist in wenig Worten zusammenzufassen: Richard Wagner forderte in der tyrannischsten Weise von seiner Umgebung vollständige Unterwerfung unter seine Anschauung. Das mochte geringeren Geistern gegenüber angewandt sein — meinem Bruder gegenüber war es die größte Unbescheidenheit! Aber Beide haben in ihrem

Herzen diese Trennung nie überwunden — auch Wagner nicht! Übertreffende Genies haben gewöhnlich keine Ahnung, welche seltene Erscheinung ein Genie überhaupt ist, und daß es noch seltener ist, wenn sich zwei große Geister in inniger Freundschaft zugethan sind. Nach der Trennung mögen die Beiden sich zunächst befreit gefühlt und gedacht haben, daß es nicht so schwer sein würde, Ersatz zu finden — sie haben Beide nichts gefunden, was sie über den Verlust getröstet hätte. Heinrich von Stein erzählte mir, als wir 1885 und 1886 länger zusammen waren, in rührend bescheidener Weise, wie sehr er bei Wagner immer das Gefühl gehabt hätte, daß er nach einem Ersatz für die Freundschaft Friedrich Nietzsche's gesucht habe: „und dann war er immer enttäuscht!“ Auch mein Bruder hat gesucht, aber jedenfalls in seiner Vereinsamung noch weniger gefunden, als Richard Wagner, denn in dessen Nähe lebten beständig einige ausgezeichnete Menschen. Schließlich meinte mein Bruder, daß ihm Wagner sogar noch die Wenigen wegnähme, auf welche er wirken könnte — in Hinsicht auf Graf Gobineau eine sehr richtige Bemerkung. Dieser hätte viel besser zu den Anschauungen Nietzsche's als zu denen des späteren Wagner gepaßt.

Daß es aber noch andre Gründe gab, die Nietzsche von dem Bayreuther Meister und seiner Kunst trennten, wußten Manche recht wohl. Als mein Bruder und ich 1878 in Baden-Baden waren, kamen wir auch mit Richard Pohl zusammen. Es entwickelte sich sogleich ein Wagner-Gespräch und gerade aus der Zurückhaltung, die sich mein Bruder dabei auferlegte, errieth Pohl mehr, als es uns wünschenswerth war. „Jawohl“, rief Pohl zu mir gewandt aus, „der Professor Nietzsche will allein anbeten; und jetzt, wo wir in Schaaren kommen, thut er nicht mehr mit.“ Mein Bruder lachte und bemerkte nachher, daß das keine dumme Bemerkung gewesen sei. Jedenfalls schreibt er 1886:

„Es ist kein Zweifel, daß die Wagner'sche Kunst heute auf die Massen wirkt; daß sie das kann — sollte damit nicht über diese Kunst selber etwas ausgesagt sein? Für drei gute Dinge in der Kunst haben die „Massen“ niemals Sinn gehabt, für Vornehmheit, für Logik und für Schönheit — pulchrum est paucorum hominum —: um nicht von einem noch besseren

Dinge, vom großen Stile zu reden. Vom großen Stile steht Wagner am fernsten!“ — Leo Berg bemerkt dazu treffend: „Mit Bayreuth hat Nietsche nun wirklich gar nichts mehr zu thun. Bayreuth war eine Demüthigung seines Stolzes, seine Erniedrigung, die Herausforderung. Der Mensch, der Geist, der Aristokrat sah sich im Stich gelassen, geopfert, verrathen. Er sah sich und seine Art über Bord geworfen und das nannte dann die Welt: Nietsche's Abfall von Wagner.“

Vielleicht fragt man mich aber: welche Art von Musik wünschte sich denn nun eigentlich Nietsche? Er hat von „Carmen“ immer und immer mit wahren Entzücken gesprochen, und wenn es nach einer Brieffstelle aus den letzten Tagen vor seiner Erkrankung so schien, als ob diese Verehrung für Bizet nicht ganz aufrichtig gewesen wäre, so ist das ein vollständiger Irrthum. Von da an, als er „Carmen“ zum ersten Mal hörte, bis zuletzt hegte er für den Componisten der „Carmen“ die allerhöchsten Hoffnungen und war erschüttert, als er vernahm, daß Georges Bizet so früh gestorben sei und diese Hoffnungen nicht mehr erfüllen könnte. Ja er beehrte nach einer andern Art Musik, als wie wir sie durch Wagner, zum Schaden unsrer Nerven, erhalten haben. Er schreibt an Rohde über Mozart: „Ein Mensch, der mir gleichgertet ist, profondement triste, kann es auf die Dauer nicht mit Wagnerischer Musik aushalten. Wir haben Süden, Sonne, um jeden Preis, helle harmlose unschuldige Mozartische Glücklichkeit und Zärtlichkeit in Tönen nöthig. Eigentlich sollte ich auch Menschen um mich haben, von derselben Beschaffenheit, wie diese Musik ist, die ich liebe: solche, bei denen man etwas von sich ausruht und über sich lachen kann.“ Und in einer späteren Aufzeichnung sagt er:

„Die Musik — um des Himmels willen! halten wir sie fest als Erholung und als nichts Anderes! ... Um keinen Preis darf sie uns das sein, wozu sie heute, durch den allerverächtlichsten Mißbrauch, geworden ist, ein Aufregungsmittel, ein Peitschenschlag mehr für erschöpfte Nerven, eine bloße Wagnerei! — Nichts ist ungesünder — crede experto! — als der Wagnerische Mißbrauch der Musik, er ist die schlimmste Art Idealismus unter allem möglichen idealistischen Hokusfokus. Ich nehme mir wenig Dinge so übel, als ich mir die Instinkt-Widrig-

keit übel nehme, in jungen Jahren schon Wagner verfallen zu sein. Wagner und Jugend — aber das ist so viel wie Gift und Jugend . . . Erst seit sechs Jahren weiß ich wieder, was Musik ist, dank einer tiefen Zurückbesinnung auf meinen hier fast vergessenen Instinkt, dank vor Allem dem unschätzbaren Glück, einen Nächstverwandten im Instinkte zu finden, meinen Freund Peter Gast, den einzigen Musiker, der heute noch weiß, was Musik ist! — Was ich überhaupt von der Musik will? Daß sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Mild, gütig, — nicht heiß . . . Daß sie in der Sonne liegt, daß Alles süß, sonderbar, fein und geistig an ihr ist. Daß sie Bosheiten in den Füßen hat . . . Jeder Versuch in diesen sechs Jahren, mir Wagner „zu Gemüthe zu führen“, mißrieth. Ich lief nach jedem ersten Akte, tödtlich gelangweilt, davon. Wie arm, wie sparsam und klug ist dieses Genie von der Natur angelegt! welche Geduld muß man haben, bis ihm wieder Etwas einfällt! Wie viele Magen muß er selber gehabt haben, um immer noch einmal wiederzukäuen, was er uns eben schon unerbittlich vorgekaut hat!“

Welche Art Musik mein Bruder sonst noch geliebt hat oder geliebt haben würde, dafür haben wir eine entzückende intime Aufzeichnung (von welcher die vorhergehende Niederschrift vielleicht eine Vorstufe war), die er für die kleine Schrift „Nietzsche contra Wagner“ bestimmt, nachher aber wieder zurückgezogen hatte.

„— Ich sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Daß sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Daß sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süßes Weib von Niedertracht und Anmuth ist. Ich werde nie zulassen, daß ein Deutscher jetzt wissen könne, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die größten voran, sind Ausländer, Slaven, Croaten, Italiener, Niederländer — oder Juden; im andren Falle Deutsche der starken Rasse, ausgestorbene Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch Einiges von Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch Alles, was

jenseits der Alpen gewachsen ist — diesseits! — Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger meinen Sünden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich Venedig. Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig. Ich weiß keinen Unterschied zwischen Thränen und Musik zu machen, — ich weiß das Glück, den Sünden nicht ohne Schauer von Furchtsamkeit zu denken.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
fernher kam Gesang:
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die
Dämmerung hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu? . . .“

Nach der Vollendung des „Fall Wagner“, während er gedruckt wurde, gab es im Engadin ein geradezu fürchterliches Wetter; dieser graue Himmel, die eisigen Winde und Regenströme vermehrten die Trauer, die, wie wir wissen, den Autor immer nach dem Schaffen eines Werkes, wenn er sein letztes Wort gesagt hatte, ergriff, sodasß wir den nachfolgenden schwermüthigen Brief an Prof. Overbeck begreifen. Er ist nach einem Entwurf gedruckt:

„Lieber Freund, ich schreibe Dir noch ein paar Worte, doch ganz für uns, ganz unter uns. Die Schwierigkeit, in der ich lebe, ist außerordentlich; doch liegt sie nicht dort, wo Du und andre Freunde sie sucht. Ich weiß kaum, sie begreiflich zu machen. Aber seit der Zeit, wo ich meinen Zarathustra auf dem Gewissen habe, bin ich wie ein Thier, das auf eine unbeschreibliche Weise fortwährend verwundet wird. Diese Wunde besteht darin, keine Antwort, keinen Hauch von Antwort gehört zu haben . . . Dies Buch steht so abseits, ich möchte sagen

jenseits aller Bücher, daß es eine vollkommene Qual ist, es geschaffen zu haben, — es stellt seinen Schöpfer ebenso abseits, ebenso jenseits; ich verstehe es aus aller Tiefe, warum mir Niemand ein Wort sagen kann, das mich noch erreicht. . . Die Moral ist: man kann daran zu Grunde gehn, etwas Unsterbliches gemacht zu haben, man büßt es hinterdrein in jedem Augenblicke ab: es verdirbt den Charakter, es verdirbt den Geschmack, es verdirbt die Gesundheit. Sechs Sätze jenes Buches zu verstehen, d. h. erlebt zu haben — das scheint mir Jeden in eine höhere, fremdere Ordnung der Sterblichen zu heben. Aber die ganze Welt jenes Buches, die unausmessliche schwere Welt von Tiefem, von Fernem, von unsterblichem Gehörten und Gesehenen auf sich haben und, nach einem Versuch, sie mitzutheilen, d. h. ihre Last sich geringer zu machen, der todten, stupiden Einsamkeit sich gegenüber finden, ist ein Gefühl über alle Gefühle. Die Schwierigkeit, eine Distraction zu finden, die stark genug wäre, wird immer größer. Ich bin mitunter auf eine unbeschreibliche Weise melancholisch.

„Ich wehre mich, wie Du denken kannst, mit vieler Erfindsamkeit gegen diesen Erzeß des Gefühls. Meine letzten Bücher gehören dahin: sie sind leidenschaftlicher als Alles, was ich sonst gemacht habe. Die Leidenschaft betäubt. Sie thut mir wohl, sie macht ein wenig vergessen. Ich bin außerdem Artist genug, um einen Zustand festhalten zu können, bis er form, bis er Gestalt wird. Ich habe, mit Willkür, mir jene Typen erfunden, die in ihrer Verwegenheit mir Vergnügen machen, z. B. den „Immoralisten“ — einen bisher unerhörten Typus. Jetzt eben wird ein kleines Pamphlet musikalischen Inhalts gedruckt, das von der heitersten Laune eingegeben scheint: auch die Heiterkeit betäubt. Sie thut mir wohl, sie macht vergessen. Ich lache wirklich sehr viel bei solchen Erzeugnissen —“

Der ganze Sommer 1888 war schlimm für meinen armen Bruder, dessen Befinden so sehr vom Klima und Wetter abhängt. Er, der immer daran gewöhnt war, im Freien, im Gehen seine Gedanken zu concipiren und den ersten Entwurf aufzuzeichnen, mußte sich nun im dumpfen Zimmer aufhalten, das nur wenig Luft und Licht und noch andre Unannehmlichkeiten hatte. Er konnte nicht einmal immer das einzige Fenster von geringer

Höhe und Breite offen haben, da, je mehr er die feuchte Luft hereinließ, desto mehr die grünliche Tapete einen dumpfen und unangenehmen Geruch annahm. Das Zimmer war aber auf seinen Wunsch erst tapezirt worden, und zwar gerade seiner Augen wegen mit dieser grünen Tapete. Um nun die trefflichen Wirthsleute nicht zu verletzen, die ihm diese Aufmerksamkeit bereitet hatten, trug er diese Übelstände und noch manche andere dazu mit einer wahrhaft rührenden Geduld. Allerdings hatte er in seinen Briefen nur den schon früher erwähnten Ausdruck dafür: er führe „eine Hundestall-Existenz“. Man muß bedenken, daß mein Bruder eben so empfindlich gegen üble Gerüche, als gegen eine unkünstlerische und unharmonische Umgebung war — wenn er nun solche Zustände ohne Klagen mit stoischer Ruhe ertrug, so nahm er das als eine jener Prüfungen, die sich ein stärker fein empfindender Geist auferlegen muß, um nicht allzu sensibel zu werden.

Wie glücklich er aber war, wenn wieder seine besten Freunde, der helle Himmel und die Sonne ihn anlachten, das zeigt der nachfolgende Brief an Mrs. E. Fynn, eine alte Engländerin, die mit ihrer Tochter Emily und Freundin Madame de Manzuoff mehrere Sommer in Sils-Maria sein liebster Umgang gewesen war.

Sils, den 11. August 1888.

„Verehrteste Frau, das war ein Tag, der zehnte August! Das Wetter warm, rein, tiefblau; alles, was ich unternahm, gerieth; alle zwei Stunden gab es eine angenehme Überraschung (— darunter ein Privatconcert für mich, von einem ausgezeichneten Musiker aus Hamburg, Herrn von Holten, veranstaltet: er hatte sich ein Stück meines Venediger maestro Pietro Gasti eingeübt und spielte es sechs Mal hintereinander — auswendig!). Morgens lief ich um den See von Silvaplana herum, Nachmittag war ich hinten im Ferthal — dort gab es mindestens 70 Fremde, alle wie im Zustande der Genesung, denn bis vorgestern war das Wetter in der That wie eine schwere Krankheit. Und als ich Abends nach Hause komme, überrechnend, was der Tag Gutes gebracht hat, so war er noch nicht einmal am Ende mit seinen Geschenken — ich fand Ihren so gütigen, so lebenswürdigen Brief! Einen so unverdienten Brief! — Aber der Winter war böse für mich, es war eine düstere und traurige

Zeit ohne Sonnenschein, weder oben, noch drinnen. Der ganze Aufenthalt in Nizza mißrathen. Die Philosophen machen es, wenn sie krank sind, wie die Thiere, sie verstummen, sie verkriechen sich in ihre Höhle. Auch meine alte Freundin Meysebug mag schön erstaunt sein, seit letztem Herbst nichts von mir gehört zu haben. — Die Hitze in Italien trieb mich schon Anfangs Juni in's Engadin — ich Unglücksmensch! Ein solches Wetter ist nicht zu beschreiben; mein Zustand verschlechterte sich dergestalt, daß er mich an meine traurigsten Zeiten erinnerte. Tiefe Schwäche der Augen, alle paar Wochen ein paar Mal zu Bett, der fatale Kopfschmerz mit seinen fatalen Consequenzen. Da man nicht ausgehen konnte und den Tag im kalten Zimmer durchfröstelte, fand man Nachts nicht einmal Schlaf. Dazu völliger Mangel an Gesellschaft; die Augen zu schwach zum Lesen, Krankheit und Langeweile in Permanenz. Seit drei Wochen ungefähr ist das Wetter anders: nicht gerade besser, aber wenigstens mit guten, wenn auch kurzen Zwischenakten. Wintertage gab es von größter Strenge, mit eisigen Winden; auch jetzt ist der Gesamt-Charakter der Landschaft durch die große Masse Schnee sehr winterlich. Aber gestern und vorgestern höchste irdische und engadinische Vollkommenheit! —

„In Nizza las ich Abends das Journal de Genève. Wie oft habe ich bei den traurigen Wetterberichten Ihrer und Ihrer leidenden Freundin gedacht! Für einen ersten Winter in Genf war es hart. —

„Paraguay ist, unter solchen Wetter-Verhältnissen, in der That ein verlockender Aspekt. Der letzte größere Bericht, vom wahrhaft fürstlichen Einzug und Empfang meiner Angehörigen in der neuen Colonie, hat einen starken Eindruck auf mich gemacht. Zuletzt habe ich Europa als Cultur-Museum absolut nöthig. Die Wildniß (— und das Glück!) ist für Einen, der keine Philosophie auf dem Gewissen hat! —

„Zu den Curiositäten dieses Winters gehörte es, daß ich anfieng, berühmt zu werden. Wo? in Dänemark. Der geistreichste Gelehrte Dänemarks, Dr. Georg Brandes, hat einen längeren Cyklus von Universitäts-Vorlesungen über den Philosophen Nietzsche gehalten mit einem außerordentlichen Erfolge, wenn

man den Zeitungen trauen darf. Mehr als 300 Personen regelmäßige Zuhörer; am Schluß eine große Ovation. — Man stellt mir eben etwas Ähnliches für New-York in Aussicht. — Ich wünschte, ich hätte mehr Vergnügen an so etwas. Im Grunde stimmt mich's ironisch. —

„Für den nächsten Winter will der Eremit nach Corsika, nicht gerade nach Ajaccio, sondern in eine unentdecktere Welt. Ich habe eine so tiefe Selbstbesinnung nöthig, daß mir es nirgends still, nirgends antimodern genug ist. —

„Eben beginnen die Glocken von Sils zu läuten — neue Glocken! Ein schöner, weicher, melancholischer Klang! . . .“

Sobald ihm nun wieder die Sonne lachte, kam ihm auch wieder seine volle Arbeitskraft. Er schreibt am 7. September 1888 an den Verlag C. G. Naumann:

„Sehr geehrter Herr Verleger, dies Mal werde ich Ihnen eine Überraschung machen. Sie denken gewiß, daß wir mit Drucken fertig sind: aber siehe da! Soeben geht das allersauberste Ms. an Sie ab, das ich je Ihnen gesandt habe. Es handelt sich um eine Schrift, welche in Hinsicht auf Ausstattung vollkommen den Zwilling zu dem „fall Wagner“ bilden soll. Ihr Titel ist: Müßiggang eines Psychologen.*) Ich habe es nöthig, sie jetzt noch herauszugeben, weil wir Ende nächsten Jahres wahrscheinlich daran gehen müssen, mein Hauptwerk, die Umwerthung aller Werthe, zu drucken. Da dasselbe einen sehr strengen und ernstesten Charakter hat, so kann ich ihm nichts Heiteres und Unmuthiges hintennach schicken. Andererseits muß ein Zeitraum zwischen meiner letzten Publikation und jenem ernstesten Werke liegen. Auch möchte ich nicht, daß es unmittelbar auf die übermüthige farce gegen Wagner folgte.

„Diese Schrift, deren Umfang nicht beträchtlich ist, kann vielleicht auch in dem Sinne wirken, die Ohren etwas für mich aufzumachen, so daß jenes Hauptwerk nicht wieder solchem absurden Stillschweigen begegnet wie mein Zarathustra. —“

Die Absicht, auch diese Schrift sogleich drucken und veröffentlichten zu lassen, wurde ein wenig geändert, nachdem der „fall Wagner“ wirklich erschienen und von ihm durchgelesen war. Er schreibt darüber an den Verleger:

*) Wurde später in „Gözendämmerung“ umgewandelt.

Sils-Maria, den 15. September 1888.

„Geehrtester Herr Verleger, heute Morgen habe ich die neue Schrift von Anfang bis Ende durchgesehen — sie ist fehlerfrei. Ein paar feine Veränderungen, auch hinsichtlich der Zeilen-Anordnung, gehn vermuthlich auf Herrn Gast zurück. In der That macht die Ausstattung der Schrift den Eindruck, den ich wünschte — ich drücke Ihnen meine volle Anerkennung dafür aus, so gut mich in dieser Hauptsache berathen zu haben. — Daß ich den Epilog hinzuschrieb, scheint mir jetzt der allerglücklichste Einfall: ich habe damit diese Einzelheit ‚den Fall Wagner‘ in Zusammenhang mit meiner Gesamt-Tendenz gebracht.

„Zuletzt werden die fünf letzten Seiten der Schrift über mich mehr Aufklärung geben, als irgend welche Essays und Abhandlungen zu geben vermöchten, vorausgesetzt, was vielleicht vorausgesetzt werden darf, daß die Schrift in viele Hände und vor viele Augen kommt.

„Inzwischen habe ich auch etwas Anderes begriffen: daß jetzt eine weitere Publikation absolut unzulässig ist. Sie würde den Eindruck dieser Schrift stören, brechen, — sie würde die Nothwendigkeit, sich einmal nach meinen früheren Schriften umzusehn, eine sehr wünschbare Nothwendigkeit, beinahe aufheben. — Nehmen Sie also, werthester Herr Verleger, das übersandte Ms. eine Zeitlang (— sagen wir vorläufig bis Ostern des nächsten Jahrs) in Gewahrsam. Es ist mir lieb, wenn sie es mir nicht zurückschicken, — man muß, als Denker, sich vor allem fertigen, Abgemachten zu schützen wissen (— ich habe deshalb fast nie meine eignen Schriften bei mir —)

„Eben höre ich, daß auch Hans von Bülow eine Schrift dies Problem betreffend herausgibt. Sehr erwünscht: wir sind die beiden Einzigen, die Muth und Kenntniß aller Intimitäten des ‚Falls Wagner‘ besitzen.“ —

Diese Schrift von Hans von Bülow sollte heißen: „Alt- und Neu-Wagnerianer“, wie ihm nicht nur durch Freiherrn von Bersdorff, sondern auch noch von anderer Seite mitgetheilt worden ist, wenigstens findet sich in seinen Manuskripten eine Antwort an einen Unbekannten, worin er sich für die Mittheilung bedankt, aber hinzufügt, daß sie ihm schon bekannt sei. Von dieser Schrift Hans von Bülow's hat man aber niemals etwas gehört.

und seine Wittwe glaubt, daß es ein Irrthum sein müsse, da sie sich durchaus nicht erinnern kann, daß davon die Rede gewesen wäre.

Über sein neues Buch schreibt er noch mehrfach an Peter Gast: den 12. September 1888 „Es giebt noch etwas Curioses zu melden. Ich habe vor wenig Tagen Herrn C. G. Naumann wieder ein Manuskript zugesandt, das den Titel führt ‚Müßig-
gang eines Psychologen‘. Unter diesem harmlosen Titel verbirgt sich eine sehr kühn und präzis hingeworfene Zusammenfassung meiner wesentlichsten philosophischen Heterodoxien, sodasß die Schrift als einweihend für meine Umwerthung der Werthe (deren erstes Buch beinahe in der Ausarbeitung fertig ist) dienen kann“. Am 27. September schreibt er von Turin aus nochmals an Gast, der wegen des Titels Mißverständnisse befürchtete: „Was den Titel angeht, so kam Ihrem Einwande mein eignes Bedenken schon zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der Vorrede die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genughut . . . Der neue Titel (der an 3 bis 4 Stellen ganz bescheidene Veränderungen nach sich zieht) soll sein: ‚Götzen-Dämmerung. Oder: wie man mit dem Hammer philosophirt.‘ Der Sinn der Worte, zulezt auch an sich errathbar, ist, wie gesagt, das Thema der kurzen Vorrede. —“ Und später fügt er hinzu: „In der That hat man mich mit dieser Schrift in nuce: sehr Viel auf kleinem Raum.“

Auch bei der „Götzendämmerung“ hatte er wiederum in das zu seinem theoretisch-philosophischen Hauptwerk vorbereitete Material hineingegriffen, um gewissermaßen einen Auszug seiner gesammten Philosophie zu geben. Die Erinnerung daran, daß der Zarathustra die Leser so völlig unvorbereitet angetroffen hatte, verführte ihn zu dem Glauben, daß eine solche Schrift wie die „Götzendämmerung“ vorbereitend auf das neue Werk wirken könnte. Ich habe aber nach einer überreichen Reihe von Erfahrungen die feste Überzeugung gewonnen, daß wenn mein Bruder damals, anstatt seine Zeit und Kraft an diese kleineren Schriften: „Fall Wagner“, „Götzendämmerung“ und „Nietzsche contra Wagner“ zu verschwenden, den „Willen zur Macht“ ausgearbeitet hätte, und zwar in der nachfolgenden im Frühling in Turin gefassten letzten Anordnung, in welcher er von der

Erkenntnistheorie ausgeht — das Verständniß seiner Philosophie viel früher gekommen wäre.

„Der Wille zur Macht.

Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

Wir Hyperboreer. — Grundsteinlegung des Problems.

Erstes Buch: „Was ist Wahrheit?“

1. Psychologie des Irrthums.
2. Werth von Wahrheit und Irrthum.
3. Der Wille zur Wahrheit (erst gerechtfertigt im Ja-Werth des Lebens).

Zweites Buch: Herkunft der Werthe.

1. Die Metaphysiker.
2. Die homines religiosi.
3. Die Guten und die Verbesserer.

Drittes Buch: Kampf der Werthe.

1. Gedanken über das Christenthum.
2. Zur Physiologie der Kunst.
3. Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.

Psychologen-Kurzweil.

Viertes Buch: Der große Mittag.

1. Das Prinzip des Lebens („Rangordnung“).
2. Die zwei Wege.
3. Die ewige Wiederkunft.“

Vielleicht ist er auch nur durch das unbeschreiblich schlechte Wetter im Engadin und die damit verbundenen Übelstände verhindert worden, diese neue Anordnung, über welche er so glücklich an Brandes schreibt, aus- und durchzuführen. Uns Herausgebern des „Willens zur Macht“ war es leider nicht möglich, diese neue Anordnung zur Anwendung zu bringen, weil sie sich nur auf den kleineren Theil des Materials bezog. Diese obengenannten Schriften haben verwirrend gewirkt, weil die Grundprobleme, auf welchen sie beruhen, noch völlig unbekannt waren. Alles was der Philosoph in diesen Schriften so wundervoll dahinstellt, bringt er fast ohne Beweise vor (wir wissen ja, daß er Dialektik unanständig findet). Dazu haben seine Worte, wie er den Freunden und mir so vielfach mündlich und schriftlich sagt, oft eine ganz neue Bedeutung, oder er giebt ihnen einen besonderen Sinn, wie z. B. den Worten „Bosheit“ und „böse“.

Bei beiden Worten hat man früher etwas wie „tückisch“ und „schlecht“ empfunden, während er darunter zwar etwas Hartes, Strenges, aber auch Übermüthiges — jedenfalls aber eine Gesinnung der Höhe begreift. Sehr gut beschreibt er selbst in einem Brief an Brandes vom 2. Dezember 1887 die Schwierigkeiten, die seine Schriften seinen Lesern bereiten:

„Freilich werden Sie dabei Ihre Noth haben. Ich selber zweifle nicht daran, daß meine Schriften irgendworin noch „sehr deutsch“ sind: Sie werden das freilich viel stärker empfinden, verwöhnt, wie Sie sind, durch sich selbst, ich meine durch die freie und französisch anmüthige Art, mit der Sprache umzugehen (eine geselligere Art im Vergleich zu der meinen). Viele Worte haben sich bei mir mit anderen Salzen inkrustirt und schmecken mir anders auf der Zunge als meinen Lesern: das kommt hinzu. In der Skala meiner Erlebnisse und Zustände ist das Übergewicht auf Seiten der seltneren, ferneren, dünneren Tonlagen gegen die normalen, mittleren. Auch habe ich (als alter Musikant zu reden, der ich bin) ein Ohr für Viertelstöne. Endlich — und das wohl am meisten macht meine Bücher dunkel — es giebt in mir ein Mißtrauen gegen Dialektik, selbst gegen Gründe. Es scheint mir mehr am Muthes, am Stärkegrade seines Muthes gelegen, was ein Mensch bereits für „wahr“ hält oder noch nicht . . . (Ich habe nur selten den Muth zu dem, was ich eigentlich weiß.)“

Über „die Götzendämmerung“ möchte ich noch folgendes sagen. Wenn diese Schrift auch keine Einführung in die Gesammtanschauung Nietzsches in der damaligen Zeit sein konnte, so ist sie doch jetzt für den in diese Philosophie Eingeweihten etwas wahrhaft Entzückendes. Die feine graziose Art, wie er uns die schwierigsten Probleme vorführt, scheint mir sonst noch nie in deutscher Sprache erreicht zu sein.

So gieng der schlimme Sommer im Engadin allmählich zu Ende.*) Auf ihn zurückblickend schreibt mein Bruder:

*) Manche hübsche Einzelheit über diesen und andre Engadiner Sommer erzählt das gute, gewissenhafte Büchlein: „Philosoph und Edelmann“ von Meta von Salis-Marshlins (C. G. Naumann, Leipzig). Es giebt darin einige kleine Irrthümer, die aber neben den zahlreichen zutreffenden Bemerkungen verschwinden.

Sils, den 14. September 1888.

„Mein liebes Cama, sehr anders als es mein Wunsch war, komme ich erst am Schluß meines Engadiner Sommers (—?) dazu, Dir zu schreiben. Es gieng dies Jahr in allen Stücken sehr außergewöhnlich zu: man konnte nichts versprechen, nichts beschließen. Dabei kam meine Gesundheit recht in die Brüche; und als es wieder besser gieng, habe ich den großen Zeitverlust für meine Aufgabe durch eine umso angespanntere Arbeit auszugleichen gesucht. Nun ist wirklich Etwas erreicht: und ich kann zu menschenfreundlicheren Arbeiten und selbst zu Briefen mir wieder Zeit nehmen. . . .

„Von mir wäre zu erzählen, daß zu den bewiesenen Orten Nizza und Sils ein dritter als Zwischenakt hinzugekommen ist: Turin. Klimatisch und menschlich der mir sympathischste Ort, den ich bisher gefunden habe. Großstadt, aber ruhig, vornehm, aristokratisch, Univerſität, gute Bibliotheken, sehr viel Entgegenkommen für mich, ausgezeichnete Theater-Verhältnisse — und sehr billige Preise. Kost und Luft, Wasser und Spaziergänge — alles vollkommen nach meinem Geschmack. Die größeren Buchhandlungen dreisprachig (franzöſſiſch, deutsch, italieniſch, ſodaß ich für neue wiſſenſchaftliche Litteratur dort bei weitem beſſer daran bin als in Leipzig ſelbſt.) Der Ring von Hochgebirge, der auf drei Seiten Turin einſchließt, hält dieſelbe trockne und dünne Luft aufrecht, wie ſie, aus gleichen Gründen, Sils und Nizza haben. Da ich mitten in der entſcheidenden Arbeit meines Lebens bin, ſo iſt mir eine vollkommne Regel für eine Anzahl Jahre die erſte Bedingung. Winter Nizza, Frühling Turin, Sommer Sils, zwei Herbitmonate Turin — dieſe iſt der Plan. Entſprechend iſt auch meine Diät normal gemacht, d. h. abſolut perſönlich, und den eigenſten Bedürfniſſen gemäß eingerichtet. Dazu gehört natürlich die Emancipation von jedem Eſſen in Geſellſchaft. Der Erfolg des allmählich von mir ausprobirten optimum von Exiſtenz zeigt ſich in einer enormen Steigerung der Arbeitskraft. Die drei Abhandlungen vom vorigen Sommer*), denen Ihr die Ehre Eurer Antheilnahme geſchenkt habt, ſind in weniger als 25 Tagen beſchloſſen, ausgeführt und

*) Genealogie der Moral.

druckfertig fortgeschickt worden. Dasselbe habe ich diesen Sommer, bei dem ersten Umschwung zum Bessern, noch einmal geleitet. In Turin ist, mit spielender Leichtigkeit, ein entscheidendes Stück Musiker-Psychologie zu Stande gekommen, das Euch diesen Herbst zugehen wird. Auch von der Umwerthung aller Werthe giebt es, beinahe wenigstens, das erste Buch. — Diese Nachrichten sind nicht schlecht, nicht wahr, mein liebes Lama? — Der Haken liegt darin, daß ich meine Schriften selbst drucken lassen muß — und daß die Zeit für immer vorbei ist, wo es zwischen mir und der Gegenwart irgend noch ein anderes Verhältniß gäbe als Krieg auf's Messer! — Mit diesem etwas indianerhaft gerathenen Schluß grüßt und umarmt Dich, mein liebes Lama, Dein Bruder Fritz. — Das Herzlichste an Deinen Bernhard. —“

In diesem Brief schreibt er mir zum ersten Mal von einem Werk, das „Umwerthung aller Werthe“ heißt. Sein philosophisch-theoretisches Hauptwerk war bis dahin immer „Wille zur Macht“ genannt worden und trug nur als Untertitel die Beifügung: „Versuch einer Umwerthung aller Werthe“. Nach der Vollendung der „Götzendämmerung“ wird der Untertitel zum alleinigen Haupttitel, und zwar findet nicht nur eine Titelumänderung statt, sondern auch eine vollständige Verschiebung des Inhalts. Er nimmt nur einen Theil des ungeheuren Stoffes, und zwar aus dem Inhalt des zweiten Buches des „Willens zur Macht“ die Capitel: Kritik des Christenthums, der Moral und der Philosophie, und aus dem vierten Buche, Zucht und Züchtung, die Capitel: Dionysos und Ewige Wiederkunft, und beabsichtigt daraus das neue Werk „Umwerthung aller Werthe“ zu formen. Aber er läßt, wie es scheint, den Inhalt des I. und III. Buches fast vollständig bei Seite. Wir dürfen also die „Umwerthung aller Werthe“, wie sie mit dem I. Buch, dem „Antichrist“ beginnt, wiederum nur als einen Theil seines großen philosophisch-theoretischen Hauptwerks, das er den „Willen zur Macht“ genannt hat, betrachten. Die vier Bücher dieses neuen Werkes hießen: I. Der Antichrist, Versuch einer Kritik des Christenthums; II. Der freie Geist, Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung; III. Der Immoralist, Kritik der verhängnißvollsten Art von Unwissenheit, der Moral; IV. Dionysos, Philosophie de

Ewigen Wiederkunft. Davon ist nur der „Antichrist“ im September 1888 fertig geschrieben; zu den andern Büchern giebt es nur einige wenig umfangreiche Aufzeichnungen.

Es ist mir zweifelhaft, ob der Antichrist in der ersten Niederschrift nicht etwas Anderes gewesen ist, als wie man ihn schließlich nach des Autors Erkrankung gefunden hat. Unter allen Umständen dürfen wir nicht vergessen, daß diese Schrift so, wie wir sie jetzt haben, nicht von meinem Bruder selbst veröffentlicht worden ist. Ich sage damit nicht, daß, wenn sie von ihm selbst herausgegeben worden wäre, sie andre Grundzüge getragen hätte, aber ich glaube, daß in einem ruhigeren Gemüthszustand verfaßt und veröffentlicht, sich mein Bruder nicht verhehlt haben würde, daß das heutige Christenthum keinen Anlaß giebt, mit einer solchen Emphase bekämpft zu werden. Auch entspricht diese emphatische Behandlung des Christenthums absolut nicht dem, was er sein ganzes Leben hindurch darüber gesagt und geschrieben hat. Die Stellung, die er in „Jenseits von Gut und Böse“ dazu einnimmt, scheint viel mehr dem zu entsprechen, was er wirklich über das Christenthum gedacht hat. Sonst nämlich vergaß er nie zu erwähnen, welche Wohlthat das Christenthum als Religion den Massen gewesen ist und noch sein kann.

Um die zornige Stimmung begreifen zu können, die aus dem „Antichrist“ spricht, muß man sich immer die zwei Hauptpunkte vor Augen halten, die die Empfindungen meines Bruders dem Christenthum gegenüber bestimmen. Der eine ist, daß durch die Aufrichtung des christlichen Ideals als alleiniges Ideal den stärker gerathenen Ausnahmen und Glücksfällen des Typus Mensch der Untergang droht. „Was wir am Christenthum bekämpfen? Daß es die Starken zerbrechen will, daß es ihren Muth entmuthigen, ihre schlechten Stunden und Müdigkeiten ausnützen, ihre stolze Sicherheit in Unruhe und Gewissensnoth verkehren will, daß es die vornehmen Instinkte giftig und krank zu machen versteht, bis sich ihre Kraft, ihr Wille zur Macht rückwärts kehrt, gegen sich selber kehrt, — bis die Starken an den Ausschweifungen der Selbstverachtung und der Selbstmißhandlung zu Grunde gehen; jene schauerliche Art des Zugrundegehens, deren berühmtestes Beispiel Pascal abgiebt.“ Er liebte Pascal als einen ihm Gleich-Gearteten; sein Zu-Grunde-gehn

empfang er als das eines geliebten Freundes, ja als ob es ihn selbst bedrohe.

Das Andere aber, was mein Bruder am Christenthum bekämpft, sind die unglücklichen Folgen der Lehre von der Gleichheit der Seelen vor Gott: „man hat die Menschheit den Satz von der Gleichheit erst religiös stammeln gelehrt, man hat ihr später eine Moral daraus gemacht: was Wunder, daß der Mensch damit endet, ihn ernst zu nehmen, ihn praktisch zu nehmen, — will sagen politisch, demokratisch, sozialistisch, entrüstungs-pessimistisch!“ Er machte diese Lehre des Christenthums sowohl für die französische Revolution verantwortlich, die den Glauben an bevorrechtete Menschen so tief erschüttert hat, als auch, wie wir aus sämtlichen Aufzeichnungen sehen, für den gegenwärtigen Sozialismus. (Man vergesse übrigens nicht, daß Goethe der französischen Revolution, sowie dem „Marterholz“ mit fast gleichen Empfindungen wie Nietzsche gegenüberstand!) Dazu schwebte dem Autor des Antichrist immer jener entzückende Traum vor, was aus der Menschheit hätte werden können, wenn diese Lehre nicht allein seit 2000 Jahren über den Menschen geherrscht hätte. Aber er verstand sehr wohl, daß es die Mächtigen jener Zeit selbst gewesen waren, die zur Entstehung und zu dieser höchsten Schätzung des Christenthums beigetragen hatten. Sie haben die höchste Macht so schlecht und in so verworfener Weise repräsentirt, daß der kleine, demüthige, tugendhafte Christ als das Werthvollere erscheinen mußte. Wären die römischen Imperatoren alle in der Art des Julius Cäsar gewesen, so würde sicherlich das Christenthum nie eine solche Macht gehabt haben. (Der Christ durfte und sollte existiren, aber nicht als einziges Werthmaß und höchstes Ideal.) Was der Philosoph des Willens zur Macht deshalb immer und immer lehrt, ist, daß die Vertreter der höchsten weltlichen sowie geistigen Mächte sich der ungeheuren Verantwortung bewußt sein sollen, daß sie am Marmor „Menschheit“ arbeiten und das kostbarste Material auf Jahrhunderte, ja auf Jahrtausende hin verderben können.

Man hat mir öfters gesagt, daß man diesen Jorn meines Bruders gegen das heutige Christenthum nicht begriffe, — gegen dieses lauwarme gegenwärtige Christenthum, das keinen Starken mehr zerbricht. Es muß wohl in den letzten dreißig, vierzig

Jahren immer kraft- und machtloser geworden sein, denn wir haben es noch in unserer Kindheit und Jugend als Macht erlebt und auch starke und treffliche Menschen gekannt, die dadurch in ihrem Charakter gebrochen worden sind. Und deshalb zittert in dem wunderbaren Stil des „Antichrist“ — ebenso wie im „Fall Wagner“ — jene tiefe Erregung nach, die ein tiefes und religiöses Gemüth empfindet, wenn es sich gegen Das wendet, was ihm einmal das Höchste und Theuerste gewesen ist. Nun steht es ihm als Feind gegenüber, den er bekämpfen muß, weil es mit seinem Einfluß die Lehren zu vernichten droht, die der Menschheit neue Führer und Herren geben sollen.

Der ganze Sommer 1888 hatte für meinen Bruder sehr ungünstige Witterung gehabt, von Mitte August an war es jedoch erträglicher geworden, und es gab dazwischen herrliche Tage, die ihn voller Schaffenslust trafen. Einige besonders schöne Tage scheint er zu einer letzten Umarbeitung der „Dionysos-Dithyramben“ benutzt zu haben. Sie erhielten im Sommer 1888 ihre endgültige Fassung, zuweilen auch einen neuen Namen: „die Lieder Zarathustra's, die er sich selbst zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge“. Aber in der zweiten Woche des September ward das Wetter wieder schrecklich und hinderte ihn am Abreisen: „Daß der Schluß meines Silser Aufenthaltes mir noch die schwerste Geduldsprobe auferlegen würde, habe ich mir nicht träumen lassen. Ein unerhörtes Hochwasser-Wetter seit einer Woche; Alles überschwemmt; Tag und Nacht strömt es, mit Schnee untermischt. In 4 Tagen allein sind 220 mm Niederschlag gefallen (während der Monats-Durchschnitt hier 80 mm zu sein pflegt).“ Und am 16. September schreibt er: „... Alle Welt glaubt mich abgereist. Ich wäre es gern; aber was hilft es! Die höhere Naturgewalt, nachdem sie mich den ganzen sogenannten Sommer hindurch hier oben maltraitirt hat, hält mich zuletzt noch hier oben fest. Ich schrieb heute nach Turin, wo ich mich angemeldet hatte *Non si può partire. Grandi inondazioni.* La ferrovia Chiavenna-Colico molte volte interrotta.“ — Der Postmeister will mir melden, wenn Alles in Ordnung ist: eine Woche sitze ich wohl noch fest.“ Das war auch beinahe so, denn er ist erst am 22. September in Turin an-

gekommen, und schreibt am 27. September: „Meine Reise hatte Schwierigkeiten und Geduldsproben schlimmer Art; ich kam Mitternachts erst nach Mailand. Das Bedenklichste war eine lange Passage Nachts in Como durch überschwenimtes Terrain auf einem ganz schmalen Holzbrett-Brückchen — bei Fackelbeleuchtung! Ganz wie gemacht für mich Blindkuh! — Durch die schlaffe und widrige Luft der Lombardei erschöpft, kam ich in Turin an; aber seltsam! wie im Ruck war Alles in Ordnung. Wunderbare Klarheit, Herbstfarben, ein exquisites Wohlgefühl in allen Dingen.“

Mit wem mein Bruder in jenem Herbst 1888 in Turin verkehrt hat, war später nicht mehr festzustellen. Es muß Jemand gewesen sein, der Graf Gobineau persönlich gekannt hatte, und mit der Litteratur der Deutschen und ihren Urtheilen über Autoren sehr vertraut war. Doch muß er über Gobineau auch einiges Falsche erzählt haben, z. B. daß dieser eine solche Vorliebe für Turin gehabt habe, wovon Niemand etwas weiß. Graf Gobineau ist zwar in Turin 1882 gestorben, war damals aber nur ganz kurze Zeit dort, — sozusagen nur auf der Durchreise. Die geistige Beziehung meines Bruders zu Gobineau ist sehr flüchtiger Natur gewesen: er hörte zuerst im Herbst 1877 durch Malwida von Meysenbug von ihm; (ich habe auch einmal in jener Zeit angefangen ein Buch von ihm vorzulesen, ohne daß mein Bruder besonderes Interesse dafür gezeigt hätte). Er sieng erst an sich lebhaft für ihn zu interessiren, als ihm erzählt wurde, mit welcher energischen Aufrichtigkeit sich Gobineau gegen den Parsifal ausgesprochen habe, und zwar auch gegen Richard Wagner selbst. Er hat dann späterhin sehr bedauert, daß er diesen ausgezeichneten Menschen, der so ganz für seine Anschauungsweise geeignet gewesen wäre, nicht persönlich kennen gelernt hat. Ich glaube, daß er selbst nur wenig von ihm gelesen hat und nur französisch, dazu mit jenem Vorurtheil, das in Frankreich gegen den Stil und das Französisch Gobineau's noch heute herrscht. Aber über den Menschen Gobineau habe ich ihn im Herbst 1885 mit den wärmsten Ausdrücken reden hören.

Was er in jenem Herbst über die Deutschen gehört hat, scheint nicht erfreulich gewesen zu sein. Er fühlte sich dem Geist

des Vaterlandes vollständig entfremdet, schließlich war aber seine Philosophie auch für alle gebildeten Völker der Erde und nicht nur für die engen Grenzen seines Vaterlandes bestimmt, und deshalb hat er vollkommen Recht, wenn er sagt: „Wer über sich Werthe fühlt, die er hundert Mal höher nimmt als das Wohl des Vaterlandes, der Gesellschaft, der Blutsverwandtschaft, Werthe, die jenseits der Vaterländer und Rassen stehen, als internationale Werthe, — der würde zum Heuchler, wenn er den Patrioten spielen wollte.“

Aber trotz dieser Gesinnung mußte er doch in der „Götzen-dämmerung“ den Deutschen gerecht zu werden. Ich citire einen Satz daraus, der ziemlich unbekannt zu sein scheint: „Vielleicht kenne ich die Deutschen, vielleicht darf ich selbst ihnen ein paar Wahrheiten sagen. Das neue Deutschland stellt ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, sodaß es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeit lang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist nicht eine hohe Cultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme ‚Schönheit‘ der Instinkte; aber männlichere Tugenden, als sonst ein Land Europa's aufweisen kann. Viel guter Muth und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mäßigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuhs bedarf. Ich füge hinzu, daß hier noch gehorcht wird, ohne daß das Gehorchen demüthigt. Und Niemand verachtet seinen Gegner . . .“

Er hat natürlich auch Einwände zu machen, die in dem weiteren Verlauf der Betrachtung „Was den Deutschen abgeht“, zum Ausdruck kommen. Im Übrigen war er durchaus nicht so französisch gesinnt, wie man es heute an manchen Orten annimmt. Das Getriebe der Parteien schien ihm in Frankreich in den achtziger Jahren schon sehr unangenehm, sogar noch viel widerwärtiger als in Deutschland. Was er an Frankreich liebte, das war das alte Frankreich vor der Revolution, und dann den wundervollsten Gegensatz zur Revolution: Napoleon. Immerhin hat er auch dem gegenwärtigen Frankreich noch immer das große Vorrecht zugestanden, die Heimat der Kunst, des guten Stils, der höheren Bildung und der Psychologie zu sein. Er schreibt über

Das, was er gern liest: „Eine kleine Anzahl älterer Franzosen ist es, zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa ‚Bildung‘ nennt, für Mißverständniß, nicht zu reden von der deutschen Bildung . . . Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe. — Daß ich Pascal nicht lese, sondern liebe, als das lehrreichste Opfer des Christenthums, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, als die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher Grausamkeit; daß ich Etwas von Montaigne's Muthwillen im Geiste, wer weiß? vielleicht auch im Leibe habe; daß mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimms gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz nimmt, das schließt zuletzt nicht aus, daß mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenschicken könnte, wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — die Herren Paul Bourget, Pierre Loti, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaitre, oder um Einen von der starken Rasse hervorzuhoben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugethan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren großen Lehrern vor, die allesammt durch deutsche Philosophie etwas verdorben sind (Herr Taine z. B. durch Hegel, dem er das Mißverständniß großer Menschen und Zeiten verdankt). So weit Deutschland reicht, verdirbt es die Cultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich „erlöst“. Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens — denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, niemals eine Empfehlung, mir zugetrieben — ist ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologen-Auge, mit seinem Thatfachen-Griff, der an die Nähe des größten Thatächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem); endlich nicht am wenigsten als ehrlicher Atheist — eine in Frankreich spärliche und fast kaum auffindbare Species — Prosper Mérimée in Ehren.“

Wir dürfen bei solchen Erörterungen nicht vergessen, daß der geistige Geschmack der Deutschen in den siebenziger und achtziger Jahren wirklich in jeder Hinsicht etwas plump und schwerfällig geworden war. Ich glaube, der Sieg, das beständige Hurrahschreien, Biertrinken und Selbstbewundern war den Deutschen nicht gut bekommen. Die Zeit vor den Kriegen und Siegen war geistreicher, und erst die neunziger Jahre haben an die alte Tradition wieder angeknüpft. Vielleicht, daß der anfangs verborgene, dann nachweislich immer mächtigere Einfluß des Nietzsche'schen Geistes auch in litterarischer und künstlerischer Hinsicht diese tiefgehende Wandlung mitgeschaffen hat. Was aber nun gar den Geschmack in Einrichtung und Kleidung in der damaligen Zeit betrifft, so haben wir deutschen Frauen alle Ursache, auf jene Zeit mit Erröthen und Beschämung zurückzublicken. Frau Cosima zeigte sich damals in vielen Dingen dem deutschen Geschmack überlegen. Wenn sie heute nicht mehr für den Hort des guten Geschmacks gelten kann, so liegt das nur daran, daß Bayreuth in seiner damaligen Geschmacksrichtung stehen geblieben ist und sich gegen die große artistische Weiterentwicklung Deutschlands verschlossen hat. —

Eine wundervolle Vorstellung von dem Wohlgefühl, das ihn in Turin erfüllte, giebt der nachfolgende an mich gerichtete Brief vom Anfang Oktober 1888:

„ . . . Ich bin also wieder in meiner guten Stadt Turin, diese Stadt, welche auch Gobineau so sehr geliebt hat — wahrscheinlich gleicht sie uns Beiden. Auch mir thut die vornehme und etwas stolze Art dieser alten Turiner sehr wohl. Es giebt gar keine größere Verschiedenheit, als das gutmüthige, aber gründlich vulgäre Leipzig und dies Turin. Dazu haben wir in allen Hauptsachen eine curiose Geschmacks-Ähnlichkeit — der Turiner und ich, — nicht nur im Bau der Häuser und der Anlage von Straßen, auch in der Küche. Alles schmeckt mir, Alles bekommt mir hier ausgezeichnet, so daß meine Kräfte zum Erstaunen zugenommen haben. Es ist ein wahres Unglück, daß ich nicht vor zehn Jahren diese Entdeckung gemacht habe. Nachträglich beklage ich über die Maßen, den Sommer allerbösesten Ungedenkens nicht hier verbracht zu haben, statt in dem über alle Begriffe schauderhaften Engadin! Es ist ein Glück, daß

ich dort noch zur rechten Zeit entwischt bin; jetzt wäre es kaum möglich, aus ihm den Weg nach Italien zu machen, denn die großen Überschwemmungen in Italien, der Schweiz und in Frankreich dauern fort. Hier in Turin ist es, im Vergleich zu sonstigen Sommern natürlich, kühl gewesen; aber das wäre ja kein Grund dagegen, sondern dafür gewesen, da ein kühler Sommer in Turin für meinen Fall immer noch eine sehr angenehme mittlere Temperatur bedeuten will. Eigentlich ist alle Welt hier sehr zufrieden mit dem Jahr: das habe ich nirgendswo sonst in Europa gehört. Zur Zeit, wo wir im Engadin entschlossen daran waren, feierte man hier, unter unglaublich schönem Wetter, die große Feste der Hochzeit des Prinzen Amadeo mit der Tochter Jerome Napoleon's, Caetitia. —

„Dies Mal, wo ich nicht mehr ganz fremd bin, hat sich Vieles für mich hieselbst verbessert: so daß einfach zwischen meiner miserablen-deplorablen Existenz in Nizza und der in Turin ein Gegensatz zum Vorschein gekommen ist. Überall werde ich auf das Distinguirteste behandelt: Du solltest nur sehen, wie alle Welt hier, wenn ich komme, sich freut, und in allen Ständen, wie unwillkürlich jeder seinen besten und tactvollsten Theil der Natur herauskehrt, seine höflichsten und liebenswürdigsten Manieren annimmt. Aber das ist schließlich nicht nur hier so, sondern Jahr aus Jahr ein wo ich nur bin. Ich nehme Deutschland aus; nur dort habe ich häßliche Dinge erlebt.

„Wenn man später einmal meine Geschichte schreibt, so soll es heißen: ‚er ist nur unter Deutschen schlecht behandelt worden‘.

„Unser neuer Kaiser aber gefällt mir immer mehr: sein Neuestes ist, daß er sehr scharf front gemacht hat gegen die Antisemiterei und die Kreuzzeitung. . . . Der Wille zur Macht als Princip wäre ihm schon verständlich!

„Nun noch schnell ein paar Worte zum Schluß dieses überlangen Briefes, an dem Du, mein gutes Lama, den ganzen Winter zehren mußt, denn ich will keine Briefe mehr schreiben. Die Arbeit ist groß, das Maß meiner Augenkraft, wie bekannt, sehr beschränkt: so verbiete ich mir zunächst Alles, was ich von Lesen und Schreiben ungefähr mir verbieten kann. Ich muß die Steigerung meiner Kräfte und dieses wundervolle Herbst.

wetter für meine große Mission ausnützen. Jetzt, wo mein Leben in höchste Höhe gekommen ist und Aufgaben zu leisten sind, wie sie vielleicht noch kein Mensch sich gestellt hat, ist diese fast plötzliche Rückkehr von Kraft und Selbstgefühl geradezu wunderbar! — Ich schreibe in diesem goldnen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebt habe, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst, Niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lama's, wenn es über's Meer kommt, den Bruder zu besuchen. Es ist nichts für Deutsche . . . Ich will das Manuskript vergraben und verstecken, es mag verschimmeln und wenn wir allesammt schimmeln, mag es seine Auferstehung feiern. Vielleicht sind dann die Deutschen des großen Gesenks, das ich ihnen zu machen gedenke, würdiger. Es umarmt dich auf das Allerherzlichste

Dein Bruder,

jetzt ein ganz großes Thier.“

Wir sehen, daß er in übermüthigster Laune und Kraft wiederum an die Abfassung einer neuen Schrift herangeht, die er „Ecce homo“ nennt und zu einem Geschenk für sein Vaterland bestimmt, wenn es dieser Gabe würdig sein wird. Solange freilich noch solch widerliche und unwahre Bücher und Artikel über Friedrich Nietzsche, wie sie noch jetzt, allerdings immer seltener erscheinen, Leser finden, die sich nicht voller Entrüstung davon abwenden, so lange scheint mir die Zeit der Veröffentlichung noch nicht gekommen zu sein. Diese Generation, mit ihren oft so unklaren, neidischen und boshaften Untergrundempfindungen gegen den durch ihre Schuld zu früh dahingegangnen Helden, wird wohl erst verschwinden müssen, ehe man im Stande sein wird eine Erscheinung wie die Friedrich Nietzsche's mit Ehrfurcht und Gerechtigkeit zu beurtheilen, ehe überhaupt das „Ecce homo“ verstanden werden kann.*)

*) Das „Ecce homo“ besteht aus einer Reihe autobiographischer Skizzen, deren erste Hälfte noch ganz von der glücklichen Stimmung jener goldenen Herbsttage erfüllt ist. Später kommt ein fremder gereizter Ton hinein, der hier und da etwas Krankhaftes hat, doch giebt es keinen einzigen persönlichen Angriff darin. Im Übrigen enthält dieser Band, in seiner ersten und zweiten Abtheilung, Alles daraus, was zum Verständniß Friedrich Nietzsche's unbedingt nöthig ist. Ich mache auf folgende Seiten aufmerksam: 26, 79, 101 ff., 135 ff., 154 ff., 195, 259, 268 ff., 296 ff., 327, 347, 367, 424, 426, 429, 552 ff., 655 ff., 660 f., 677, 820, 825 f., 867, 870 f., 888.

Er beginnt die neue Schrift am 15. Oktober mit jener jubelnden Dankbarkeit gegen das Leben, die trotz aller Leiden, trotz aller schmerzlichen Erfahrungen, der tiefste Grund seines ganzen Wesens war.

Ecce homo.

Wie man wird was man ist.

* * *

„An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viele und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe, die Lieder Zarathustra's, die Götzen-Dämmerung, mein Versuch mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahrs, sogar seines letzten Vierteljahrs! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? — Und so erzähle ich mir mein Leben.“

* * *

In dieser so hoch gesteigerten Stimmung kam es wie eine Art Hellsichtigkeit über ihn, der Schleier fällt von seinen Augen: er sieht sich selbst, er sieht sein ganzes Leben. Werden und Wachsen mit wunderbarster Deutlichkeit, aber fast wie ein fremdes an sich vorüberziehn. Er steht auf hoher Warte und sieht Wolkengebilde mit zarten vergeistigten Farben, aber auch dunkle, drohend zusammengeballte Schatten. Er ist in einer Höhe, wo er nicht mehr mit Worten, sondern gleichsam mit Blitzen redet.

Der Bogen ist auf's Höchste gespannt! — Jetzt hätten treue Freunde wie Freiherr von Gersdorff und Peter Gast oder Freiherr und Freifrau von Seydlitz kommen müssen, um ihn aus diesem Arbeitsfieber durch Musik und heitere geistreiche Unterhaltung herauszureißen, um den Bogen langsam, langsam wieder abzuspannen. Vor Allem hätte er seinen armen Augen Ruhe gönnen müssen, die seit Anfang Mai viele Hunderte von ersten,

zweiten, dritten Niederschriften und die Druckmanuskripte von drei Werken schreiben mußten, und dazu noch die Correkturen lesen, was er sehr sorgfältig that, da er bis zuletzt immer noch im Text änderte und verbesserte. Aber Niemand kam ihm zu helfen — keinem der Freunde sagte eine innere Stimme, wie nöthig er dem Freunde sei, keine Ahnung beschlich das liebende Mutterherz, daß sie sich zu dem geliebten Sohn aufmachen müsse!

So blieb er allein und anstatt daß liebevoller Zuspruch und allerhand Bemühungen ihm Freude und Erleichterung verschafften, trafen ihn in seiner Einsamkeit Angriffe auf Angriffe, die gerade in diesem hochgesteigerten Zustand einer unglaublichen geistigen Produktivität furchtbar wirken mußten. Fräulein von Meyßenbug begann damit, indem sie ihm als Antwort auf die Zusendung des „falls Wagner“ einen schlimmen verständnißlosen Brief schrieb, und zwar so bitter und ungerecht, wie es nur die sonst so milde Gesinnte fertig bringen konnte. Mein Bruder war tief verletzt und empört! Wir fühlen aus den vielfachen Aufzeichnungen, die er, um ihr zu antworten niederschrieb, die Entrüstung heraus, — ich nehme nur einige der milderer Sätze heraus: „Verehrte Freundin, haben Sie eigentlich errathen, warum ich Ihnen überhaupt diese ‚Exekution Wagner’s‘ zusandte? — Ich wollte Ihnen einen Beweis mehr dafür in die Hand geben, daß Sie nie ein Wort, noch einen Wunsch von mir verstanden haben. Die Gründe, warum ich vor zehn Jahren Wagnern den Rücken kehrte, sind in dieser Schrift in eine literarische Form gebracht — so maßvoll, so heiter wie möglich, anbei gesagt: denn ich hätte hart und mit Verachtung reden können. Ich habe alle meine Hauptpfeile zurückbehalten. . . Dieser tiefe Mangel an Instinkt, an Feinheit in der Unterscheidung von ‚wahr‘ und ‚falsch‘, den ich den modernen Menschen vorwerfe — Sie sind ja selber ein extremer Fall davon, Sie, die Sie sich Ihr Leben lang fast über Jedermann getäuscht haben, sogar über Wagner, um wie viel mehr aber im etwas schwierigeren Falle, über mich! . . . Verstehen Sie Nichts von meiner Aufgabe? Was es heißt ‚Umwertung aller Werthe?‘“ —

Ach nein! davon verstanden weder Malwida noch andre Freunde etwas! Auch hatte sich Fräulein von Meyßenbug jahre-

lang nichts merken lassen, daß sie die veränderte Stellung meines Bruders zu Wagner mißbillige; deshalb hatte er irrthümlicherweise angenommen, daß sie die Nothwendigkeit der Trennung von Wagner begriffen habe. Sie muß offenbar seine Schriften ganz oberflächlich gelesen haben, denn sonst würde sie, bei den Empfindungen, die ihr Herbstbrief zeigte, schon viel eher zu einem Protest veranlaßt worden sein. Aber wie Malwida, so gieng es den Meisten — die markantesten Stellen in den Werken meines Bruders waren übersehen worden. Malwida's Brief wurde nun die Ursache, daß mein Bruder noch schnell die schon erwähnte Schrift „Nietzsche contra Wagner“ zusammenstellte, die zum größten Theil aus Aphorismen seiner früheren Werke besteht. Aber Alles mußte neu geschrieben, theilweise umgearbeitet werden und seine armen, armen Augen mußten wiederum von früh bis Abends thätig sein.

Fräulein von Meysenbug versuchte übrigens den Eindruck ihres bitterbösen Herbstbriefes durch spätere Entschuldigungen zu mildern, aber mein Bruder blieb in tiefster Seele verletzt — gerade deshalb weil er die alte würdige Freundin so aufrichtig verehrte. Außerdem sah er aus diesem Vorgang zu deutlich, was ihm von Seiten der Wagnerianer bevorstand; — wenn selbst die gütige Malwida in dieser Weise schrieb, wie mochten dann erst die Anderen toben! Freiherr von Gersdorff, der außer Peter Gast der Einzige war, der den „Fall Wagner“ unbefangen zustimmend aufgefaßt hatte, warnte ihn schon im September vor dieser Gefahr. Nun ist es richtig, daß mein Bruder Kampf und Gefahr liebte: „Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt unausstehlich“; — aber es durfte kein Kampf gegen Personen sein, die seinem Herzen nahe standen. Darunter litt er mehr als sich irgend Jemand vorstellen kann. Große, mächtige, unpersönliche Feinde wollte er haben: „Das ist die größte Auszeichnung des Lebens, daß es uns seine höchste Gegnerschaft entgegenstellt! Unfre Feinde sind unser Maß: meine Feinde sind das Christenthum, die Moral, die Wahrheit' . . . Habe ich ein Recht, stolz auf meine Feinde zu sein? —“

Aber nun erhoben sich die kleinen Feinde aus dem Lager der Wagnerianer! Man veranlaßte den Verleger E. W. Fritzsch

in Leipzig, der damals seltsamerweise zu gleicher Zeit die Schriften Richard Wagner's und einen Theil der Werke Friedrich Nietzsche's verlegte, in seinem „Musikalischen Wochenblatt“ einen, gegen meinen Bruder gerichteten tückischen Artikel von Richard Pohl aufzunehmen. Es war eine unerhörte Taktlosigkeit des Verlegers! Er hatte also nicht einmal so viel Achtung vor einem Autor seines Verlags, — vor einem Friedrich Nietzsche, dem Schöpfer des Zarathustra! — um ihm diesen Angriff zu ersparen. Was mein Bruder dabei empfand, als er sich in der ferne so machtlos, so ungeschützt dieser öffentlichen Beleidigung seines eigenen Verlegers ausgesetzt sah, ist nicht zu beschreiben. Er wußte sehr wohl, daß weder Richard Pohl, noch E. W. Fritsch den Angriff gewagt hätten, wenn er noch an einer Universität in Amt und Würden gewesen wäre. Aber einen Einsamen, der ohne jede Clique allein seinen Weg zog, glaubten sie ungestraft beleidigen zu dürfen. Schon früher hatte sich einmal mein Bruder über die geringe Schätzung der Einsamkeit empört:

„Der höhere philosophische Mensch, der um sich Einsamkeit hat, nicht weil er allein sein will, sondern weil er etwas ist, das nicht Seinesgleichen findet: welche Gefahren und neuen Leiden sind ihm gerade heute aufgespart, wo man den Glauben an die Rangordnung verlernt hat und folglich diese Einsamkeit nicht zu ehren und nicht zu verstehen weiß! Ehemals heiligte sich der Weise beinahe durch ein solches Beiseite-Gehen für das Gewissen der Menge — heute sieht sich der Einsiedler wie mit einer Wolke trüber Zweifel und Verdächtigungen umringt.“

Aber das Schlimmste in seiner Vereinsamung war sicherlich, daß Niemand in seiner Nähe war, der ihn über dergleichen Vorkommnisse wie mit E. W. Fritsch beruhigen und trösten konnte, der seiner so zarten und verletzlichen Seele begreiflich machte, daß es sicherlich Viele geben würde, die diesen Vorgang verachteten. Mit Ausnahme von Peter Gast hat ihm aber Niemand seine Entrüstung gezeigt; keiner der alten Jugendfreunde erhob seine Stimme, um ihn zu vertheidigen — und er hatte doch immer noch geglaubt, in solchen ernsten Fällen auf ihren Beistand rechnen zu dürfen: „Es wäre Ehrensache meiner Freunde,

für meinen Namen und weltliche Sicherheit thätig zu sein und mir eine Burg zu bauen, wo ich gegen grobe Verkenning bewahrt wäre: ich selbst dürfte keinen Finger mehr dafür rühren!“ — Aber Alles schwieg, und sein verwundetes Herz, das den Freunden immer so treu ergeben gewesen war, fragte sich mit tiefem Leid: „Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? Wie kommt es, daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde?“ Wie ein von allen Seiten bedrohter Held kämpfte er mit der äußersten Anstrengung seiner Tapferkeit, selbst mit Hohn, Spott und Lachen gegen diese Angriffe und gegen den unbeschreiblichen Kummer seiner Seele, jedoch die dunkeln, schwermüthigen Nächte der Schlaflosigkeit konnte er nur durch immer stärkere Schlafmittel mildern.

Aber der Feinde aus dem tückischen Zwergengeschlecht der Kleinen, die alles Hohe und Übermenschliche hassen, gab es noch mehr. Der Angriff der Wagnerianer im „Musikalischen Wochenblatt“ ermuthigte einige oder einen Antisemiten, der offenbar schon lange Zeit im Hintergrunde lauend gelegen und auf den Augenblick gewartet hatte, sich für einige judenfreundliche und antisemitenfeindliche Bemerkungen in Nietzsche's letzten Schriften zu rächen. In anonymen Briefen versuchte er, auf wahrhaft raffinierte Weise, meinem Bruder den Glauben beizubringen, daß mein Mann von Südamerika einen gegen den Zarathustra gerichteten Artikel geschickt hätte und dieser nun mit seiner und sogar mit meiner Billigung in einem antisemitischen Blatt abgedruckt werden sollte. Es war die böswilligste aller Erfindungen, die der anonyme Brieffschreiber nur deshalb erfunden hatte und meinem Bruder schrieb, um dem Einsamsten der Einsamen zu zeigen, daß er selbst die Wenigen verloren habe, die seinem Herzen noch nahe standen. Erst nach dem Tode meines Mannes (fünf Monate nach der Erkrankung meines Bruders traf mich auch dieses Unglück!) fand ich in seinen Papieren einen mir vorenthaltenen Brief meines Bruders, in welchem er ihm von diesem empörenden Angriff spricht und in den leidenschaftlichsten Ausdrücken des Schmerzes meinem Mann vorwirft, ihm seinen treuesten angeborenen Jünger, seine Schwester, entwendet und verdorben zu haben. Er richtet die bittersten Anklagen gegen meinen Mann und fährt dann fort: „Ich nehme Schlafmittel über Schlaf-

mittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, daß ich den Verstand verliere ...“ Der ganze Brief klang wie der letzte Aufschrei seines gequälten Herzens, — der Bogen zersprang, der Hald brach zusammen — ein Schlaganfall traf den Theuersten in den letzten Tagen des Jahres 1888 und lähmte für immer diesen unvergleichlichen Geist.

XXXVI. Capitel.

Rückblick auf Gesundheit und Krankheit.

Motto: Meine Art, krank und gesund zu sein,
ist ein gutes Stück meines Charakters —
und rechtfertigt sich und mich.

Es ist immer mein Wunsch gewesen, daß ein tüchtiger Arzt gewissenhaft den ganzen Gesundheitszustand meines Bruders von seiner frühesten Kindheit bis zu dem eben geschilderten namenlos traurigen Abschluß seiner geistigen Thätigkeit gründlich studierte, um ein klares Bild davon geben zu können. Der jämmerliche wahrhaft dilettantische Versuch des Dr. Möbius hat nichts als Verwirrung gestiftet, denn er gründet sich nicht auf die Zeugnisse von Ärzten und Freunden, die meinen Bruder wirklich bis zu diesem traurigen Ereigniß gekannt und behandelt haben, sondern auf unbewiesene Hypothesen und auf Nachrichten, die aus einem wahren Morast von Neid, Bosheit und Unwissenheit zu stammen scheinen. Das ganze Buch ist deshalb ohne jeden Belang. Über die philosophischen Versuche und Ausdeutungen, die Dr. Möbius dabei zum Besten giebt, wird Jeder, der Nietsche einigermaßen versteht, lächeln müssen. Dr. Raoul Richter hat Herrn Dr. Möbius in ausgezeichnete Weise in seinem Nietsche-Buch heimgeleuchtet. Wenn doch die Leute nur über Dinge reden wollten, die sie wirklich genau kennen!

Ich gebe nun in dem nachfolgenden Capitel die gewissenhafteste Darstellung über Gesundheit und Krankheit aus dem Leben meines Bruders, woraus dann ein ernster, gewissenhafter Arzt sich nicht nur ein Bild seiner Krankheit herstellen kann, sondern auch die Quellen findet, wo er Näheres zu hören vermag.

Mein Bruder war von Geburt an ein außerordentlich kräftiges Kind mit einer brünetten, gesunden Hautfarbe und

blühenden Wangen. Er behauptete stets, er habe während seiner ganzen Kinderzeit wie ein richtiger Bauernjunge ausgesehen: rund, braun und rothbäckig. Hätte er nicht so wunderbar schöne große Augen und ein so formvolles Benehmen gehabt, so würde vielleicht kein Mensch in ihm das hochbegabte, merkwürdige Kind geahnt haben. Ich muß noch hinzufügen, daß das reiche blonde Haar, das ihm leicht und malerisch auf die Schultern fiel, den robusten Eindruck der Erscheinung etwas milderte. Er war durchaus kein Wunderkind, das sich schnell entwickelt hätte, sondern er gieng den ganz regelmäßigen Schulgang und ist sogar ziemlich spät, gerade als er zwanzig Jahr alt wurde, Herbst 1864, auf die Universität gekommen. Merkwürdig war nur, daß Alles, was er in seinen späteren Schuljahren an lateinischen, griechischen oder deutschen Arbeiten abgab, gewissermaßen den Stempel der Vollkommenheit trug, — natürlich seinen Jahren angemessen. Seine Begabungen sprangen plötzlich hervor, weil er sie lange Zeit im Verborgenen, ihrer fast unbewußt, wachsen ließ.*)

Er war durch und durch gesund, denn wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien. Das einzige nicht ganz Normale, was wir vielleicht von unserem Vater geerbt haben könnten, ist die Disposition zu einer großen Kurzsichtigkeit; und dieser Disposition wurde durch ein düsteres Kinderzimmer, in dem mein Bruder von seinem fünften bis zu seinem zwölften Jahr verweilte, geradezu Vorschub geleistet. Wir waren von frühester Jugend an sehr lern- und lesebegierige Kinder, sogenannte „Bücherwürmer“. Es ist mir noch heute unbegreiflich, wie unsere liebe Mutter, die sehr richtige Grundsätze in Bezug auf Hygiene hatte, uns dieses düstere Zimmer gestatten konnte; aber in jener Zeit herrschte überall eine merkwürdige Unkenntniß der Bedürfnisse des menschlichen Auges. Erst als Fritz zwölf Jahre alt war, entdeckte unsre Großmutter

*) Typisch dafür war auch der Anfang seiner philologischen Laufbahn, indem seine allererste philologische Arbeit von Ritschl für das „Rheinische Museum“ zum Druck verlangt wurde — allerdings mit Kopfschütteln; denn, wie Lehterer oft wiederholte, war es ihm noch nie vorgekommen, daß ein Student im dritten Semester eine solche Arbeit geliefert habe. Sodann wurde er mit 24 Jahren Professor und von der ersten Stunde seiner Collegien an ein ausgezeichnete Universitätslehrer.

Oehler, die als Kind ein Auge verloren hatte, weshalb sie dem Augenlicht ihrer Enkel besondere Aufmerksamkeit zuwendete, daß er auf einem Auge weniger gut, als mit dem andern sah, und daß die Pupillen nicht immer gleich groß waren. Professor Schillbach in Jena wurde consultirt und constatirte, daß das eine Auge schwächer sei und es dem andern die ganze Arbeit überließe. Da aber die Ungleichheit der Augen in Bezug auf Größe der Pupillen und Arbeitsleistung ein Erbstück von unsrer Mutter war und dies der Schönheit und Ausdauer ihrer Augen keinen Eintrag that, so wurde der Angelegenheit keine Wichtigkeit beigemessen, jedoch der Augenpflege bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Auch in Pforta herrschte damals eine überaus kümmerliche Beleuchtung, sowohl der Klassen- als der Arbeitszimmer; mein Bruder erging sich während seines Aufenthaltes dort in lebhaften Verwünschungen darüber, daß auf die Augen der Schüler so wenig Rücksicht genommen würde; zweimal litt er an Ermüdung der Augen und heftigen Schmerzen. Unsere Mutter nahm ihn dann zu sich nach Hause, wo er sich bald erholte. Sie huldigte im Allgemeinen der Naturheilkunde und Homöopathie; wir bekamen niemals Medizin, und alle Erkrankungen, mochten sie sein, welche sie wollten, wurden mit Einpackungen, kalten Übergießungen und Spazierengehen curirt. Auch die Kost war sehr vernünftig eingerichtet: viel Gemüse, viel Obst und Mehlspeisen, wenig Fleisch und gar kein Wein oder Bier, was der damals allgemein bei Kindern angewandten Kräftigungsmethode ganz widersprach. Da nun mein Bruder außerdem ein großer Freund von allen Bewegungen im Freien, besonders vom Schwimmen, Schlittschuhlaufen und großen Spaziergängen war, so wuchs er zu einem sehr kräftigen Jüngling empor. Als er die Universität bezog, war er mit seinen blühenden Wangen, seiner innerlichen und äußerlichen Sauberkeit, seiner herben Keuschheit und seinem ehrfürchtigen Wesen das Abbild eines jener prachtvollen Jünglinge, wie Stifter sie geschildert hat.*) Ich erzählte schon im

*) Als wir mit Erwin Rohde, Herbst 1875, Stifter lasen, rief dieser plötzlich: „Himmel, Niessche, wie gleichen Dir diese Jünglinge! Sie haben alle Deine Eigenschaften, nur eine fehlt ihnen: das Genie!“ „Bitte sehr, antwortete lachend mein Bruder, Kopfschmerzen haben diese Trefflichen auch nicht!“

I. Band der Biographie, daß, wenn die Freunde Erwin Rhode und er nach der Reitstunde, manchmal noch mit der Reitpeitsche in der Hand, strahlend von Gesundheit, körperlicher Anmuth und geistiger Überlegenheit, in's Colleg kamen, Beide von den anderen Studenten „wie zwei junge Götter“ förmlich angestaunt worden seien. Und Frau Geheimrätthin Ritschl sagte damals, daß für einen so geistreichen Menschen mein Bruder eigentlich zu gesund aussehe.

Als Kind war er immer etwas ernst gewesen, aber als Jüngling und Mann war er geneigt, die Dinge von einer humoristischen Seite zu nehmen; dabei lag in seinem ganzen Wesen, in Allem, was er that und sprach, eine ungewöhnliche Harmonie; er gehörte zu den wenigen Menschen, die niemals schlechte Laune zeigten. Alle seine Freunde rühmen das ungewöhnlich Maßvolle seines Benehmens, das warme, herzliche, angenehme Lachen, das aus der Tiefe eines wohlwollenden und liebevollen Gemüthes quoll.

So hatte denn die Natur in ihm ein Wesen geschaffen, das körperlich wie geistig in vollkommenster Harmonie war: der ungewöhnlichen geistigen Begabung entsprach eine außerordentlich kräftige Leiblichkeit.

Er hatte in seiner Studentenzeit eine wahrhaft bewunderungswürdige Gesundheit und bewältigte eine Arbeitsfülle, die Einem geradezu unglaublich erscheint. Man prüfe nur einmal die vier Semester von Herbst 1865/67, welche großen, umfangreichen philologischen Arbeiten und Vorträge er in dieser Zeit ausgearbeitet und wie er dabei noch so viel Theater, Musik, moderne Litteratur und Freundschaft genossen hat, daß, wenn man sich Alles zusammenstellt, man immer wieder glauben möchte, daß es der Lebens- und Arbeitsinhalt von mindestens vier Jahren und nicht von zwei Jahren sein müßte. Dabei darf man nicht vergessen, daß bei seinen kurzfristigen Augen alle diese Arbeiten, das peinlich gewissenhafte Prüfen alter griechischer Manuskrifte und der gesammten griechischen Classiker doppelt angreifend waren. Dazu hat er in jener Zeit, was bisher noch viel zu wenig betont worden ist, die gesammte Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart gründlich durchstudirt, weil er nach fünf Semestern, Ostern 1867, eine Doktorarbeit: „Über die Grundschemen der Vorstellung“ einreichen wollte und auch be-

reits eingereicht hat, die aber nicht angenommen wurde, „weil sie Anschauungen verrete, die in Leipzig nicht gelehrt würden“. Leider ist diese, nach den Aufzeichnungen zu schließen, sehr merkwürdige Arbeit bisher noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Diese Jünglingszeit müßte einmal noch viel mehr und viel ausführlicher als ich es bisher gethan habe, dargestellt werden, weil sie in geradezu überwältigender Weise klar machen würde, welche ungeheure Arbeitskraft, welcher Reichtum der verschiedenartigsten Begabungen, die er aber immer auf eine Hauptsache zu concentriren wußte, meinem Bruder zu Gebote stand. Die Arbeit muß ihm wirklich immer ein Spiel gewesen sein! Man denke sich z. B., daß er im August 1867 binnen drei Tagen mindestens 70—80 Seiten einer lateinischen Preisarbeit „de fontibus Laertii Diogenis“, mit peinlich genauer, wunderhübscher Handschrift niederschrieb und dann mitten in der Nacht das fertige Manuscript zu Rohde trug, um bei Gläserklang den Abschluß zu feiern. Der folgende Morgen war der letzte Termin zur Ablieferung der Arbeit, die auch schließlich mit sehr schmeichelhaften Worten mit dem Preis gekrönt wurde. Und hinterher war er durchaus nicht schachmatt, sondern voller Lebenskraft und Lebenslust. Er besaß aber auch in jener Zeit eine wahre „Bärengesundheit“, wie er sich selbst ausdrückte, und kannte weder Kopfschmerzen noch Magenindispositionen. Selbst seine Augen hielten die Anstrengungen gut aus; es war gar nicht von ihnen die Rede. Deshalb war er auch, trotzdem es ihn im Studium außerordentlich störte, ganz glücklich Soldat zu werden: er wollte gern seine physischen Kräfte üben und deshalb wollte die Militärbehörde auch nicht auf diesen prachtvoll-gesunden Menschen verzichten*) und nahm ihn zum Militär, obgleich seine Augen viel, viel zu kurzsichtig waren, unter dem Vorwand, daß er eine Brille mit Nr. 8 trug. Daß die Brille viel zu

*) Schon Ostern und Juli 1866 hatte sich mein Bruder freiwillig gestellt, weil er gern mit in den Krieg gezogen wäre. Er wurde für kerngesund erklärt, seiner Kurzsichtigkeit wegen aber mit lebhaftem Bedauern des untersuchenden Arztes zurückgewiesen. Damals galt die Brille mit Nr. 8 als vom Militärdienst befreiend. Nach dem Krieg von 1866 aber, mit der Aussicht auf neue Kriege, kam eine neue Ordre, daß die Kurzsichtigen mit der Brille Nr. 8, wenn sie sonst sehr tauglich wären, genommen werden sollten.

schwach für die Kurzsichtigkeit seiner Augen war, und er mindestens Nr. 5 hätte haben müssen, wurde gar nicht constatirt. Auch als Militär brachte er wieder Unglaubliches fertig. Er stand schon früh um 4 Uhr auf, um, ehe er in den Dienst gieng, noch einige Stunden wissenschaftlich arbeiten zu können. Dazu hatte er, weil gerade die reitende Artillerie in Naumburg stand, eine Waffe gewählt, die eine dreifache Ausbildung erforderte. Alles that er mit großer körperlicher und geistiger Frische und war aufrichtig betrübt, als der Unfall, der ihn bei einem Sprung auf's Pferd traf, ihn schließlich von der Beendigung seines Militärjahres abhielt. Dieser Unfall hatte seine erste wirklich große und lebensgefährliche Krankheit zur Folge: er war beim plötzlichen Bäumen seines sehr unruhigen Pferdes auf das heftigste gegen den Sattelnopf gestoßen und heruntergestürzt, hatte sich aber sogleich wieder hinaufgeschwungen, obgleich er sich zwei Brustmuskeln verdehnt oder zerrissen und den Brustknochen verletzt hatte. Da er sich einen Tag, bis er endlich in Ohnmacht fiel, die Schmerzen zu verbeißen suchte, so war daraus eine gefährliche Muskelentzündung entstanden, die ihn Monate lang an's Krankenlager fesselte und seiner Dienstleistung ein frühes Ende bereitete.

Die Krankheit zog sich längere Zeit hin, sodaß er sich endlich entschloß den berühmten Spezialisten Prof. Volkmann zu consultiren. Dieser machte ihn schnell wieder gesund, allerdings betonend, daß er seine Heilung nur seiner gesunden Constitution und unverdorbenem Blut zuzuschreiben habe, denn die Verletzung sei sehr ernster Natur gewesen.

Die zweite Krankheit zog sich mein Bruder, wie schon öfter erwähnt, während des Krieges 1870/71 zu. Bei dem Verwundetentransport, den er von Metz aus nach Karlsruhe geleitete, übermüdete er sich bei der Pflege von sechs Schwerverwundeten, die ihm anvertraut waren, so, daß er sich schließlich eine Ansteckung von Ruhr und Diphtheritis zuzog, Leiden, von denen die armen Leute neben ihren Verwundungen auch noch geplagt waren. Mein Bruder erkrankte in Erlangen damals auf den Tod (der Geistliche kam schon, um ihn auf seine letzte Stunde vorzubereiten) und es wurde ihm mit so unglaublich scharfen Arzneimitteln bei dieser Krankheit zugesetzt, daß unsere

Mutter später bitter zu bemerken pflegte, sie wundere sich nur, daß er nicht an den Mitteln gestorben sei. Aber doch erholte er sich. Die Eindrücke des Schlachtfeldes hatten ihn namenlos erschüttert und es bestätigte sich, was Richard Wagner vorher gesagt hatte, daß seine so tief empfindende Seele den Anblick einer so entsetzlichen Wirklichkeit schwer ertragen werde. Hätte sich nun aber mein Bruder ein Jahr lang von diesen seelischen und körperlichen Strapazen bei vollständigem Nichtsthun erholen können, so würde auch dieser Choc von seiner kräftigen Natur sicherlich überwunden worden sein; aber die Kriegsereignisse hatten gerade seine besten griechischen Studien unterbrochen, und so kehrte er mit der größten Leidenschaft so bald wie möglich zur wissenschaftlichen Arbeit zurück. Auch andere Arbeiten waren durch diese kriegerische Unterbrechung sehr in Rückstand gekommen, Arbeiten, die, wie das Correcturlesen in kleinster griechischer und lateinischer Schrift an dem Index des Rheinischen Museums, die Augen überaus anstregten. Der nur halb Wiederhergestellte arbeitete nun Tag und Nacht, um Alles nachzuholen, was die Kriegsmonate ihn hatten versäumen lassen, bis er plötzlich Anfang des Jahres 1871 an Gelbsucht und Schlaflosigkeit erkrankte und jetzt endlich einen Urlaub nahm, um sich zu erholen.

Aber Das, was wir später Migräne nannten, zeigte sich nicht sogleich nach der schweren Erkrankung 1870, davon hatte er sich im Frühling und Sommer 1871 vollständig erholt. Paul Deussen, der ihn im Herbst 1871 in Basel besuchte, schilderte ihn als „feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe“. Alles freute sich, daß er seine gute Gesundheit wieder erlangt hatte. Professor Liebermeister, der ihn damals untersuchte, constatirte auch, daß er wieder ganz hergestellt und durchaus gesund sei. Auch 1872 gehörte noch zu seinen gesunden Jahren, in welchen er sich an Arbeit und geistigem Genuß noch Erstaunliches zumuthen konnte. Z. B. fuhr er im Juni auf drei Tage direkt vom Colleg nach München, um an zwei aufeinanderfolgenden Abenden den Tristan unter Hans von Bülow's Leitung zu hören, den ganzen Tag mit Fräulein von Meysenbug und Gersdorff zusammen zu sein und in der Nacht direkt nach Basel zurückzufahren, wo er frisch und munter zum Colleg eintraf. Erst Anfang des Jahres 1873 zeigten sich zum ersten Mal wieder die Schlaflosigkeit vom

Kriegswinter und dazu Kopfschmerzen (die aber, als von den Augen ausgehend, noch nicht mit den Magenindispositionen in Zusammenhang gebracht wurden). Deshalb war der treue Freund, Freiherr von Gersdorff von da an, wenn er irgend konnte, bereit nach Basel zu kommen, um nach Diktat zu schreiben und den Freund zu erleichtern, was natürlich nur in sehr beschränktem Maße möglich war. Erst im Frühling 1875 unterzog sich Fritz, weil die Augenschmerzen wiederkehrten, einer Kur bei Professor Schieß, wodurch das Leiden zwar gemildert, aber nicht ganz beseitigt wurde.

Leider begann mein Bruder mit allerlei Arzneimitteln an sich selbst herumzukuriren, da er in der Zeit, wo er als Pfleger der Verwundeten ausgebildet wurde, in einige Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht worden war. Auch die Ärzte waren in jener Zeit mehr als jetzt geneigt, mit neuen, oft noch nicht genügend erprobten Mitteln Versuche zu machen; — war doch in den sechziger und siebenziger Jahren die Chemie zur Modewissenschaft geworden. Der Mensch wurde als eine Art Retorte betrachtet, in der man durch die verschiedensten Chemikalien die merkwürdigsten Veränderungen hervorrufen könne. Nun hatte mein Bruder keine Zeit krank zu sein, sondern wollte immer in überströmender Frische der Arbeitskraft seinen unglaublich umfangreichen Studien nachgehen können. Da nahm er nun jedes Mittel, das ihm die Ärzte anriethen oder er sich selbst verordnete, um schnell wieder seine alte Gesundheit zu erlangen. Aber infolge jener mißbrauchten Medikamente in Verbindung mit einer ganz ungeheuren Arbeitsleistung, war sein ausgezeichneter Magen in Unordnung gerathen, und weil die regelmäßige Ernährung des Gehirns und der Augen durch die schlechte Beschaffenheit seines Magens unterbrochen wurde, so zeigten sich allmählich die Kopfschmerzen oder wie wir es summarisch nannten: Migräneanfalle, zeitweise aller zwei oder drei Wochen wiederkehrend. Dazwischen gab es aber immer noch Monate, wo er, bei einiger Schonung seiner Augen, sich vollkommen gesund fühlte. Erst 1875 fand er Veranlassung, etwas Ernstliches gegen die oft wiederkehrenden Magenindispositionen zu thun. Er gieng zu Dr. Wiel nach Steinabad bei Bonndorf, der als ein ausgezeichneter Magenarzt bekannt war. Nach sehr

eingehenden und wiederholten Untersuchungen stellte er eine Diagnose, die mein Bruder am 19. Juli 1875 an Freiherrn von Gersdorff ausführlich mittheilt: „Mein Leiden ist erkannt als ‚chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens‘. Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltsreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Carlsbader Sprudelsalz u. s. w. Auch Blutigel soll ich am Kopf bekommen.

„Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder einmal zu Bett, und heute bin ich schwach und matt. Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, daß ich mich an einen wirklichen Spezialisten (und zwar einen außerordentlich erfahrenen und bewährten) wendete. Die übermäßige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirekt aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant, weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengerung des Pylorus durch Geschwülste her. So! Nun weißt Du es genauer, als irgend Jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei, aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest; wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, daß er aus dieser Stellung vertrieben werden kann.“

(Zehn Jahr später war er durchaus nicht im Zweifel, wodurch er sich seinen Magen und „Gedärm“ verdorben hatte! Er schreibt im August 1885: „Die Beschleunigung des ‚Stoffwechsels‘, wie die Physiologen sagen, bedingt durch trockne Luft (wie in Nordamerika und Uizza), ist für mich, da ich das langweiligste Gedärm von der Welt habe, verdorben durch Jahrzehnte medizinischer Vergiftung, eine Sache ersten Ranges.“)

Außerdem richteten wir in Basel einen eigenen Haushalt ein, damit er nicht an die Gasthausküche gebunden war. Aus

Steinabad kehrte mein Bruder in der übermüthigsten Stimmung zurück, denn er fühlte sich vollkommen wieder hergestellt und diese gute Beschaffenheit seiner Gesundheit währte auch Monate lang an. Gersdorff, der uns besuchte, behauptete, daß das Aussehen und der Gesundheitszustand meines Bruders ihn wieder an dessen Studentenjahre erinnerte.

Das Schlimme war nun im Herbst 1875, daß er sich bei der wiederhergestellten Gesundheit mit der ganzen Vehemenz seiner Natur in eine Überfülle von neuen Arbeiten stürzte, zu denen er sich schon in Steinabad einen weit umfassenden Plan gemacht hatte. Außerdem nagte im Stillen an ihm die Differenz der Ansichten zwischen ihm und Wagner, die sich ihm in jener Zeit immer deutlicher darstellte. Mitten in der vierten Unzeitgemäßen Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth“ konnte er nicht mehr weiterschreiben. Die Intensität dieser Empfindungen, die Ermüdung seiner überanstrengten Augen und jener geheimnißvolle Zusammenhang mit Klima- und Sonnenmangel (von dem noch später die Rede sein soll) rief im Dezember und Januar 1875/76 die heftigste Wiederkehr seiner Kopfschmerzen mit Schleimerbrechen hervor, — gerade als ob durch die gestärkte und wieder hergestellte Gesundheit auch die Schmerzen besonders gestärkt worden wären.

Und nun muß ich ein merkwürdiges Faktum feststellen. Die Thatsache, daß sich um Dezember-Januar herum seine gebesserte, oder wie es schien ganz wieder hergestellte Gesundheit plötzlich im hohen Maße verschlechterte, hat sich regelmäßig fünf Winter genau zur selben Zeit wiederholt, in milder Form im folgenden Jahr 1876/77 in Sorrent, am schlimmsten im Januar 1879 in Basel und im folgenden Winter 1879/80 in Naumburg und das letzte Mal in Genua 1880/81. Von da an nie wieder, die Krisis war vorüber. Zurückblickend beschreibt er die Migräneanfälle in den schlimmsten Jahren 1879/80:

„Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Décadence-

Symptome betrachte, z. B. im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber constatiren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: „Nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös.“ Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat . . .“

Es ist niemals von den Ärzten genau festgestellt worden, ob die Kopfschmerzen meines Bruders durch ein Augenleiden verursacht oder ob umgekehrt die schwachen Augen nur Folge eines Kopfleidens seien. In den Jahren 1878/79 behandelten zu gleicher Zeit vier Ärzte meinen Bruder; zwei davon behaupteten, daß ein Kopfleiden die Ursache seiner Schmerzen sei, zwei andere schoben das ganze Leiden auf den Zustand seiner überanstrengten Augen. Einer von diesen war der berühmte Professor Graefe in Halle. Er sagte nach der Untersuchung: „Ihre Augen sind ein eben so deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruiniren können. Ich müßte Ihnen nun eigentlich rathen: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich könnte Ihnen eben so gut verbieten, zu athmen.“ Jedenfalls war das Gutachten Professor Graefe's die Ursache, daß mein Bruder seine Stellung als Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel Ostern 1879 aufgab, da gerade das Lesen und Schreiben der griechischen Buchstaben für die Augen besonders schädlich sein soll.

Es gab auch Ärzte, die die Ursache seiner Kopfschmerzen in einem anderen Grunde suchten: in seiner Keuschheit. Sie riethen ihm dringend, zu heirathen; aber für einen so fein fühlenden Menschen wie meinen Bruder, der die Freundschaft das Beste an der Ehe fand, war das doch ein peinlicher Grund zu einer

Eheschließung. In anderer Form sich den Geschlechtsverkehr zu suchen, wie ihm ein Arzt gewissermaßen verordnete, schien ihm eine etwas bittere Medizin. Er dachte über diese Dinge natürlich ganz unbefangen, erkannte die Prostitution vielleicht auch als ein nothwendiges Übel, immerhin als erniedrigend und gemein machend für beide Theile. Deshalb wünschte er auch eine Veredlung der Prostitution oder vernünftige Maßregeln, sie auf das geringste Maß zu beschränken. J. B. plaidirte er für kleine kurze Ehen auf Jahre und Monate, deren Sprößlinge durchaus legitim wären. In seinen Papieren finden wir so manche Niederschrift mit herzlichen und warmen Lobsprüchen zu Ehren der Keuschheit, so viele feierliche Worte über die Entstehung des Lebens und die Schließung einer Ehe, die er als etwas Heiliges betrachtete, daß man wohl zu der Annahme berechtigt ist, daß die obenerwähnte ärztliche Verordnung wenig Beifall gefunden haben wird. Es freut mich, daß jetzt durch sehr berühmte Ärzte, Physiologen und Psychologen die Keuschheit wieder zu ihrem Werth gekommen ist und als eine Kraftquelle des höchsten Geistes schaffens anerkannt wird; daß sie jedenfalls nicht mehr zu den ärztlich verbotenen Dingen gehört und dem Individuum die volle persönliche Freiheit auch darin gestattet wird.

Natürlich hing sein Wohl- oder Übelbefinden, wie bei Jedermann, auch von der richtigen Ernährung ab. Leider hatte die Kur bei Wiel ihm den Glauben eingeflößt, daß er nicht viel essen dürfe — eine Ansicht, die für einen so robust angelegten, geistig enorm arbeitenden Menschen ein schlimmer Irrthum war.

Das Unglück wollte noch, daß ihm das Büchlein des Italieners Cornaro in die Hände fiel und bei ihm gerade so viel Unheil wie bei anderen Leuten anrichtete, wie er selbst in der „Götzendämmerung“ zum warnenden Beispiel erzählt. Mein Bruder kam erst in den achtziger Jahren zu der Überzeugung, wie irrhümic und wie verderblich die Vorschläge jenes Italieners (der eine Art Hungerkünstler war) gewesen sind. Er schreibt in der „Götzendämmerung“:

„Jedermann kennt das Buch des berühmten Cornaro, in dem er seine schmale Diät als Rezept zu einem langen und glücklichen Leben — auch tugendhaften — anrath. Wenige Bücher sind so viel gelesen worden, noch jetzt wird es in England jähr-

lich in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt. Ich zweifle nicht daran, daß kaum ein Buch . . . so viel Unheil gestiftet, so viele Leben verkürzt hat wie dies so wohlgemeinte *Curiosum*. Grund dafür: die Verwechslung der Folge mit der Ursache. Der biedere Italiener sah in seiner Diät die Ursache seines langen Lebens, während die Vorbedingung zum langen Leben, die außerordentliche Langsamkeit des Stoffwechsels, der geringe Verbrauch, die Ursache seiner schmalen Diät war. Es stand ihm nicht frei, wenig oder viel zu essen, seine Frugalität war nicht ein ‚freier Wille‘: er wurde krank, wenn er mehr aß. Wer aber kein Karpfen ist, thut nicht nur gut, sondern hat es nöthig, ordentlich zu essen. Ein Gelehrter unserer Tage, mit seinem rapiden Verbrauch an Nervenkraft, würde sich mit dem régime Cornaro's zu Grunde richten. *Crede experto.*“

Um es kurz zusammenzufassen: mein Bruder hat Jahre lang im Verhältniß zu seiner eminenten geistigen Thätigkeit viel zu wenig und nicht das Richtige gegessen. Bei Migräne ist man allerdings nicht geneigt, Nahrung zu sich zu nehmen; er hätte jedoch wenigstens die Zeiten zwischen den Migräneanfällen benutzen sollen, um durch stärkeres Essen den Verbrauch der geistigen Nervenkraft etwas auszugleichen. Aber wie gesagt, das Büchlein hatte ihm eine ganze Zeit den Irrthum beigebracht, daß ein Minimum von Kost dem Menschen genüge. Um jedem Irrthum vorzubeugen, bemerke ich sogleich, daß ich nicht etwa behaupte, daß stark geistig arbeitende Menschen starke Esser und Schlemmer sein müßten, sondern, daß die Zufuhr der Nahrung in ganz individueller Weise mit dem Verbrauch der geistigen Kräfte in Einklang gesetzt werden muß. Man erzählt sich von Bismarck, daß er öfters gesagt habe: „Wenn man mir so viel Arbeit zumuthet, muß man mir auch gut zu essen und zu trinken geben.“ Das ist ein vollkommen richtiger und gesunder Grundsatz! Wäre mein Bruder nicht eine von Grund aus gesunde Natur gewesen, hätte er nicht Jahre lang gewissermaßen von dem aufgespeicherten Schatz seiner Kraft zehren können, so wäre es ganz unmöglich gewesen, daß er uns mit einer solchen Fülle der herrlichsten Werke beschenken konnte. Seit Anfang der achtziger Jahre hat er auch wieder ordentlich zu essen angefangen, immer noch wenig im Verhältniß mit anderen Männern, aber doch genügend.

Von Ende des Jahres 1881 an dürfen wir ihn als genesen betrachten, die schlimmen Jahre des Leidens waren vorüber und er singt diesem ersten gesunden Winter 1881/82 in der „Fröhlichen Wissenschaft“ im Sanctus Januarius ein jubelndes Dankeslied:

„Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß: —
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius.

„Zum neuen Jahre. — Noch lebe ich, noch denke ich: ich muß noch leben, denn ich muß noch denken. Sum, ergo cogito: cogito, ergo sum. Heute erlaubt sich Jedermann, seinen Wunsch und liebsten Gedanken auszusprechen: nun, so will auch ich sagen, was ich mir heute von mir selber wünschte und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst über das Herz lief, — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft und Süßigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer mehr lernen, das Nothwendige an den Dingen als das Schöne sehen: — so werde ich einer von Denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung! Und, Alles in Allem und Großen: ich will irgend wann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!“

Schon im Sommer 1881 entwirft er eine prächtige Schilderung seines körperlichen Zustandes: „Mein Aussehen ist übrigens vortrefflich, meine Muskulatur in Folge meines beständigen Marschirens fast die eines Soldaten, Magen und Unterleib in Ordnung. Mein Nervensystem ist, in Unbetracht der ungeheuren Thätigkeit, die es zu leisten hat, prachtvoll und der Gegenstand meiner Verwunderung, sehr fein und sehr stark: selbst die langen schweren Leiden, ein unzumuthbarer Beruf und die fehlerhafteste Behandlung haben ihm nicht wesentlich geschadet, ja im letzten Jahre ist es stärker geworden.“ —

Er hat seine Wiederherstellung immer seiner eigenen Behandlung zugeschrieben und war sehr stolz darauf. Das Regime, das er sich selbst zusammengestellt hatte, und in dem nachfolgenden Aphorismus verräth, gehörte sicherlich zu den allervernünftigsten:

„Die Mittel, mit denen Julius Caesar sich gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfachste Lebensweise, ununterbrochener Aufenthalt im Freien, beständige Strapazen —: das sind, in's Große gerechnet, die Erhaltungs- und Schutzmaßregeln überhaupt gegen die extreme Verletzlichkeit jener subtilen und unter höchstem Druck arbeitenden Maschine, welche Genie heißt.“

Vor Allem scheint mir aber, daß die Wahl seiner Aufenthaltsorte den stärksten Einfluß auf seine Wiederherstellung gehabt hat, denn in geradezu wunderbarer Weise hing sein Wohlbefinden von Klima, hellem Himmel, von Wind und Wetter ab. Er glaubte auch immer, daß bisher den klimatischen Einflüssen viel zu wenig Wichtigkeit beigemessen würde, doch scheint mir dies in der Gegenwart nicht mehr zuzutreffen. Ich bringe einige Briefstellen, in welchen er sich über solche Einflüsse ausspricht:

(Juni 1881) „Es bleibt doch bei dem Engadin — denn von meinen vielen Versuchen in der Schweiz (vielleicht 20 bis 30) ist der Engadiner der einzige leidlich gelungene. Es ist schwer, für meine Natur das Rechte in der Höhe und Tiefe zu finden, im Grunde ist es ein Tasten, es sind Faktoren dabei, die sich nicht streng fassen lassen (z. B. die Elektrizität der ziehenden Wolken und die Wirkungen der Winde: ich bin überzeugt, daß achtzig Mal von 100 ich diesen Einflüssen meine Schmerzen zu danken habe). Wo ist das Land mit viel Schatten, ewig reinem Himmel, gleichem kräftigen Meerwinde von Morgen bis Abend, ohne Wetter-Umschläge? Dahin — dahin — will ich ziehn! Sei es auch außer Europa!“

(Aug. 1881) „In Paris ist eine Ausstellung für Elektrizität: ich sollte eigentlich dort sein, als Ausstellungsgegenstand; vielleicht bin ich in diesem Punkte empfänglicher als irgend ein Mensch, zu meinem Unglücke! —“

(Herbst 1881) „Ein Sturm: ich empfinde ihn gegen vier Stunden vorher, bei dem heitersten Himmel. Ist er da, so verbessert sich mein Zustand.“

(Mai 1885) „Im Übrigen mögen zur Erklärung meines damals ganz ungewöhnlichen ‚Unlustgefühls‘ jene elektrischen ‚Stürme‘ ausreichen, welche in den Herbst- und Wintermonaten alle Beobachter der elektrischen Strömungen in Erstaunen gesetzt haben: zeitlich fallen sie mit dem Sichtbarwerden großer Sonnenflecken zusammen.“

(Herbst 1885) „Im Jahre 220 vollkommen reine wolkenlose Tage — das entschied für Nizza. Die Wirkung dieser herrlichen Lichtfülle auf mich grenzt an's Wunderbare! Ich habe hier für die sechs Winter-Monate fast so viel reine Himmels-Tage, als in Genua für das ganze Jahr. Damit sagte ich der geliebten Stadt des Columbus — etwas Anderes war sie mir nie — Lebewohl; und sie war zuletzt noch rührend schön in ihrem Oktoberglanz.“

(Dez. 1885) „Mir ist zu Muthe, als sei ich das erste Mal in Nizza; mindestens weiß ich jetzt besser mir das Schöne, was zu mir hier paßt, zu Gemüthe zu führen und das Übrige einfach zu ignoriren. Die feine Luft, die zarten Farben aller Art, die unbeschreibliche Sonnigkeit — es hat etwas Begeisterndes, wenigstens für mich. Mein Kopf ist hier zehn Mal mehr werth als in Zürich oder Leipzig, hier wo ihm das Klima ‚congenial‘ ist, um mich äußerst gebildet auszudrücken.“

Ich habe keinen Menschen gekannt, auf welchen Sonne und Licht von Kindheit an einen solch erfreuenden Einfluß ausgeübt hätten, wie auf ihn. Er war und blieb ein Sonnenkind bis zu seinen letzten Lebenstagen.

Sein Magen ist aber auch später, wie schon oben erwähnt, durch die jahrelange Vergiftung mit ungeeigneten Medikamenten etwas sensibel geblieben, wie er denn überhaupt nicht die „Bären-gesundheit“ von vor 1870 und den guten Magen, „der beinahe Kieselsteine vertrug“, bei dieser Wiederherstellung wiederbekommen hatte. In Folge von falscher Ernährung und von Unverdaulichkeiten stellten sich später zwar nicht mehr schlimme Kopfschmerzen ein, aber bei schlechtem Wetter in ungeeignetem Klima eine gewisse Benommenheit des Kopfes, von welcher er aber nie wußte, ob sie von den Augen oder dem Magen kamen. Er consultirte deshalb im Sommer 1885 einen berühmten Arzt, der sich in Sils-Maria aufhielt, und schreibt darüber ausführlich an

unsere Mutter: „Übrigens hatte ich eine große Gesamt-Consultation über meine Gesundheit mit einem alten Arzte und Freunde des bekannten Dr. Schweninger aus München (der, wie Du wissen wirst, der Arzt Bismarck's ist). Sein Scharfblick war, nach 1 $\frac{1}{2}$ tägigem Zusammensein mit mir, für mich überraschend; seine Vorschläge der Kur (mit Beiseitlassung aller Medizin) haben sich aber nicht bewährt. In Betreff der Nahrung hat er mir geradezu genau dasselbe verboten, was ich mir, auf Grund langer Beobachtung, jetzt selber verbiete (und ohne daß er von Letzterem eine Ahnung hatte), nämlich Kartoffeln, Kohl, Blumenkohl, Essig, Senf, Pfeffer, Schwarzbrod, Zwiebeln, Saucen, alle Suppen, Würste, Käse, alle Liqueure und starken Alcoholica. Ich bin im Grunde sehr einfach zu ernähren: nur gerade in Deutschland nicht, wo man nicht versteht, mir mein Fleisch auf dem Rost zu braten. Eier, Reis, Gries, Milch u. s. w., vor Allem aber gutes Fleisch. Verzeihung für diese Details. — Einstweilen glaube ich nicht um Nizza herumzukommen, es ist der einzige Ort, der mir den Stoffwechsel so anregt, daß ich mich im Kopfe frei fühle; das Umgekehrte geschieht an Orten mit Luft-feuchtigkeit und viel Gewölk. Deshalb ist Deutschland im Ganzen und unser Naumburg im Besonderen mir unzutraglich. Nizza und Oberengadin sind vielleicht im ganzen Europa die stimulantesten Klimata, Dank der trocknen Luft. Warum ist mein System so träge, daß es immer nur mit der größten Noth arbeitet? Andererseits braucht ein Gehirn, wie das meine, eine sehr starke Ernährung: — und ich habe Jahre lang an unzureichender Ernährung gelitten, weil ungünstiges Klima (wie das Basel's) mir die Schwierigkeit vermehrte.“ Schließlich hatte er sich eine Tageseintheilung gemacht, die ihm gut bekam und welche er jahrelang durchführte: „Ich nehme nur eine Mahlzeit (das Diner) außer meinem Zimmer, Abends um 6 Uhr, und zwar in Gesellschaft; Mittags genügt mir etwas Milch, Brod mit ein paar Eidottern, Morgens der von mir selbst bereitete Thee. Auch wenn ich im Hôtel lebe, setze ich diese Lebensweise durch.“

Im Allgemeinen muß aber seine Gesundheit in den Jahren von 1881—88 doch ausgezeichnet gewesen sein, da sie ein solches Übermaß von Arbeit hat ertragen können. Man muß die

Niederschriften dieser Jahre sehen und an die Reihe der veröffentlichten Werke denken, zu denen er nicht nur die ersten, zweiten und dritten Niederschriften, sondern sogar die Druckmanuskripte selbst geschrieben hat, um sich immer wieder kopfschüttelnd zu fragen: Wie war es nur möglich, dieses Alles in sieben Jahren fertig zu bringen! Vor allen Dingen, wie war es seinen so überaus kurzsichtigen Augen möglich! Wer nicht in so hohem Grade kurzsichtig ist (ich bin es!), kann gar nicht begreifen, wie unbeschreiblich ermüdend das Schreiben bei einem solchen Augenzustand ist. Die gebückte Haltung, der vorgeneigte Kopf wirkt bei längerer Dauer recht ungünstig auf Magen und Kopfnerven. Es giebt keine Brillennummer, die Einem erlauben würde, den Kopf gerade zu halten, denn die Nummer 3, die mein Bruder hätte eigentlich tragen müssen, verkleinert die Schrift wiederum so sehr, daß sie nichts nützt. Diese Ermüdung der Nackenwirbel habe ich immer als sehr schädlich empfunden.

Mein Bruder hat seiner Gesundheit in seinem ungestümen Schaffensdrang Unglaubliches zugemuthet. Wenn ihm nun auch das Durchdenken und Schaffen seiner neuen Werke, die sämmtlich auf großen Wanderungen concipirt wurden, als das köstlichste Spiel erschien, so war doch die nachfolgende Arbeit, rein äußerlich und mechanisch genommen, eine furchtbare Anstrengung. Der wunderbare Stilist konnte sich gar nicht genug thun, seine neuen Gedanken in immer schönere und präcisere Fassung zu bringen. Die Freude an dem Geschaffnen half ihm über alles Schwierige während des Schreibens hinweg; aber wenn ihm diese Überanstrengung nicht hätte schaden sollen, so hätten zwischen den tief arbeitsamen Zeiten helle, sonnige, fröhliche Wochen einer vollständigen geistigen Erholung kommen müssen. Das aber fehlte ihm gerade in späteren Jahren.

Aber wir wissen, daß er noch Schwereres zu tragen hatte, als körperliche und geistige Ermüdung: nämlich jene Seelenerschütterungen, die ihm sein einsamer Weg zur Höhe auf Schritt und Tritt brachten. Diese wurden ihm oft drückend schwer, ihm, der Leib und Seele in einer solchen Verfassung hatte, daß er, wie er selbst sagt, „mit Beidem unsäglich leiden konnte“. Die Spannung und Intensität der Empfindungen ist bei einem Genie

aufserordentlich groß und stark, vielleicht ist dies gerade das Wesen des Genie's. feinempfindende werden deshalb begreifen, daß mein Bruder später den Predigern des Mitleids mit einer gewissen spöttischen Geringschätzung zuhörte. Was mußten das für hartherzige, phantasielose, niedrig-egoistische Menschen sein, die das Mitleid als die höchste Tugend preisen konnten. Er selbst litt unter dem Gefühl, Andere leiden zu sehen, Anderen wehe thun zu müssen, so unbeschreiblich, daß es für ihn geradezu die Gefahr war, von seinem eigenen Weg hinweggetrieben zu werden. Im IV. Theil des Zarathustra ist deshalb die Noth und das Leiden der höheren Menschen als die schwerste Versuchung Zarathustra's geschildert. Dieser Nothschrei der höheren Menschen zerreißt ihm das Herz, und er muß seine ganze Kraft zusammennehmen, um ihm zu widerstehen und schließlich die Leidenden und sich selbst in eine Höhe zu heben, von wo aus gesehen das tragische Problem unter ihnen liegt. Er wollte dem menschlichen Dasein durchaus etwas von seinem herzbrecherischen und grausamen Charakter nehmen und die höheren Menschen zu Jafagenden machen.

Ich würde gern aus seinem Leben einiges von seinen Handlungen herzlichen Mitleids erzählen, die er ja allerdings immer zu verbergen suchte (er fand es schamlos, wenn mitleidige Menschen von ihren mitleidigen Empfindungen oder Handlungen redeten), aber die Reihe ist zu lang, und ich wüßte nicht recht, wo ich anfangen sollte. So ziehe ich vor, eine Briefstelle zu bringen, in welcher er sich selbst über sein allzu lebhaftes Mitempfinden bei den Leiden Anderer ein wenig moquirt:

18. Juli 1880 . . . „Haben Sie von dem Brande von Mommsen's Hause gelesen? Und daß seine Excerpte vernichtet sind, die mächtigsten Vorarbeiten, die vielleicht ein jetzt lebender Gelehrter gemacht hat? Er soll immer wieder in die Flammen hineingestürzt sein, und man mußte endlich gegen ihn, den mit Brandwunden Bedeckten, Gewalt anwenden. Solche Unternehmungen, wie die M.'s müssen sehr selten sein, weil ein ungeheures Gedächtniß und ein entsprechender Scharfsinn in der Kritik und Ordnung eines solchen Materials selten zusammenkommen, vielmehr gegen einander zu arbeiten pflegen. — Als ich die Geschichte hörte, drehte sich mir das Herz im Leibe um,

und noch jetzt leide ich physisch, wenn ich dran denke. Ist das Mitleid? Aber was geht mich Mommsen an? Ich bin ihm gar nicht gewogen. —“

Ich will hier gleich noch folgende Thatsache constatiren. Einen Ort und ein Klima nannte er „gut“, wenn er dort herrlich arbeiten konnte; „gesund“ nannte er sich, wenn er wochenlang ohne Ermüdung von früh bis Abend seine Gedanken und Arbeitspläne ausführen konnte, „krank“ aber, wenn er dies nicht vermochte; und wenn er sagt „ich leide“, so hat das nichts mit der Gesundheit zu thun. Sicherlich kann man behaupten, daß es nicht etwa der schlechte Zustand seiner Gesundheit war, unter welchem er in den Jahren 1881—88 gelitten hat, sondern allein die seelischen Erschütterungen die ihm durch seine eignen Schöpfungen, durch Freund und Feind zu Theil wurden. Er schreibt mir deshalb auch Mai 1886: „Wenn ich jetzt sage: ich bin krank, so meine ich etwas Anderes, Schwereres (die Gesundheit ist ganz „ordentlich“, wie man in Basel sagt!), z. B. das Gefühl der ungeheuren Verantwortung, die auf mir liegt, oder auch, daß ich Niemand mehr von den alten Freunden habe, auf den sich mein Herz verlassen könnte.“ Und nach dem Zerwürfniß mit Rohde, Mai 1887, sagt er noch deutlicher: „Auch mir wird Jahr für Jahr schwerer; und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungsarm wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was nothwendig war, — meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist an's Licht gekommen: man merkt gegenseitig, daß man sich eigentlich verrechnet hat. Der Eine schwenkt hierhin ab, der Andere dorthin, Jeder findet seine kleine Heerde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt.“ Und im Herbst desselben Jahres fügt er hinzu: „Man sagt mir, daß mein Aussehen besser sei, als letztes Jahr, — dasselbe sagt man mir jeden Winter; wirklich habe ich jetzt sieben Jahre hintereinander immer einen neuen Schritt zur Gesundheit gemacht. Es geht so langsam, weil — weil ich zu viel leide.“

In solchen Zeiten nun, in welchen er durch irgendwelches Vorkommniß ganz besonders an seiner seelischen Verletzbarkeit litt, stellte sich Schlaflosigkeit ein, die er mit Schlafmitteln zu bekämpfen suchte; aber niemals hat mein Bruder Morphium oder Opium eingenommen oder als Einspritzung gebraucht, da er gegen alle Opiate einen starken Widerwillen hatte. Er besaß jedoch eine wirkliche Zuneigung zu dem Schlafmittel Chloral, und zwar hauptsächlich deshalb, weil es am anderen Morgen keine erschlaffende Wirkung ausübte, sondern ihm zu arbeiten gestattete. Er schreibt darüber an mich: „Ich habe eine so ungeheure Aufgabe vor mir, daß ich keine Stunde verlieren darf und zu allen Mitteln greifen muß, die mir das Arbeiten erleichtern.“ Er täuschte sich nicht über die Gefährlichkeit dieses Schlafmittels und hatte sogar eine ganz merkwürdige Wirkung constatirt, die vielleicht ganz individuell war, trotzdem aber Ärzte interessiren wird. Im Winter 1882/83 hat er in folge jener fatalen Influenza dieses Schlafmittel zum ersten Mal regelmäßig in größeren Dosen gebraucht und war von der seltsamen Wirkung so unangenehm berührt, daß er es sich mit aller Kraft im Frühjahr 1883 wieder abzugewöhnen suchte. Er behauptete nämlich, daß er im Winter unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die ihm hinterher als vollkommen falsch erschienen wären; das Chloral hätte, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am anderen Morgen nach dem Erwachen einen eigenthümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm „menschenfreundlichere Gefühle“ wiedergekehrt. Als ich ihn einmal besorgt fragte, ob dies Mittel nicht auch auf die Niederschrift seiner Ansichten einwirken könnte, lachte er herzlich und meinte, so schlau wäre er auch, daran zu denken, aber am Nachmittag, wenn die menschenfreundlicheren Gefühle wiedergekehrt seien, prüfe er deshalb immer Das noch einmal, was er am Vormittag niedergeschrieben habe. Übrigens vermied er dies Mittel jahrelang, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung außerordentlich angenehm gewesen sein muß, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitsreichen Zeiten aber, besonders nach

unangenehmen Erlebnissen, griff er doch danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommniß: „Es hat mich sehr peinlich berührt! Leider bin ich dadurch wieder erkrankt und nehme das alte Mittel, — und dann hasse ich alle Menschen, die ich jemals kennen lernte, unsäglich, mich eingerechnet. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf ‚Menschenhaß und Reue‘, und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung.“ Übrigens bin ich sicher, daß er sich das Chloral vollständig abgewöhnt haben würde, wenn ihm die Ärzte damals nicht wiederholt versichert hätten, daß das Mittel unschädlich sei. Mein Bruder hat aber schließlich seine Gefahren selbst herausgefunden, z. B. daß es unter verschiedenen Umständen ganz verschieden wirkt. So soll es für starke Esser und Alkoholisten ein verhältnißmäßig harmloses Mittel sein, aber auf meinen Bruder, der, wenn er sich auch später darin verändert hat, immer noch als ein schwacher Esser zu bezeichnen war und fast nie Wein und Bier trank, konnte es die allerschädlichste Wirkung ausüben.

Außerdem muß er aber noch ein anderes Mittel gebraucht haben, dessen fremdländischen Namen ich vergessen habe. Ein alter Holländer, der die ganze Welt umreist und viele Jahre in Java gelebt hatte, schenkte es ihm als ein herrliches „Beruhigungsmittel“. Es war eine dunkle Flüssigkeit, eine Art starker Alkohol, der schwach nach fremden Würzen roch. Mein Bruder erzählte mir aber, daß er damit sehr vorsichtig wäre, denn ein Mal habe er in das Glas Wasser ein paar Tropfen zu viel genommen und sei davon absolut betrunken geworden. Er habe sich auf den Teppich hingeworfen und immer lachen müssen (er sagte „grinsen“). Aber in schwachen Dosen wirke es erheiternd und beruhigend, doch glaube er nicht, daß es so harmlos sei, wie der alte Holländer behauptet habe. —

Wir haben aus der bisherigen Darstellung ersehen, daß es Verschiedenes gab, was sich für die Gesundheit meines Bruders als schädlich erwiesen hatte: düsterer Himmel, feuchtes Klima, eifige Winde, unbehagliche Häuslichkeit, Überanstrengung der Augen und seelische Erschütterungen, die Schlaflosigkeit hervor-

riefen und ihn nöthigten, zu Schlafmitteln zu greifen. Das Jahr 1888 hatte sich nun gewissermaßen gegen ihn verschworen, indem es Alles brachte, was nur für seine Gesundheit ungünstig sein konnte. Schon im Februar, als er eben mit der Gesamtkonception des „Willens zur Macht“ fertig war, gab es in Nizza unfreundliches, wechselvolles Wetter und allerhand Unannehmlichkeiten, taktlose Briefe, häßliche Angriffe, sodaß ihm der Muth zur Weiterarbeit genommen wurde. Aus dieser Stimmung heraus sind auch die sehr traurigen Briefe des Monats Februar 1888 zu erklären. April und Mai gestalteten sich nun zwar in Folge der freudigen Nachrichten, die ihm Georg Brandes gab, viel heiterer und muthiger als es sonst im Frühling der Fall gewesen war. Aber von Anfang Juni an, seit seiner Ankunft im Engadin, kam alles Schlimme zusammen: wahrhaft entsetzliches Wetter, eine sehr starke Influenza, unangenehme Wohnungsverhältnisse und die äußerste Überanstrengung seiner Augen und Kopfnerven. Dazu kamen später jene grenzenlos traurigen Angriffe, wonach er zu den allerstärksten Schlafmitteln griff. Es ist im vorigen Capitel geschildert, wie der Theure unter dem Ansturm zusammenbrach, — zusammenbrechen mußte.

An welchem Tag nun äußerlich die Störung seines Geistes ausgebrochen sein mag, kann nicht mehr genau festgestellt werden; jedenfalls war es in der letzten Zeit des Monats Dezember 1888. Seine Wirthsleute haben nichts gemerkt, bis er plötzlich bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niederstürzte, ohne daß er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirth findet ihn und führt ihn mit großer Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Erregung und Verwirrung: er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verlor den Begriff für den Werth des Geldes, bezahlte Kleinigkeiten mit zwanzig Franken und mehr; er ist aber dabei ausgegangen. Die Vorstellung, daß er, verursacht durch jene Mittel, zeitweise ohne völlige Besinnung allein in den Straßen Turins herumgegangen ist, vielleicht die Beute von allerhand Gefindel, das sich an ihn drängte, zerreißt mir das Herz, wenn ich daran

denke. In jener Zeit beschrieb er auch einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischten: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun Alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. Diese Blätter wenden sich gegen Richard Wagner, Schopenhauer, Bismarck, seine nächsten Freunde: Professor Overbeck, Peter Gast, Frau Cosima, meinen Mann, meine Mutter und mich. Während dieser Zeit unterzeichnete er alle Briefe mit „Dionysos“ oder „Der Gekreuzigte“. Auch in diesen Aufzeichnungen sind noch Stellen von hinreißender Schönheit, aber im Ganzen charakterisiren sie sich als krankhafter Fieberwahn. In den ersten Jahren nach meines Bruders Erkrankung, als wir noch die falsche Hoffnung hegten, daß er wieder gesund werden könnte, sind diese Blätter zum größten Theil vernichtet worden. Es würde das liebevolle Herz und den guten Geschmack meines Bruders auf das Tiefste verletzt haben, wenn ihm solche Niederschriften späterhin zu Gesicht gekommen wären.

Einige dieser von meinem Bruder mit „Dionysos“ oder „Der Gekreuzigte“ unterschriebenen Briefe beunruhigten Herrn Professor Overbeck in Basel auf das Äußerste und veranlaßten ihn, in der ersten Woche des Januars 1889 nach Turin zu reisen. Der Ausbruch einer geistigen Erkrankung wurde bei dem Theuren constatirt, und der Freund nahm ihn mit nach Basel in eine Anstalt, von wo ihn dann unsre Mutter zunächst nach Jena und ein Jahr darauf zu sich nach Naumburg holte. Zu meinem tiefsten Schmerz scheint außer mir, die, ohne rechtzeitig eingreifen zu können, im fernen Paraguay weilte, Niemand gewußt zu haben, welche verderbliche Wirkung unter Umständen jene obenerwähnten Schlafmittel auf meinen Bruder auszuüben vermochten und daß vielleicht dem ganzen Leiden eine Vergiftung zu Grunde lag.

Nein ich will nicht sagen „vielleicht“, denn ich bin dessen ganz sicher, daß der Gebrauch von Chloral und jenes Beruhigungsmittels aus Java die Ursache des Schlaganfalles und

jener geistigen Lähmung gewesen sind. Ob es damals noch Zeit gewesen wäre, die Vergiftung zu heben, ist jetzt nicht mehr festzustellen.

Die Ärzte nannten seine Krankheit „eine atypische Form der Paralyse“ d. h. eine Paralyse, die durchaus nicht die Kennzeichen dieser Krankheit trug — also nicht Paralyse war. Es ist den Ärzten aus dieser unrichtigen Bezeichnung nicht der geringste Vorwurf zu machen, denn alle, die ihn behandelten, wußten nichts von seinem früheren Leben und hatten ihn früher absolut nicht gekannt; sie waren gar nicht unterrichtet. Niemand hat sich die Mühe gegeben, den Ärzten in Jena von dem Gebrauch der Schlafmittel und Alledem zu erzählen, was auf das Befinden meines Bruders einen guten oder schädlichen Einfluß bis dahin ausgeübt hatte. Niemand hat ihnen seine letzten Keinschriften oder Briefe vorgelegt, wodurch sie hätten sehen können, daß der Gedanke sowohl als die Schrift bis zu dem Schlaganfall, wenn auch phantastisch, doch vollkommen korrekt war, — kein Buchstabe fehlte.

Geheimrath Binswanger in Jena schreibt deshalb am 29. September 1904 vollkommen richtig an Gast „Eine genaue Krankengeschichte Friedrich Nietzsche's zu schreiben wird Niemandem gelingen, da die Anfänge des Leidens nicht völlig klargestellt sind. Nach der Turiner Katastrophe war der arme Patient außer Stande, selbst Bericht über die Vorgeschichte zu geben; die Angaben der Begleiter Nietzsche's waren zu unvollständig, um darauf absolut sichere Konstruktionen aufzubauen.“ — So spricht ein gewissenhafter Arzt. Was soll man aber von der „Gewissenhaftigkeit“ des Herrn Dr. Möbius denken? der auf eine erfundene Behauptung oder Vermuthung hin wagt, das Andenken des edelsten Menschen zu beschmutzen, indem er von einer luetischen Ansteckung im Jahre 1866 spricht und darauf seine Hypothesen aufbaut, — obgleich er mit der geringsten Anstrengung die Wahrheit erfahren konnte, daß das eine ekelhafte Verleumdung ist.*) Wer es weiß wie sehr Nietzsche darauf hielt, daß der Jüngling enthalten und keusch lebe, und wie er über solche Krankheiten dachte: nachsichtig, aber doch mit leichtem Ekel, — der

*) Man lese S. 900—902, dort auch unten die Anmerkung.

wird verstehen, daß es die Pflicht seiner Freunde ist, ihn von dieser Beschmutzung seiner Jünglingsjahre zu befreien, — der wird aber auch die Bosheit der Verleumdung begreifen.

Was mich nun sehr deutlich auf den Gebrauch jenes „Beruhigungsmittels“ hinweist, sind die Schilderungen des Zustandes, wie er sich im Anfang der Erkrankung meines Bruders gezeigt hat und von den verschiedensten Seiten bestätigt worden ist: er habe sich auf den Fußboden geworfen und immer gelacht. Auch in den Briefen an Peter Gast (Spätherbst 1888) spricht mein Bruder sehr auffällig von jenem obenerwähnten „Grinsen“, das er sonst nie auf sein eigenes Lachen angewendet hat, sondern nur auf das erzwungene Lachen nach dem Gebrauch jenes Mittels aus Java. Übrigens hat er, wenn ich recht verstanden habe, noch Herrn Professor Wille in Basel, dem Direktor der dortigen Irrenanstalt, den Namen jenes Mittels genannt. Professor Wille bemerkte dazu, „daß mein Bruder Schlaf- und Beruhigungsmittel gebraucht habe, die von der Wissenschaft noch gar nicht ausprobiert wären. Man hätte ihn vollkommen davon betäubt zu ihm nach Basel gebracht, und diese Betäubung hätte noch drei Tage angehalten.“ Vielleicht ist es das Schlimmste gewesen, daß er Chloral und jenes Mittel aus Java zusammen gebraucht hat.

Es wäre besser gewesen, wenn ich diese genaue Schilderung früher veröffentlicht hätte; aber das war bisher nicht möglich, denn es mußte Alles in Betracht gezogen werden und die sorgfältigste Prüfung des ganzen Lebenslaufes zuvor stattfinden. Das ist nun in gewissenhaftester Weise geschehen und daraufhin erlaube ich mir eine Diagnose über die Erkrankung meines Bruders zu geben. Es ist die Diagnose eines Laien, was ich in aller Bescheidenheit betone, aber eines Laien, der mit dem Kranken am meisten zusammen gewesen ist und alle seine Ärzte und ihre Aussprüche, sowie die Krankheitszustände selbst, genau gekannt hat.

Das Jahr 1888 traf ihn auf dem Höhepunkte seiner Arbeitsleistung. Diese Überanstrengung der Kopfnerven, die Ermüdung der Augen, das schauerhafte Wetter im Engadin, die Influenza, die ihn befiel, hatten schon zusammen im Juni, Juli 1888 jene Migräneanfälle hervorgerufen, die er seit Jahren

überwunden glaubte. In mehreren Briefen klagt er darüber, daß ihn sein Zustand an jene schlimmen Krankheitsjahre vor 1881 erinnere. Im August besserte sich sein Zustand, nur blieb eine „absurde Insomnie“ zurück, über welche er sich in verschiedenen Briefen ausspricht. Das Verlassen vom Engadin mit seinen damals ganz ungewöhnlich schlechten Witterungsverhältnissen und die Rückkehr nach Turin, das im köstlichsten Herbstwetter strahlte, riefen nun, weil er sich im Sommer zurückhalten mußte, ein wahres Arbeitsfieber hervor, das natürlich die Schlaflosigkeit nicht verminderte. Wie er mir selbst schrieb, hat er damals schon, seit Juli, Chloral genommen. Durch die böswilligen Angriffe wurde aber die Intensität seiner Empfindungen in einer solchen Weise gesteigert, daß er die Dosen nicht mehr sorgfältig abgemessen hat. Unter gewöhnlichen Umständen würden die Gifte nicht so verderblich gewirkt haben; aber bei dieser höchsten Anspannung aller Geistes- und Seelenkräfte haben sie eine hundertfach gesteigerte Wirkung ausgeübt und die namenlos traurige Lähmung seiner Geisteskräfte hervorgerufen.

Auch der weitere Verlauf der Erkrankung zeigt keine Ähnlichkeit mit sonstigen Fällen der „progressiven Paralyse“, wie das nächste Capitel beweisen wird. Die Krankheit währte beinahe 12 Jahre, und wenn auch die geistige Lähmung allmählich zu einer körperlichen wurde, weil sich die Schlaganfälle wiederholten, so war doch Professor Ziehen aus Jena, als er ihn nach 10 Jahren der Krankheit wiedersah (noch dazu an einem ungünstigen Tage, Abends nach 7 Uhr, wo er schon müde war), geradezu frappirt, weil das Krankenbild ein so vollständig anderes war, als das, was sonst mit Paralyse bezeichnet wird. Man darf also diese Bezeichnung gar nicht auf die Krankheit meines Bruders anwenden. Die allein richtige Bezeichnung wäre: ein durch Überanstrengung der Augen und Kopfnerven übermüdeten Geist konnte starken Schlafmitteln gegenüber nicht mehr den früheren Widerstand leisten und wurde deshalb durch deren Gebrauch gelähmt.

XXXVII. Capitel.

Krankheit und Tod.

Motto: „Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit, —
mächtig steht nun mein Kahn.“
(Dionysos-Dithyramben.)

Mein Bruder hat einmal gesagt, daß man es ihm erst beweisen müsse, daß ein guter Mensch einen außerordentlichen Geist haben könne. — Den „außerordentlichen Geist“ streitet wohl Niemand mehr Friedrich Nietzsche ab, und so könnte wohl umgekehrt gefordert werden, daß der Beweis zu erbringen sei, daß dieser außerordentliche Geist ein guter Mensch gewesen ist. Wenn es dieses Beweises bedarf — nun so blicke man auf die langen Jahre seiner geistigen Lähmung. Es ist nicht zu beschreiben, welch' rührender Kranker er war! Die Zartheit seiner Empfindung, das Edle seines ganzen Charakters, die Rücksicht auf Andere und der Wunsch Freude zu bereiten, zeigte sich in ergreifendster Weise. Selbst die Ärzte konnten sich dieses ungewöhnliche Krankenbild nur dadurch erklären, daß seine Natur so durch und durch vornehm und durchgeistigt gewesen sei, daß selbst in jener Zeit, wo der Wille fehlte und er nicht mehr nach bestimmten Absichten handeln konnte, dies in seiner ganzen Art und Weise keinen Unterschied mache.

Über die allererste Zeit nach dem Schlaganfall kann ich nicht urtheilen, da ich in Paraguay durch den Tod meines Mannes und die schwierigsten Verhältnisse zurückgehalten wurde; aber sobald ich diese Verhältnisse geordnet hatte, reiste ich im Jahr 1890 nach Deutschland, um Mutter und Bruder zu mir hinüberzuholen. Wie tief es mich erschütterte, als er mich in Naumburg mit dem alten Scherznamen aus der Kinderzeit:

„mein liebes Mama“ begrüßte, kann ich nicht beschreiben. Er war mit Blumen nach dem Bahnhof gekommen, um mich zu empfangen, sah sehr wohl und stattlich aus und hielt sich gerade wie ein Soldat. Niemand hätte diesen rüstigen Spaziergänger für einen Kranken gehalten. In jener Zeit vermochte er noch sehr gut eine richtige Unterhaltung zu führen, z. B. sprachen wir über Dostoiewsky und dessen Werk „Das Haus der Todten“, das wir Beide französisch gelesen hatten. Ich dankte ihm, daß er mir diesen Autor empfohlen hatte und fügte hinzu, daß wir doch keinen solchen Psychologen unter unsern deutschen Schriftstellern hätten, worauf er mich fragte: „Nun was meinst Du zu Gottfried Keller?“ Er war immer gütig und liebenswürdig; wenn er ja ärgerlich wurde oder düster und theilnahmslos vor sich hinblickte, so hatte das seinen vollkommen gerechtfertigten Grund: er wollte mit aller Ehrerbietung und nicht wie ein unzurechnungsfähiger Kranker behandelt werden.

Nach Paraguay mit mir zu kommen konnte sich unsere gute Mutter nicht entschließen, natürlich durfte ich ihr da auch nicht den Sohn wegnehmen; aber es thut mir manchmal jetzt noch leid, daß ich diesen Plan nicht ausgeführt habe. Mein großes, luftiges Haus dort, mit den großen Veranden, am Rande des Urwaldes mit dem weiten Blick über Fluß und Land wäre unserm theuern Kranken sicherlich sehr lieb geworden. Winter und Sommer im freien zu leben, war ihm ja das Liebste und Angenehmste, — das verbot nun freilich in Naumburg das Klima. Nun hat zwar in jener Zeit 1890—93 unsere liebe Mutter wenigstens die Hälfte des Jahres ihr kleines Haus auch nur, um im Bild zu reden, als Regen- und Sonnenschirm betrachtet. Sie machte täglich mit unserm Kranken mehrere große Spaziergänge, und selbst im Winter versuchte sie jedenfalls in der Mittagsstunde mit ihm hinauszugehen; überhaupt that sie Alles an liebevoller Pflege, was in ihren Kräften stand. Aber vom Januar 1894 an, wo sie selbst längere Zeit krank war, wollte sie nicht mehr solche große Spaziergänge in Begleitung unseres Kranken unternehmen und wollte sie auch mir nicht überlassen in dem Glauben, daß sie ihn angriffen. Von diesem Sommer 1894 an bis Frühling 1897 waren nun die wenig guten Jahre der Krankheit meines Bruders. Er sehnte sich so grenzenlos

in's Freie, — unsere Mutter konnte sich aber nicht entschließen, meinen Wunsch, ein anderes Haus mit großem Garten zu kaufen, zu erfüllen. Es wurde ihr so schwer, sich von ihrem kleinen Haus zu trennen, auch fürchtete sie die Umwälzung. Außerdem hatte ihr ein Arzt in den Kopf gesetzt, daß mein Bruder den Unterschied gar nicht bemerken würde. Ich darf wohl sagen, daß diese Jahre die unglücklichsten meines Lebens gewesen sind, denn ich sah wie der Kranke unter den engen Räumen in dem kleinen Hause und dem Mangel an freier Luft litt. Zugleich aber gewahrte ich mit Bewunderung, mit welcher Geduld sich mein Bruder in diese ihm unangenehmen Zustände fügte; ich hatte nur Einen Ausdruck für ihn: mein sanftes Engelsherz. Er war sein ganzes Leben ein respektvoller Sohn gewesen, auch darin machte die Krankheit keinen Unterschied. Aber sein Zustand verschlechterte sich erschütternd; vor Allem konnte er nicht mehr die richtigen Worte finden für das, was er sagen wollte: worüber er sich betrübte und aufregte. Auch ein peinlicher Gähkrampf und Schlingbeschwerden stellten sich ein. Als nun im Winter 1896/97 unsere liebe Mutter von Neuem erkrankte, fühlte sie selbst, daß wohl für uns Alle dies kleine Haus nicht der richtige Aufenthalt wäre und versprach mir, daß, sobald sie wieder gesund würde, sie mit uns in ein freigelegenes Haus, „mitten im Garten“, ziehen wollte. Aber wir Beide, mein Bruder und ich, konnten nur allein diesen Entschluß ausführen, denn der Tod rief die Theure Ostern 1897 von uns hinweg. Es ist mir immer so traurig gewesen, daß unsere gute Mutter diese Luft- und Wohnungsveränderung, die Übersiedelung nach Weimar in dieses schön und hoch gelegene Haus nicht mit erlebt hat, denn mein Bruder war darüber so unbeschreiblich glücklich. Er lebte hier in Weimar wirklich von Neuem auf, sodaß ich mich der seligen Hoffnung hingab, er könnte wieder ganz gesund werden. Wie freute er sich der schönen Aussicht auf Weimar und die dahinter liegenden Berge, des weiten Horizontes, der Wolkenbildung und der Sonnenuntergänge! Mein lieber Freund Prof. Hans Olde hat von ihm in seinem letzten Lebensjahr, während er einen solchen Sonnenuntergang genoß, eine rührend schöne Skizze gemacht, die nebenan der Biographie beigelegt ist. Es waren meines Bruders glücklichste Stunden, die er auf seiner hochgelegenen Veranda

verlebte. Aber auch die hohen Innenräume, die sonnigen Wohn- und Schlafzimmer, das bequeme Badezimmer und die sonnen- durchwärmte Winterveranda nach der anderen Seite des Hauses erfreuten ihn außerordentlich. Er hatte doch immer gesagt, daß seine Natur auf Luft und Licht nun einmal eingerichtet sei; auch dies Mal zeigte sich die Wirkung in überraschendster Weise. Er sieng auch wieder an sich zu unterhalten, machte Bemerkungen zu dem Vorgelesenen und versuchte sogar ein wenig zu schreiben, woran ihn die Lähmung, die sich auf die ganze rechte Seite erstreckte, Jahre lang gehindert hatte. Es gieng nun freilich nicht gut, aber der Versuch liegt noch vom 18. August 1897 vor. Er behielt seine liebenswürdigen, guten Formen bis zuletzt, verstand Alles, was um ihn vorgieng, hörte mit großer Aufmerksamkeit dem zu, was man ihm vorlas, wählte zum Theil selbst die Bücher aus, die er vorgelesen haben wollte. Nur die Sprache gehorchte nicht dem Gedanken, den er ausdrücken wollte, worüber er zuweilen ärgerlich und ungeduldig wurde. Wenn ich ihn dann fragte: Möchtest Du das oder jenes sagen, so antwortete er: „nein, ganz anders!“, bis ich endlich das Richtige errieth, was ihn immer sehr glücklich machte. Er zeigte ein leidenschaftliches Entzücken an der Musik (ich ließ ihm oft von ausgezeichneten Klavierspielern, z. B. Dr. Carl Fuchs und Miß Kate Bruckshaw vorspielen); besonders aber war er beglückt, wenn es sein Jünger und Freund Peter Gast that, der inzwischen nach Weimar übergesiedelt war. Der Zustand blieb sich ungefähr gleich bis zum Sommer 1898, wo ihn ein leichter Schlaganfall traf, der ihn schon etwas veränderte. Vom Mai 1899, wo ein stärkerer Schlaganfall kam, wurde er schwächer und schweigsam. Das Sprechen wurde ihm von da an wieder recht schwer, sodaß er überhaupt nicht mehr in Gegenwart Anderer reden wollte. „Ich spreche nicht schön“, sagte er betrübt. Gerade aber in dieser Beziehung zeigte sich sein gütiges Herz: während jenen Zeiten, wo er nicht mehr richtig zu sprechen vermochte, in den letzten Jahren in Naumburg und der letzten Zeit in Weimar, fand er doch die richtigen Worte, um etwas Freundliches zu sagen und seinen Dank auszudrücken. J. B. wandte er sich an unsere Mutter: „Ich glaube wirklich, meine Mutter, daß Du die schönsten Augen hast“ oder indem er sich an uns Beide wandte: „ich denke, daß



Friedrich Nietzsche

in seinem letzten Lebensjahre, auf seiner Veranda der stehenden Sonne ausgesetzt.

2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

in diesem Hause die allerbesten Menschen wohnen“; und so gab es noch hundert kleine Gelegenheiten, die er mit seinen liebenswürdigen Worten verschönte. Wahrhaft rührend war seine Dankbarkeit gegen mich hier in Weimar. Wieviel Worte des Lobes fand er, um diese Dankbarkeit auszudrücken, wieviel tröstende Worte, wenn er mich traurig sah! „Warum weinst Du, meine Schwester? — wir sind doch glücklich!“ sagte er dann. Er hörte sehr gern, wenn draußen der Sturm mächtig brauste, aber an jenen trüben Abenden, wenn wir schweigend zusammensaßen und der Wind so kläglich um das Haus herum wehklagte, die traurigsten Erinnerungen und herzerreißende Gedanken weckend: ob man Das oder Jenes im Leben nicht ganz anders hätte machen sollen, — dann auf einmal kam seine gute Hand und drückte die meine, als ob er fühlte, welche traurige, verschwiegene Gedanken meine Seele quälten, und mit seiner lieben Stimme sagte er: „Laß den Wind weggehen, meine Schwester“. Dann zog ich die schweren Vorhänge zu, machte es hell im Zimmer, und sieng mit ihm zu plaudern an, um die trüben Gedanken zu verscheuchen. Wenn es mir nur irgend möglich war, so zeigte ich ihm ein fröhliches, heiteres Gesicht. Er selbst hatte alles Schwere und Traurige vergessen, so sollte er auch durch nichts daran erinnert werden. Nur die lieben Erinnerungen waren ihm geblieben; wenn wir z. B. von Richard Wagner sprachen, so vergaß er nie hinzuzusetzen: „Den habe ich sehr geliebt.“

Wie hätte ich auch klagen dürfen? — Hatte er mir nicht selbst die tragische Erkenntniß eingeflößt, daß das Genie wohl immer ein schweres Schicksal zu tragen hat — tragen muß? „Es giebt mancherlei Arten von Schierling, und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeist einen Becher dieses Giftgetränktes an die Lippen zu setzen, — um ihn zu ‚strafen‘, wie dann alle Welt sagt. Was thun dann die Frauen um ihn? Sie werden schreien und wehklagen und vielleicht die Sonnenuntergangs-Ruhe des Denkers stören: wie sie es im Gefängniß von Athen thaten. ‚O Kriton, heiße doch Jemanden diese Weiber da fortführen!‘ sagte endlich Sokrates. —“

Nein, ich habe nicht zu jenen wehklagenden Weibern gehört, — der Abendfrieden des Theuren war mir heilig! — —

Im Allgemeinen hatte er nicht gern Besuch; sobald er aber danach Verlangen trug, führte ich ihm liebe Freunde zu. Wer ihn damals gesehen hat, kann den Eindruck nie vergessen, auch die Künstler nicht, die ihn versuchten nachzubilden. Die rührende kleine Statuette, die Arnold Kramer in Dresden von ihm gemacht hat, giebt den lieben Kranken so lebensvoll wieder, wie er auf dem Lehnstuhl sitzend nach dem schönen Thüringerland, das unten im Thal liegt, hinabschaut. Professor Henri Lichtenberger aus Nancy verlebte einmal 1898 eine Woche mit uns im Nietzsche-Archiv und schildert in einer Skizze über Friedrich Nietzsche seine Eindrücke:

„Du moins — et c'est là une suprême consolation pour les siens — cette fin de vie n'est pas sinistre, ni lamentablement funèbre comme on pourrait aisément se l'imaginer. Il y a dans le lent déclin de cet amant enthousiaste de la vie, de cet apologiste de l'énergie, de ce prophète du Surhomme, je ne sais quelle beauté mélancolique et apaisante . . . Son front est toujours admirable, son regard, qui semble comme 'tourné vers le dedans', a une expression indéfinissable et profondément émouvante. Que se passe-t-il en lui? On ne sait. Peut-être a-t-il conservé un vague souvenir de sa vie de penseur et de poète. 'N'ai-je pas, moi aussi, écrit de bons livres?' disait-il, récemment encore, comme on lui mettait entre les mains un livre nouveau . . .“

Er war mit der Zeit immer schöner geworden, sah die Besucher mit großen freundlichen Augen an und reichte ihnen, wenn sie ihm einen angenehmen Eindruck machten, gütig die Hand.

Gerade in den letzten Wochen seines Lebens Sommer 1900 hat er noch mehrfach Besuche empfangen, z. B. die ausgezeichnete Graphologin freifrau von Ungern-Sternberg, die Verfasserin des trefflichen Buches: „Friedrich Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift“. Mein Bruder hatte sie als junges Mädchen als Isabella von der Pahlen auf einer Reise von Genf nach Genua kennen gelernt und erinnerte sich ihrer oft und gern; nun schildert sie in der obenerwähnten Schrift das wehmüthige Wiedersehen wenige Wochen vor seinem Tode:

„Ein Wiedersehen, ersehnt und gefürchtet, sollte mir auf meine dringende Bitte nach drei Tagen vergönnt sein — und

mit mir zugleich einer kleinen Tafelrunde vertrauter, alter und neuer Freunde.

„Zu großer Genugthuung gereichte es mir, Gast, den Mann mit dem goldenen empfänglichen Herzen und dem ausdrucksvollen Musikerkopfe kennen zu lernen. Jüngst gewonnene Anhänger, ein junges Ehepaar von harmonischer Bildung, Adelsmenschen nicht allein der Geburt, sondern der Gesinnung, vervollständigten den sympathischen Kreis. Es war ein guter Tag für den Kranken, und so geleitete uns Frau Elisabeth hinauf in die Gemächer des Bruders, die abseits von jeder Störung, von jedem Lärm, im obern Stocke gelegen waren.

„Wie ward mir, da ich ihn erschaute in der Hoheit seines Wesens, der so unendlich vertieften Schönheit seelischen Ausdrucks! Die Schönheit des Auges zumal, von keiner Brille mehr verhüllt, war geradezu überwältigend. Von diesen tieftraurigen Augensternen, die in die Ferne zu schweifen und doch nach innen zu schauen schienen, gieng eine mächtige Wirkung aus, ein magnetisches geistiges Fluidum, dem sich keine sensitive Natur entziehen konnte.

„In weiße Gewänder gehüllt*) ruhte er auf einem Divan, dem ich zaghaft mich nahte, eingeführt von den Worten der Schwester: „Liebling, hier bringe ich Dir eine liebe Freundin, der wir uns häufig gemeinsam erinnert haben.“ Mit beiden Händen umfaßte ich seine schmale, abgekehrte Rechte — dieselbe, die unsterbliche Gedankenreihen, aere perennius, auf das Papier gebannt hatte — und flüsterte: „Wir sind uns dereinst, lang, lang ist's her, in Italien, in Genua und Pisa, begegnet.“ Prüfend, sinnend weilte sein Auge auf mir und suchte dann, unter Schütteln des gewaltigen Hauptes, mit stummer Frage den Blick der Schwester, die ihm sanfte liebevolle Koseworte zuraunte.

„Unter den Händen von Meister Peter Gast entquollen dem Flügel herrliche Klänge, mächtige Tonwellen, die den Kranken wie mit Zaubergewalt ergriffen und, einem elektrischen Funken gleich, seinen Organismus durchzuckten. Seliges Entzücken malte sich in seinen Mienen, der ganze Körper erbebte in fieberhafter Erregung — und siehe da, neues Leben durchströmte die durch-

*) In den letzten Lebensjahren trug er ein langes Gewand von dickem weißen Stoff, in der Art des Priesterkleides katholischer Orden.

scheinenden, gelähmten Hände. Sie brachen die Fesseln der Erstarrung und bewegten sich gegeneinander zum Zeichen des Beifalls. Nicht genug konnte er sich thun in dieser Kundgebung der Freude; schon schwiegen die Saiten — doch Aug in Aug mit der Schwester, beredtes Mitempfinden dort heischend und findend — zitterte die wonnige Erregung, ein wahrer Sturm der Begeisterung nach, in Mienenspiel und nicht enden wollendem Beifallsflatschen. Ein Schauspiel für Götter, das zu schauen mir beschieden.

„feuchten Auges, von unaussprechlichen Empfindungen durchwogt, zogen die Zeugen dieses seelischen Aufruhrs sich zurück. Händedruck und Thränen lösten die Spannung der Seele.“

Am Montag den 20. August erkrankte er plötzlich an einer Erkältung mit Fieber und schwerem Athem, es schien als ob sich eine Lungenentzündung vorbereiten wollte. Doch in wenigen Tagen war mit Hülfe des treuen Arztes das Übel, wie es schien, beseitigt; der Arzt glaubte sogar, daß er nicht wiederzukommen brauche. Aber am Freitag den 24. gegen Mittag, als ich ihm gegenüber saß, veränderte sich plötzlich sein ganzer Ausdruck, er sank, von einem Schlaganfall getroffen, besinnungslos zurück. Ein furchtbares Gewitter erhob sich, und es schien, als ob dieser hohe Geist unter Donner und Blitz dahin gehen sollte. Aber noch einmal erholte er sich, kam gegen Abend wieder zu Besinnung und versuchte auch zu sprechen. Als ich ihm in der Nacht gegen 2 Uhr früh am 25. August eine Erfrischung reichte und den Lichtschirm beiseite rückte, damit er mich sehen konnte, rief er freudig „Elisabeth“, sodaß ich glaubte, daß die Gefahr vorüber sei. Er schlief lange, lange Zeit, wie ich hoffte der Genesung entgegen. — Aber sein theures Antlitz veränderte sich mehr und mehr, die Schatten des Todes breiteten sich aus, der Athem wurde immer schwerer. Noch einmal schlug er seine herrlichen Augen auf: — „Er bewegte und schloß wieder die Lippen und blickte wie Einer, der noch etwas zu sagen hat und zögert, es zu sagen. Und es dünkte Denen, welche ihm zusahen, daß sein Gesicht dabei leise erröthet sei.“ Dann aber kam ein leichtes Erbeben, ein tiefes Athemholen — und sanft, ohne Kampf, mit einem letzten feierlich-fragenden Blick schloß er die Augen für immer. —

„Also geschah es, daß Zarathustra untergieng.“

Bekennniß Peter Gast's
am Grabe Nietzsche's.

„— Und nun, da Dein Leib, nach der ungeheuren Odysee Deines Geistes, zur Heimaterde zurückkehrt, rufe ich Dir als Dein Schüler, und im Namen Deiner Freunde, ein heißes „habe Dank“ in Deine große Vergangenheit nach.

„Wie konnten wir Deine Freunde sein? Doch nur indem Du uns überschätztest!

„Was Du als weltbewegender Geist warst, das liegt vor Aller Augen; und was Du als Mensch des Herzens warst — gewiß verkündet es jeder Deiner Gedanken. Denn auf all Deinem Denken lag die Weihe der Größe — und alle großen Gedanken kommen, wie Dauvenargues sagt, aus dem Herzen.

„Wir aber, die wir das unendliche Glück hatten, Dir im täglichsten Leben nahe sein zu dürfen, wir wissen nur zu gut, daß mit Buch und Schrift sich nicht wiedergeben läßt, was den Zauber gerade Deines Wesens ausmachte. Das ist nun für immer dahin. —

„Was der Blick Deines Auges, was dein liebevoller Mund sagte — es war voll Schonung und Güte, es war ein Verbergen Deiner Majestät: Du wolltest (um an eines Deiner zartesten Worte zu erinnern) — Du wolltest uns Scham ersparen. Denn dem Reichthum Deines Geistes, dem Trieb Deines Herzens, Anderen Freude zu machen — wer von uns hätte ihm etwas Gleiches entgegensetzen können?

„Du warst einer der edelsten, der lautersten Menschen, die je über diese Erde gegangen sind.

„Und obschon dies Feind wie Freund weiß, so halte ich es doch für nicht überflüssig, dies Zeugniß laut an Deiner Gruft abzulegen. Denn wir kennen die Welt, wir kennen das Schicksal Spinoza's. Auch um Nietzsche's Andenken könnte die Nachwelt Schatten legen. Und darum schließe ich mit den Worten: Friede Deiner Asche! Heilig sei Dein Name allen kommenden Geschlechtern!“

Ende.

1

1

Namen-Register zu Band II.

- Achill 90.
 Aeschylus 16, 21, 73;
 Choeporen von A. behandelt 28 f.,
 324 ff.,
 Eumeniden von A. behandelt 120,
 Orestea " " " 38.
 Albert, Restaurateur in Bayreuth
 238, 249.
 Alexander der Große 205, 261.
 Amadeo, Herzog von Aosta, geb.
 1845 (vom 2. Jan. 1870 bis 11. Febr.
 1873 König von Spanien); seine
 zweite Vermählung 890.
 Anaxagoras 751.
 Anaximander 751.
 Andreas-Salomé, Lou VII f., 166,
 256, 402—418, 461, 463, 469, 479,
 517 f., 524, 830 ff.
 Angeli, Heinrich von, Maler 251.
 Angermann, bekanntes Bierlokal
 in Bayreuth 253.
 Apollo 811 f., 854.
 Archilochos 91.
 Aristophanes 740.
 Aristoteles 104, 193, 326, 794.
 Baader, Franz Xaver von, Theo-
 soph 134.
 Bach, Johann Sebastian 160, 410, 871.
 Baer, Carl Ernst von, Naturforscher
 521 f.
 Baligand, Max Frhr. von, Präsi-
 dent d. Münchener Wagnervereins
 69, 72, 217.
 Balzac, Jean Louis Guez de 325.
 Bassenheim, Graf und Gräfin in
 Luzern 18.
 Bag, Rechtsanwalt in Wiesbaden
 217 f.
 Bauer, Bruno, Theologe und Poli-
 tiker 133.
 Baumann, A.'s Wirth in Basel 828.
 Baumgartner, Adolf, Schüler A.'s
 und Rohde's, jetzt Prof. der Ge-
 schichte in Basel 162, 320.
 Baumgartner-Köchlin, Marie,
 Mutter d. Vorigen, Übersetzerin v.
 „Schopenhauer als Erzieher“ und
 „A. Wagner in Bayreuth“ 162, 183,
 277, 286 f., 307, 318 ff.
 Beethoven 77 f., 130, 160, 266,
 278 f., 314, 811.
 Berg, Leo, Schriftsteller in Berlin
 54 f., 870.
 Berlioz, Hector 197, 387.
 Binswanger, Otto, Geh. Medizi-
 nalrath, Prof. i. Jena 922.
 Bismarck 163, 484, 492, 617, 910,
 914, 921.
 Bizet, Georges 387, 580, 865, 870.
 Boretius, Alfred Erwin, Prof. der
 Rechte in Zürich, zuletzt in Berlin 14.
 Boscovich, Ruggiero Giuseppe, Ma-
 thematiker und Astronom des 18.
 Jahrhunderts 659.
 Bourget, Paul 888.
 Brahms, Johannes 179 f., 230 ff.,
 868.
 Brandes, Georg, Docent d. Littera-
 turgeschichte in Kopenhagen 425,
 845 ff., 848, 875, 879 f., 920.
 Brandes, Gustav, Übersetzer Leo-
 pardi's 164.

- Breitkopf & Härtel in Leipzig 541.
 Brendel, Franz, Redakteur d. „Neuen
 Zeitschr. für Musik“ in Leipzig 268.
 Brenner, Albert, stud. jur., Schüler
 N.'s 186, 242, 274, 276 f., 301.
 Brignole, berühmtes Geschlecht in
 Genua 282.
 Brockhaus, Rosalie, Gattin des Prof.
 Hermann Br., Schwester R. Wag-
 ner's 14.
 Broffes, Charles de, Präsident des
 Bourgogneparlaments; seine Reise-
 briefe aus Italien 589.
 Brown, Incognito-Name Mazzini's
 56.
 Brücke, Ernst Wilhelm von, Prof.
 d. Physiologie in Wien 486.
 Brucksham, Miß Kate, Clavier-
 virtuosin 928.
 Bruno, Giordano 497.
 Buddha 146, 399, 428, 699.
 Bülow, Hans von 69 f., 78 f., 211,
 851, 877, 904.
 Über „David Strauß“ 131 f.
 „Schopenh. als Erz.“ 163 f.
 Burckhardt, Jacob, Prof. d. Gesch.
 u. Kunstgesch. in Basel 7, 30, 61,
 63, 89, 101, 118, 119 f., 137, 141 f.,
 288, 300 f., 321, 370 f., 400 f., 433 ff.,
 631 ff., 680, 692, 827.
 Byron, Lord 489.
 Caesar, Julius 439, 489, 520, 528 f.,
 740, 864, 912.
 Carlyle, Thomas 742.
 Caspari, Otto, Prof. d. Philos. in
 Heidelberg 516.
 Chamberlain, Houston Stewart
 219, 253.
 Chopin, Frédéric 871.
 Christus 529, 715, 717 f., 720 f.,
 739, 764, 812 f., 921.
 Cicero 325.
 Cimarosa, Domenico, ital. Opern-
 komponist 590.
 Columbus 386, 472, 806, 913.
 Conradi, Hermann, Schriftsteller 669.
 Constant, Benjamin, franz. Publi-
 zist 581.
 Constantin der Große, Basilika des
 C. 458.
 Constantin, Großfürstin (Megan-
 dra), Schülerin von N.'s Vater 16 f.
 Copernicus 659, 697.
 Cornaro, Lodovico, Verf. von *La
 vita sobria* 909 f.
 Corneille, Pierre 888.
 Cron, Bernhard, N.'s beabsichtigtes
 Pseudonym für „Menschl. Allzu-
 menschliches“ 290.
 Dächsel, Bernhard, Justizrath in
 Sangerhausen, Vormund N.'s 173.
 Dädalus 6.
 Danreuther, Edward, Londoner
 Musikschriftsteller 164.
 Dante 861.
 Darwin, Charles; Darwinismus
 437 ff., 449, 493, 521 ff., 631, 727, 749.
 Davidson, Redakteur des „Berliner
 Börsencouriers“ 217.
 Demokrit 751, 754.
 Descartes 702, 771 f., 911.
 Deussen, Paul, Jugendfreund N.'s,
 jetzt Prof. d. Philos. in Kiel 118,
 582, 833, 843, 904.
 Diderot 277.
 Diodati, Gräfin in Genf, Übersetzer-
 rin der „Geb. d. Trag.“ 72, 197.
 Diogenes Laertius 50, 52, 326, 902.
 Diogenes, Cyniker 62, 759.
 Dionysos 101, 552 f., 645 ff., 717,
 797, 808, 811 ff., 840, 854, 867,
 882, 885, 921.
 Dönhoff, Marie Gräfin von, geb.
 Prinzessin von Camporeale, jetzt
 Gattin des deutschen Reichskanzlers
 Grafen von Bülow 78.
 Dostojewsky, Fedor IX, 926.
 Dove, Alfred, Herausgeber d. Zeit-
 schrift „Im neuen Reich“, jetzt Prof.
 in Freiburg 209 f.

- Drach, Wilhelm 132.
 Dühring, Eugen, Philosoph, damals Privatdoz. a. d. Univ. Berlin 193, 498, 513, 517, 820.
 Dürer, Albrecht 19, 52.
 Du Moulin-Eckart auf Bertolzheim, Richard Ferd. Maria Graf, Komponist u. Geschichtsforscher 217.
 Dyck, van 282.
 Eckermann, Johann Peter 301.
 Eifer, Otto, Dr. med. 287 f., 423.
 Emerson, Ralph Waldo 176, 397.
 Empedokles 528, 631, 751.
 Entw. N.'s zu einem Drama E. 50.
 Engelmann, Wilhelm, Dr., Verlagsbuchhändler in Leipzig 58 f., 65, 541.
 Epikur 332, 446, 461, 512, 527 f., 574, 603, 652, 765, 813.
 Eumolpus, sagenhafter thrakischer König 6.
 Euripides 20, 73, 91.
 Ewald, Heinrich, Prof. d. oriental. Philologie in Göttingen 133.
 Egner, Adolf, Prof. d. röm. Rechts in Zürich, später in Wien 14.
 Falb, Rudolf, Meteorolog 690.
 Feuerbach, Ludwig, Philosoph 854, 865.
 Feustel, Friedrich, Bankier in Bayreuth 212, 218.
 Förster, Bernhard, Dr., Gemahl von N.'s Schwester Elisabeth 141, 232, 411 f., 469 f., 478, 500—509, 593 f., 834, 875, 882, 896, 921, 925.
 France, Anatole 888.
 Freiligrath, Ferdinand 538.
 Friedrich II. von Hohenstaufen 457.
 Friedrich d. Große 77, 740.
 Friedrich III., deutscher Kaiser 425, 689.
 Frithjof 146.
 Frisch, E. W., Verlagsbuchhändler in Leipzig 63 f., 83, 116, 129, 217, 228, 397, 611, 639 ff., 661, 894 f.
 Frommann, Verlagsbuchhandlung in Jena; „Klassiker d. Philos.“ 664.
 Fuchs, Carl, Dr., Claviervirtuos u. Musikschriftsteller in Danzig 236, 833, 928.
 M. Furinus Vibaculus, altröm. Dichter; Citat 600.
 Fynn, Emily, Engländerin, nebst Tochter Emily, Silber Reisebekanntschaft N.'s 825, 874 f.
 Galliani, Fernando, Abbé, ital. Staatsmann 590.
 Galton, Francis, engl. Biolog und Reisender 482, 489 ff., 493.
 Gast, Peter, Musiker u. Schriftsteller VIII, 239, 278, 289, 291, 297, 300, 320 f., 351 ff., 354 f., 357, 365 ff., 370 ff., 374, 380, 387 f., 393 f., 399, 407, 409, 427 f., 431 ff., 436, 438, 452 f., 455, 458, 461, 467 f., 475, 494, 498, 510 f., 517, 532, 534, 538 f., 545 f., 589 f., 600 f., 604, 607 f., 613 f., 617 f., 630 f., 643, 659, 662, 665, 686, 689 f., 692 ff., 761, 764, 832, 838, 852, 854, 860 f., 865, 871, 872, 874, 877 f., 892, 894, 895, 921 ff., 928, 931, 933.
 Gelzer, Heinrich, jetzt Prof. d. Geschichte in Jena 33.
 Gerlach, Franz Dorotheus, Prof. d. Philologie in Basel 52.
 Gersdorff, Carl Freiherr von 12 f., 17 f., 30, 36, 38 f., 43, 48, 60 f., 63 f., 76, 78 ff., 82, 84, 88, 98, 110, 113, 118, 127, 129 f., 135, 137, 144 f., 150, 154, 157, 169, 172, 175 ff., 178, 181, 184 ff., 191, 194, 196, 198, 207, 212 ff., 217, 227, 229 f., 235 ff., 407, 583, 761, 828 f., 853, 877, 892, 894, 904—7.
 Gobineau, Arthur Graf 869, 886, 889.
 Goethe 16, 45, 90, 108, 112, 143, 161, 168, 193, 226, 280, 313, 400, 419, 439, 464 f., 474, 489, 522.

- 528, 585, 616 (Faust), 627, 647, 703, 720, 740, 749, 795, 803, 810, 824, 884.
Citat: 11, 56, 57.
- Götz, Hermann, Componist von „Der Widerspenstigen Zähmung“ 86.
- Graefe, Alfr. Karl, Prof. d. Augenheilkunde in Halle 908.
- Grote, George, englischer Hellenist 120, 753.
- Guercino (eigentl. Giovanni Francesco Barbieri), Maler 282.
- Guyau, Marie Jean, Prof. d. Philos. in Paris 327.
- Haeckel, Ernst, Prof. der Naturw. in Jena 521 f.
- Hagen, Hermann, Prof. der Philologie in Bern 69.
- Hagenbach, Carl Rudolf, Prof. d. Kirchengesch. in Basel 33.
- Hamann, Johann Georg, der „Magus des Nordens“ 67.
- Händel, Georg Friedrich 871.
- Hanslick, Eduard, Musikästhetiker 59.
- Hartmann, Eduard von 62, 146.
- Hasse, Johann Adolf, Componist d. 18. Jhdts. 589.
- Heckel, Emil, Buchhändler in Mannheim 217, 227.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 102, 133, 268, 522 f., 634, 726, 737, 747, 749 f., 855, 865, 888.
- Heine, Heinrich 486.
- Heinze, Max, Prof. der Philos. in Leipzig 664, 833.
- Hektor 90, 562.
- Helmholtz, Hermann von 130, 516.
- Heraclit 82, 93, 105, 528, 751.
- Herder, Johann Gottfried von 737.
- Herzen, Alexander, und seine Tochter Olga (jetzt Gattin des Prof. Monod in Paris) 830.
- Hesiod 38, 86, 96.
„Werke u. Tage“ von H. behandelt 29, 325 f.
- Heyne, Moritz, Prof. der deutschen Philologie in Göttingen 120, 212.
- Hillebrand, Carl, Schriftsteller in Florenz 129, 134, 148, 163, 236, 664 f.
- Hippokrates 754.
- Hoffmann, Franz, Prof. in Würzburg, Schüler v. Baader's 134.
- Hofmiller, Josef, Dr. phil., Schriftsteller in München IX.
- Holten, Carl von, Pianist in Hamburg 874.
- Homer 24, 96, 562, 655, 706, 711, 740.
Antrittsvorlesung H.'s über Homer 4 ff., 19 f., 50, 675.
„Homer als Wettkämpfer“ 51, 86.
- Horaz 320.
- Hueffer, Franz, Londoner Musikschriftsteller 164.
- Hume, David 855.
- Jacobi, Buchbinder in Naumburg 8.
- Janssen, Johannes, kath. Theologe u. Historiker 197.
- Jmhoff, Pension in Luzern 14.
- Immermann, Hermann, Prof. d. Medizin in Basel 194.
- Johannes, Apostel 387.
- Kaftan, Julius, Prof. d. Theol. in Basel, jetzt in Berlin 833.
- Kant, Immanuel 62, 160, 167, 487, 672, 724, 726, 729, 731, 750, 779, 781, 803, 855.
- Keller, Gottfried 538, 587, 926.
- Kirchner, Theodor, Componist, 1862 bis 72 Musikdirigent in Zürich 68.
- Klinger, Max, Prof., Bildhauer und Maler in Leipzig 824.
- Kögel, Fritz, Dr. phil. VIII, 169, 410, 672 f.
- Kramer, Arnold, Bildhauer in Dresden 930.
- Kriton 929.
- Krug, Gustav, Jugendfreund H.'s, zuletzt Oberregierungsath 206.

- La Bruyère, Jean de, franz. Moralist 20, 321.
- Laetitia, Bonaparte, Prinzessin, am 11. Sept. 1888 Vermählung mit dem Duca d'Aosta Amadeo 890.
- Lagarde, Paul de, Prof. d. oriental. Philologie in Göttingen 482.
- Lamarck, Begründer der Descendenzlehre 522.
- Landon, Walter Savage, engl. Schriftsteller 495.
- La Rochefoucauld, François, Herzog von 20, 271, 321.
- Lassalle, Ferdinand von 486.
- Lehndorff, Heinrich Ahasver Graf, Flügeladjutant Kaiser Wilhelm's I. 249.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm von 750.
- Lemaitre, Jules 888.
- Lenbach, Franz von 68, 251, 458.
- Leopardi, Giacomo 70, 163 f., 320, 398, 409, 468.
- Lessing, Gotthold Ephraim 93, 749.
- Levi, Hermann, Hofkapellmeister in München 251.
- Lichtenberger, Henri, Prof. an d. Universität Nancy 930.
- Liebermeister, Carl, seit 1871 Prof. d. Medizin in Tübingen, Hausarzt N.'s in Basel 55, 904.
- Lindau, Paul 210.
- Lionardo da Vinci 79, 740.
- Liszt, Franz 69 f., 223, 862, 871.
- Lobedan3 (gemeint ist aber Hamering) 164.
- Lotti, Pierre 888.
- Ludwig II., König von Bayern 16 f., 226, 244, 246 f.
- Luther, Martin 160, 474, 492, 717, 737, 750.
- Lýfurgos 91.
- Macchiavelli 717.
- Mähly, Jakob, Prof. d. Klass. Philologie in Basel 33.
- Mahn, Restaurant in Leipzig 43.
- Maier, Mathilde, Fräulein in Mainz, Freundin R. Wagner's 556 f.
- Makart, Hans, Maler 251.
- Manu 626, 712 f.
- Manzuroff, Madame de, Schülerin Chopin's 874.
- Manpassant, Guy de 888.
- Mazzini, Giuseppe, italien. Patriot 56, 90, 392.
- Meilhac, Henri 888.
- Mendelssohn-Bartholdy, Felix 203 f.
- Mendelssohn, Carl, Sohn des Vorigen, Prof. d. Geschichte in Freiburg 203 f.
- Menzel, Adolf, Maler 251.
- Mérimée, Prosper 387, 888.
- Meyerheim, Paul, Maler 251.
- Meynert, C. A., naturwissensch. Gelehrter 493.
- Meyßenbug, Malwida von, Fräulein 42, 47, 72, 78, 94, 116, 118, 123, 157, 165, 197 f., 207, 212, 215, 218, 224, 244 f., 270, 273 f., 275 ff., 280 ff., 284, 287, 336 f., 389 f., 401—408, 418, 426, 428 f., 431 f., 452, 471, 495, 582, 584, 590, 596, 662, 669, 821, 828 ff., 853, 859, 875, 886, 893 f., 904.
- Michelet, Jules, franz. Historiker 277.
- Mithras 717.
- Möbins, Paul Julius, Dr., Arzt f. Nervenkrankte, Leipzig 898, 922.
- Molière 888.
- Moltke, Hellmuth Graf von, Generalfeldmarschall 617.
- Moltke, Graf von, Bruder des Vorigen 56 f., 58.
- Mommsen, Theodor 916 f.
- Montaigne 20, 160, 271, 321, 737, 888.
- Moretto, II (eigentlich Alessandro Buonvicino), Maler, Schüler Tizian's 89.

- Mosengel, Hermann (?), Landschaftsmaler aus Hamburg, Kriegskamerad N.'s 32 f., 36 f.
- Moses 862.
- Mozart 266, 590, 870.
- Muchanoff, Marie von, geb. Gräfin Nesselrode, Freundin R. Wagner's 72.
- Muhammed 489, 536, 712.
- Müller, Mag, Landschaftsmaler, N.'s Wirth in Rom (Mai, Juni 1883) 433.
- Naegeli, Carl Wilhelm von, Prof. d. Naturw. in München 521 f.
- Napoleon I. 255 f., 439, 489, 492, 570, 627, 688, 703, 705, 734, 740, 887, 888.
- Naumann, C. G., Verleger der Werke N.'s in Leipzig 613, 631, 639, 669, 876.
- Niehsche, Carl Ludwig, Pfarrer in Röcken, Vater fr. N.'s 402, 836.
- Niehsche, Erdmuth, Großmutter N.'s 173.
- Niehsche, Franziska, Frau Pastor, geb. Oehler, Mutter N.'s 30 f., 140, 149, 156 f., 196, 333 ff., 348, 361, 368, 396, 411 f., 469, 478 f., 503, 507 ff., 537, 595, 605, 608, 611, 847, 893, 899 f., 904, 914, 921, 925 ff., 928 f.
- Niehsche, Rosalie, Tante N.'s 173.
- Nohl, Ludwig, Prof. d. Musikgesch. in Heidelberg 132, 268.
- Ödipus 651.
- Odyssens 281, 283.
- Oehler, Adalbert, Dr. jur., Vetter N.'s, Oberbürgermeister von Halberstadt 637.
- Oehler, Großmutter N.'s 900.
- Olde, Hans, Prof., Maler, Direktor der Kunstschule zu Weimar 927.
- Olympus 6.
- Opiß, Theodor, Übersetzer des Petöfi 164.
- Oppenheim, Robert, Verlag in Berlin 541.
- Orpheus 6.
- Osenbrüggen, Eduard, Prof. d. röm. Rechts in Zürich 14.
- Osiris 717.
- Ott, Louise, Frau, Paris 262, 269, 287.
- Overbeck, Franz, Prof. d. Kirchengeschichte in Basel 93, 118 f., 127, 131, 137, 145, 162, 177 f., 194, 236, 287, 316, 323, 596, 605, 609 f., 823, 828, 872 f., 921.
- Paneth, Dr., naturwissensch. Gelehrter aus Wien 474 f., 479—494, 511.
- Parmenides 751.
- Pascal, Blaise 672, 697, 722 ff., 742, 765, 793, 809, 883, 888.
- Paulus, Apostel 70, 489, 519, 717 ff., 721, 765.
- Penfier, Armand, Pseudonym Heinrich von Stein's 495.
- Perikles 578.
- Petöfi, Alexander 164.
- Piccini, Niccolo, Componist 590.
- Pindar 16.
- Pinder, Wilhelm, Jugendfreund N.'s, später Oberregierungs-rath in Kassel 9.
- Plänker-Seckendorf, Frau von, Reisebekanntschaft N.'s in Nizza 689, 825.
- Plato 22, 24, 28, 89, 103 f., 161, 167, 182, 193, 284, 535 f., 646, 722, 726, 747, 751, 753, 813.
- Cratylus 379.
- Platonische Gespräche 21, 325.
- Phädon 327.
- Theages 529.
- Colleg N.'s über die Apologie des Sokrates 326.
- Colleg N.'s über Plato's Leben u. Schriften 120, 325 f.
- Colleg N.'s über die vorplaton. Philosophen 29, 81, 120, 122 f., 325 f.

- Plutarch 722.
- Pohl, Richard, Musikschriftsteller 268, 869, 895.
- Poussin, Nicolas und Gaspard, Landschaftsmaler 332 (Seite 16 lies „sein“).
- Prometheus 380.
- Protagoras 751.
- Prudhomme, René François Armand (Sully Pr.), franz. Dichter 319.
- Puschmann, Theodor, Dr. med., Verf. einer psychiatr. Studie über R. Wagner 209 f.
- Pyrrho, griech. Skeptiker 751.
- Pythagoras u. die Pythagoreer 260, 378, 517.
- Quintilian 325.
- Racine 888.
- Raffael 564.
- Rau, Leopold, Bildhauer in Berlin; Dignette d. entfesselte Prometheus zur „Geb. d. Tragödie“ 64.
- Rée, Paul, Dr. phil. VIII, 271—277, 290, 297, 300 f., 306 f., 321, 350, 382 f., 392 f., 402—418, 429, 460 ff., 469, 479, 518, 524, 596, 830 ff. „Psycholog. Beobachtungen“ 271, 274. „Über d. Ursprung d. moral. Empfindungen“ 277.
- Richter, Hanns, Dr., Generalkapellmeister in Wien 25, 251.
- Richter, Raoul, Dr., Privatdocent der Philos. in Leipzig 852, 898.
- Riedel, Carl, Prof. Dr., Begründer des nach ihm benannten Leipziger Chorvereins 210 f.
- Riehl, Alois, Prof. der Philos. in Halle 664.
- Riemann, Georg Friedrich Bernhard, Prof. d. Mathematik in Göttingen 516.
- Riggenbach, Eduard, Prof. d. Theologie in Basel 88.
- Ritschl, Friedrich, Prof. der klass. Philologie in Leipzig VI, 4 f., 7 f., 65 ff., 72, 86, 118, 129, 174, 674 f., 839, 899.
- Ritschl, Sophie, Gattin des Vorigen 118, 901.
- Robinson 659.
- Röder-Wiederhold, Louise, Karlsruhe, Silber Bekanntschaft vom Sommer 1885 600.
- Rohde, Erwin, Prof. d. klass. Philologie, zuletzt in Heidelberg 10 f., 14, 16, 18, 28, 31, 52, 54, 61, 63 f., 74, 78, 80, 83, 90—96, 118, 122 f., 125 ff., 137, 139, 154, 175, 177, 181, 184, 187, 192, 199, 202 ff., 208, 213 f., 226 f., 285 f., 305 f., 335 f., 369, 371, 397 f., 407, 419, 424, 435, 464, 473 ff., 533, 550, 605, 608 ff., 613, 674, 682, 686, 821, 826 ff., 833, 840, 853, 870, 900 f., 902, 917.
- Rolph, W. H., Verf. v. „Biologische Probleme“ 541.
- Romundt, Heinrich, Dr. phil., Studienfreund N.'s u. Rohde's, später Privatdoz. d. Philos. in Basel, dann Gymnasiallehrer 93, 119, 156, 177 f., 188, 828.
- Roosevelt, Präsident der Verein. Staaten v. Nordamerika 565 f.
- Rossini, Gioachino 872.
- Rothpletz, Verwandte v. Prof. Overbeck 662.
- Rousseau, Jean Jacques 160, 702 f.
- Rubens, Peter Paul 282.
- Rütimeyer, Ludwig, Prof. d. Paläontologie in Basel 521 f.
- Sachs, Hans 147.
- Salis-Marschlins, Meta von, Dr. jur., Fräulein 670 f., 833, 864, 880.
- Salomé, Lou, Fräulein; f. Andreas-Salomé.
- Salomé, Louise, Frau, Petersburg 404 f.

- Sappho 326.
- Sayn-Wittgenstein, Carolyne Fürstin v. (Freundin Litz's) 859 f.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von 67.
- Schemann, Ludwig, Professor in Freiburg i. Br. 478.
- Schieß-Gemuseus, Heinrich, Prof. der Augenheilkunde in Basel 199, 274, 905.
- Schillbach, Prof. der Augenheilkunde in Jena 900.
- Schiller, Friedrich von 17, 44, 222, 226, 264, 811.
- Schlegel, August Wilhelm von 164.
- Schleinitz, Marie Gräfin von, Gattin d. preuß. Hausministers 69, 72, 78, 212, 249.
- Schmeißner, Ernst, Verlagsbuchhändler in Schloß-Chemnitz 277, 289 f., 300, 308, 320 f., 366, 394, 425, 430 f., 433, 452 ff., 463, 485, 541, 545, 549, 598, 637 ff.
- Schmidt, Oskar, Prof. d. Naturwissensch. in Straßburg 522.
- Schmitz-Dumont, O., Mathematiker 516.
- Schnaase, Carl, Kunsthistoriker 142.
- Schopenhauer, Arthur 16 ff., 44 f., 63, 66, 69, 98, 101 ff., 114 f., 134, 188, 193, 208, 232 f., 238, 243, 260, 262, 270, 273, 280, 297, 305, 309, 316 f., 417, 419, 462, 466, 468, 470 f., 487, 491 ff., 548, 555, 569, 583, 597, 631, 646 f., 649 ff., 683, 702, 737, 748 ff., 758, 763, 782, 829, 849, 855, 857, 921.
- Unzeitgem. Betr. „Schopenh. als Erz.“ 51, 149—170, 231, 313, 440, 510, 639, 642, 649, 855.
- „Das Verhältniß d. Schopenhauer. Philosophie zu einer deutschen Cultur“ 90.
- Schorr, Adelheid v., Verf. der „Zwei Menschenalter“ 860.
- Schuré, Eduard, Musikschriftsteller 69, 244, 256 ff.
- Schütz, Heinrich, Componist 871.
- Schweninger, Ernst, Arzt Bismarck's, jetzt Prof. in Berlin 914.
- Scott, Sir Walter 193.
- Semper, Carl, Prof. der Zoologie in Würzburg 493.
- Seneca 10.
- Senger, Hugo von, Orchesterdirigent in Genf 72, 197.
- Seydlitz, Reinhard Freiherr von, Maler und Schriftsteller 95, 273 f., 278, 283, 302 f., 308, 312, 318, 407, 599, 604, 662, 688, 832 f., 892.
- Seydlitz, Irene freifrau von, geb. Simon von Pálya, Gattin des Vorigen 278, 303, 600, 832, 892.
- Shakespeare 73, 466, 488, 531, 586, 888.
- Shelley 43.
- Simmel, Georg, Prof. d. Philos. in Berlin 620 ff.
- Simon, General, Reisebekanntschafft II.'s 662.
- Simrock, Carl, Prof. der deutschen Philologie in Bonn 212.
- Sokrates 22, 103, 105, 167, 272, 328, 751 ff.
- „Sokr. u. d. Tragödie“, Vortrag v. II. 19 ff., 52.
- Geplantes Buch „Sokrates u. der Instinkt“ 53.
- Solon; Citat 803.
- Sophokles 21, 191, 264, 325 f., 498.
- Spencer, Herbert 672, 802.
- Spinoza 528, 631, 933.
- Spitteler, Carl, Schriftsteller 677.
- Sprecher, Wirth in Bad Passugg bei Chur 88.
- Stein, Heinrich Freiherr von, Freund II.'s 467, 495—500, 537 f., 597, 820, 833, 849, 869.

- Stein, Ludwig, Prof. d. Philos. in Bern 119 f.
- Stendhal, de, Pseudonym Henry Beyle's 20, 134, 488, 590, 810, 888.
- Stern, Adolf, Prof. der Litteraturgesch. in Dresden 217 ff.
- Stifter, Adalbert 350 f., 900.
- Strauß, David Friedrich 522.
- Unzeitgem. Betr. „Dav. Str.“ 51, 126—138, 639, 642.
- Sulzer, Jakob, Kantonsrath in Zürich, Freund R. Wagner's 235.
- Swedenborg, Emanuel von 487.
- Tacitus 720.
- Taine, Hippolyte 693, 749, 827, 888.
- Taubner, B. G., Verlagsbuchhandlung und Druckerei in Leipzig 430 f.
- Theognis, griech. Elegiker, von N. behandelt 325.
- Thukydides 277, 327, 753 f.
- Thurneysen, Ed., Präsident d. Appellationsgerichts in Basel 162.
- Treitschke, Heinrich von 133.
- Turgenjew, Iwan 179, 560.
- Heberweg, Friedrich, Prof. d. Philos. in Bonn u. Königsberg 664.
- Ungern-Sternberg, Isabella Freifrau von, geb. Freiin von der Pahlen 930 ff.
- Usener, Hermann, Prof. der Klass. Philologie in Bonn 86.
- V..., Adolf 762.
- Vaihinger, Hans, Prof. der Philos. in Halle 569 f.
- Van Doorst, Mrs., amerikan. Schriftstellerin 566.
- Vauvenargues, Marquis de, Moralist d. 18. Jhdts. 20, 271, 321, 933.
- Veit & Co., Verlag in Leipzig 606 f.
- Vischer, Wilhelm, Rathsherr, Prof. d. Philologie in Basel 32, 61, 65, 172, 505.
- Vischer-Henßler, Wilhelm, Sohn d. Vor., Prof. d. Gesch. in Basel 2.
- Vogt, Carl, Naturforscher 522.
- Volkmann, Richard von, Prof. der Medizin in Halle 903.
- Voltaire 132, 197, 277, 291, 296, 300, 477, 704.
- Volz, Theater-Agent 217.
- Wagner, Cosima, geb. Liszt, Gattin Hans von Bülow's, dann R. Wagner's (vgl. das Biographische über diesen), VI, 14, 19 ff., 23, 25 f., 30, 52, 61, 68 f., 72, 75 f., 78, 90, 114, 118, 129, 144 ff., 159 ff., 179, 181, 207, 212 ff., 218, 227, 234, 236 f., 240 f., 254 f., 271, 294, 312 ff., 337, 412, 828, 853, 862 f., 888, 889, 921.
- Wagner, Richard VI, 12—27, 43 f., 52 ff., 58, 63 f., 71 f., 75 f., 77 ff., 84, 90 f., 93 f., 97 ff., 100, 102, 105 f., 108 f., 111, 114 ff., 118, 122, 125 ff., 129 f., 144, 159, 168, 172, 176, 179 f., 189, 202 f., 213, 243 f., 250, 268 ff., 275, 280, 290, 293 ff., 297, 301, 303, 305, 307—317, 322 f., 335, 337, 355, 387, 390, 410, 412, 416, 419, 458, 462, 466, 470, 476, 482, 487, 492, 496, 498, 519, 533, 556, 581, 596 f., 604, 611, 627, 643, 646, 648, 650 f., 657 f., 662, 794, 820, 828, 830, 848—871, 886, 893 ff., 904, 907, 921, 929.
- „R. Wagner in Bayreuth“ 51, 166 f., 191 f., 201—242, 277, 639, 642, 650, 855, 856 f., 907.
- „Fall Wagner“ 674, 848—873, 876 ff., 882, 885, 893 f.
- „Nietzsche contra Wagner“ 866, 871, 878, 894.
- Werke W.'s: Tamnhäuser 199.
- Tristan 69, 78 f., 85, 99, 853, 904.
- Meistersinger 2, 18, 79, 853
- Rheingold 19, 247, 261.

- Walfüre 19, 248, 258.
 Siegfried 16, 247, 254, 257 f., 265, 311, 854, 863.
 Götterdämmerung 19, 23, 131, 254, 258, 263, 854.
 Nibelungen insgesamt 77, 79, 122, 176, 204 f., 210, 221, 227 f., 235, 243—267, 273, 649, 698, 857.
 Parsifal 102, 233, 258, 297, 311, 313, 406, 497, 852, 857 ff., 860 ff., 867, 886.
 Siegfried-Idyll 871.
 Schriften W.'s. Unveröffentlichte Selbstbiographie 19 f.
 Die Kunst und die Revolution 852.
 Kunst und Klima 852.
 Oper und Drama 17.
 Deutsche Kunst und Politik 18.
 Über das Dirigiren 18.
 Beethoven 146.
 Bestimmung der Oper 64, 309.
 Briefe an U. 15, 21 f., 23 f., 68, 82 ff. (in Norddeutsch. Allgem. Stg.), 85, 130 f., 144 f., 229, 234 ff., 238 f., 242.
 Wagner, Siegfried, Sohn der Vorigen 15 f., 85, 229.
 Wiel, Joseph, Dr. med., Arzt in Steinabad, Verf. d. Buchs „Tisch für Magenkranke“ 184, 187 f., 905 f., 909.
 Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich von, Dr. phil., jetzt Prof. der klass. Philologie in Berlin 79 f., 82 f., 84, 90 f., 92 f.
 Wilhelm I., deutscher Kaiser 248 ff.
 Wilhelm II., desgl. 890.
 Wilhelmj, August, Violinvirtuose 251.
 Wille, Prof. der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt in Basel 923.
 Winkelmann, Johann Joachim 647.
 Woehrmann, Emma, Baronin von, Deutsch-Russin 249, 267.
 Wundt, Wilhelm, Prof. der Philos. in Leipzig 399, 516.
 Zarathustra 47, 105, 154, 174, 189, 191, 234, 259, 261, 284, 379 f., 388 ff., 396, 410, 421—479, 484, 488 ff., 494, 497, 500 ff., 510—554, 566, 588 ff., 597, 613 f., 630 f., 633 ff., 638 ff., 642, 644 f., 657 f., 660, 667, 674, 679 f., 683 f., 767, 816, 826, 840, 845, 872 f., 878, 885, 892, 895, 896, 916, 932.
 Zeller, Eduard, Prof. der Philos., zuletzt in Berlin 123, 135.
 Ziehen, Theodor, Prof. d. Psychiatrie in Jena, jetzt in Berlin 924.
 Ziemssen, Hugo von, Prof. d. Medizin in München 37.
 Zöllner, Friedrich, Prof. der Astrophysik in Leipzig 209, 488, 526.
 Zola, Emile IX.

Anmerkung.

Der größte Theil der in dem vorliegenden Biographieband enthaltenen bisher unbekanntten Citate findet sich in dem jetzt (Oktober 1904) erscheinenden XIV. Band der Gesamtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's. Außerdem werden, wie schon an anderer Stelle erwähnt worden ist, spätere Auflagen des „Willens zur Macht“ noch bedeutende Hinzufügungen bringen, die fast sämmtlich schon in diesem vorliegenden Band enthalten sind.

Die Citate aus Briefen Nietzsche's sind immer nach den Originalen gedruckt, wo diese nicht vorlagen, nach den eigenhändigen ersten Niederschriften, die seine Empfindungen oft noch deutlicher wiedergeben, als die abgesandten Briefe.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage von

C. G. NAUMANN IN LEIPZIG.

Friedrich Nietzsche's Werke

Gross 8° Ges.-Ausgabe I. Abt. 8 Bände.

I. Die Geburt der Tragödie.			
Unzeitgemässe Betrachtungen	brosch. M	11.—,	geb. M 13.—
II. Menschliches, Allzumenschliches. Band I	" "	7.50,	" " 9.—
III. Menschliches, Allzumenschliches. Band II	" "	7.50,	" " 9.—
IV. Morgenröthe	" "	7.50,	" " 9.—
V. Die fröhliche Wissenschaft	" "	7.50,	" " 9.—
VI. Also sprach Zarathustra	" "	10.—,	" " 12.—
VII. Jenseits von Gut und Böse.			
Zur Genealogie der Moral	" "	8.50,	" " 10.—
VIII. Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Dichtungen	" "	8.50,	" " 10.—
Bei gleichzeitigem Bezuge obiger 8 Bände auf einmal	" "	60.—,	" " 72.—
In Subskription: Monatlich ein Band (Lieferung ausnahmslos in Reihenfolge: II, III, IV, V, VI, VII, VIII, zuletzt Band I) pro Band	" "	7.50,	" " 9.—

Gross 8° Ges.-Ausgabe II. Abt.

IX. Nachgelassene Werke 1869—72	brosch. M	9.—,	geb. M 11.—
X. Nachgelassene Werke 1872/73—1875/76	" "	9.—,	" " 11.—
XI. Nachgelassene Werke 1875/76—1880/81	" "	9.—,	" " 11.—
XII. Nachgelassene Werke 1881—1886	" "	9.—,	" " 11.—
XIII. Nachgelassene Werke aus der Umwerthungszeit	" "	9.—,	" " 11.—
XV. Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht	" "	10.—,	" " 12.—
Bei gleichzeitigem Bezuge obiger 6 Bände auf einmal	" "	46.—,	" " 58.—
In Subskription: Monatlich ein Band, sowie bei Bezug von zwei oder mehr div. Bänden auf einmal, pro Band	" "	8.—,	" " 10.—
Band XIV erscheint vor Weihnachten 1904, weitere Bände dieser Abteilung folgen später.			

Einzeldrucke in gross 8° Format.

Die Geburt der Tragödie	brosch. M	3.—,	geb. M 4.25
Unzeitgemässe Betrachtungen, Band I	" "	4.50,	" " 5.75
Unzeitgemässe Betrachtungen, Band II	" "	4.50,	" " 5.75
Unzeitgemässe Betrachtungen (Ganzband I und II)	" "	—,—,	" " 10.50
Also sprach Zarathustra (Halbfranzband)	" "	—,—,	" " 12.—
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)	" "	—,—,	" " 15.—
Also sprach Zarathustra, IV. Teil apart	" "	4.—,	" " —,—
Jenseits von Gut und Böse	" "	5.—,	" " 6.25
Zur Genealogie der Moral	" "	3.50,	" " 4.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner	" "	1.50,	" " 2.75
Götzen-Dämmerung	" "	2.25,	" " 3.50
Einbanddecken gr. 8°: zur Gesamt-Ausgabe à M 1.50, zu Einzeldruckten à M 1.25			

Klein 8° Ausgaben siehe nächste Seite.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Friedrich Nietzsche's Werke

Klein 8° Ges.-Ausgabe I. Abt. 8 Bände.

I. Die Geburt der Tragödie.			
Unzeitgemässe Betrachtungen	brosch.	8.—	geb. 9.—
II. Menschliches, Allzumenschliches. Band I		6.—	7.—
III. Menschliches, Allzumenschliches. Band II		6.—	7.—
IV. Morgenröthe		6.—	7.—
V. Die fröhliche Wissenschaft		6.—	7.—
VI. Also sprach Zarathustra		6.50,	7.50
VII. Jenseits von Gut und Böse.			
Zur Genealogie der Moral		6.50,	7.50
VIII. Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Dichtungen		6.50,	7.50
Bei gleichzeitigem Bezuge obiger 8 Bände auf einmal		46.—	54.—
In Subskription: Monatlich ein Band (Lieferung der Bände wie bei gross 8°) pro Band		6.—	7.—

Klein 8° Ges.-Ausgabe II. Abt.

IX. Nachgelassene Werke 1869—1872	brosch.	7.—	geb. 8.—
X. Nachgelassene Werke 1872/73—1875/76		7.—	8.—
XI. Nachgelassene Werke 1875/76—1880/81		6.50,	7.50
XII. Nachgelassene Werke 1881—1886		6.50,	7.50
XIII. Nachgelassene Werke aus der Umwerthungszeit		6.50,	7.50
XV. Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht		7.—	8.—
Bei gleichzeitigem Bezuge obiger 6 Bände auf einmal		36.—	42.—
In Subskription: Monatlich ein Band, sowie bei Bezug von zwei oder mehr div. Bänden auf einmal, pro Band		6.50,	7.50

Band XIV erscheint vor Weihnachten 1904, weitere Bände dieser Abteilung folgen später.

Einzeldrucke in klein 8° Format.

Geburt der Tragödie	brosch.	2.25,	geb. 3.25
Unzeitgemässe Betrachtungen, Band I		3.—	4.—
Unzeitgemässe Betrachtungen, Band II		3.—	4.—
Unzeitgemässe Betrachtungen (Ganzband I und II)		—	7.—
Der Wanderer und sein Schatten		2.50,	3.50
Also sprach Zarathustra (Leinenband)		—	7.50
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)		—	10.—
Jenseits von Gut und Böse		4.—	5.—
Zur Genealogie der Moral		2.75,	3.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner		1.—	2.—
Götzen-Dämmerung		1.50,	2.50
Einbanddecken kl. 8°: zur Gesamtausgabe und zu den Einzeldrucken pro Decke			1.—

Einzeldrucke in Miniaturformat.

Also sprach Zarathustra.		Gedichte und Sprüche.	
Broschiert	6.—	Grün Leder	8.—
Amerik. Leinen „ 7.—	Echt Pergament „ 8.50	Broschiert	4.—
		Grün Leder	6.—
		Amerik. Leinen „ 5.—	Echt Pergament „ 6.50

Einbanddecken zu den Miniatur-Ausgaben:
Amerikanisch Leinen 1.—, echt grün Leder 2.—, echt Pergament 2.50.

Gross 8° Ausgaben siehe Vorderseite.

Nietzsche-Porträts.

Kabinett-Photographie 1872 (Zeit der Professur in Basel) *M* 2.—
Kabinett-Photographie 1882 (Zarathustrazeit) „ 1.75

Die fortwährend eingehenden Anfragen nach Adressen für den Bezug der verschiedenen graphischen und plastischen Kunstwerke über Friedrich Nietzsche veranlassen die Verlagsbandlung, die hervorragendsten dieser Schöpfungen unter Angabe der Originalpreise und der direkten Bezugsquellen nachstehend bildlich vorzuführen.



Nietzsche-Orig.-Radirung

von Prof. Hans Olde in Weimar.

5 Drucke von der unverstählten Platte
(vergriffen) à *M* 1000.—
25 Künstlerdrucke, Japanhandpapier à *M* 185.—
250 Drucke vor der Schrift à *M* 18.—
Plattengröße 13:18 cm
Papiergröße 28:37 cm

Direkter Bezug: Kunstverlag von Fritz Gurlitt in
Berlin W., Potsdamer Strasse 41 II.

Nietzsche-Statuette

von Bildhauer Arnold Kramer
in Dresden.

Ganze Statuette, Gypsabguss à *M* 40.—
Ganze Statuette, in Bronze „ 400.—
Ganze Statuette, Bronze, versilbert „ 450.—
Höhe 37 cm, Sockel 27:32 cm.
Büstenform (mit Fuss aus Onyx), oberer
Teil der Statuette in Bronze à *M* 130.—
— in Bronze, versilbert „ 160.—

Der Gypsabguss zu *M* 40.— ist von Gebr. Weschke
in Dresden, Zirkusstrasse 45, sämtliche Bronzegüsse da-
gegen sind von dem Bildhauer Arnold Kramer in Dresden,
Terrassenufer 5, direkt zu beziehen.



Nietzsche-Relief

von Bildhauer Julius Drexler
in München.

In Bronze mit Holzrahmen à *M* 150.—
„ „ ohne „ „ 110.—
„ Hartgussmasse m. Holzr., Bronze imit. „ „ 50.—
„ „ ohne „ „ „ „ 20.—
Höhe mit Holzrahm. 55 cm, ohne Holzrahm. 45 cm.

Direkt zu beziehen durch Bildhauer Julius Drexler
in München, Neureutherstrasse 21 III.



Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Isabelle Freifrau von Ungern-Sternberg.

Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift.

Mit 2 Kunst- und 29 graphologischen Beilagen.

Gross 8°. 12 Bogen. Brosch. Mark 6.—, geb. Mark 7.50.

Nach kurzem geschichtlichem Ueberblick führt die Verfasserin den Leser in das Wesen der Schriftdeutungskunde ein, schildert sodann in glühenden Worten ihr Zusammenreffen mit Friedrich Nietzsche im Oktober 1876 und schweigt in Erinnerung schöngeistiger Unterhaltung mit dem grossen Dichter-Philosophen. — An der Hand von 29 zum grössten Teil unveröffentlichten Faksimiles zeigt Freifrau von Ungern-Sternberg Nietzsches Entwicklungsgang von seiner Jugendzeit bis zum Ende seines Schaffens und führt den Beweis, dass bei ihm von einer erblichen Belastung keine Rede sein kann.

Des Weiteren wird mit Hilfe der Graphologie Nietzsches geistiges Verhältnis zu Richard Wagner, Frau Cosima Wagner, Jacob Burckhardt, Graf Gobineau, Erwin Rhode, Peter Gast, C. von Gersdorff, Nietzsches Vater, Mutter und Schwester, sowie zu Goethe, Beethoven, Napoleon I. und Bismarck eingehend besprochen. Von all den Genannten sind tadellose Faksimiles beigelegt, welche neben der Reproduktion der Oldeschen künstlerisch vollendeten Radierung Friedrich Nietzsches, sowie der Beigabe eines Nietzschebildes aus der Zarathustrazeit, schon die Anschaffung des Buches von selbst empfehlen.

Heinrich Driesmans.

Die plastische Kraft

in Kunst, Wissenschaft und Leben.

Gross 8°. 14 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Der Verfasser dieses Buches betrachtet die Kunst, die Wissenschaft und das Leben, mit welch' letzterem die beiden ersteren sich durchdringen und in dem sie aufgehen müssen, wenn sie ihrer wahren Bestimmung genügen sollen, als erzeugt und getragen von derselben plastischen Kraft, welche den menschlichen Leib gebildet und im Zeugungstrieb noch fort und fort Menschenleiber zu bilden bestrebt ist; künstlerisches Vermögen und Wissensdrang sind ihm nur erhöhte, vergeistigte Abwandlungen dieses Triebes. Er hat sich an das kühne Unternehmen gemacht, von der Kunst der Kunstwerke zur Kunst des Lebens die Brücke zu schlagen und der heute allein gewerteten akademischen Wissensbildung, der Gelehrsamkeit, der Gefühlsbildung, das lebendige Wissen als ein Höherwertiges, als die Bildung der Zukunft entgegenzustellen. Dem wissenschaftlichen Streben wie dem künstlerischen Vermögen muss der innere plastische Trieb zu Hülfe kommen, wenn beide nicht bloss „Technik“ bleiben, sondern zu wahrer höherer Bildung führen sollen. Die Ursache der Entartung in Kunst, Wissenschaft und im modernen Leben überhaupt findet der Verfasser in der Erkrankung und dem Verfall der plastischen Kraft des modernen Menschen. Diese wieder zu entfachen und ihr die Wege zu einer neuen höheren Lebensform zu erschliessen, hat er sich in dem vorliegenden Buche zur Aufgabe gesetzt.

Es gibt kraftgeniale Denker, wie es kraftgeniale Dichter gibt — und gerade unter den Modernen finden sich beide ziemlich genug vertreten. Dass Driesmans zu ihnen gehört, beweisen schon die Überschriften der einzelnen Paragraphen in der Inhaltsangabe. — Das Buch wirkt anregend, ist originell und in keiner Weise schablonenhaft.

Rudolf von Gottschall.

Ein ausgezeichnetes Buch, welches mit kritischem Scharfblick die Schattenseiten des modernen Kulturlebens erkennt und aus einer reichen Fülle von Kenntnissen heraus Mittel zur Sanierung der kulturkranken Staaten und Völker empfiehlt. — Die Darstellung ist eine durchaus vornehme. Das Buch bietet eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Neue Musik-Zeitung.

Das Buch hat den für derartige Bücher nicht häufigen Vorzug, von Anfang bis zu Ende zu fesseln, ohne zu ermüden; es dürfte ohne Bedenken als eine der wertvollsten Schriften, die durch die Gedanken Nietzsches und die Bestrebungen Egidy's angeregt sind, zu bezeichnen sein.

Versöhnung.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

* * *

Die Erlösung vom Dasein.

Gross 8°. 19 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Jedenfalls ein höchst merkwürdiges Buch, das so leicht seines gleichen nicht haben wird. Ein Basler Bandfabrikant, Sohn eines angesehenen Patriziergeschlechtes, schrieb es und zwar als Abrechnung mit der positiv-christlichen Weltanschauung. Von Haus aus Laie, hat er nicht geruht, bis er seine Kenntnisse zur selbstständigen Teilnahme an der philosophischen Gedankenarbeit erweitert und bereichert hat. Ein sicheres Denkvermögen und die Gabe lebhafter Anempfindung erheben diese Aufzeichnungen eines „Dilettanten“ weit über den Bereich unsicherer Tastversuche zu einem Werke von allgemeiner, bleibender Bedeutung; stellte er doch eine zwingende Auseinandersetzung über das Erlösungsproblem dar, zudem im anziehenden Gewande einer edlen Sprache! Kein Feinschmecker philosophischer Literatur sollte an diesem eigentümlichen Buche achtlos vorbeigehen: denn gerade die seltsam laienhafte Herkunft, die aber eben durch die nachträglich erworbene souveräne Sachkenntnis vollständig überwunden ist, verleihen diesem Lebensbekenntnis eine fesselnde Ursprünglichkeit. Wer einmal an einem interessanten Beispiele studieren will, wie die Widerspiegelung der originalen Gedankenproduktion in zunächst nur rezeptiven Naturen zu einer eigenen selbstständigen Schöpfung gedeihen kann, greife nach diesem Bande.

Prof. Dr. Alexander Tille.

Deutsche Lyrik von Heute und Morgen.

Mit einer geschichtlichen Einleitung.

Klein 8°. LXXVII u. 183 Seiten. Brosch. Mark 2.50, geb. Mark 3.50.

... So bildet das ganze Buch zugleich ein Glaubensbekenntnis des Herausgebers, und gerade darauf beruht sein Hauptvorzug: seine Einheitlichkeit und Geschlossenheit, gerade deshalb ist es jedem, der die Dichtung der Gegenwart kennen lernen will oder muss, unentbehrlich.

Gymnasium.

... Dies Buch ist eine treffliche Einführung in die moderne Lyrik ... Die Auswahl ist geschickt getroffen, sie enthält nur wenig, das Andersdenkende direkt verletzen und abstossen könnte ... Dankenswert sind auch die Notizen, die Tille am Schlusse über das Leben und die Werke der in dem Büchlein vertretenen Dichter gibt, sowie die zur weitergehenden Lektüre ladenden Quellenangaben bei den einzelnen Gedichten.

Christliche Welt.

Prof. Dr. Alexander Tille.

Von Darwin bis Nietzsche.

Ein Buch Entwicklungsethik.

Gross 8°. 20 Bogen. Brosch. Mark 4.50, geb. Mark 6.—

In diesem Buche unternimmt es der den deutschen Lesern wohlbekannte Verfasser, zum ersten Male ein übersichtliches Bild von einer der mächtigsten Bewegungen in den modernen Weltanschauungskämpfen der germanischen Stämme zu zeichnen. Wenn überhaupt Jemand berufen ist, den Werdegang der Entwicklungsethik in Deutschland und England während des letzten Menschenalters darzustellen, so ist es sicher der Autor. Nach Herkunft und Bildungsgang ein Deutscher und Schüler Wundt's, und seinem Beruf nach seit einem halben Jahrzehnt Dozent an einer der grössten britischen Universitäten, hat er seit geraumer Zeit, wie kaum ein zweiter, mitten in dem Austausch des Geisteslebens zwischen beiden Völkern gestanden und darf daher als der berufenste Berichterstatte über dieses Gebiet gelten.

Die 2. Auflage ist in Vorbereitung.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. phil. Meta v. Salis-Marschlins.
Philosoph und Edelmensch.
Ein Beitrag
zur Charakteristik Friedrich Nietzsche's.

Gross 8^o. 7 Bogen. Brosch. Mark 3.—, geb. Mark 4.50.

Die Verfasserin dieser Schrift gehört zu den ältesten Anhängern von Nietzsche's Hauptlehren der späteren Zeit. Seit 1884 mit dem Philosophen persönlich bekannt, hat sie bis zum Beginn seiner Erkrankung mündlich oder schriftlich mit ihm in Verkehr gestanden. Seither mit Interesse der Verbreitung seines Ruhmes und dem raschen Anwachsen der Nietzsche-Literatur folgend, hält sie jetzt den Zeitpunkt für gekommen, ein erstes Wort von ihrem Standpunkte aus mitzureden.

Dr. Max Zerbst.

Nein und Ja!

Antwort auf Dr. Hermann Türcks Broschüre:
Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege.

Gross 8^o. 6 Bogen. Broschiert Mark 1.—.

Dr. Zerbst wendet sich in seinem Buche gegen den Angriff, mit welchem Dr. Hermann Türck Friedrich Nietzsche und seine Philosophie blosszustellen suchte. Dieser Angriff wird als ein Versuch mit untauglichen Mitteln bezeichnet und möglichst durch Zitate aus Nietzsche selbst zurückgewiesen.

Dr. Friedrich Kurt Benndorf.

Hymnen an Zarathustra und andere Gedicht-Kreise.

Mit musikalischen Beigaben.

8^o. 9¹/₂ Bogen. Brosch. Mark 2.—, geb. Mark 3.—

Die Gedichtsammlung wird nicht verfehlen, mit ihrem tief sinnigen Inhalte, ihrer durchaus originalen, zu den feinsten Seelenstimmungen abgeschatteten Sprache die Aufmerksamkeit aller zu fesseln, die für seltene und innige Wirkungen lyrischer Dichtkunst ein Organ besitzen. Der Dichter hat in einem Teile der Gedichte den Geist der Stimmung dadurch zu erweitern gesucht, dass er sie in musikalischen Motiven ausklingen liess.

Dresdner Anzeiger.

Paul Lauterbach.

Aegineten. — Gedanke und Spruch.

Klein 8^o. Preis Mark 1.—.

Unbedeutend sind diese kurzen Epigramme nicht. Das Büchlein ist dem Meister des Zarathustra gewidmet und auch ohne diesen Hinweis würde man sofort erkennen, dass der Verfasser ein Schüler Nietzsche's ist.

Magazin.

Die Sammlung teilt den Vorzug aller guten Werke dieser Art, den nämlich, dass wir beim Lesen meinen verkörpert zu sehen, was wir als dunkles Problem halb unbewusst in uns tragen.

Vossische Zeitung.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Paul Mongré.

SANT' ILARIO.

Gedanken aus der Landschaft Zarathustra's.

Gross 8°. 24 Bogen. Brosch. Mark 6.50, geb. Mark 8.50.

... Der Verfasser scheint in allen Wissenschaften und Künsten zu Hause zu sein ... Mongré ist auf der Suche nach immer neuen Anregungen und Aufregungen ... Er bemüht sich, die Persönlichkeit von jedem Zwang der Logik, der Gewöhnung, der Moral und der Religion zu befreien und löst dabei die Kontinuität der Person selbst auf ...
Preussische Jahrbücher.

Vielleicht das geistvollste Buch, das seit den Zarathustrabüchern erschien. Ein auffallend reifer Kopf, ein Geist auf der höchsten Höhe der Ironie spricht sich über alle Fragen des Lebens in Aphorismen aus.
Neue Deutsche Rundschau.

... Jedenfalls liegt hier ein merkwürdigster Fall literarischen Illusionismus vor, eines der erstaunlichsten Taschenspielerkunststücke ...
Gesellschaft.

... Daher werden nur stark differenzierte, innerlich zerlegte Menschen Genuss von der Lektüre haben. Sie aber seien mit Nachdruck auf das Buch hingewiesen ...
Westermann's Monatshefte.

... Ich habe bereits gesagt, dass das Buch voll gescheidter Einfälle und kühner Gedanken stecke. Aber auch von jenem Raffinement des Fühlens ist es erfüllt, in dem die perversen Instinkte des echten Neurasthenikers sich kund zu geben pflegen ...
Berner Bund.

Paul Mongré.

DAS CHAOS

in kosmischer Auslese.

Gross 8°. 14 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

... Die ganze Art der Entwicklung und Beweisführung verrät einen selbstständigen Kopf ...
Litterarisches Centralblatt.

... Inzwischen gewährt uns das verwegene Werk ein eigenartiges Vergnügen, sowohl durch die blendende Kunst seiner Dialektik, wie durch die Formulierung seiner Ergebnisse ...
Gesellschaft.

Das mit mathematischem Scharfsinn abgefasste Buch enthält die Grundlegung eines vielfach auf Kants Idealismus zurückgreifenden erkenntnistheoretischen Radikalismus.
Kantstudien.

Es ist ein erkenntnistheoretischer Radikalismus, der zu einer vollständigen Zersetzung unserer kosmozentrischen Vorurteile führt, wie es schon früher mit dem geozentrischen und anthropozentrischen Aberglauben geschehen ist ...
Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.

Albert Kniepf.

Theorie der Geisteswerte.

Gross 8°. 11 Bogen. Brosch. Mark 3.—, geb. Mark 4.—.

Kniepf fegt mit einem scharfen Besen, wird aber nicht nur den Erfolg haben, dass man ihn liest. Er wird anregend auf alle künstlerischen Geister wirken.

Wir würden dem Verfasser und seinem Buche schweres Unrecht zufügen, wollten wir unterlassen, anzuerkennen, dass seine Kritik des kirchlichen Dogmatismus allenthalben zutrifft.
Hamburger Signale.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. Mathieu Schwann.

SOPHIA.

Sprossen zu einer Philosophie des Lebens.

Gross 8^o. 16 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. 5.50.

Egoismus — Altruismus, Aristokratie — Demokratie, Individualismus — Sozialismus, Jugend — Alter, u. s. w. — lauter Schlagworte unserer bewegten Zeit! Scharen von Kämpfern ziehen aus und sammeln sich nach irgend einer gegebenen Parole! Aber wo bleibt der Mensch, fragt man sich bei diesem Beginnen!

Stark und fest auf dem Boden unserer Erde stehend, ruft der Verfasser von seinem Standpunkte uns zu: Die letzte und schönste Aussicht des Menschen ist der Mensch selbst; ihn zu suchen sei seine erste und letzte Aufgabe und es lasse sich Niemand blenden durch die kühne Reizung der Zwischenspiele, wie sie in den genannten Schlagwörtern verhüllt auftreten, damit er nicht in die Irre gehe und das höchste, edelste, vornehmste Lebensziel: Menschenwille, Menschensehnsucht, Menschenliebe aus den Augen lasse.

Als ein tiefer, redlicher Geist erweist sich Mathieu Schwann in seiner Schrift: *Sophia*. Es ist kein Buch für die grosse Menge; wer aber nicht ablassen kann, immer von neuem über die ethischen Rätsselfragen zu sinnen, der wird sich dem befruchtenden Einfluss dieser ernstesten Gedanken nicht entziehen können. Auch Schwann ist durch Nietzsche's Schule gegangen, doch er hat noch manchem anderen Lehrer gelauscht, am meisten aber dem eigenen Wahrheitstrieb, und sein Denken steht in beständiger Berührung mit dem Leben. . . .

Litterarisches Echo.

Dr. Karl Ad. Brodtbeck.

Geistesblitze grosser Männer

für freie Denker gesammelt.

Gross 8^o. Broschiert Mark 3.50, gebunden Mark 4.75.

Diese Prosa-Anthologie geistvoller Aussprüche der bedeutendsten Staatsmänner, Philosophen und Dichter eignet sich vorzüglich zum Festgeschenk für Politiker, Gelehrte und Literaten, vor Allem auch für die Freunde Nietzsche'scher Philosophie.

Die Geistesblitze enthalten systematisch gruppierte Aussprüche folgender Männer:

Biedermann, Bismarck, Björnson, Börne, Büchner, Bulle, Burckhardt, Campanella, Carrière, Dickens, Droysen, Epikur, Feuerbach, Fichte, Freytag, Friedrich II., Giesebrecht, Goethe, Gregorovius, Grün, v. Hartmann, Henne am Rhyn, Humboldt, v. Ihering, Jäger, Jean Paul, Kant, Lange, Lasker, Lessing, Lichtenberg, Lippert, Luther, Macaulay, Mill, Mirabeau, Mommsen, Montaigne, Moser, Nietzsche, Pestalozzi, Pindar, Rabener, v. Ranke, Schäffle, Schefer, Scherr, Schiller, Schopenhauer, Scott, Shakespeare, Spinoza, Stein, v. Sybel, Treitschke, Vischer, Georg Weber, K. S. Weber, Widmann.

Die Sammlung ist eingeteilt in die Hauptgruppen:

Kultur, Geschichte und Staat. — Staat und Kirche. — Zweifel und Aufklärung. — Religion. — Aphorismen. — Das Weib. — Aus der moralischen Welt. — Anfangsgründe unserer Moral. — Vom Genie. — Woher? Wozu? Wohin?

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Epitome
der
Synthetischen Philosophie Herbert Spencer's
von
F. Howard Collins.

Mit einer Vorrede von **Herbert Spencer.**

Uebersetzt von **Prof. Dr. J. Victor Carus.**

Gr. 8°. 46 Bogen. Preis broschiert Mark 11.—, gebunden Mark 13.—

Es ist ein grosses, unbestrittenes Verdienst F. Howard Collins', von Herbert Spencer's „Synthetischer Philosophie“, welche ausser den „Allgemeinen Grundlagen“ bis jetzt in neun Bänden durch verschiedene Erkenntnisgebiete ausführlich dargelegt und entwickelt ist, einen mit grosser Umsicht und äusserster Gewissenhaftigkeit gemachten Auszug verfasst zu haben. Die immer grössere Verbreitung und weitere Anerkennung findende, dem Dogmatismus der älteren Schulphilosophie nicht sklavisch folgende, indessen mit ihm nicht vollständig brechende Philosophie Herbert Spencer's, welcher die evolutionistische Lehre seines grossen Landsmannes Charles Darwin, sie auf das Geistesleben und die daraus sich ergebende Weltanschauung in folgerechter und erfolgreicher Weise anwendend, weiter philosophisch begründet und dadurch zu äusserst wertvollen Ein- und Ausblicken geführt hat und noch weiter zu führen bestimmt ist, wird in Collins' „Epitome“ dem Leser in knapp gehaltener, streng dem Gedankengang Spencer's folgender Form dargelegt und bietet damit sowohl eine sicher orientierende Einleitung in das System Herbert Spencer's als einen zuverlässigen Führer durch dasselbe dar.

Dass die Epitome in weiteren Kreisen willkommen war, beweist ihre bisherige Verbreitung in fünf englischen, einer amerikanischen, einer russischen und zwei französischen Ausgaben bez. Uebersetzungen. Ihnen reiht sich nun die von Prof. J. Victor Carus besorgte deutsche Ausgabe an.

Prof. Dr. D. Franz Overbeck.

Christlichkeit der Theologie.

2. Auflage.

8°. 15 Bogen. Broschirt Mark 3.50, gebunden Mark 4.50

Die Wiedererscheinung obiger Schrift, die vor dreissig Jahren Prof. Dr. D. Overbeck in Basel unter dem Titel: „Die Christlichkeit der heutigen Theologie“ als Zwillingsgeschwister von Nietzsche's erster Unzeitgemässer Betrachtung auf den Plan treten liess, ist in ganz einzigartiger Weise berufen, wirksam in diejenigen Strömungen im modernen Geistesleben einzugreifen, die zur Zeit recht eigentlich an der Tagesordnung sind. Hat doch das jetzt im Neudruck erscheinende Schriftchen vor der „modern-theologischen Bewegung“ das eine voraus, dass es vor dem Beginn dieser Bewegung bereits scharfsinnig und zwingend alle die Gesichtspunkte feststellte, von denen aus eine erschöpfende Beurteilung gerade dieser heutigen Kultursymptome sich gewinnen lässt. Und da nun der Verfasser in einem ausführlichen Vor- und Nachwort den Neudruck vollends auf die Höhe einer Tageserscheinung erhob, hat die kleine Schrift die ungewöhnliche Bedeutung, die ihr vom Tage ihres Erscheinens an zukam, nicht nur seither nicht eingebüsst, sondern jetzt erst recht erhalten.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. Eugen Dühring.

Die Grössen der modernen Literatur.

Populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt.

I. Abt. 2. Aufl. Gross 8^o. 18³/₄ Bogen. Brosch. Mark 6.—, geb. Mark 7.25
II. Abteilung. „ 8^o. 26³/₄ „ „ „ 8.—, „ „ 9.50
Beide Bände zusammen bezogen: „ „ 13.—, „ „ 15.75

Nach einer allgemeinen weltliteraturgeschichtlichen Einleitung und nach einem etwas näheren Eingehen auf Dante, Cervantes und Shakespeare und auf sonstige Vorkommnisse wie Molière, werden ausführlich Voltaire, Goethe und Bürger behandelt, wobei die Schriftsteller zweiter Ordnung nur kurz zur Erwähnung kommen.

Die zweite Abteilung enthält ausführlich Rousseau, Schiller, Byron und Shelley, woneben die Schriftsteller von weniger hohem Range, wie in der ersten Abteilung, nur kurz gekennzeichnet werden und auf die neuesten nur gedrängt orientierende Bemerkungen entfallen.

Jedes Buch Dühring's darf von vornherein des Interesses der weitesten Kreise sicher sein; das vorliegende Werk hat aber um so mehr ein allgemeines Aufsehen erregt, als uns der berühmte Autor darin auf sein populärstes Gebiet führt, welches er, abgesehen von gelegentlichen Nebenbemerkungen in seinen früheren Schriften und abgesehen von seiner Lessingbroschüre, bisher noch nicht betreten hatte; und auch hier öffnet er neue und überraschende Perspektiven, so dass nicht nur die Würdigung einzelner Schriftsteller, sondern überhaupt die Behandlung literarhistorischer Fragen im Anschluss an dieses Werk wesentlichen Aenderungen unterliegen dürfte.

Dr. Eugen Dühring.

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus.

Vierte, neubearbeitete und stark vermehrte Auflage.

4. Aufl. Gr. 8^o. 42 Bgn. Brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

. . . Dieses Buch behauptet schon seit einem Vierteljahrhundert seinen Platz als erstes und wirklich kritisches Geschichtswerk über Nationalökonomie und Sozialismus und ist vom Verfasser auch diesmal durch neue Ergebnisse seines Denkens und Forschens noch vollkommener gestaltet . . . Das Werk ist zum Selbststudium geschaffen und, wie alle Dühring'schen Schriften, durch neue Methoden der Forscherschätzung und schärfster Unterscheidung, durch Vertretung neuer Wahrheiten, sowie durch populäre und lebensvolle Darstellung ausgezeichnet, und nirgends wird man das seltene Streben, den Leser auf kürzestem Wege zu entscheidendsten Einsichten gelangen zu lassen, vermissen . . . Wer nur wenig von Büchern hält, um sich desto eifriger auf die Lektüre weniger aber trefflicher Schriften zu konzentrieren, wird diesen meinen Hinweis auf ein Buch zu beherzigen wissen, aus dem sich schon mancher eine solide volkswirtschaftliche und soziale Bildung geholt, sei er nun Staatsmann oder Militär, Lehrer oder Kaufmann, Student oder einfacher Arbeiter. Echo.

. . . Das Buch ist reich an origineller Auffassung, an kritischer Durchdringung der behandelten Schriftsteller und Systeme: es geht ersichtlich überall auf die Quellen zurück.

Literarische Mitteilungen der Annalen des Deutschen Reiches.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. Eugen Dühring.

Sache, Leben und Feinde.

Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämtlichen Schriften.

Mit seinem Bildnis. **Zweite**, ergänzte und vermehrte Auflage.

Gross 8°. 34 Bogen. Broschiert Mark 8.—, gebunden Mark 9.75

Sache an der Spitze des Titels besagt, dass dies das Programm und Propaganda-Werk und hiermit die zentrale Darstellung aller leitenden und einleitenden Hauptideen des Verfassers ist. Auch die Darstellung der Hauptzüge seines Lebens dient nur als Anknüpfungspunkt für reformatorische Ideen über Erziehung und Schule, Studium und individuelle wie allgemeine Lebenshaltung. Die weiteren Schicksale, unter ihnen der Konflikt mit den Universitäten, werden ebenfalls im Sinne des Kampfes für wissenschaftliche und personalistisch soziale Emanzipation behandelt. Ueber diesen reformatorisch gestalteten Lebensgehalt hinaus tragen alsdann die eigentlich systematischen Kapitel, in denen gewissermassen eine Umschaffung der Wissenschaft und, soweit es mit dieser möglich, eine vollkommene Gestaltung des privaten und öffentlichen Lebens vertreten wird. Dem bisherigen Sozialismus, dem Kommunismus und Anarchismus setzt der Verfasser seinen emanzipatorischen Personalismus entgegen. Allgemeine Hauptsache bleibt aber eine Denk- und Wissensreformation, sowie eine Darbietung von Mitteln, sich den zersetzenden Zeiteinflüssen gegenüber selbständig und fest zu machen. Durch all das ist dieses kurzweg als Sachbuch zu bezeichnende Werk des Verfassers unter allen seinen andern das geeignetste, auf dem kürzesten Wege damit bekannt zu machen, was und wofür er in der Welt gearbeitet hat und wofür er mit seinen Schriften und mit seinem Leben eingetreten ist. Obwohl die zweite, die neuesten Jahrzehnte bis zur Gegenwart mitbehandelnde Auflage über sechs Bogen mehr bietet als die erste, ist dennoch der Preis behufs weiterer Verbreitung nicht erhöht, also ungewöhnlich billig (noch nicht 24 Pfennig der Bogen) angesetzt worden.

Dr. Eugen Dühring.

Robert Mayer

Der Galiläi des neunzehnten Jahrhunderts.

I. Teil: Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. 2. Aufl.
Mit Robert Mayers Porträt in Stahlstich.

Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.—

II. Teil: Neues Licht über Schicksal und Leistungen.

Brosch. Mark 2.50, geb. Mark 3.50

Beide Bände zusammen bezogen: Brosch. Mark 5.75, geb. Mark 7.75

Dr. Emil Döll.

Eugen Dühring.

Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf. Eine populäre Gedenkschrift aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr. Mit Dühring's Bildnis in Lichtdruck.

Gross 8°. 6 Bogen. Broschiert Mark 2.—

In dieser Schrift giebt der Verfasser, dessen Name durch Dühring's „Sache, Leben und Feinde“ sowohl, als auch durch die Adressbewegung zu Dühring's 25jähriger Schriftstellerwirksamkeit 1886 in interessierten Kreisen längst bekannt ist, zum ersten Male ein getreues, gedrängt gezeichnetes Bild dieser universellen Persönlichkeit. Kein Anderer als er konnte zu dieser schwierigen Aufgabe berufen sein. **Deutsches Volksblatt.**

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. Max Zerbst.

Die Philosophie der Freude.

Preis brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.—.

Dieses Buch tritt mit Klarheit und unerbittlicher Logik für die einzige zukunftsverbürgende Lebensmacht ein, die es in der Welt „Mensch“ gibt, die unbedingt „Ja“ sagt und allein imstande ist, uns aus den Abgründen des Pessimismus und aller moralischen Verlogenheit zu retten.

Der ganze Leid-Grund der kulturkranken Menschheit wird dabei blossgelegt und ein neuer Gedanke kommt darin zum Ausdruck: die Lehre von der schöpferischen Kraft der Freude, von der unvergleichlichen Lebensfunktion der Lust, deren Bedeutung in ihrem Doppelwerte als zugleich natürlichstes Mittel und höchster Zweck alles Menschen-Lebens und Menschen-Strebens nachgewiesen wird. Das Werk ist für jeden Gebildeten ohne weiteres verständlich.

Poul Bjerre.

Der geniale Wahnsinn.

Aus dem Schwedischen übersetzt.

Preis broschiert Mark 2.25, gebunden Mark 3.—.

Den Autor hat das Schicksal Nietzsches gefesselt. Er schliesst sich nicht der Auffassung von Möbius an, der über des Philosophen Krankheit schreibt, ohne dessen Persönlichkeit zu verstehen. Selbst Arzt, verneint Bjerre keine ärztlichen Tatsachen, wendet sich aber gegen die übliche Verwertung derselben.

Nach seiner Meinung ist es falsch ein Werk herabzusetzen, weil es aus krankhaftem Seelenzustand heraus geboren wurde. Die Krankheit ist ein Gesichtspunkt des Arztes, doch das Leben rechnet mit anderen Werten als der Arzt. Es wird zu zeigen versucht, wie die Krankheit keinen Schatten über die Werke N.'s wirft — wie die Kenntnis von ihr nur seine Tragödie tiefer und schöner macht. Dass Werke, die in einem Zustande innerer Auflösung geschaffen sind, von Bedeutung für die Menschheitsentwicklung sein können, will das Buch verständlich machen.

Dr. Franz Nic. Finck.

Weltfremd — Weltfreund.

Klein 8°. Broschiert Mark 2.—.

Als Ganzes trägt das Werk einen epischen Charakter, während im Einzelnen meist die lyrische Form vorherrscht; der gewandte und elegante Versbau erscheint durchaus als das Werk eines phantasievollen Dichters, der tief sinnige Inhalt dagegen lässt auch den gedankenreichen Philosophen leicht erkennen.

Hamburger Fremdenblatt.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Carl Martin.

Das Evangelium vom neuen Menschen.

(Eine Synthese: Nietzsche und Christus).

Klein 8°. 110 Seiten. Broschirt mit Pergamentumschlag: Mark 3.—
Gebunden in Leinen: Mark 4.—, in echt Leder: Mark 8.—

Ein bescheidenes Büchlein nur ist es, das hier erscheint, aber es wird sich den Weg zu Nietzsches Freunden bahnen. Wie so vielen ist auch dem Verfasser in dem schwankenden Treiben unsrer Tage der Zarathustradichter zum Führer geworden. Nur zaghaft ist er ihm anfangs gefolgt, und mit tiefem Schmerz sah er all das Fühlen und Denken seiner Jugendjahre zusammenstürzen. Aber unwiderstehlich zog ihn der Meister nach sich, und da er schliesslich wieder um sich sah, siehe da klang es wie alte, traute Weisen; nur der Schutt war weggeräumt und ewig jung sprach das Evangelium zu ihm vom neuen Menschen. So deutet er's nun seinen Brüdern.

Dr. J. Türkheim.

Zur Psychologie des Geistes.

Ueber Tier- und Menschengest.

Klein 8°. Broschirt Mark 3.—, gebunden Mark 4.—.

Der Verfasser stellt den genetischen Prozess dar, durch welchen Vorstellungen aus den Empfindungen entstehen und fragt dann weiter nach Verbindungen des Wissens mit Lernen, Denken und Glauben. Die Arten des Denkens, seine Beziehung zur Klugheit und Dummheit werden abgehandelt und schliesslich beantwortet der Verfasser die Frage — ob auch Tiere wissen — mit bestimmendem Nein.

Victor von Andrejanoff.

Welt-Gericht.

Klein 8°. Broschirt Mark 2.—

Diese neue Dichtung ist von Nietzsche's Geist getragen, — mehr; sie ist nichts anderes als eine poetische Paraphrase, eine hymnische Verherrlichung dieses Geistes. — Das Werk ist durch und durch Tendenz, aber es entschädigt durch seine feurige Kraft, die oft zu elementarer Grösse aufblüht. Ein köstlich einseitiges, ein gewaltiges Gedicht.
Magazin.

In dem öden Sandgetriebe, das der grosse Strom der Lyrik mitführt, wieder seit langem ein Goldkorn.
Berliner Tageblatt.

Das Weltgericht trägt an der Stirn ein Sonnenzeichen Zarathustras. Dieses Feuersiegel schliesst auch die Zeilen, und zwischen diesen Zeichen bereitet sich die reife Poesie eines echten Modernen warmherzig aus . . . Der Dichter vom Weltgericht führt ein Flamme im Munde . . .
Berliner Fremdenblatt.

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Prof. Dr. Adalbert Svoboda.

Gestalten des Glaubens.

Kulturgeschichtliches und Filosofisches.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Band I. Gross 8°. X. 334 Seiten . . Brosch. Mark 6.—, geb. Mark 7.50
Band II. Gross 8°. IV. 422 Seiten . . " " 7.—, " " 8.75
Beide Bände zusammen bezogen " " 12.—, " " 15.—

Prof. Dr. Ernst Häckel in Jena, der grosse Zoologe und Biologe, nennt in seinen „Welträtseln“ die „Gestalten des Glaubens“ „ein hochinteressantes, auf ausgedehnte Quellenstudien gegründetes, ausgezeichnetes Werk“ und verweist „für weitere Untersuchungen“ häufig auf das vortreffliche, von ihm mehrfach zitierte Werk.

Peter Rosegger betrachtet in seinem „Heimgarten“ „dieses gross angelegte Werk als das Lebenswerk eines originellen Denkers, eines Hochdenkers, der frei von hergebrachten Vorurteilen, kühn und stark seine einsamen Wege geht, und als eine Gedankenbahn voll Anregungen und Schönheiten. Es ist ein Vergnügen, darin zu lesen. Der Stil, ob er nun im ruhigen Ernst einherschreitet oder in heiterem Humor, in scharfem Sarkasmus leuchtet oder in den herben Ton der Entrüstung ausbricht — er ist klar, fein und von sprachgewaltiger Wirkung . . . Welch eine Fülle von überraschenden Gedanken! Trotz der Gelehrsamkeit nicht die Schrift eines Buchgelehrten, ein heisses Herz wogt durch seine Blätter, ein hohes Lied des Wohlwollens und der Liebe zu allen Wesen, ein gottinniges Werk!

Prof. Dr. Adalbert Svoboda.

Ideale Lebensziele.

Band I. Gross 8°. X, 391 Seiten . . . broch. M. 6.50, geb. M. 8.—
Band II. Gross 8°. VI, 512 Seiten . . . " " 9.—, " " 10.50
Beide Bände zusammen bezogen . . . " " 14.—, " " 17.—

Beinahe auf jeder Seite der beiden Bände befinden sich beherzigenswerte Nachweise und Bemerkungen. Und man muss sagen, Svobodas Werk ist eine für die Sache des freien Gedankens, auch auf politischem Gebiet, förderliche und nützliche Veröffentlichung. So hat dieses Werk seine praktische Berechtigung und ist ausserdem ein menschlich interessantes Dokument, da man überall durchspürt, mit welchem innersten Herzanteil der greise Verfasser es geschrieben hat.“

Dr. J. V. Widmann (Bund).

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Dr. Georg Groddeck.

Ein Frauenproblem.

Gross 8°. 112 Seiten. Brosch. Mark 2.—, geb. Mark 3.—

Der Verfasser spricht einleitend über die schablonenhafte Verallgemeinerung der gegenwärtigen Lebensführung, die ein gewisses Erstarren des von der Natur bedingten freudigen Ich-Lebens des Einzelnen bewirkt, beleuchtet ferner das Wesen der jetzigen nicht schaffenden, sondern nur auf Kenntnissen beruhenden Wissenschaft und beklagt die immer mehr um sich greifende Verweichlichung und Degeneration der heutigen Menschheit, wobei er zum Vergleich oft auf die Heilighaltung des Lebens seitens der alten Griechen, sowie ihre behre Auffassung der Kunst und Wissenschaft zurückgreift.

Im Gegensatz zu dem beengten Dasein des in seinem aufreibenden Berufe stehenden Mannes, dem hierdurch meistens eine freie Ausprägung seines Individuums versagt bleibt, schildert der Verfasser die bevorzugte Stellung des Weibes, dem als Mutter in reiner Lebensfreude längst die Möglichkeit unbeschränkter Selbstschaffens ohne Anwendung umfangreichen Wissensballastes gewährt ist! In Ausführung dieser Tatsache fordert Groddeck eine Neugestaltung der Erziehungskunst, in der vor allem dem Mädchen der Hang zur Leichtlebigkeit nach Art der Männerwelt genommen wird; es soll vornehmlich seitens der Mütter darauf hingestrebt werden, der Jungfrau nicht nur die sich von selbst geltendmachende Naturbestimmung zur Mutter zu lehren, sondern sie auch innerlich rechtzeitig auf ihren natürlichen Beruf vorzubereiten und zu vertiefen.

Das in überaus anziehender, knapper und edler Sprache geschriebene Buch wird in seinem schmucken, hochmodernen Gewande allen Mitarbeitern an diesem Teile der stets aktuellen Frauenfrage eine wirkliche Freude bereiten.

Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Die Sammlung „Kennst du das Land?“ will in zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Freunden des schönen Welschlandes anregenden Lesestoff bieten; sie wird denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lektüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideale und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen.

Band I. Auf Goethe's Spuren in Italien. I. Teil.

Oberitalien. Von Julius R. Haarhaus. Mit einer Karte.

Band II. Die Fornarina. Von Paul Heyse.

Band III. Volkstümliches aus Süditalien. Von Prof. Woldemar Kaden.

Band IV. Rom im Liede. Eine Anthologie. Von Gustav Naumann. Mit Illustrationen.

Band V. Aus dem Vatican. Ernstes und Heiteres. Von Hektor Frank.

Band VI. Sommerfäden. Hundstage in Italien. Von Prof. Gustav Floerke.

Band VII. Aus meinem römischen Skizzenbuche. Von Richard Voss.

- Band VIII. Auf Goethe's Spuren in Italien.** II. Teil: Mittelitalien. Von Julius R. Haarhaus. Mit einer Karte.
- Band IX. Auf Goethe's Spuren in Italien.** III. Teil: Unteritalien. Von Julius R. Haarhaus. Mit einer Karte.
- Band X. Alltägliches aus Neapel.** Von A. Kellner.
- Band XI. Im glücklichen Campanien.** Von Dr. R. Schoener.
- Band XII. Das Trinkgeld in Italien.** Von Dr. Rudolf Kleinpaul.
- Band XIII. Römische Kulturbilder.** Von Dr. Max Ihm.
- Band XIV. Mailand.** Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte. Von Dr. phil. et theol. Heinrich Holtzmann.
- Band XV. Die Pontinischen Sümpfe.** Von Alfred Ruhemann. Mit einer Karte.
- Band XVI. Hesperische Bilderbogen.** I. Teil. Von Konsul Aug. Kellner in Neapel.
- Band XVII. Hesperische Bilderbogen.** II. Teil. Von Konsul Aug. Kellner in Neapel.
- Band XVIII. Erzählungen aus Rom.** I. Teil. Von C. W. Th. Fischer.
- Band XIX. Erzählungen aus Rom.** II. Teil. Von C. W. Th. Fischer.
- Band XX. Die Architekturdenkmäler in Rom, Florenz, Venedig.** Von Prof. Dr. phil. D. Joseph in Brüssel.

Die Bände können in drei verschiedenen Ausgaben bezogen werden:
In broschierter Ausgabe zum Preise von Mark 2.50
In braunem Leinenband " " " " 3.—
In reichem Liebhaberband " " " " 4.—

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Urteile über: Kennst du das Land?

„Wie eine Erquickung empfinde ich es, dass ich diese Bücherschau nicht mit dem „Weheruf“ gegen den Materialismus in unserer Literatur zu schliessen brauche. Vor mir liegt ein Häuflein Bücher, allesamt Glieder einer Sammlung, deren Titel verlockend lautet: Kennst du das Land? Aus diesen Büchern dringt es wie lauter Sonnenschein.

Velhagen & Klasing's Monatshefte.

Zu der grossen Zahl deutscher Büchersammlungen ist in „Kennst du das Land?“ ein Unternehmen getreten, das die volle Aufmerksamkeit aller, die sich für das Land der Sehnsucht aller Deutschen, das schöne Welschland interessieren, vollauf verdient; die Sammlung erfüllt ihre nicht kleinen und leichten Aufgaben voll und ganz. Atelier.

Allen Freunden Italiens ist eine Sammlung zierlicher, mit feinem Geschmack ausgestatteter Bändchen gewidmet, deren stimmungsvoller Titel lautet: „Kennst du das Land?“. Die Idee ist ausgezeichnet und hat einen Vater, dessen sie sich nicht zu schämen braucht: Goethe trug sich mit dem Plan, mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, die alles, was er über sein geliebtes Italien zu sagen hätte, enthalten sollten. Und die, welche die Idee jetzt ausführen wollen, können nichts Besseres tun, als sich von dem Geiste des alten Goethe führen lassen. Schon der erste Band liefert uns davon einen schönen Beweis. Wir können der Sammlung die besten Auspizien für die Zukunft verkünden.

K. F. Koehler's Literarischer Katalog.





STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

JUN 30 2003
3 2004

